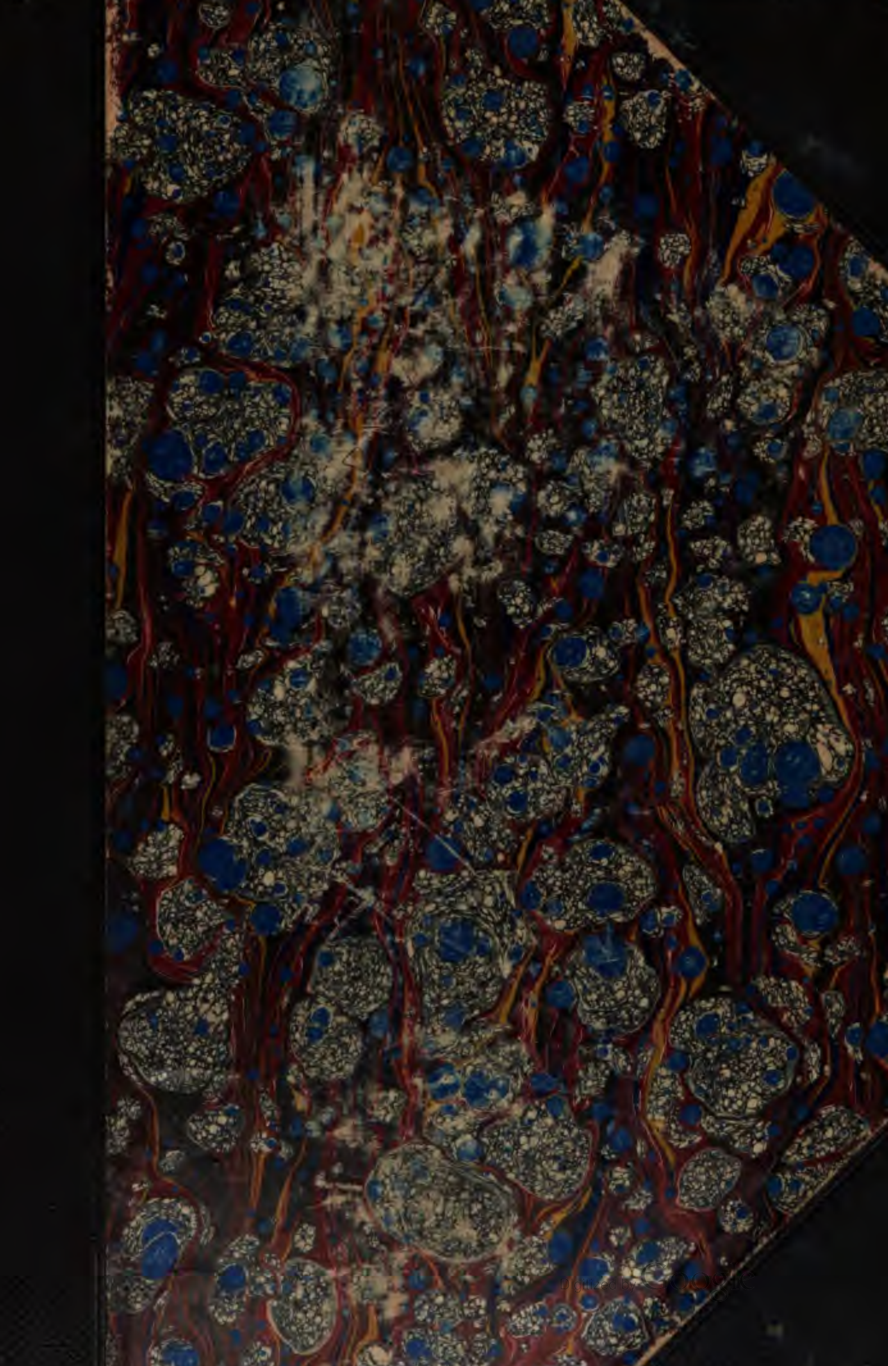
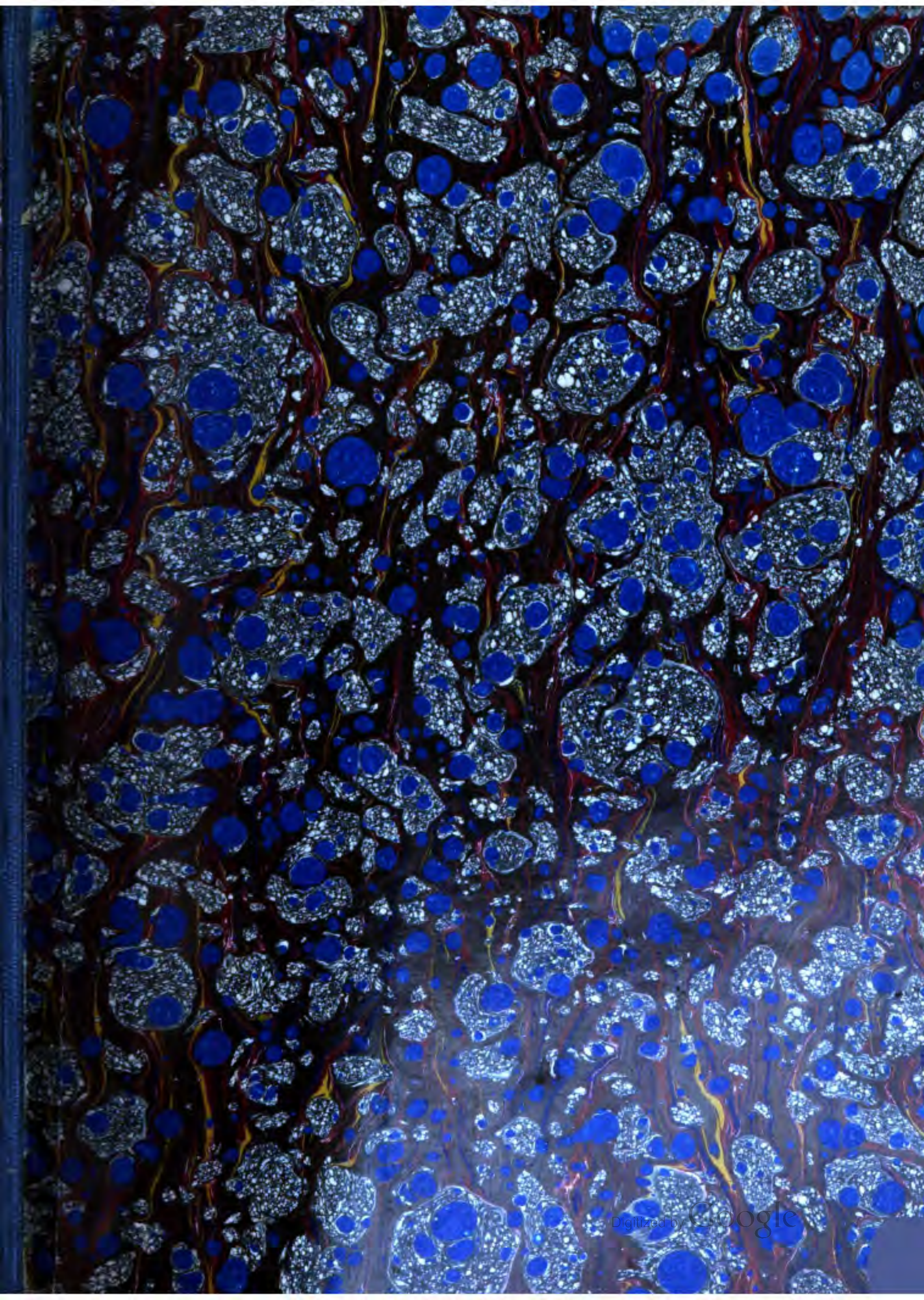




Sippurim.

Ghettosagen, jüdische Mythen und Legenden.

Volksausgabe.

Herausgegeben, revidirt und geordnet

von

J. Brandeis.



Prag.
Verlag von Jakob B. Brandeis.
1888.

K. k. Hofbuchdruckerei A. Haase, Prag.

Vorwort.

Dem Begründer der „Sippurim", meinem verewigten Schwiegervater Herrn Wolf Pascheles, mußte es zum besonderen Verdienste angerechnet werden, daß er bereits vor 40 Jahren in einer Zeit, wo das Feld der jüdischen Sagenliteratur noch brach darniederlag, mit der Idee hervortrat, unter dem Titel „Sippurim" und unter Heranziehung hervorragender Schriftsteller ein Werk zu schaffen, in welchem die sich an Thatsachen und Ereignissen vergangener Jahrhunderte knüpfenden jüdischen Sagen in lebendiger Frische und Anmuth dem Leser vorgeführt werden.

Die Herstellung dieses interessanten Werkes erheischte einen nicht geringen Kostenaufwand und consequenter Weise einen Preisansatz, demzufolge es nicht in alle Volkskreise zu dringen vermochte.

Um nun die „Sippurim", diesen Schatz von jüdischen Sagen und Erzählungen, Jedermann zugänglich zu machen, hat die gefertigte Verlagsbuchhandlung eine Volksausgabe veranstaltet, deren Preis die leichte Anschaffung derselben ermöglicht. Bei der zu diesem Zwecke nothwendig gewordenen Sichtung der „Sippurim" war der Herausgeber auch auf die reifere Jugend bedacht, damit auch ihr jenes herrliche Sagenbuch in die Hände

gegeben werden könne. Er hat deshalb alle verfänglichen, das sittliche Gefühl nicht allzusehr schonenden Erzählungen ausgeschieden, wie er überhaupt weniger Anziehendes, Chronistisches und Biographisches eliminirt, dagegen nur Fesselndes und Spannendes herausgehoben und systematisch geordnet hat.

So werden die „Sippurim" gewissermaßen geläutert als ein wahres Volksbuch erscheinen, in welchen Erlebtes und Erlittenes der Juden in trauriger Vorzeit, heroische Ghettogestalten mit dem Martyrium unerschütterlicher Glaubenstreue umstrahlt, dem Leser vor die Seele treten.

Prag, im October 1887.

Jakob B. Brandeis.

Die Juden in Böhmens Vorzeit.

Ankunft derselben in Böhmen.

Von S. Kohn.

Die Geschichte der Juden in Böhmens Vorzeit ist in tiefes Dunkel gehüllt. Die hervorragendsten Geschichtsforscher aller Zeiten sind im Streite darüber, wann die Juden nach Böhmen kamen, die möglicherweise vorhanden gewesenen jüdischen Quellen wurden bei mehreren Feuersbrünsten, von denen die Judenstadt namentlich im Jahre 1560 heimgesucht ward, vernichtet; und so dürfte es vielleicht nicht ganz ohne Interesse sein, wenn wir hier mehrere Notizen über die Geschichte der böhmischen Juden mittheilen. Sie sind der Abschrift eines Manuscriptes entnommen, welches sich in der berühmten Oppenheim'schen Bibliothek (bekanntlich jetzt das Eigenthum der Oxforder Universität) vorfand. Es wird dem Leser leicht werden, die Sagen ihres mythischen Gewandes zu entkleiden, und so den wahren Kern zu erkennen.

Einer alten Ueberlieferung zu Folge wird in dieser Schrift erzählt, soll schon zur Zeit des zweiten Tempels an der Stelle, wo jetzt Prag steht, eine blühende Stadt gestanden und sollen sich hier Juden aufgehalten haben. Die Stadt wurde aber später zerstört und die Einwohner vertrieben. Jedoch ist diese Nachricht durch das Dunkel, welches überhaupt über diesen Theil der Geschichte ruht, unverbürgt.

Libussa, die Prag im Jahre 730 erbaute, galt bekanntlich als eine Seherin; auf dem Todtenbette ließ sie ihren Sohn Nezamysl rufen und sprach zu ihm:

„Ich gehe heim zu meinen Vorfahren und will vor meinem Verscheiden dir Zukünftiges enthüllen. Wenn dein Enkel über mein Volk herrschen wird, wird ein fremdes, verstoßenes und bedrängtes Völkchen, das zu einem einzigen Gotte fleht, Schutz in unsern

Wäldern suchen. Mögen sie gastlich aufgenommen werden, möge dein Enkel ihnen Schutz verleihen; denn sie werden Segen bringen über die Fluren unseres Landes." — Sie starb; — doch ihre Prophezeiung lebte im Munde der Herrscher fort. Als mehr denn ein Jahrhundert nach Libussas Tode Hostiwit den Thron seiner Väter bestieg, erschien ihm diese im Traume und sprach: „Es ist die Zeit gekommen, wo meine Prophezeiung in Erfüllung geht, es wird ein kleines bedrängtes Völkchen, das zu einem einzigen Gotte fleht, hilfesuchend vor den Stufen deines Thrones erscheinen; nehme sie gastlich und gnädig auf, verleih' ihnen Schutz und Schirm."

Als im Jahre 850 sich die mächtigen Wenden über Litthauen und Moscovien ergoßen, die Einwohner verjagten, das Land eroberten und zu ihrem Wohnsitze erwählten, ward auch eine jüdische Gemeinde aus Moscovien vertrieben. Zehn Jahre durchirrten diese Unglücklichen heimatslos die Welt, sie langten in Böhmen an; des endlosen Wanderns müde, erbaten sie sich von dem Herrscher des Landes, Herzog Hostiwit, Gehör. Ihre Bitte ward gewährt und ihnen bedeutet, zwei der Aeltesten aus ihrer Mitte vor den Herzog zu schicken. Dieser empfing sie gnädig und sprach: „Wer seid Ihr und was ist Euer Verlangen?" Die Abgesandten fielen auf's Knie und sprachen: „Mächtiger Herzog! wir sind aus einem kleinen Volke, und nennen uns nach dem Stammvater unserer Nation — Abraham — Hebräer. Unsere Gemeinde zählt mit Weibern und Kindern 150 Köpfe. Wir lebten ruhig in einer moscovitischen Provinz, als ein mächtiger Feind kam, dasLand eroberte und die Einwohner vertrieb. Ruhelos durchzogen wir die weite Welt; die kalte Heide war unser Bett, der harte Stein unser Kissen, der blaue Himmel unser Dach. Wir sind ein ruhiges Volk, klein an Zahl und schwach an Kraft. Wir folgen der Lehre Moses; wir glauben an einen einzigen Gott, der allwissend, allmächtig, allgerecht und allerbarmend ist, und dessen Herrlichkeit erfüllt den ganzen Erdball. — Wir flehen demuthsvoll vor dir, o Herzog! es möge dir gefallen uns zu gestatten, uns hier niederzulassen und Hütten zu bauen. Dein Land ist weit genug und dein Volk scheint treu und bieder. Verleih uns deinen mächtigen Schutz, o Herzog! und wir werden treue Unterthanen sein, und zu unserem Gotte flehen, er möge dir und deinem Volke Ruhm und Sieg verleihen." Als die Abgesandten geendet, hatte der Herzog alsogleich erkannt, daß dieses dasjenige Volk wäre, dessen Ankunft ihm vorher verkündigt worden. Er sprach aber weislich: „Harret zwei Tage der Antwort.

Uebermorgen erscheinet vor mir, und ich werde Euch dann sagen, ob ich Euere Bitte gewähren kann."

Nächsten Morgen versammelte er alle Wladyken und sprach: „Meine Ahnfrau Libussa hat vor ihrem Tode prophezeit, daß ein Völkchen hilfesuchend zu uns kommen wird. Als ich den Thron bestieg, erschien sie mir im nächtlichen Traume, mir zu sagen, daß die Zeit nahe sei, wo ihre Prophezeiung in Erfüllung gehen wird, daß dieses unter meiner Regierung geschehen wird, und daß ich die Bedrängten, die einen einzigen Gott anbeten, im Lande dulden und ihnen Schutz gewähren solle. Sehet, gestern traten zwei Abgesandte einer Gemeinde vor mich, die dem uralten und ehrwürdigen Volke der Juden angehört. Sie baten um die Erlaubniß, sich in unsern Wäldern niederlassen zu dürfen, ich zweifle nicht, daß es die Männer sind, welche meine große Ahnfrau bezeichnete. Ich will ihnen gerne einen Wohnplatz bei uns anweisen, denn sie werden uns Glück und Segen bringen, Libussa hat es gesagt. Doch beschied ich sie auf morgen, da ich zuerst Eure Stimme, edle Männer und Wladyken! vernehmen wollte."

„Thue, wie du gesprochen, edler Fürst!" entgegneten diese; „dein Wille ist auch der unsere. — Libussa hat es befohlen, es sei, die Männer werden uns Glück und Segen bringen.

Als des andern Morgens die Abgesandten der Juden vor dem Herzoge erschienen, sprach dieser: „Ich will Euch im Lande einen Wohnplatz anweisen und Euch schützen vor jeglicher Unbill. Ich hoffe aber, Ihr werdet treue und gehorsame Unterthanen sein, und zu Eurem Gotte für mein und meines Volkes Wohlergehen flehen." Als die Männer diese gnädigen Worte vernahmen, fielen sie auf's Antlitz und sprachen: „O, hoher Fürst! möge dein Ruhm währen, so lange Sonne und Mond besteht, möge dein Name ertönen von einem Ende des Erdballs bis zum andern; möge Gott dir den Sieg verleihen, daß deine Feinde dir den Nacken wenden, und machtlos vor dir hinsinken! — Wir werden treue und gehorsame Unterthanen sein und unser neues Vaterland so lieben, wie unsere Väter das gelobte Land Canaan liebten, das ihnen der Herr unser Gott gegeben, und aus welchem er sie ihrer Sünden halber vertrieb."

Der Herzog wies ihnen hierauf eine Stelle am linken Moldau-Ufer, wo jetzt der Augezd steht, zur Wohnstätte an. Die Juden hielten treulich ihr Wort, und schon der älteste Chronist Böhmens, Cosmas, erzählt, daß die Prager Juden den Herzog Hostiwit, als

er die Deutschen bekriegte, mit Geld und Proviant so kräftig unterstützten, daß es ihm gelang, die Deutschen aus Böhmens Gauen zu vertreiben.

Wir finden also die Juden in Böhmen schon zur Zeit des Heidenthums, ehe noch der christliche Glaube hier gekannt war.

Unter der Regierung Bořiwoj's, der im Jahre 900 (nach Palacký 871) die christliche Taufe empfing, hatten die Juden sich bedeutend vermehrt, der ihnen angewiesene Raum ward zu eng, und sie erbaten sich von dem Herzog einen andern Platz. Der Herzog wies ihnen jene Stelle am rechten Moldau-Ufer an, wo jetzt die Josephstadt vormals Judenstadt steht. Der große Platz ward der Judengemeinde geschenkt, und die einzelnen Unbemittelten wurden beim Baue ihrer Häuser vom Herzog großmüthigst unterstützt. Auch ward ihnen später ein großer Platz in der Nähe der Judenstadt als Friedhof eingeräumt. Der Bau der Judenstadt ward im Jahre 907 begonnen. Sie bestand anfänglich nur aus 30 meistens hölzernen Häusern. Da die Baukunst zu jener Zeit in Böhmen sehr wenig gekannt war, so mußten zu den größern Bauten Meister aus dem entfernten Italien berufen werden. Dies war nur dem Herzoge und einigen vornehmen Wladyken möglich. Die erste Synagoge der Prager Judengemeinde wurde daher nur aus Holz erbaut.

Da die Prager Juden aus Moscovien kamen, kleideten sie sich polnisch und hatten in ihrer Synagoge die polnischen Gebräuche eingeführt, welche sich noch in der Altneusynagoge und zum Theile auch in den kleineren Synagogen bis in die Jetztzeit erhalten haben. Der erste Raf der Prager Gemeinde hieß Reb' Malchi, war in Krakau geboren, und ein großer Gelehrter. — Die Prager Gemeinde zählte mehrere sehr reiche Mitglieder, die einen blühenden Handel betrieben. Die Judenschaft vermehrte sich sehr stark, und blieb von den Fürsten geschützt in dem Besitze der ihnen eingeräumten Rechte. Diese wurden sogar bei mehreren Gelegenheiten, wo sich die Juden in verschiedener Art auszeichneten, vermehrt. Als z. B. im Jahre 1150 unter der Regierung des Königs Wladislaw sich Sectirer bildeten, die sich Geißler nannten, und der herrschenden Religion schädlich zu werden anfingen, indem sie das Volk zum Uebertritte verleiten wollten, befahl der König, daß alle Geißler Prag und das Land verlassen müßten. Die Geißler, zu schwach, um sich dem königlichen Willen zu widersetzen, hatten sich als Opfer ihrer Rache die unschuldigen Juden auser-

sehen. Nächtlicherweile wurde die Judenstadt überfallen; aber sie hatten sich getäuscht. Die jüdischen Fleischer, deren es zu jener Zeit eine große Anzahl gab, versammelten sich beim ersten Lärmruf. In einer Hand das mächtige Schlachtmesser, in der andern eine brennende Fackel schwingend, stürzten sie den Wüthenden entgegen. Diese, obgleich in starker Ueberzahl, wurden von einem panischen Schrecken erfaßt und ergriffen die Flucht. Die jüdischen Fleischer verfolgten sie aber und warfen sie aus der Stadt.

König Wladislaw ließ die jüdischen Fleischer vorrufen, lobte ihr tapferes und unerschrockenes Benehmen, und war eben so erfreut darüber, daß sie die Judenstadt vor dem meuchlerischen Ueberfalle geschützt hatten, als auch darüber, daß sie die Ruhestörer aus dem Bereiche der Stadt gejagt hatten. Zur Belohnung gestattete er ihnen, den böhmischen Löwen mit zweifachem Schweife in ihr Wappen aufzunehmen. Dieses Privilegium wurde auch von allen nachfolgenden böhmischen Königen bestätigt. Der König Wladislaw gab auch der Prager Judenschaft das Recht, ihre Stadt mit Thoren, die des Nachts zur Verhütung ähnlicher Ueberfälle geschlossen wurden, zu versehen.

Von Wladislaw bis zu Georg von Poděbrad's Zeiten lebten die Juden trotz der mächtigen Stürme, die das Vaterland bewegten, in ungestörter Ruhe, sich der allgemeinen Achtung erfreuend. — Von diesem Zeitpunkte an erhoben sich von Zeit zu Zeit Verleumdungen gegen die Juden, sie wurden mehrmals aus dem Lande verwiesen, aber dann bald zurückgerufen, indem man sich überzeugte, daß diese Verleumdungen dem niedrigsten Hasse entsprungen waren.

Die Juden erfüllten aber dennoch getreulich ihre Pflichten, und waren stets ruhige und aufopfernde Unterthanen.

Gott, der das Volk Israel nicht verläßt, war auch in ihrer Hilfe, und ließ sie wieder Gnade finden vor den Herrschern des Landes.

Dies ist der Inhalt der eingangs erwähnten Handschrift.

Wir fanden diese Erzählung auch bestätigt in einem andern Manuscripte, welches uns aus einer andern Quelle zukam. Es wird in demselben nämlich die Erbauung der

Altneu-Synagoge in Prag,

dieses merkwürdigen alten Gebäudes, erzählt, und eine kurze Geschichte der Ankunft der Juden in Böhmen, die vorausgeschickt wird, ist fast nur eine wörtliche Wiederholung der von uns angeführten Sage. Wird hierdurch auch nicht ein vollgiltiger Beweis

für die Wahrheit derselben gegeben, so ist doch durch dieses Zusammentreffen ersichtlich, daß diese Sage so schon lange im Munde des Volkes lebte. Die Altneuschule ist, die Synagoge zu Worms, wo sich schon zur Zeit des zweiten Tempels eine Judengemeinde aufhielt, ausgenommen, das älteste Bethaus in der Judenheit, denn die westliche Mauer des Tempels zu Jerusalem, welche sich im Laufe der Zeiten unversehrt erhalten hat, kann nur als eine Ruine betrachtet werden.

Die Altneusynagoge ist in dem gothisch-germanischen Styl gehalten, welcher die mittelalterliche Architektur in Europa charakterisirte, und in seiner vollkommensten Ausbildung in Deutschland zu finden ist. Man kann schon von außen drei Theile unterscheiden; die Männersynagoge, jene für die Frauen und ein kleines Betzimmer, in welchem zumeist der Gottesdienst für jene abgehalten wird, welche verhindert sind, die Synagoge zur Zeit des allgemeinen Gottesdienstes zu besuchen. Die zwei letzteren Theile, namentlich aber die Frauensynagoge, scheinen einer späteren Zeit anzugehören. Der Eingang befindet sich an der Südseite und einige Stufen führen in das Innere. Was das Innere dieses ehrwürdigen Alterthums betrifft, sind wir einer näheren Beschreibung aus dem Grunde überhoben, weil wir bei einer anderen Gelegenheit das Innere dieser Synagoge beschrieben haben.

Wir hatten erzählt, daß die erste Judengemeinde Prags sich längere Zeit mit einem aus Holz erbauten Bethause begnügen mußte. Als aber die Prager Judenschaft sich so vermehrte, daß die Andächtigen nicht mehr Raum im Gotteshause fanden, traten im Jahre 4690 nach Erschaffung der Welt, d. i. 929 der üblichen Zeitrechnung, die Vornehmsten der Gemeinde zusammen und beschlossen, eine schöne große Synagoge aus Stein zu erbauen. Ein öder Hügel in der Judenstadt von Steinhaufen, Gestrüpp und halbverfaulten Bäumen überdeckt, sollte geebnet, und auf demselben das neue Gotteshaus erbaut werden. Bei dem Umgraben dieses Hügels stießen die Arbeiter auf mehrere ganz unversehrte Mauern aus weißen Quadersteinen, welche die Wände eines alten Gotteshauses zu sein schienen. Diese Vermuthung wurde zur Gewißheit erhoben, als man eine heilige Schriftrolle auf Hirschpergament und einige Gebetbücher in hebräischer Schrift vorfand.

Zu jener Zeit waren gerade zwei Abgesandte der Gemeinde zu Jerusalem in Prag, welche Geld zur Unterstützung der Armen in der heiligen Stadt sammeln sollten. Da dies Männer von aus-

gezeichneter Weisheit und tiefen talmudischen Kenntnissen waren, so wurden sie beim Bau von der Gemeinde, deren Rabbiner ein großer Talmudist, Namens Reb Chisde, war, um Rath gefragt. Man war besonders darüber in Zweifel, was man mit den Steinen der aufgefundenen Mauern machen sollte. Die beiden Jerusalemiter aber sprachen: Es müssen bestimmt hier schon zur Zeit des zweiten Tempels Juden gewohnt und dieses Gotteshaus gebaut haben. Da nun diese Steine einmal dem heiligen Zwecke geweiht und auch noch gut erhalten und brauchbar sind, so soll man diese Steine zu dem Neubau verwenden. Dann rathen wir Euch auch, diese Synagoge wie jene in Tiberias, das ist, nach dem Bilde des Heiligen Tempels in Jerusalem, zu bauen. Mögt Ihr daher auch die Fenster ([1]שקופים אטומים machen, d. h. die Fensteröffnungen sollen an der Außenwand breit sein, sich aber nach innen zu in der ganzen Dicke der Mauer verengen, das mächtige Gewölbe werde durch zwei Säulen getragen, und einige Stufen sollen in das Innere der Synagoge führen, die tiefer liegen soll, da es heißt: Aus den Tiefen ruf' ich zu dir, o Herr! [2]) — Werdet Ihr die Synagoge so bauen, so wird der Allmächtige Euch an dieser Stätte erhören und dieses der Andacht geweihte Haus vor Zerstörung durch Feuer und Wasser gnädiglich schützen.

Allein nicht alle Gemeindeglieder waren mit diesem Rathe zufrieden. Einige meinten, es wäre dies eine Entweihung der Heiligkeit des jerusalemitischen Tempels. Als aber dem Gemeindevorsteher Reb Schlome Kuns der Prophet Elias im Traume erschien und ihm befahl, dem Rathe dieser Männer Folge zu leisten, so stimmten alle darin überein, und die zwei Palästinenser verließen Prag, beladen mit reichen Gaben für die Armen der heiligen Stadt. [3]) — Zur Ausführung des Baues wurde ein sächsischer Architekt, Namens Lirensky, berufen. Der Bau ging schnell von Statten, und schon zwei Jahre später, am Schebuothfeste im Jahre 931, wurde die neue Synagoge feierlich eingeweiht.

---

[1]) 1. Buch der Könige, Cap. 6.
[2]) Psalmen Cap. 130.
[3]) Es wird von Einigen behauptet, daß man, um auch dem Theile der Gemeinde zu genügen, welcher den Bau nach dem Bilde des jerusalemitischen Tempels für eine Entweihung des letzteren hielt, die Wände, zum Zeichen der Trauer, schwarz übertüncht.

Man nannte die Synagoge deshalb die Altneuschule, weil die n e u e Schule aus den Steinen der alten gebaut wurde. [1])

An dem Innern des Gebäudes sind durchaus keine wesentlichen Veränderungen vorgenommen worden, [2]) und ein Jahrtausend hat die Mauern in das tiefste Schwarz gehüllt. Da in mehreren Versen der Name Gottes an den Mauern angeschrieben ist, durften die Wände nie übertüncht werden. Aber auch dieser Jahrtausend alte Staub ist den Juden eine heilige Vergangenheit, denn an den Wänden haftet das Blut seiner Väter, das sie willig für ihren Glauben verspritzten. Es war im Jahre 1388 unter der Regierung Wenzel des Faulen, als ein zügelloser Pöbelhaufe einen wilden Sturm gegen die Judenstadt unternahm. Die Juden sollten ihren Glauben abschwören oder sterben. Ueberrascht und zu schwach, sich der Ueberzahl entgegen zu stellen, floh ein Haufe von Greisen, Männern, Weibern und Kindern in die Altneusynagoge. Die Wüthenden folgten, die Thür ward erbrochen, und da auch nicht e i n e r seinen Glauben verlassen wollte, so wurden sie alle — Kinder vor den Augen ihrer Mütter, Väter vor den Augen ihrer Söhne — alle, alle schonungslos niedergemetzelt, und das Blut der Unschuldigen spritzte ein reines Opfer an den Wänden des Gotteshauses empor.

Das uns vorliegende Manuscript behauptet zwar, daß König Wenzel dieser Rotte, die nach dem ausgeübten Frevel sogleich die Hauptstadt verließ und nach Deutschland floh, einen Reitertrupp nachsandte, der sie aber nicht mehr einzuholen vermochte; aber die meisten Geschichtsforscher stimmen darin überein, daß Wenzel diese Unthat unbestraft und sogar ohne gerichtliche Untersuchung

---

[1]) Die Erklärung dieses Namens wird auf verschiedene Art gegeben. Einige geben ihm einen hebräischen Urspung Al Tnaj (על תנאי) bedingungsweise. Am wahrscheinlichsten aber wird der Name davon herrühren: Als man diese Synagoge baute, nannte man sie die neue und die hölzerne die alte. Als nun später noch eine dritte erbaut wurde, mag man diese die neue, die hölzerne die alte, und die eben besprochene, als der Zwischenzeit angehörend, die Altneusynagoge genannt haben.

[2]) Im Jahre 1784 wurde die hölzerne, mit goldenem Schnitzwerk reich verzierte Bundeslade durch die große Ueberschwemmung beschädigt, und der Prager Rabbiner Ezechiel Landau ordnete an, daß die neue aus gegossenem Metall angefertigt werde. Es wurden zu diesem Zwecke von allen Gemeindegliedern Gaben, die in metallenen Gerätbschaften bestanden, angenommen. Und mancher Arme gab, um auch sein Schärflein beizutragen, nichts — als einen zinnernen Knopf.

hingehen ließ, ein Umstand, der bei den Großen des Landes, so wie bei der Gesammtheit des Volkes, das früher schon durch die grenzenlosen Ausschweifungen und die unerhörten Grausamkeiten des Königs, der die Königin von seinen Fanghunden zerreißen, ihren Beichtvater in die Moldau stürzen und viele andere unbescholtene Männer des Landes hinrichten ließ, gereizt war, die größte Gährung erregte.

Es ist merkwürdig, daß sich dieses ehrwürdige Alterthum bei den Feuersbrünsten, von welchen die Judenstadt verheert wurde, unversehrt erhielt. Der fromme kindliche Glaube des Volkes will während der Feuersbrunst des Jahres 1558 zwei weiße Tauben auf dem Gipfel dieser Synagoge gesehen haben, die erst nach dem gänzlichen Erlöschen des Feuers, als die Altneuschule eines besonderen Schutzes nicht mehr bedurfte, sich in die Lüfte emporschwangen und bald in den Wolken verschwanden.

Die Synagoge ist im Besitze von mehr als 60 zum Theil sehr reich mit Gold und Perlen verzierten Vorhängen vor der Bundeslade, unter denen sich einer von Karpel Sachs, dem ersten Parneß der Prager Judengemeinde, vom Jahre 1601, und einer von dem berühmten Jekew Schmiles und dessen Gattin, deren Gräber man noch auf dem alten Friedhofe zeigt, und die in der Judenstadt am Dreibrunnenplatze eine eigene Münzstätte hielten, befindet. [1])

Sagen der Prager Juden.

Der fremde Reisende, der Libussa's merkwürdige Stadt besucht, um da die riesenhaften Gebäude, die prachtvollen Paläste zu besichtigen, der wird gewiß auch jenem Theile der Stadt, wo die jüdische Bevölkerung noch vor dreißig Jahren beisammen wohnte, einige Aufmerksamkeit schenken, und er wird Manches finden, was den Geschichtsforscher sowohl als den Geographen interessiren kann. — Unzählige Sagen knüpfen sich an die alten Synagogen, an die engen Gäßchen, und fast jeder Grabstein in dem großen alten Friedhofe bietet Stoff zu irgend einem schauerlichen Märchen. —

---

[1]) Dem Jekew Schmiles war das Recht eingeräumt, Geld zu prägen, und auch jetzt findet man bisweilen die sogenannten Schmilesthaler.

Der Prager Jude ist stolz auf seine Heimat — und auch der Ausländer hat hohe Achtung vor der Heiligen-Versammlung der weltberühmten königlichen Stadt Prag.

Alle die folgenden Sagen sind aus dem Munde der Alten traditionell auf die Nachwelt überkommen — sie seien dem geneigten Leser ganz treu übergeben.

Der Golem.

Diese Volkssage ist oft schon von verschiedenen Schriftstellern benützt worden — und es scheint mir überflüssig, eine so bekannte Sage nochmals zu bearbeiten; damit man aber nicht glaube, ich hätte sie gar nicht gekannt, will ich sie hier nur in der Kürze anführen.

Unter der Regierung Rudolph II. lebte unter den Prager Juden ein Mann, Namens Bezalel Löw, wegen seiner hohen Gestalt und großen Gelehrsamkeit der hohe Rabbi Löw genannt. Dieser Rabbi war in allen Künsten und Wissenschaften sehr bewandert, besonders in der Kabbala. Vermittelst dieser Kunst konnte er Figuren, von Thon geformt oder von Holz geschnitzt, beleben, daß sie wie wirkliche Menschen alles verrichteten, was ihnen aufgetragen ward. — Solche selbstgeschaffene Domestiken sind viel werth, sie essen nicht, sie trinken nicht und brauchen kein Gehalt; sie arbeiten unverdrossen, man kann sie ausschelten, und sie geben keine Antwort. Der Rabbi Löw hatte sich einen solchen Diener aus Lehm gebildet, ihm den Schem (Zauberformel) in den Mund gelegt und ihn damit belebt. Dieser gemachte Knecht verrichtete alle groben Geschäfte im Hause durch die ganze Woche: Holz hacken, Wasser tragen, Gassen kehren u. s. w. Am Sabbath aber mußte er ruhen, deshalb nahm ihm der Herr den Schem aus dem Munde und machte ihn todt, ehe der Ruhetag eingegangen war. Doch geschah es einmal, daß der Rabbi dies zu thun vergaß und das Unglück war fertig. — Der Zauberknecht ward wüthend, riß die Häuser nieder, schleuderte Felsstücke umher, entwurzelte Bäume und wirthschaftete fürchterlich in den Gassen. — Man eilte, den Rabbi davon in Kenntniß zu setzen — aber die Verlegenheit war groß. — Schon war der Sabbath da, jede Arbeit, sie sei fertigend oder zerstörend, streng untersagt — wie also den Zauber lösen? Es ging dem Rabbi mit seinem Golem, wie dem Zauberlehrling mit dem Besen in Göthe's Gedichte. Zum Glücke hatte man in

der Altneu-Synagoge den Sabbath noch nicht eingeweiht, und da diese die älteste Synagoge in Prag ist, so richtet sich Alles nach ihr, und noch war's Zeit, dem tollen Burschen den Schem zu nehmen. Der Meister eilte, riß dem Golem die Zauberformel aus dem Munde — der Lehmklotz stürzte und zerfiel in Trümmer. Von diesem Auftritte geschreckt, wollte sich der Rabbi keinen so gefährlichen Knecht mehr machen.

Von diesem wunderthätigen Rabbi werden auch folgende Sagen erzählt: Als Kaiser Rudolph und sein Astrolog Tycho de Brahe einst dem Rabbi in seinem schlichten Hause einen Besuch machten, ließ der Rabbi die ganze Burg vom Hradschin in die Judengasse herab zaubern. Der Kaiser wunderte sich sehr darüber und beschenkte den Magier mit Gold und Ehre. — Einst kam dem Kaiser der sonderbare Einfall, er wolle die Patriarchen und die Söhne Jakobs sehen, und verlangte, R. Löw möchte sie aus ihren Gräbern citiren. Eine harte Nuß für einen Kabbalisten; doch was thut man nicht alles einem so hohen Gönner zu Liebe? Rabbi Löw willigte ein und versprach dem Kaiser die Stammväter vorzuführen, mit der Bedingung jedoch, daß er nicht lache, er mag was immer sehen. Tag und Ort der Beschwörung ward bestimmt. In einem abgeschiedenen Saale der Burg wurde das Todtenbeschwören vorgenommen. Die Väter, die Stammeltern kamen einer nach dem andern in ihrer wahren Gestalt und der Kaiser staunte über die Größe und Kraft dieser Männer der Vorzeiten; denn jeder Einzelne der Stammeltern producirte sich mit seiner Eigenschaft. Als aber der schnellfüßige Naphtalie über stehende Kornähren und Flachsstengel daherschwebte, konnte sich der Kaiser nicht länger halten, er mußte lachen. Die Erscheinung war verschwunden, und die Wölbung des Saales senkte sich herab. Sie würde auch den Kaiser verschüttet haben, wenn Rabbi Löw sie nicht mittelst der Kabbalakraft fest gebannt hätte. Es soll noch heutigen Tages in einem Saale, der aber nie geöffnet wird, die herabgesunkene Wölbung zu sehen sein. Wenigstens ist dies die Sage unter dem jüdischen Volke.

In unserer aufgeklärten Zeit, wo man alles Wunderbare leugnet oder natürlich aufzuklären sich bemüht, wurde auch die Sage vom Rabbi Löw natürlich erklärt: Der hohe Rabbi Löw war nämlich ein geschickter Mechaniker, der sich einen Automaten verfertigte, das ist der Golem.

Man will ihm die Erfindung der Camera obscura zu-

schreiben, wodurch er den Kaiser täuschte; — kurz der hohe Rabbi Löw war ein Tausendkünstler.

Meisel.

Der Name Meisel ist unter den Prager Juden mehr berühmt und hochgeschätzt als der Name manchen Rabbi's, und er verdient es auch; denn nie hat ein besseres Herz in der Brust eines reichen Israel-Sohnes geschlagen, als das des wohlthätigen, anspruchslosen Mordechai Meisel, nie war ein Mensch so wohlthätig und bescheiden zugleich als er, und nie hat ein Jude so viel für seine Glaubensbrüder gethan. — Er ist es, welcher die schmutzigen Gassen der Judenstadt auf eigene Kosten pflastern ließ, er erbaute das schöne Rathhaus derselben. Zwei Synagogen, die Meisel- und Hochschule, sind Werke seiner Mildthätigkeit. Die erste ist ein Prachtgebäude, von beiden Seiten mit Gallerien, und ein Muster höherer Architektur. Auch das Badehaus für Frauen [1]) entstand durch seine Freigebigkeit. Das Armen- und Waisenhaus verdankt die Gemeinde der Wohlthätigkeit dieses Edlen, und noch mehrere wohlthätige Anstalten. Woher dieser Mann ein so unermeßliches Vermögen hatte, dies alles ausführen zu können, wird die Frage eines Jeden sein und folgende Sage mag den Aufschluß geben.

Vor mehr als zwei hundert Jahren reiste der Primas, wie damals der Vorsteher der Gemeinde genannt wurde, nach einer Landstadt, einige Meilen von Prag entfernt — und da in den damaligen Zeiten noch keine regelmäßigen Straßen angelegt waren, so hatte man sich leicht verirren können; dieses geschah dem Primas auch wirklich, als er in der Abenddämmerung auf seiner Rückreise in einen dichten Wald kam und der Kutscher den rechten Weg nicht mehr sehen konnte. Er fuhr bald rechts, bald links, über Stock und Stein, der Wald wollte nicht enden. Plötzlich blieben die Pferde stehen, fingen an zu schnauben und bäumten sich, daß dem Kutscher und dem im Wagen sitzenden Primas angst und bange ward. Beide sprangen vom Wagen, um die Ursache dieses unangenehmen Ereignisses zu erforschen — da erblickten sie in der Ferne ein kleines, bläuliches Licht durch die Bäume schimmern, welches aber zusehends größer ward, und zuletzt zu einem flammenden Berge heranwuchs, der die ganze Umgebung

[1]) Nachmals die Josefstädter Volksschule, jetzt ein Kindergarten.

erleuchtete. Der Kutscher bebte vor Furcht und wandte das Gesicht von der Flamme ab. Rabbi Jizchak, so hieß der Primas, wunderte sich zwar über die Erscheinung, hatte aber keine Furcht, denn er war ein hochgelehrter und herzhafter Mann, wie ein Vorsteher dazumal sein mußte. Er ließ den Thieren die Augen verbinden und begab sich nach dem Orte, wo die Flamme loderte. Wie groß war sein Erstaunen, als er näher kam, und zwei kleine, kaum ellenhohe Männchen mit grauen, langen Bärten sah, welche emsig von dem glühenden Haufen Gold- und Silberstücke in kleine Säckchen füllten, ohne ein Wort zu sprechen, oder auf den Ankömmling zu achten. Einige Zeit sah Rabbi Jizchak dieser angenehmen Beschäftigung der Kleinen schweigend zu; da aber das Spiel kein Ende nahm, fragte er: „Für wen füllet ihr diese Säcke?" Sogleich ließen die Fleißigen, wie durch einen Zauber gebannt, die Händchen ruhen, der Hause und die Säcke verschwanden, und nur noch einige Goldstücke glänzten zerstreut auf dem Boden. — „Nicht für dich," antwortete mit zorniger Geberde eines der Männchen und verschwand. — „Sag' du mir," sprach Rabbi Jizchak zu dem andern Männchen, das immer noch schweigend stand, — „für wen ist so viel Geld bestimmt?" — „Für einen aus deinem Volke," antwortete dieses freundlich. „Du hast nicht wohl gethan, uns zu fragen, denn dadurch hast du dem Eigenthümer viel geschadet." — „Kannst du mir nicht sagen, woher er ist, wie er heißt? — „Ich darf nicht." — „Kannst du mir auch kein Merkmal geben, woran ich ihn erkennen möchte?" — „Keines." — „Um welche Zeit wird er diese Reichthümer erhalten?" — „Wenn deine Tochter verheiratet ist." — „Meine Tochter?" fragte staunend Rabbi Jizchak. „Wie kommt diese mit dem Wunderbaren in Beziehung?" — „Mehr, als du jetzt sehen kannst." — „So erlaube mir wenigstens einige Stücke hier mitzunehmen." — „Eintauschen für ein anderes Geld kannst du sie, zum Schenken hab' ich nicht Macht." — Sogleich zog der Primas seinen Beutel, warf drei Goldstücke auf den Boden, und klaubte dafür drei andere, ohne erst zu prüfen, ob sie vollwichtig seien. Er wollte noch einige Fragen thun, allein als er aufblickte, war alles verschwunden und Dunkelheit rings umher; er kehrte daher zum Wagen zurück und beruhigte seinen Kutscher, daß die Erscheinung bloß ein brennender Kohlenhause gewesen sei. Die Pferde waren wieder ruhig, und nach einer kurzen Strecke lichtete sich der Wald. Die rechte Straße ward bald gefunden, und mit Anbruch des

Tages befand sich der Primas wieder in der Stadt unter seiner Gemeinde.

Hier erst wuchs seine Neugierde und die Lust denjenigen zu erforschen, der unbewußt Eigenthümer so vieler Schätze sei, und da er trotz aller Gelehrsamkeit und Weisheit eines Vorstehers doch nicht den wahren Beglückten ausfindig machen konnte, so nahm er, wie es die Patriarchen oft gethan, zur Fügung Gottes seine Zuflucht. Er wickelte die drei Goldstücke, jedes besonders, in ein Papier, und ließ eines davon von seinem Fenster im zweiten Stock herabfallen; er selbst beobachtete genau Alle, die vorbei gingen. Obgleich das Haus in der belebten, breiten Gasse stand, wo den ganzen Tag die wimmelnde Volksmenge hin und her vorbei strömt, blieb das Goldstück doch unbemerkt bis gegen Abend liegen. Rabbi Jizchak zweifelte schon, daß es irgend jemand jetzt in der Dämmerung finden werde, und wollte es wieder herauf bringen lassen. In diesem Augenblicke hüpfte fröhlich und munter ein Gassenbube barfuß, in zerrissenen Kleidern, mit rußigem Gesichte die Gasse entlang, und blieb vor dem Hause des Primas plötzlich stehen. Er schaute mit gar ängstlichen Blicken rechts und links, als fürchtete er, von jemand bemerkt zu werden. Auf einmal machte er einen Sprung, hob das Goldstück mit Heftigkeit von der Erde, und lief wie ein scheues Reh davon. — Der Vorsteher schüttelte bedächtig den Kopf und sprach: „Das wird mir ein sauberer Millionär!"

Ganz unzufrieden über die grillenhafte Gütervertheilung des Ewigen, schlief er des Nachts nur wenig und konnte den Morgen kaum erwarten, um das Schicksal abermals zu versuchen. Das zweite Goldstück ward auf dieselbe Stelle hingelegt, und siehe da — es kam der nämliche Gassenjunge und nahm es so wie gestern.

„Hm! Sonderbar!" brummte der gelehrte Primas. „So einem liederlichen Jungen so viel Geld zu geben! Er versteht kein Geschäft, weiß nichts vom Handel, was kann der Kerl mit so vielem Gelde machen? Wozu soll's ihm? Doch unerforschlich sind die Wege des Herrn!"

Am dritten Tage ward auch das dritte Goldstück herabgeworfen, und richtig! der bekannte Junge holte auch dieses. Der weise R. Jizchak zweifelte nun nicht mehr, daß dieser jetzt so elend und liederlich aussehende Junge einst den unzählbaren Goldhaufen im Walde bekommen würde. Er wollte nun auch wissen, ob denn dieser gemeine Junge wirklich so viel Reichthum vom

Herrn verdiene. Zwar war es ihm nicht fremd, daß selten Reichthum mit wahrem Verdienste gepaart ist, daß größtentheils da, wo Vermögen und Güter wohnen, Tugend und Biedersinn nur Fremdlinge sind; aber ein so wunderbares, durch des Höchsten Fügung erworbenes Glück konnte seiner Meinung nach nur einem der tugendhaftesten Menschen beschieden sein.

Sogleich ließ R. Jizchak den Meschores (Gerichtsdiener) vor sich kommen, und befahl ihm, durch alle Gassen den Verlust dreier Goldstücke auszurufen, und der Finder möchte nach dem Gesetze Moses dieselben dem Eigenthümer zurückstellen. — Damit wollte der Primas das redliche Gemüth und zugleich die Herkunft des Jungen, wenn dieser seinen Fund wirklich zurückstelle, erforschen. Der Meschores hatte kaum noch alle Gassen passirt, als sich schon ein Junge beim Primas melden ließ. Er ward sogleich vorgelassen, und es war derselbe, welcher die Goldstücke fand. Mit furchtsamer Miene trat er in das Zimmer. — „Was willst du, mein Sohn?" fragte mit Freundlichkeit der Vorsteher. — „Mekasse![1]) (so viel als: Euer Gnaden!) Ihr habt drei Goldstücke verloren, und ich habe sie auf eine wunderbare Weise gefunden. Mir träumte Nachts vorher, ich würde vor Eurem Hause Goldstücke finden. Gern wollte ich nach Moises Gesetzen den Fund ganz zurückstellen, wenn ich nur mehr als zwei davon hätte!" sprach wehmüthig der Junge, und löste die Knöpfe eines Tuchzipfels, worin der Schatz eingebunden war. — „Wohin hast du denn das dritte Stück gegeben?" fragte R. Jizchak. — „Meiner Mutter, die es sogleich wechseln ließ, um es im Handel zu verwenden. Sie will es aber auch zurückgeben, sobald es nur möglich ist." — „Schau, du bist ein Narr!" sprach lächelnd der Vorsteher. „Hättest du nicht alle drei behalten können? Wer hätte dich verrathen, da es doch Niemand gesehen? Ich bin ein reicher Mann, der so eine Kleinigkeit leicht entbehren kann, und du wärst damit glücklich." Lange schaute ihn verwunderungsvoll der Junge an, dann sprach er mit frommer Begeisterung: „Davor möge mich der Gott Israels behüten. Hat er es denn nicht durch seinen heiligen Propheten, unseren Lehrer Moses, ausdrücklich befohlen, selbst dem Feinde ein verlorenes Lamm zurückzustellen? Und wenn mich auch kein Menschenauge sah, sah mich nicht sein allsehendes Auge? Er, der Herzen und

---

[1]) Eine Zusammensetzung der Anfangsbuchstaben dreier Worte: מכ"ת מַעֲלַת כְּבוֹד תְּהִלָּתוֹ übersetzt: Erhaben, geehrt, berühmt.

Nieren prüft, die geheimsten Gedanken des Menschen kennt, sollte nicht auch meine Handlungen wissen? Ich will lieber arm und redlich sein, als mir auf verbotenem Wege Reichthum verschaffen. Hier habt ihr Euere Goldstücke."

Mit gerührtem Herzen und thränenvollen Augen näherte sich der ehrwürdige Primas dem Knaben, legte beide Hände auf dessen Haupt, und sprach mit feierlicher Stimme: „Gott segne dich und sei dir gnädig. Ja, du bist es werth, der Liebling unseres Gottes zu sein." Der Knabe stand ganz betroffen da, und wußte nicht, wie ihm geschah. „Sage mir, mein Sohn!" begann nach einer Weile R. Jizchak, „wolltest du nicht bei mir bleiben? Ich will dich kleiden, will dich unterrichten lassen, als wärest du mein eigenes Kind. Es soll dir wohlgehen in meinem Hause." — „Mekasse! das kann ich nicht," entgegnete der Knabe. „Ich habe zu Hause einen alten blinden Vater, den ich pflegen muß, wenn die Mutter den ganzen Tag ihrem Geschäfte nachgeht. Wer möchte den Greis dann ein- und ausführen, wer ihn dreimal des Tages in's Gotteshaus begleiten, seine Andacht zu verrichten? Nein, ich kann nicht bei Euch bleiben, und wenn Ihr mir Euer ganzes Vermögen gäbet." — „Für deinen Vater will ich sorgen, ich will ihm einen Führer bestellen." — „Nicht doch, diese Leute thun es für's Geld, und können die Liebe eines Kindes nicht ersetzen; das Gebot: Ehre Vater und Mutter, damit du lange lebest auf Erden! geht mir über Alles." — „Wie ist der Name deines Vaters, der so glücklich ist einen solchen Sohn zu haben?" fragte R. Jizchak. — „Mein Vater heißt Schalum Meisel, und war, ehe er erblindete, Lastträger. Meine Mutter handelt mit altem Eisen in der Ecke der goldenen Gasse," antwortete der geschwätzige Knabe, dem dieses Examen schon zu lange dauerte. — „Nimm diese Goldstücke wieder," sprach der Vorsteher, „bring sie deinen Eltern heim; ich hoffe, wir werden näher bekannt werden. Geh' mit Gott." — Freudig nahm der Knabe das Gold und hüpfte davon.

Einige Tage nachher, an einem Sabbathabende, saß die kleine Familie Meisel in dem kleinen, armseligen Stübchen traurig beisammen, und der Sohn, welcher heute etwas besser als am Wochentage gekleidet war, erzählte abermals dem greisen Vater, wie gütig der hochgeehrte Primas sich gegen ihn benommen habe, wie er verlangt, daß er in seinem Hause bleibe, wie er ihn gesegnet; und die Eltern überhäuften den vornehmen Gönner ihres Sohnes

mit tausenderlei Wünschen. „Rabbi Jizchak," sagte der greise Hausvater, „ist ein frommer, gottesfürchtiger Mann. Der Gott unserer Väter verleihe ihm langes Leben; aber die Reichen haben Launen, die wie Träume bald verfliegen. Verlaßt euch nicht auf Wohlthätige, nicht auf Erdensöhne, bei denen keine Hilfe ist, hat der König David gesagt. Du hast wohlgethan, mein Sohn! daß du nicht eingewilligt in sein Begehren." — „Was soll aber aus dem Jungen werden, wenn er länger noch zu Hause bleibt?" nahm die Mutter das Wort. „Jetzt ist er bereits 15 Jahre alt und versteht keinen Hund aus dem Ofen zu locken. Bei Rabbi Jizchak könnte er das Geschäft erlernen, dann selbst eine Handlung einrichten, und eine gute Partie machen, so — " — „Schweig nur, schweig!" unterbrach sie der Gatte, „ihr Weiber macht immer Pläne, die nichts heißen. Eure Wünsche sind stets höher als eure Macht. Unser Mordechai soll nichts mehr und nichts weniger werden als was seine Eltern und Voreltern waren. Er ist gesund und stark, er kann bald seinen Strick um die Achsel hängen und Lasten tragen, wie ich es gethan habe. Er soll nur fromm und rechtschaffen bleiben, so wird ihm Gottes Segen nie fehlen. Was sind Reichthümer, was Rang und Würde? Alles ist eitel, sagte der weise König Salomo." Da öffnete sich die Thür und herein trat R. Jizchak. „Allmächtiger Vater!" rief erschrocken die Hausfrau. — „Ist es denn möglich! Wie kommen wir zu dieser Ehre?" — „Was ist's? wer ist gekommen?" fragte der Greis. — „Himmlischer Vater! denk Dir, Rabbi Jizchak, unser Primas, thut uns die Ehre an, unsere arme Wohnung zu betreten," erwiderte die Mutter und holte mit geschäftiger Eilfertigkeit einen großen Lehnsessel aus dem Winkel, ihn dem geehrten Gaste zum Sitze anbietend. „Gesegnet sei Dein Kommen, Herr!" sprach der blinde Greis. — „Gesegnet, die ich hier treffe," erwiderte der Primas. „Laßt es gut sein und macht nicht so viel Umstände. Ich hätte Manches mit Euch zu reden, und da habe ich den Sabbath dazu erwählt, wo ich und Ihr von den Wochengeschäften ausruhen und Zeit genug haben." Hierauf ließ er sich auf den ihm dargebotenen Sessel nieder. — „Du kannst eine Zeit lang draußen mit Deinen Gesellen herumgehen," wendete sich der Gast zum jungen Meisel, „ich habe bloß mit den Eltern zu reden." Der Junge war froh, auf die leichteste Art seiner Haft zu entkommen, denn am Sabbath durfte er nicht aus dem Hause, damit er diesen heiligen Tag nicht durch jugendlichen Muthwillen entweihe. „Rabbi Schalum!" begann der Primas,

nachdem der Junge aus der Stube war, „ich habe ein Geschäft für Euch, welches selbst am heiligen Sabbath abgemacht werden kann." Der blinde Greis horchte aufmerksam. „Gebet mir Euren Mordechai, ich will ihn wie mein Kind erziehen und lehren lassen." — „Mekasse! mit Kindern mach' ich keinen Handel," entgegnete schnell der alte Vater. „Gott hat mir den Einzigen von acht Kindern gelassen, und er soll bei mir bleiben, bis ich sterbe. Wo Zwei satt werden, kann ein Drittes auch noch mitessen." — „Laßt mich nur ausreden," sprach R. Jizchak. „Ihr könnt ja Euren Sohn bei Euch behalten, er kann bei Euch essen und trinken; nur laßt ihn täglich zu mir auf einige Stunden, damit er etwas lerne und ein ordentlicher Mensch aus ihm werde." — „Das hab' ich auch gemeint," sprach die Mutter mit lebhafter Freude. „Der Junge wächst heran, und weiß von der Welt so wenig." — „Da haben wir's wieder," unterbrach sie der Gatte. „Mit Deiner Welt. Ich hab's Dir schon gesagt, er soll nur brav und gut sein, ein Lastträger braucht die Welt nicht zu kennen." — „Euer Sohn soll aber kein Lastträger werden," versetzte R. Jizchak mit gebieterischem Tone. „Ich habe mir's vorgenommen, aus ihm einen geschickten ordentlichen Kaufmann zu machen. Er hat Wohlgefallen in meinen Augen gefunden, und ich will ihm, wenn er ferner brav bleibt, meine einzige Tochter Sulamith zum Weibe geben." — Die beiden Alten verstummten vor freudigem Schrecken. Auf ein solches Anerbieten waren sie nicht gefaßt; daß ihrem Sohne ein solches Glück bevorstehe, hatten sie sich auch im Traume nicht einfallen lassen; denn das jüdische Volk besitzt mehr als jedes andere die Schwachheit, bei einer Heirat nur auf vornehme Abkunft zu sehen. Der Schwiegersohn eines Primas zu werden ward damals für das höchste irdische Glück gehalten. Hätten die Eltern so wie der Primas gewußt, was für Schätze ihrem Sohne vom Höchsten bestimmt waren, vielleicht würden sie immer noch Einwendungen gemacht haben; so aber waren sie entzückt, und der Vater sprach mit andächtiger Stimme und gefalteten Händen: „Es ist von Gott bestimmt, er möge seinen reichlichen Himmelssegen auf Eure Händearbeit herabströmen lassen." Die Mutter weinte Freudenthränen und vermochte nichts zu sagen. „Wir wären demnach einig," sprach R. Jizchak freundlich, indem er sich von seinem Sitze erhob. „Nur für jetzt noch alles unter uns. Niemand darf von der Sache wissen, weder Euer Sohn noch meine Tochter sollen es merken, versteht Ihr mich, bis die Zeit da ist. Gott

mit Euch!" Der Primas entfernte sich hierauf, und ließ die erstaunten Alten in ihrer Freude allein.

Fünf Jahre verflogen dem jungen Meisel schnell und angenehm, wie einst dem Erzvater Jakob die Dienstjahre um die geliebte Rachel. Sein Körperbau hatte an Kraft und Schönheit, und sein Geist an Kenntniß und Wissen während dieser Zeit dergestalt zugenommen, daß er für den liebenswürdigsten und gelehrtesten Jüngling gehalten ward. Aber sein edles Herz und Biedersinn hatten in seinen günstigen Verhältnissen gar nicht gelitten — er blieb wie früher der liebende Sohn und die Stütze seiner armen Eltern. Immer noch führte er den blinden Vater dreimal des Tages in's Gotteshaus, immer noch war er der Mutter in ihrem unbedeutenden Eisenhandel behilflich, und schämte sich nicht, ein altes Rad oder irgend einen unbrauchbaren Pflug zu zerschlagen, um die Eisenstücke aus demselben zu sondern. Sulamith war indessen wie die Rose Saron's zur züchtigen Jungfrau aufgeblüht. Schlank wie die Palme war ihr Körper, ihre Augen glichen den Augen einer Gazelle; wie Lämmer aus der Schwemme steigend, wie Perlen wohlgereiht, blinkten die Zähne zwischen den Korallenlippen aus dem holdlächelnden Munde, die rabenschwarze Lockenfülle ringelte sich über dem elfenbeinenen Nacken herab, und umnachtete zum Theil die vollen, von Karmin der Jugend überzogenen Wangen. Ihr Herz war das edelste, und ihr Sinn hoch wie einst Abigail's. Mit väterlicher Wonne sah Sulamith's Vater die Neigung dieser jungen Leute täglich zunehmen, denn er wußte nur zu gut, daß die zusammengekuppelten, bloß von Eltern geschlossenen Ehen, die leider unter dem Volke Israels noch heutigen Tages stattfinden, nicht immer glücklich sind, und daß die reichsten und glänzendsten Partien gar bald in Noth und Elend sich umwandeln, wenn nicht Liebe und Eintracht unter den Eheleuten herrscht. So wie der junge Meisel das 20. und Sulamith das 16. Jahr erreicht hatten, wurden beide verlobt. Die sämmtliche Judenschaft der Stadt Prag kam in Aufruhr über diese höchst sonderbare Verbindung des vornehmen reichen Primas mit dem niedrigen Lastträger. Durch mehrere Wochen war dieses seltene Ereigniß der Stoff zur allgemeinen Unterhaltung. Einer rieth dieses, der Andere jenes, was den reichen Mann bewogen haben mochte, die einzige Tochter einem armen Jünglinge von der niedrigsten Classe zu geben, und alles blieb dabei, der Primas sei ein Narr! Doch dieser ließ die Leute

reden, denn er wußte, was er wußte, und nach einem Jahre ward das schöne Paar im Hofe der Alt-Neuschule durch den hochgeehrten Rabbi vermählt.

Als die sieben Hochzeitstage vorüber waren, der Jubel und die Gastereien im Hause ein Ende hatten, glaubte R. Jizchak, daß es nun Zeit sein würde, die versprochenen Goldsäcke seines Schwiegersohnes abzuholen. Er ließ daher am achten Tage seinen Wagen anspannen und begab sich mit Meisel auf die Reise. — Sie gelangten zwar gegen Abend wieder in den Wald und zu der Stelle, wo der Primas vor 6 Jahren die wunderbare Erscheinung hatte, sie blieben fast die ganze Nacht daselbst — allein weder der glühende Berg noch die zwerghaften Gestalten, weder Goldsäcke noch Goldhaufen zeigten sich ihnen. Mißmuthig über die getäuschte Erwartung kehrte der Primas um, ohne das Geringste seinem Tochtermann von der Absicht dieser sonderbaren Reise merken zu lassen. „Sollte ich nur geträumt haben? Woher kamen die drei Goldstücke? Nein, es ist nicht möglich! Ich habe das Wunderbare mit eigenen Augen gesehen!" dachte er bei sich selbst. — „Gewiß, es war noch nicht an der Zeit!" — Es verstrichen Wochen, Monde, ja sogar Jahre, R. Jizchak machte noch viele Reisen nach dem Orte der Erscheinung, vergebens — die Geldsäcke ließen sich nicht mehr sehen. Endlich wankte sein fester Glaube an dieses Wunder; er hielt es bloß für einen Spuk eines bösen Geistes, der ihn zum Besten hatte, um ihn zu einer für seine Würde so schändlichen Verbindung zu verleiten. Der getäuschte Primas ward von Tag zu Tag verdrießlicher, und behandelte seinen Schwiegersohn mit Kälte und Geringschätzung. Den jungen Meisel kränkte das lieblose Betragen seines Schwiegervaters dergestalt, daß er beschloß, dessen Haus, wo er bis jetzt noch wohnte, zu verlassen, und er sprach eines Tages zu seinem geliebten Weibe: „Ich sehe das Angesicht Deines Vaters, daß es nicht ist, wie gestern und vorgestern, wir wollen uns eine eigene Haushaltung einrichten und nicht länger Gnadenbrod genießen." Sulamith, die ihren Gatten zärtlich liebte, fügte sich in Alles, was er wünschte. Das junge Ehepaar miethete eine andere Wohnung und verließ das väterliche Haus. R. Jizchak willigte gern ein, denn die getäuschte Hoffnung auf die unermeßlichen Reichthümer hatte ihn mit Haß gegen den Tochtermann erfüllt. Meisel übernahm das kleine Eisengeschäft seiner Mutter und erhob es bald durch Fleiß und Redlichkeit zu einer bedeutenden Handlung, so daß er ehren-

voll sein und der Eltern Haus, ohne die Unterstützung seines Schwiegervaters anzusprechen, besorgen und noch dabei manchen Groschen ersparen konnte. So lebte er glücklich und zufrieden mit dem, was ihm der Gott seiner Väter beschieden. Eintracht und Friede herrschte stets in seiner Wohnung. Sulamith war eine der Biederfrauen, wie sie Salomo schildert: „Ihre Hand greift in den Rocken, und reicht sie auch freundlich dem Dürftigen — darum fehlte es dem Hause nie an Brod." — Meisel's Haus war der Zufluchtsort der Nothleidenden und Bedrängten und der Sammelplatz der Gelehrten, welche Alle ihren Wohlthäter segneten und priesen. Eines Tages, als der freigebige Meisel in seiner Eisenniederlage stand, kam ein Bauer in einem schlechten Kittel gekleidet in das Gewölbe, um, wie er vorgab, manche Eisenstücke zu kaufen. Nachdem der Landmann das Benöthigte ausgesucht und zusammengelegt hatte, sprach er: „Herr, ich habe für jetzt kein Geld, Euch zu zahlen, und die Sachen da brauche ich nothwendig; wollt Ihr mir einige Zeit warten, so will ich Euch auf Ehre und Gewissen redlich bezahlen." — „Wenn Ihr die Dinge da so nothwendig brauchet, so will ich sie Euch auch ohne Geld mitgeben. Ich kenne Euch nicht, aber Euer Gesicht zeigt, daß Ihr mich nicht betrügen werdet. Gehet in Gottes Namen, und kommt, wenn Ihr etwas braucht, wieder." — „Nun, da Ihr so brav seid, so will ich Euch auch von einem Geschäfte sagen, das vielleicht einigen Gewinnst abwerfen könnte. — Ich habe zu Hause schon viele Jahre einen großen eisernen Kasten stehen, den Niemand zu öffnen im Stande ist. Mir nützt er nichts, darum will ich ihn Euch auf's Gewicht verkaufen." — „Auch recht," entgegnete Meisel, „bringt Euern Kasten herein, ich zahle für das Pfund brauchbares Eisen zwei Kreuzer." Der Bauer war zufrieden, nahm seine Eisenstücke und ging davon. „Den wirst Du auch Dein Lebetag nicht mehr sehen," sprach die mißtrauische Mutter. — „Und wenn er auch nicht kommt," entgegnete gutmüthig lachend der Sohn, „ist der Schaden nicht so groß. Ich glaube aber, er wird sein Wort halten." Er hatte sich nicht betrogen, denn schon am dritten Tage kam der Bauer mit einer großen Kiste auf einem Wagen vor das Gewölbe gefahren. Sie wurde nicht ohne Mühe abgeladen und auf die Wage gebracht. Man berechnete den Betrag, und der Bauer war hoch erfreut, daß ihm noch einige Gulden über seine Schuld herausgezahlt wurden.

In der Nacht versuchte Meisel mit Hammer und Stemm-

eisen die Kiste zu öffnen, aber er hatte kaum einige Streiche darauf gethan, als sie von selbst aufsprang. Wie groß war sein Erstaunen, als er ihren Inhalt gewahrte. Sie war voll Papierrollen. Hastig öffnete er eine davon, und das Staunen verwandelte sich in freudigen Schrecken. Lauter Goldstücke blinkten heraus. Schweigend nahm er eine Rolle nach der andern und verbarg sie an einem heimlichen Orte, ohne Jemanden, auch nicht sein Weib, etwas merken zu lassen, denn er kannte die Schwachheit der Frauen, die ihre Zunge nicht bezähmen können, wenn es auch den Tod gälte. Nun war Meisel einer der reichsten Männer der Judenschaft, aber er hütete sich es laut werden zu lassen, denn immer glaubte er, der Bauer werde wiederkommen, und sein wahrhaft redliches Gewissen sträubte sich, von einem Schatze Gebrauch zu machen, der ihm nur durch die Einfalt und Unwissenheit eines Bauers zu Theil ward. Ein ganzes Jahr hatte er vergebens auf das Wiederkommen des Bauers gewartet; da aber dieser nicht erschien, er nicht wußte, woher derselbe sei, und damals noch keine öffentlichen Anzeigen üblich waren, so glaubte sich Meisel berechtigt, das ihm von Gott beschiedene Vermögen zu benützen. Sein erstes Geschäft mit dem Gelde bestand darin, daß er zum hohen Rabbi ging und sprach: „Herr! Der Gott Israels hat meine Händearbeit reichlich gesegnet, und ich habe mir vorgenommen ein Haus zu bauen, in welchem sein Name gepriesen werde drei Mal des Tages. Hier ist Gold, lasset die geschicktesten Baumeister holen, damit sie eine Schule erbauen, wie noch keine in Prag so schön ist. Doch dürft Ihr den Namen desjenigen nicht nennen, der sie erbauen läßt." Der fromme Rabbi wunderte sich über die große Bescheidenheit des wohlthätigen Mannes, gab ihm den Segen, und versprach alles zu thun, wie er es wünsche. Bald darauf sah man tausend thätige Hände mit dem Bau beschäftigt. Jedermann fragte, wer der großmüthige Stifter wäre, Niemand konnte es errathen, denn Meisel blieb wie früher ein gemeiner Eisenhändler, und der Rabbi antwortete auf die Fragen der Neugierigen blos: „Die Zeit wird schon den wahren Mann Gottes Euch zeigen."

Endlich war das Prachtwerk vollendet, von nah' und fern kamen Menschen, den neuen, geschmackvollen Tempel [1]) zu besichtigen, und jeder pries im Herzen den unbekannten Frommen. An

[1]) Dieser befindet sich in der Meiselgasse mit dem Haupteingang in der Joachimsgasse.

einem Festtage wurde die neue Synagoge eingeweiht. Die Vornehmsten der Stadt Prag waren zugegen, der Rabbi hielt eine herzliche Rede, deren Schluß folgendermaßen lautete: „Heil Dir, Israel! daß Du solche Biedermänner in Deiner Mitte hast. Tritt hervor, Du bescheidener Saul! warum verbirgst Du Dich unter der Volksmenge, wo Du doch einer der Ersten unter ihnen bist?" Dabei streckte der Rabbi seinen Arm nach der Gegend hin, wo der schamvolle Meisel in einem Winkel stand; das Volk schaute sämmtlich dahin, doch wußte Niemand, wen der Rabbi meine. „Tritt hervor aus der Dunkelheit, Du Leuchte des Herrn!" rief abermals der Rabbi mit begeisterter Stimme. „Dich, Mordechai Meisel! rufe ich." Als das Volk diesen Namen aussprechen hörte, konnte es sich des Ausdrucks der Verwunderung nicht enthalten. Es entstand im ersten Augenblicke eine feierliche Stille, die in ein leises Gemurmel überging und mit Jubelgeschrei endigte. Unzählige Arme erhoben den anspruchlosen Wohlthäter, um ihn vorwärts zu schieben, und so gelangte er, wie auf einer Wolke schwebend, bis auf die Stufen vor der heiligen Lade, wo der hohe Rabbi stand. Voller Demuth ließ der verschämte Biedermann den Blick zur Erde sinken, und wagte es nicht auf die Menge herab zu sehen, die ihn mit Hochachtung und Verwunderung anstaunte. Der hohe Rabbi legte seine Hände auf das gesenkte Haupt des Edlen, ihn in stiller Andacht segnend, dann erhob er sie und sprach mit Feierlichkeit: „O Du Herr der Heerschaaren, welcher unter Cheruben thronet, Gott Abrahams, Isaks und Jakobs! erhöre unser Flehen, das wir heute zu Dir senden; laß Deinen heiligen Geist in diesem Hause ewig wohnen, daß er uns erleuchte in Deinem Gesetze. Wache mit Deinem allsehenden Auge stets über diese Stätte der Andacht, daß sie weder durch Wasserfluten noch durch Feuersflamme beschädigt oder durch Krieg vernichtet werde. Mögen die Grundfesten dieses Hauses unerschüttert bleiben, bis es einst Deiner väterlichen Huld wohl gefällt, Deine Kinder wieder zu sammeln in einem Tempel zu Jerusalem! Amen." Rabbi Jizchak, der als Primas den nächsten Sitz bei der Bundeslade einnahm, konnte vor freudiger Ueberraschung gar nicht zu sich kommen. So wie der hohe Rabbi geendet hatte und die Stufen herabstieg, stürzte der entzückte Schwiegervater auf seinen Tochtermann und drückte ihn schweigend an die Brust. Alles drängte sich herbei, um dem beglückten Primas und seinem edlen Schwiegersohne durch tausenderlei Wünsche Freude zu bezeigen. Fröhlich und vergnügt

strömte das Volk aus dem Tempel in die Wohnung des hohen Rabbi, wo für Jedermann ohne Unterschied ein großes Gastmahl bereitet war. — Mordechai Meisel blieb durch sein ganzes Leben ein reicher Mann, ohne von seiner Frömmigkeit und Bescheidenheit im Geringsten abzuweichen. Wie viel Gutes er noch gestiftet, haben wir bereits in der Einleitung erwähnt; auch sind seine Wohlthaten noch heutigen Tages in der Meisel-Synagoge in Marmor mit schlechten hebräischen Versen eingegraben. Seine Bescheidenheit hat sich bis auf unsere Zeit unter den Prager Juden als Sprichwort erhalten: „Meisel hat keinen Sitz in der Schul'." — Meisel mußte sich nämlich in der Synagoge, die er selbst erbauen ließ, einen Sitz für viel Geld erkaufen. — Nie hat er ein Amt oder sonst eine Würde angenommen. Sein ganzes Leben war eine ununterbrochene Kette von Wohlthun.

Die Pinchasgasse.

Vor mehr als zweihundert Jahren lebte in der Stadt Prag ein armer aber frommer und redlicher Jude, dessen Geschäft darin bestand, daß er am Tage mit dem Sacke über der Schulter durch die Gassen ging nnd von Zeit zu Zeit sein elegisches „Handlwos" ertönen ließ, des Nachts hingegen in seiner schmutzigen Kammer bei einer düstern Lampe das Gesetz studierte. Dieser armselige Nahrungszweig brachte trotz allem Fleiße nicht so viel ein, um den Hausbedarf nothdürftig zu decken, und Rabbi Pinchas — so hieß der Jude — würde mit Weib und Kind Hungers gestorben sein, wenn nicht ein edler gutherziger Graf den frommen redlichen Mann liebgewonnen und unterstützt hätte. Jeden Freitag ließ sich der Graf von seinem Lieblinge Rechenschaft von dem Gewinnste der vergangenen Woche geben, und wenn dieser nicht hinreichend war, den Sabbath nach Vorschrift und Recht zu heiligen, so griff der Herr in die Tasche, um das Fehlende zu ersetzen. Auch vor den andern Festtagen mußte ihm R. Pinchas das Nothwendige aufrechnen, und es ward ihm das Geld dazu ausgefolgt. Der arme Pinchas erkannte zwar die Wohlthaten seines hohen Gönners mit dankbarem Herzen, aber sein religiöser Sinn betrachtete alles als eine Gnade des Höchsten und der edle Graf war ihm bloß ein von Gott gesandter Engel, daher war auch die Art, wie er seinem Wohlthäter dankte, mehr ein Gebet zu Gott als eine

Anerkennung der empfangenen Wohlthat. Jedesmal, wenn ihn der Graf beschenkte, richtete er seinen Blick gegen den Himmel und sprach: „Gott, Du verlassest Deine Kinder nicht, Du hast mir wieder geholfen!“ Und wenn nach den Feiertagen der Graf ihn fragte, wie er diese verbrachte, so antwortete er stets: „Ei, Gott hat geholfen!“ Dieses Betragen verdroß den Grafen und er dachte oft bei sich selbst: „Wie doch dieses Volk undankbar ist! Ich überhäufe diesen Juden mit Wohlthaten und verhelfe ihm dazu, daß er seinen Sabbath gesetzlich feiern kann, und doch spricht er nur, Gott habe ihm geholfen; ich will doch sehen, ob ihm Gott helfen wird, wenn ich ihm auf eine Zeit meine Hand entziehe und zu dem kommenden Passahfeste die gewöhnliche Gabe verweigere.“ Es waren nur noch wenige Tage zu diesem Feste, um welche Zeit sich jeder Rechtgläubige der mosaischen Religion auf acht Tage verproviantiren muß, und reich oder arm gezwungen ist, nach dem Gesetze des Talmuds, an den beiden ersten Abenden zu dem ungesäuerten Brode vier Becher Wein zu trinken. Selbst diejenigen, welche betteln, sind verpflichtet, vier Becher Wein zu trinken, sagt der Talmud. Seit mehreren Jahren hatte, wie gesagt, R. Pinchas zu diesen Feiertagen das Geld zu dem Nothwendigsten vom Grafen erhalten, doch heuer wollte der hohe Gönner es auf die Hilfe Gottes ankommen lassen, und er sprach zu dem Hausjuden, der ihn demüthig an die kommenden Feiertage erinnerte: „Mein lieber Pinchas! für diesmal mußt Du dich selbst mit Mazes versorgen; denn ich bin gegenwärtig in der Klemme, die Gelder sind mir nicht eingegangen, und ich habe bedeutende Ausgaben; Dein Gott wird Dir schon auf andere Art helfen.“ Freilich verfinsterte sich das hagere eingefallene Gesicht des Pinchas, als er diese niederschlagenden Worte aus dem Munde seines Wohlthäters vernahm; doch verließ ihn das feste Vertrauen auf den Gott seiner Vorfahren nicht, er hob die spitzigen Schultern gegen das gebeugte Haupt und sprach mit wehmüthigen Geberden: „Mai, was ist zu thun? Gott wird helfen!“ und ging davon. Mit betrübtem Herzen kam er Abends ermüdet nach Hause; sein Weib, das ihn mit Sehnsucht erwartete, die Kinder, die sich schon im Voraus auf die versprochenen neuen Kleider freuten, kamen ihm stürmisch mit hastigen Fragen entgegen. „Wie viel hast Du heuer bekumme? Gesund soll er sein, der gute Graf!“ sprach das Weib und hielt die geöffnete Hand hin. — „Wos hob ich bekumme? Nix hob ich bekumme;“ entgegnete der Mann mißmuthig, dabei warf er seinen

leeren Sack in einen Winkel und schickte sich an, das Abendgebet zu verrichten; aber das in der Hoffnung getäuschte Weib schimpfte und zankte jetzt ohne Unterlaß, die Kinder schrien und weinten vor Hunger und das häusliche Ungewitter der Ehe tobte und raste, daß dem armen Pinchas Angst und bange ward. Schweigend zog er sich in sein kleines Nebenkämmerlein zurück und sperrte die Thür hinter sich ab, um hier seine Andacht ungestört ausüben zu können und wie immer bei düsterer Lampe bis Mitternacht das Gesetz zu studiren. — Die Mitternachtzeit war nicht mehr fern; die Kinder schliefen bereits auf ihrem armseligen Strohlager, auch das Weib war schon unter Verwünschungen und Fluchen eingeschlafen, nur noch R. Pinchas saß bei dem Scheine eines Tiegels vor einem großen Folianten, nachdenkend sich den langen Bart streichend, und starrte vor sich hin, um eine auffallende Stelle und Widerspruch im Talmud zu verantworten. Da ward plötzlich das kleine Fenster aufgerissen, daß die Scheiben klirrten, eine scheußliche Gestalt flog durch dasselbe in die Kammer und stürzte mit dumpfem schweren Falle auf den Boden zu den Füßen des im Gesetze vertieften Rabbi nieder. Der Rabbi that einen Schrei des Entsetzens, sprang von seinem Sitze auf, faßte das große Buch und hielt es wie einen Schild vor sich, während er mit bebenden Lippen eine Bannformel gegen böse Geister leise murmelte. In diesem Augenblicke ließ sich ein vielstimmiges höllisches Gelächter vernehmen, das den erschreckten Juden in dem Wahne stärkte, daß es nämlich die Masikim (böse Geister) wären, die gekommen sind, ihn zu beschädigen. Lange noch blieb der zitternde Pinchas in dieser Stellung, das Buch vor sich haltend, bis sein Weib, welches, durch das Angstgeschrei aufgeweckt, an die verschlossene Kammerthür klopfte und dadurch ihrem geängstigten Gatten etwas Courage in den Leib jagte. Das Vertrauen auf den Fels Israels siegte jetzt über die menschliche Furcht, er wagte einen Blick über seine Talmudschanze zu thun, und siehe da, eine dem Menschenkadaver ähnliche Fratze lag mit gestreckten Gliedern vor ihm da. Dieses abscheuliche Gespenst war nämlich — ein verreckter Affe. Obgleich R. Pinchas nur wenig Kenntniß von der Zoologie besaß, so hatte er sich dennoch in seinem vieljährigen Handlwos-Geschäfte einen gewissen praktischen Blick eigen gemacht, wodurch es ihm ein Leichtes war, ein Affengesicht von einem Menschengesichte zu unterscheiden. Allein dieses Erkennen diente dazu, seine Angst nur noch höher zu steigern; denn R. Pinchas hatte von Affen seine höchst

eigene sonderbare Meinung. Er hielt diese Thiere für halbe Menschen, welche die vornehmen Herren in der Absicht so sorgfältig und mit Liebe pflegen, um sie sittlich und selig zu machen, und ein solcher zahme, gebildete Affe hatte in seinen Augen den Werth eines Proselyten. Jetzt fielen dem furchtsamen Juden alle die traurigen Begebenheiten vorangegangener Jahre ein.

„Jetzt werden sie kommen," sprach er, „mich und meine Brüder zu vertilgen von dem Erdboden; denn sie werden sagen, ich habe diesen da erschlagen. Daß sich Gott erbarme im Himmel über mich armen Mann." Indessen hatte das ängstliche erschreckte Weib die Thür mit Gewalt aufgerissen, und sie war nahe daran, beim Anblicke des auf dem Boden liegenden Thieres in Ohnmacht zu sinken; doch die Freude, ihren Gatten noch am Leben zu sehen, war stärker als die Furcht, und sie fragte, was vorgefallen sei. Nachdem der Mann ihr alles erzählt hatte, da rief sie: „Ja, das ist eine List, um uns zu verderben, wir müssen das verreckte Thier nur gleich aus dem Hause schaffen." — „Aber wie und wohin?" fragte R. Pinchas, „soll ich's einpacken und in's Wasser werfen? wie leicht könnte ich in die Hand eines Häschers fallen, zu dem bin ich schwach und habe nicht Kraft genug diesen todten Klotz fortzutragen." Nachdem beide sich eine längere Zeit berathschlagt hatten, da rief auf einmal R. Pinchas mit freudiger Stimme: „Weißt Du, mein Kind! was wir thun?" — „Laß hören, geschwind," entgegnete das Weib. — „Gelobt und gepriesen sei der höchste Gott, der mir den Verstand dazu gab," sprach der frohe Pinchas, indem er beide Hände erhob. — „Was willst Du thun?" fragte hastig das Weib. — „Gleich sollst Du's hören. Weißt Du, was jener hohe Rabbi gethan, als ein böses Schabbesweib ihm ein todtes Kind in das Vorhaus legte und dann den Rabbi als Mörder anklagte?" — „Ja, ich weiß es! Er hatte mittelst seiner Kabbala zeitlich genug diesen schlechten Streich entdeckt, und er ließ das todte Kind in den glühenden Ofen werfen," versetzte das Weib. — „Und verbrennen," setzte der Mann hinzu, „und wie dann das ergrimmte Volk die Thüren aufgebrochen und in's Haus gestürzt, fanden sie nicht eine Spur von einem Kinde mehr. Der Rabbi saß an seinem Tische und lachte sie aus. Ja, wir verbrennen diesen Halbmenschen; geschwind, schüre Feuer an, ich will indeß Holz herbeiholen." Im Ofen ward ein starkes Feuer angezündet, und R. Pinchas mit seiner Frau faßten den Affen bei den Füßen, um ihn in die Küche zu schleppen. Als sie aber mit dem Aase

bereits mitten im Zimmer waren, da ertönte der Klang einer auf den Boden hinrollenden Münze in die Ohren des beschäftigten Ehepaares. Beide ließen den schweren Klotz auf die Erde fallen, um mit forschenden Blicken dem Zauberklange nachzuspüren. R. Pinchas nahm die Lampe, sein Weib einen brennenden Kienspan, und suchten mit gierigen Blicken auf dem Boden herum. Aber wie reichlich ward ihnen die Mühe gelohnt! Wie groß war ihre Freude, als ein glänzender Ducaten freundlich wie der Morgenstern ihnen aus einem Winkel entgegen funkelte. Zu gleicher Zeit fielen beide auf die goldene Münze hin und schrien: Chezje! [1])

Sie hatten in dieser freudigen Ueberraschung das Licht ausgelöscht, und keiner wollte sich von dem Platze, worauf er lag, erheben, aus Furcht, der andere könnte das Geld erhaschen, bis endlich R. Pinchas seiner Gattin das talmudische Gesetz zurief: „Der Fund des Weibes gehört dem Manne." Dann erst erhob sich Frau Cheile vom Boden und zündete vom frischen die Lampe an. Wer vermag die Freude des Rabbi Pinchas zu schildern, welcher zum ersten Male in seinem Leben einen Doppelducaten in seinen Händen als Eigenthum hielt! Beinahe hätte er das Auto da fé, das bei ihm diese Nacht noch vorgenommen werden sollte, vergessen, wenn er bei seinen freudigen Sprüngen nicht über das hingestreckte Aas gefallen wäre, welches ihn daran erinnerte. Er raffte sich auf und faßte mit gestärktem Muthe den todten Affen, um ihn weiter fortzuschleppen. Doch welch' neue Ueberraschung! Ein ganzer Haufe Goldmünzen strömte aus dem Rachen des Thieres; R. Pinchas richtete seine Augen nach oben, faltete die Hände und rief in feierlichem andächtigen Tone: „Ich bin gewesen jung und bin geworden alt, und ich hab nicht gesehen einen Frommen verlassen und seine Kinder Brod suchen. Ja, er ist es, den man den haarigen Mann heißt, Elijahu Harabi, der da gekommen ist, mich reich zu machen in der Zeit meiner Noth." Als er ausgebetet hatte, ging er zum Lager der Kinder und rüttelte sie aus dem Schlafe mit den Worten: „Auf Jungen, und sehet die großen Wunder Gottes, die er an Euch gethan." Die halbschlafenden Kinder mußten sich um die Leiche des goldspeienden Affen herum stellen, der Vater erzählte ihnen alles, was vorging und machte sie auf die Liebe des höchsten Gottes aufmerksam.

---

[1]) Der gewöhnliche Ruf, wenn zwei etwas zu gleicher Zeit finden, und heißt so viel, als die Hälfte, worauf sich beide in den Fund theilen müssen.

Nachdem er fertig war, griff er nach einem großen Messer, und begann das Thier zu zerstückeln. Gierig suchte er die Quelle auf, aus der das Geld entsprang, und entdeckte wirklich dieselbe. Der Magen des Affen war voll Ducaten; daß nun alles herausgenommen ward, versteht sich von selbst, und als nichts mehr zu finden war, zerschnitt Rabbi Pinchas das Thier und verbrannte die Theile des von Gott gesandten Affen in der Flamme des Ofens. Die Goldmünzen wurden rein gewaschen und in einen Beutel gebunden, der Boden gescheuert und vom Blute gereinigt, und ehe noch der Morgen graute, war vom Affen keine Spur bis auf die Münzen, die in dem Säckel des glücklichen Pinchas lagen. Den andern Tag zeitlich Früh eilte R. Pinchas, von seinem Weibe angespornt, mit einigen Ducaten zu Rabbi Schmul Wechsler, bei welchem er gewöhnlich für Andere zu wechseln pflegte, um das Gold in kleines Geld umzuwandeln, wofür alles, was zu dem Passahfeste nöthig war, angeschafft werden sollte.

„Was Ihr den Feiertagen zu Ehren ausgebet, wird der Herr Euch reichlich vergelten!" sagt der Talmud, und der fromme Pinchas gewährte alles, was sein Weib verlangte. Kleider für die Kinder, Putz für sich selbst wurden angeschafft, blanke Wäsche, goldene Hauben und andere Kostbarkeiten: an den besten Weinen und fettestem Fleische fehlte es nicht, und in dem Hause, wo gestern noch die drückendste Noth wohnte, herrschte heute Wohlhabenheit und Freude. Noch nie ist ein Passahabend seit dem Auszuge der Israeliten aus Egypten mit so freudigem Gemüthe und frommer Andacht gefeiert worden, wie diesmal bei R. Pinchas. Die achtzackige Lampe über dem Tische, die Leuchter, mit den polirten runden Blenden an den Wänden angezündet, verbreiteten einen hellen Schein in dem reinlichen und warmen Zimmer. Neben dem Tische war ein Lager aus Polstern, mit großen Blumen verziert, für den Hausherrn errichtet, welcher, in das Sterbegewand gehüllt, sich auf dasselbe wie ein Pascha hinstreckte. Die Hausfrau saß ihrem Gemale gegenüber in einen langen faltenreichen weißen Spenser gekleidet, eine goldene mit steifen Spitzen und breiten Seidenbändern versehene Haube auf dem Kopfe und füllte die Gläser mit rothem Weine. [1]) Die Kinder saßen mit freudiger

---

[1]) Zum Andenken, daß einst der König Pharao, um sich von seinem Aussatze zu befreien, in israelitischem Kinderblute badete, trinken die Juden am Passahfeste rothen Wein.

Miene, ungeduldig das Kommende erwartend, um den Tisch herum. Nur das Jüngste genoß das Glück, auf dem Thronbette zu des Vaters Füßen sitzen zu dürfen. Auf dem Tische stand eine runde zinnerne Schüssel, auf welcher drei ungesäuerte Kuchen in ein langes Handtuch gewickelt lagen, und auf diesem befanden sich Kren, Brunnkresse, gebratene Eier, ein Stück gebratenes Fleisch und ein Gefäß mit Salzwasser. Jetzt ward die Schüssel von der ganzen Tischgesellschaft emporgehoben und einstimmig die Verse gesprochen: „Dieses ist das elende Brod, das unsere Väter im Lande Mizrajim gegessen haben; wer hungerig ist, der komme herein und esse mit." — Da wurde auf der Gasse das Rollen eines Wagens gehört, und ehe R. Pinchas den Spruch geendet hatte, klopfte man schon an das Fenster (die Wohnung war zu ebener Erde). Bleich vor Schrecken, zitternd erhob sich R. Pinchas von seinem Lager, um sich nach dem Störer zu erkundigen. Mit zitternder Stimme fragte R. Pinchas zum Fenster hinaus, wer es wäre. — „Mach' nur auf Pinchas! ich bin gekommen, heute mit Dir den Passah zu feiern!" ließ sich draußen eine Stimme vernehmen. Im ersten Augenblicke glaubten alle, der späte Gast wäre kein anderer als der Prophet Elias, der um diese Zeit jeden Frommen heimsucht, weshalb auch ein besonderes Glas für ihn eingeschenkt auf dem Tische stehen muß; schnell ward daher der Riegel weggeschoben, die Thür öffnete sich, und herein trat — der Graf B., Pinchas Gönner. „Allmächtiger Gott! Ist das möglich? Eure Gnaden! Kinder! die Mützen herunter, küßt die Hand!" schrie R. Pinchas ganz außer sich und riß den erstaunten Kindern die Mützen vom Kopfe. „Störe Dich nicht, Pinchas! in Deiner Andacht. Aber was sehe ich," rief der Graf erstaunt, während er sich in dem Zimmer verwundert umschaute, „es scheint, als wärest Du auf einmal ein reicher Mann geworden?" — „Ja, Euer Gnaden!" sprach freudig lächelnd der Jude. „Ja, Gott der Allmächtige hat mir geholfen! Vor wenigen Tagen war ich noch ein blutarmer Mann, und wußte nicht, daß ich diesen Passah so recht, wie es einem Gläubigen ziemt, werde feiern können; doch Gottes Hilfe geschieht im Augenblick, und ich bin jetzt ein reicher Mann." — „Willst Du mir nicht erzählen," sagte der Graf, „wie sich Deine Verhältnisse so schnell änderten?" — „Ja, Ihnen, Euer Gnaden! darf ich die Wunder Gottes erzählen, die er seinem Knechte erwiesen, denn Euer Gnaden waren ja stets ein Engel, der mich mit Wohlthaten überhäufte," entgegnete

R. Pinchas und begann dem Grafen die Geschichte treu zu erzählen. Der Graf horchte aufmerksam, und als der Jude des Affen erwähnte, da konnte er seine Verwunderung nicht mehr zurückhalten und rief: „Was, ein todter Affe! Am Ende ist's der meinige! Wahrhaftig, es wäre sonderbar! Mein Affe ist mir vor drei Tagen auf einmal krepirt, und ich ließ ihn, um das Thier nicht mehr zu sehen, sogleich aus dem Hause schaffen; doch weiter, wie hängt das mit Deinem Glücke zusammen?" Wie R. Pinchas diese Worte vernahm, stieg seine Angst auf's Höchste, er zitterte am ganzen Körper, sein Angesicht war todtenblaß, und er vermochte kein Wort zu sprechen; schweigend ging er zum Kasten, schloß ihn auf, zog einen Beutel aus demselben, und überreichte ihn dem Grafen mit den Worten: „Euer Gnaden! hier ist alles bis auf einige Stücke, die ich, um den Feiertag zu heiligen, ausgegeben." — „Was willst Du mit dem Beutel?" fragte der Graf erstaunt. — „Nun, dieses Gold hatte der Affe in sich, und ist der Affe Euer Gnaden Eigenthum, so ist es auch das Gold," erwiderte der geängstigte Jude. — „Ach, die schönen goldenen Ducaten!" seufzte Frau Cheile. „Sei stille, Weib! der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, sein Name sei gelobt!" rief Pinchas. Der Graf wendete sich hierauf zu dem ihn begleitenden Diener, welcher erblaßt in einiger Entfernung stand, und fragte: „Weißt Du vielleicht etwas Genaueres von der Geschichte? sprich, ich will es hören; wo ist der todte Affe hingekommen?" — „Vergebung, Excellenz!" erwiderte der erschrockene Diener, „der Jacob wollte dem armen Pinchas einen Streich spielen, und er warf das Thier in seine Kammer, mehrere Diener wußten davon." — „Wie, der Jacob? der Spaß ist sonderbar ausgefallen," sagte der Graf lächelnd, „am Ende hab ich den armen Jungen unschuldig einsperren lassen — doch es mag eine Sühnung sein für das Verbrechen, das er gegen den armen Pinchas begangen. Es ist nichts wahrscheinlicher, als daß das närrische Thier in seinem Nachahmungstriebe das Gold gefressen habe, welches mir aus dem Schreibtische entwendet wurde. Er sah von mir, daß ich die unwichtigen Goldmünzen, um sie zu bezeichnen, zwischen den Zähnen bog, und glaubte, man fresse das Gold!" — „Ja, ganz gewiß, gnädiger Herr! der Affe hat sich an den Ducaten todtgefressen, hier ist das Gold," fiel R. Pinchas ein, indem er den Beutel dem Grafen darreichte. — „Nicht doch, ehrlicher Pinchas! der Gott Deiner Väter hat Dir diesen Schatz

geschenkt, und er bleibe Dein. Ich habe Dir heuer die gewöhnliche Gabe verweigert, um zu sehen, ob Dir Gott helfen werde ohne mich, weil Du immer sagtest, Gott hat mir geholfen. Nun erkenne ich, daß das Vertrauen auf Gott sich lohnt." — Wer beschreibt die Freude des R. Pinchas, der sich nun wieder im Besitze einer solchen Summe sah? „Kinder! Weib! küßt die Füße Euers Wohlthäters, fallet nieder vor dem Engel des Herrn!" rief der Glückliche und faßte die Hand des edlen Grafen und küßte sie unzählige Male. Die Kinder fielen nieder, umfaßten die Knie des hochherzigen Mannes und küßten sein Gewand. Der Graf lächelte innig vergnügt auf die Gruppe herab, sein wahrhaft adeliges Herz schlug höher und fand süßen Lohn in der edlen That. „Ich will diesen Abend," sagte er, „bei Euch zubringen, und die Ceremonien mit ansehen, die Ihr heute ausübt; darum störe Dich nicht und thue so, als wenn ich nicht da wäre. Auch meine Gattin soll bald kommen, und den wunderbaren Zufall vernehmen." Wirklich wurde der Wagen weggeschickt, und nach einer kurzen Zeit befand sich die Gräfin im Hause des R. Pinchas. Das hohe edle Paar blieb fast bis Mitternacht bei R. Pinchas, der auch die unbedeutendste Ceremonie nicht weglassen durfte, und beide fuhren erst dann nach Hause, als der sogenannte Seder zu Ende war, und R. Pinchas ihn mit der Strophe: „Einst wird Gott den Todesengel schlachten!" beschlossen hatte.

Rabbi Pinchas erwarb sich durch Fleiß und Klugheit mit dem Gelde des Grafen nach einigen Jahren ein sehr großes Vermögen, und wie sein Geld immer zunahm, so stieg auch sein Ansehen bei seinem Volke; er ward bald zum Primas der israelitischen Gemeinde gewählt. Er blieb aber dennoch fromm, redlich und demüthig wie in der Armuth. Sein Haus war ein Sammelplatz der weisesten Rabbis, seine Börse stand jedem Bedrängten offen und an seinem Tische speisten täglich hungerige Arme. Er ließ auch mehrere Wohnungen für arme Religionsgenossen in der Gasse, wo er wohnte, aufbauen, und auf eigene Kosten eine prachtvolle Synagoge, welche heut zu Tage noch den Namen ihres Erbauers führt, in derselben Gasse errichten, so wie diese auch die Pinchasgasse genannt wird.

Rabbi Pinchas starb in einem glücklichen hohen Alter, nachdem alle seine Kinder verehelicht und versorgt waren.

L. Weisl.

Der Kadisch[1]) vor Col-Nidre[2])

in der Altneu-Synagoge.

Erzählt von S. Kohn.

Es war ein stürmischer Freitag-Abend im Monate September des Jahres 1577.

Es war schon spät, die freundlichen Schabbeslampen waren verglommen, und tiefe Stille herrschte in der Prager Judenstadt.

Bloß in einem Hause brannte noch düster ein Tiegel, es war dies im dritten Stockwerke eines Hauses in der Schammesgasse, welches jetzt mit Nro. 115 bezeichnet ist, bei Rab. Mordechai, dessen Weib in bangem Zagen der Entbindung entgegensah.

Die achtzackige Lampe war schon verloschen. Rab. Mordechai selbst saß dabei an dem Tische, wo der Tiegel brannte und las in einem großen Folianten. Die Hebamme und die alte Magd hatten sich auf eine Bank gekauert, und plapperten leise Gebete für eine glückliche Entbindung.

Das röthliche Licht des Tiegels warf riesige Schatten auf die Wand des ärmlichen Zimmers.

Der Wind und der Regen schlugen mit Macht an das kleine Fenster; im Zimmer selbst aber wurde die unheimliche Stille bloß von Zeit zu Zeit durch das Stöhnen der Kindbetterin unterbrochen.

Rab. Mordechai war ermüdet über seinem Folianten, dem er heute nicht die gebührende Aufmerksamkeit zuwenden mochte, eingeschlafen. Plötzlich entfuhr der schwergequälten Brust der Kreißerin ein lauter Schrei. Erschrocken fuhr Rab. Mordechai aus seinem Schlummer auf und stieß bei dieser heftigen Bewegung den Tiegel, das einzige Licht im Zimmer, um.

„Um Gott, was habt Ihr da gethan!" schrie die Hebamme; „Ihr müßt Licht machen, R. Mordechai, ich sag es Euch, gleich müßt Ihr Licht machen; ich hab' es selbst gesehen, daß der Freund, der fromme Rab. Leb, am heiligen Schabbes Licht und Feuer gemacht hat, als sein Weib." —

„Beruhigt Euch, Mariem!" sprach Rabbi Mordechai, „ich weiß es auch, wenn Lebensgefahr droht, ist es erlaubt, ja sogar geboten, die

[1]) Gebet für Verstorbene. [2]) Vorabend des Versöhnungstages.

nöthigen Arbeiten zu verrichten; aber zuerst will ich es doch versuchen, auf der Straße einen Nichtjuden anzusprechen; vielleicht thut er mir's zu Gefallen; gebe es Gott! — komme ich aber allein zurück, so mache ich selbst Licht, so schreibt es das Gesetz vor.[1]) Jetzt gedulde Dich einen Augenblick, liebes Weib! ich komme so bald als möglich zurück; gehabt Euch indeß wohl." Dies sprechend warf er seinen Mantel um, und eilte die enge finstere Stiege herunter.

Es war ein furchtbares Unwetter, der Regen goß in Strömen herab, ein ungewöhnlich stürmischer Wind durchfuhr heulend und pfeifend die öden menschenleeren Gassen, die er planlos durchirrte. Was Wunder, wenn er keinem begegnete. Schon wollte er verzweifelnd heimkehren, als er bemerkte, daß er sich in der Nähe der kaiserlichen Wachstube befinde. Er eilte hin und fand den Anführer der kleinen Rotte mitten in der Straße, unbekümmert um Sturm und Regen, dem Anscheine nach in tiefen Gedanken versunken, stehen. „Herr!" flehete Rab. Mordechai, „schickt einen Mann mit mir, daß er mir Licht mache in meiner Stube, denn mein Weib liegt in Kindesnöthen, und wir haben kein Licht und es ist Schabbes."

„Das kann ich thun," sprach der Korporal; „Wenzel geh mit dem Manne, mach' ihm Licht und Feuer und alles, was er will; Sonntag wird er Dir Deine Mühe bezahlen."

„Dank, tausendfachen Dank, Herr!" sprach Rab. Mordechai; „Gott soll's Euch lohnen, Ihr thut ein gutes Werk."

Kaum war Rab. Mordechai mit dem Soldaten zu Hause angelangt, kaum hatte dieser Licht gemacht, so ward die Frau von einem starken, gesunden Kinde entbunden.

Rab. Mordechai warf sich gerührt auf's Knie und dankte Gott aus der Tiefe seiner Seele.

„Jetzt," sagte er zu dem Soldaten, „gehe, zünde Dir ein Licht an, denn die Stiege ist finster und ich mag nicht von meinem Weibe gehen. Sonntag will ich Dir zahlen."

Der Soldat that, wie ihm geheißen wurde, und ging.

Eine Viertel-Stunde später wollte die Hebamme eine Arznei aus der Apotheke holen, kaum aber hatte sie das Zimmer verlassen, so kehrte sie todtenbleich und zitternd gleich zurück. „Gott

---

[1]) Das talmudische Gesetz befiehlt ausdrücklich, daß, in dem Falle der Sabbath zur Rettung eines Menschenlebens durch eine Arbeit entweiht werden muß, diese von dem Vornehmsten im Hause verrichtet werde. (א"ח סי' שכ"ח)

soll sich's erbarmen! ein großes, schweres Unglück ist geschehen!" rief sie händeringend, „und Ihr, Rab. Mordechai! seid Schuld daran; warum habt Ihr nicht selbst Licht gemacht? zu was mußtet Ihr den Bal-milchome [1]) heraufnehmen, der jetzt todt auf der Stiege liegt?"

„Was?" rief Rab. Mordechai erbleichend.

„Was?" frug mit bebender Stimme die Wöchnerin.

„Nichts, mein Kind! nichts, Chaile!" sprach Rab. Mordechai, die furchtbare Angst, die ihn erfaßt hatte, gewaltsam niederringend. „Der Soldat ist auf unserer Stiege gefallen. Vielleicht hat er des Abends zu viel getrunken. Ich muß nur hinunter sehen, ob er sich nicht beschädigt hat."

„Nein," jammerte die Hebamme, „nein, Rabbi Mordechai! er ist todt." „Schweigt, Thörin! rief dieser zitternd und eilte die Stiege hinunter. — Der Soldat lag leblos da. Alle Versuche, ihn in's Bewußtsein zurückzurufen, waren fruchtlos. Der herbeigerufene Arzt erklärte jede Mühe für vergeblich, da der Soldat von einem Nervenschlage getroffen sei.

Wir versuchen es nicht, die furchtbare Lage Rab. Mordechai's zu schildern. Ein solcher Vorfall war in jenen finsteren Zeiten das schwerste Unglück. Der Arzt eilte sogleich zum Parneß, [2]) um ihn zu wecken und ihm den Vorfall zu melden; denn ein solches Unglück wurde bald das Gemeingut Aller. Der Parneß erschien sogleich, und die drei Männer beriethen nun, was zu thun sei.

„Meine Meinung ist," sprach der Parneß, „Ihr Rab. Mordechai geht zu dem Korporal und erzählt ihm den Vorfall; er soll helfen, wie er kann, und er soll reich belohnt werden. Ihr müßt Euch aber sputen, damit wir die günstige Zeit nicht versäumen, und Hilfe unmöglich werde."

Rab. Mordechai eilte zur Wache. Starr wie eine Bildsäule stand der Korporal noch an derselben Stelle, wo er ihn verlassen hatte.

Rab. Mordechai erzählte ihm den Vorfall. „Helft," rief er, als er geendet, „um Gottes willen! — Ihr müßt uns helfen!" rief er in steigender Angst, in einer fast wahnsinnigen Aufregung, als er sah, daß ihm der Mann starr in's Auge blickte, als verstünde er ihn nicht. „Ihr seid gut und mild, Ihr habt Euch des armen Juden erbarmt, dessen Weib in Kindesnöthen lag — Ihr könnt es nicht wollen, daß Menschenblut um nichts vergossen werde —

[1]) Soldat. [2]) Erster Vorsteher der Gemeinde.

und säumet Ihr mit Eurem Rathe, so kömmt die Hilfe zu spät. Graut der Morgen und Ihr habt nichts gethan, so kommt das Volk und mordet den Säugling und den Greis, ermordet Alles, Alles!!"

„So wahr Gott lebt," sprach der Korporal bewegt, „so lieb mir mein Seelenheil ist, so gerne will ich rathen, gönnt mir nur einen Augenblick Zeit, nachzudenken. — Wie viel ist's an der Zeit?" frug er plötzlich.

„Vor Mitternacht."

„Gut, dann ist's gut," sprach der Soldat; „Gott sei gelobt! er will nicht, daß unschuldig Blut vergossen werde. Eilet und thuet, was ich Euch sage: Ihr steckt dem Todten eine Flasche in die Tasche; dann läßt Ihr Euch das Pförtchen am Dreibrunnenplatze öffnen, tragt ihn schnell und behutsam in die Karpfengasse und legt ihn dort vor eines der Wirthshäuser; für das Uebrige werde ich dann Sorge tragen. Ich werde darüber Euerem Oberrabbiner Bericht erstatten. Nun geht und eilt."

Rabbi Mordechai und der Arzt befolgten den Rath des wackern Soldaten pünktlich, und sie waren so glücklich, auf diesem furchtbaren Gange Niemanden zu begegnen.

Am folgenden Tage, Samstag, war das Vorstehercollegium, aus 5 Männern bestehend, beim Oberrabbiner versammelt. Der Parnes hatte sie berufen, um Rathes zu pflegen in dieser hochwichtigen Angelegenheit. Er erzählte den entsetzten Männern die Begebenheit dieser schauervollen Nacht. Als er geendigt, sprach er: „Noch dürfen wir uns keiner süßen Hoffnung hingeben; so lange der Korporal nicht beim Rabbi war und ihm berichtet hat, so lange schwebt noch das blinkende Schwert über unsern Häuptern. Jedenfalls aber bleibe die Sache ein Geheimniß, und Niemand von uns möge es einem Andern mittheilen, denn Leben und Tod liegt auf der Zunge." [1])

„Man hole Rab. Mordechai," sprach der greise Raf, indem er nachdenkend den silberweißen Bart mit den Fingern durchfuhr.

Rab. Mordechai, von der schrecklich durchwachten Nacht ganz erschöpft, erzählte den Hergang umständlich noch einmal. Als er geendigt hatte, sprach der Raf erzürnt:

„Ihr sollt ein Lamden [2]) sein? ein Am horez [3]) seid Ihr.

---

[1]) Spr. Sal. Cap. 18. [2]) Gelehrter, Gesetzkundiger. [3]) Unwissender.

Wißt Ihr denn nicht, daß man bei Skanos Nefaschos [1]) am Samstage arbeiten muß?"

„Wohl weiß ich es, Rabbi!" entgegnete Rab. Mordechai; „aber hätte ich nicht erst versuchen sollen, einen Nichtjuden zu finden? Mein Vater, Secher Zadik liwrocho! [2]) hat mit oft eingeschärft nicht leichtsinnig Schabbes mechalel zu sein, [3]) zuerst muß man alle erlaubten Mittel aufbieten."

„Ich sage Euch, Ihr hättet Feuer machen sollen, ich, Euer Raf; und weil Ihr's nicht gethan habt, habt Ihr Unheil über eine ganze Gemeinde in Israel hereingebracht. Der Herr, gelobt sei er! wird es, so hoffe ich, in gewohnter Huld und Gnade von uns abwenden. Euch aber, Rab. Mordechai, lege ich im kleinen Cherem [4]) so lange, als der Ausgang der Sache noch unentschieden ist."

Demuthsvoll küßte Rab. Mordechai die Hand des strengen Lehres und ging.

Sonntag war der Rüsttag des Versöhnungstages. Vor dem Beginn des Abendgebetes hatte sich, wie gewöhnlich, fast die ganze Gemeinde in der Rabbinergasse vor der Wohnung des Oberrabbiners, ihres geliebten Lehrers und Seelenhirten, versammelt.

Der Greis erschien. Die hohe Gestalt mit dem glühenden ungeschwächten Auge und dem silberweißen herabwallenden Barte, in einen prachtvollen Talles eingehüllt, der nur vorne die schneeigen Sterbekleider sehen ließ, machte einen tiefen Eindruck auf die versammelte Menge. Bei seinem Anblicke theilte sich die Menschenmasse und er spendete beim Durchschreiten rechts und links seinen Segen. Jene, welche ihm zunächst standen, küßten den Zipfel seiner Kleider, und alle begrüßten ihn mit ehrfurchtsvollen Segensprüchen.

Bei der Altneusynagoge schied die Menge von ihm, und er trat mit dem Parneß und dem Synagogenvorsteher, die ihn aus seiner Wohnung abgeholt und begleitet hatte, nachdem er die Thürpfoste mit der Hand berührt, und diese dann ehrfurchtsvoll an seine Lippen geführt hatte, in die hellerleuchtete Synagoge.

Diese ist eines der ältesten und merkwürdigsten Gebäude.

Das Innere derselben bildet einen viereckigen, mehr langen als breiten Raum, dessen Decke von zwei mächtigen Säulen ge-

---

[1]) Lebensgefahr. [2]) Das Andenken des Gerechten sei gesegnet. [3]) Zu entweihen. [4]) Bann.

tragen wird. Diese schließen eine Tribune, das Almemor, ein, zu dem 3 Stufen hinaufführen und welches von einem mit Marmorplatten belegten niedrigen Gemäuer umgeben ist, auf welchem sich ein Gitter erhebt. Das Almemor steht nicht in der Mitte der Synagoge, sondern der Bundeslade etwas näher. Auf dem Almemor erhebt sich eine hohe mächtige Fahne, die von einem Ende desselben bis zu dem andern reicht. [1])

Das Gotteshaus war wie gewöhnlich an diesem Abende herrlich beleuchtet, und an allen Lampen, die von der hohen Decke niederhingen, brannten Wachskerzen. Ueberdies waren um das Almemor so wie an den Wänden der Synagoge ringsherum eine Anzahl weißer mannshoher brennender Wachskerzen aufgestellt, die in Uebereinstimmung mit den weißen Sterbekleidern der Betenden prachtvoll gegen die tiefe Schwärze der Wände und der Decke abstachen.

Der herkömmlichen Sitte gemäß bestieg der greise Rabbi die Stufen, die zu der Bundeslade führen. Die versammelte Menge erwartete heute wie immer schöne Worte der Ermahnung zu hören. Der Rabbi aber begann und sprach von heftigem Schluchzen unterbrochen:

„Meine Freunde! Schon seit vierzig Jahren betrete ich die heilige Stelle an diesem feierlichen Abende, um Euch zu ermahnen. Aber heute muß ich Euch eine schmerzliche Kunde mittheilen.

Es hatte dem Herrn der Heerschaaren gefallen, uns mit Angst und Schrecken heimzusuchen. Es droht unserer lieben Gemeinde großes Unheil. Wohlweislich haben wir, die Lehrer und

---

[1]) Diese Fahne findet sich noch jetzt in der Altneusynagoge. Es ist dies ein merkwürdiges Privilegium der Prager Judengemeinde. Die Fahne trägt auf der einen Seite in hebräischer Sprache wörtlich folgende Inschrift: Der Herr Zebaoth erfüllt mit seiner Herrlichkeit den ganzen Erdball.

117 Jahre der kleinen jüdischen Zeitrechnung, das ist 1357 der üblichen Zeitrechnung ertheilte Kaiser Carolus II. der Prager Judenschaft das Recht, eine Fahne, zu führen. Dies Recht wurde auch erneuert (bestätigt) in den Tagen des Kaiser Ferdinandus gesegneten Andenkens. Durch die Länge der Zeit aber ging sie (die Fahne) zu Grunde. Jetzt aber wurde sie zu Ehren unseres Herrn und Kaisers Carolus des VI. — der Herr verleih ihm Ruhm — bei der glücklichen Geburt seines erlauchten Sohnes des Erzherz. Leopold renovirt.

Ein unübersetzbares hebräisches Chronogramm gibt als Jahreszahl dieser Restauration 1715 an.

Vorsteher dieser Stadt, beschlossen, Euch nichts Näheres darüber mitzutheilen.

Ich hoffe aber, der Herr wird in seiner allerbarmenden Huld seine Kinder nicht verlassen, die keinen anderen Schutz haben als ihn; denn es spricht der Herr: [1]) „Sage ihnen, so wahr ich lebe! ich will nicht, daß der Frevler sterbe, er kehre zurück von seinen Wegen und lebe. Kehrt zurück, kehrt zurück von Euren schlechten Wegen! Warum sollt ihr sterben, Haus Israel? Es spricht der Herr: Kann ich den Tod des Frevlers wollen? O! kehrte er zurück, daß er lebe!"

Drum sage ich Euch, thut Buße und bereuet.

Damit wir aber zerknirschten Herzens unser Gebet vor Gott ausschütten, verordne und befehle ich hiemit Euch und allen Erwachsenen unserer Gemeinde, Männern wie Frauen, jeden Montag und Donnerstag zu fasten und außerordentliche Versammlungen in den Gotteshäusern abzuhalten, wo wir beten und die Armen und Dürftigen unterstützen wollen, jeder, so weit sein Vermögen reicht. Ich aber will, so lange die Sonne uns sichtbar ist, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, nichts genießen, und mit dem Fasten so lange fortfahren, bis der Herr weggezogen hat die finstere Wolke seines Zornes, und uns wieder leuchten wird der Strahl seiner Gnade.

Zu Dir aber, König der Könige! fleh' ich," rief er, indem er die Bundeslade, in welcher die heiligen Schriftrollen liegen, öffnete und sich auf's Antlitz warf. „Es möge Dein geheiligter Wille sein, daß Deine unerschöpfliche Huld verdränge Deinen gerechten Grimm, daß Deine unendliche Barmherzigkeit abwälze unsere Schuld von uns, daß Du gnädig seiest Deinen Kindern, und an ihre Schuld nicht legest die Meßschnur des strengen Rechts." [2]) Nachdem er noch einige Worte im leisen Gebete gesprochen, erhob er sich, sichtbar gestärkt und erkräftigt, küßte die Gesetzrollen, schloß die Bundeslade, und begab sich an seinen Platz.

Die ganze Gemeinde war auf das Tiefste erschüttert, und als der Rabbi seine Rede geendigt hatte, ertönte in dem ganzen Raume ein herzzerreißendes Schluchzen. Vielleicht noch nie wurde ein Jom Kipur mit höherer Weihe, mit tieferer Inbrust gefeiert.

Vier Wochen waren verflossen, während welcher die ganze Gemeinde den Vorschriften des Rabbbi getreulich nachkam,

---

[1]) Ezechiel, Cap. 33. [2]) Talm. Berachoth, Fol. 7. a.

als diesem ein Soldat gemeldet wurde, welcher ihn dringend zu sprechen wünschte.

„Er möge eintreten,“ sprach der Raf.

Der Soldat trat ein. Es war dies ein hochgewachsener kräftiger junger Mann in den beginnenden Zwanzig, dessen männlich schöne Züge die Spuren tiefen Seelenleidens trugen.

„Rabbi!“ sprach er, „ich bin der Korporal, der vor vier Wochen in der Judenstadt auf der Wache war, als sich der unglückliche Zufall ereignete; ich bin so glücklich, Euch, Rabbi! mittheilen zu können, daß nun jede Gefahr durch die göttliche Gnade, die meinen Verstand erleuchtete, beseitigt ist.“

„Dann seid mir doppelt willkommen, edler Retter!“ sprach der Rabbi gerührt, dem Wackern die Hand reichend, welche dieser an seine Lippen führte. „Möge Gott Euch diese That lohnen, wir Menschen können es nicht. Hätte ein Mann aus Eurer Rotte es bemerkt und verrathen, daß Ihr den bestürzten Männern es gestattet, ja sogar angerathen habt, den Todten aus dem Bereiche der Judenstadt zu tragen, daß Ihr, als der Soldat nicht zurückkam, unterließet, die nöthigen Nachforschungen zu veranlassen, so hättet Ihr selbst mit in unser Unglück verwickelt werden können, man hätte Euch eines sträflichen Einverständnisses beschuldigt, und gewiß wäre unverdienter Tod der Lohn Eures Edelmuthes geworden.

Möge es mir aber gestattet sein, Euch im Namen unserer Gemeinde, die Euch so unendlich viel schuldet, dieses Geschenk als Zeichen unserer tiefgefühlten Dankbarkeit zu überreichen.“

Während er dies sprach, nahm er mehrere Rollen Gold aus dem Schranke, und überreichte sie dem Soldaten.

„Nein, Rabbi!“ sprach dieser ablehnend, „das Geschenk nehm ich nicht an; vertheilt es an die Armen Eurer Gemeinde. Aber ich erbitte mir eine andere Gunst von Euch, Rabbi! eine Gunst, deren Gewährung mir lieber als Gold und Goldeswerth ist, eine Gunst, deren Gewährung ich als eine besondere unverdiente Gnade betrachten wollte, nnd die wie ein heilsamer Balsam meinem gramzerwühlten Herzen Linderung brächte, eine Huld, die noch in der letzten Stunde meines Lebens, wie ein himmlischer Cherub, die zermalmende Wucht ungesühnter Schuld, die auf meiner Seele lastet, erleichterte.“

Während der Soldat so sprach, hatte sich eine schmerzliche Rührung seiner bemächtigt, das große dunkle Auge ward von

Thränen umflort, heiße Zähren floßen über die bleichen Wangen herab, er schluchzte wie ein Kind.

Erstaunt blickte ihn der Rabbi an, die edle Sprache und die Thränen, die den tiefsten Tiefen seiner Seele zu entquellen schienen, erweckten bei dem Rabbi eine ungewöhnliche Theilnahme.

„Wenn es in meiner Macht steht,“ sprach der Rabbi gerührt, „werde ich Euren Wunsch erfüllen.“

„Bevor ich meine Bitte vortrage,“ begann der Soldat nach einer Pause, „ist es nothwendig, Euch, gelehrter Rabbi, meine Lebensgeschichte zu erzählen.

Ich bin der Sohn vermögender jüdischer Eltern, und Polen ist mein Vaterland. Mein Vater, ein alter Mann, der sich mit dem Pferdehandel beschäftigte, wünschte mich, der Sitte unseres Landes gemäß, frühzeitig verehelicht. Es war mir leicht dem väterlichen Willen Folge zu leisten, denn das siebenzehnjährige Mädchen, welches mir bestimmt wurde, war eben so liebenswürdig als tugendhaft. Im ersten Jahre unserer Ehe ward mir ein Knabe, ganz das Ebenbild seiner anbetungswerthen Mutter, geboren. Mein liebes Weib und ich, wir verehrten beide abgöttisch dieses herrliche Geschöpf. So waren mehrere Jahre eines ungestörten Friedens verflossen. Eines Tages erhielt mein Vater einen schwarz gesiegelten Brief, der ihm die Nachricht brachte, daß sein Bruder, der als armer Knabe die Heimat verlassen, als wohlhabender Mann, ohne Hinterlassung rechtlicher Erben, in Amsterdam gestorben sei. Da mein Vater demgemäß der einzige Erbe war, so erschien es nothwendig, in Amsterdam persönlich zu erscheinen. Mein Vater war schon alt und nicht geeignet, die weite Reise zu unternehmen. Da ich sein einziger Sohn war, mußte ich als sein natürlichster Vertreter mich zur Reise entschließen. Ich trennte mich nur ungern von meiner theuern Familie, aber der Nothwendigkeit nachgebend schied ich, ein peinliches Vorgefühl im Herzen, mit den nöthigen Vollmachten versehen, von meinem Vaterhause. Drei Wochen waren unter fortwährenden Mühseligkeiten verflossen, als ich eines Abends in einem vier Stunden von Amsterdam gelegenen Dorfe anlangte. Es war schon spät, und ich hätte vor tiefer Nacht die Stadt nicht erreicht; nach einigem Besinnen beschloß ich, hier zu übernachten. Dieser Entschluß war mir unheilbringend, denn von diesem Augenblicke an bildet mein Leben nichts als eine unentwirrbare Reihe qualvoller Leiden. O! hätte es dem Allmächtigen gefallen, mich nie dies Haus betreten zu lassen!“

„Blickt nicht zurück in die Vergangenheit," sprach der Rabbi ernst. „Wer zu dem Allmächtigen fleht, er möge Geschehenes ungeschehen machen, dessen Gebet ist ein vergebliches, lehren unsere Weisen. Ermannt Euch, erkräftigt Euch und wendet den freien hoffnungsreichen Blick in die Zukunft."

„Nein, nein," rief der Soldat von krampfhaftem Schluchzen unterbrochen, „nirgend erblicke ich einen Hoffnungsstrahl, öde und finster, wie mein freudeleeres Herz, erscheint mir auch die Zukunft." Er war bei diesen Worten aufgestanden und durchschritt hastig mehrmals das Zimmer.

Der Rabbi ließ ihn gewähren, als er sich von den schmerzlichen Erinnerungen, die dieser Wendepunkt seines Lebens in ihm hervorgerufen, erholt hatte, fuhr er in seiner Erzählung fort.

„Da nächsten Morgen die große Messe in Amsterdam beginnen sollte, und deshalb das Wirthshaus mit Gästen überfüllt war, mußte ich mich bequemen, mit einem kleinen Stübchen im letzten Stocke vorlieb zu nehmen, ein Stübchen, welches so eng war, daß ich meinen Koffer, der nebst meinem Reisegelde die zur Begründung meines Erbanspruches nöthigen, gerichtlichen Documente enthielt, nur mit Mühe unterbringen konnte. Ermüdet von der Reise warf ich mich entkleidet auf mein Lager, um mich durch einen erquickenden Schlummer für die Erlebnisse der folgenden Tage zu stärken. Es mochte wohl Mitternacht gewesen sein, als ich durch ein wildes Getöse, durch einen grauenerregenden Wehe- und Hilferuf aus meinen süßen Träumen geweckt wurde. Der wohlthätige Schlaf hatte mir die theuern Bilder meiner Lieben, mein holdes Weib, den zarten Knaben auf dem Arme, und meinen greisen Vater vorgezaubert; welch' schreckliches Erwachen! Als ich an's Fenster eilte, sah ich zu meinem namenlosen Schrecken das ganze Wirthshaus in Flammen. Mein Leben ist, wie Ihr hören werdet, reich an außergewöhnlichen Erlebnissen, aber auch diese Scene wird nie aus meinem Gedächtniß schwinden. Einen Augenblick betrachtete ich, wie versteinert, erstaunt dieses gräßlich schöne Schauspiel. Mit tausend gierigen Zungen leckte die Flamme ringsherum. Plötzlich ertönte ein ohrzerreißendes Geklirr, die Fenster im untern Stockwerke waren zersprungen, und fast gleichzeitig entstieg jedem derselben eine Rauchsäule, der gleich darauf ein Schlangenheer von Flammen folgte, die mit wilder Hast die sichere Beute umschlangen. Ein Zuruf von der Straße, mich zu retten, erweckte meine Besinnung, ich eilte zur Thür, aber beim

Oeffnen derselben zog das Flammenmeer in das Zimmerchen, dieses mit Rauch und Qualm erfüllend. Gleichzeitig hörte ich die prasselnde Treppe mit einem furchtbaren Gedröhne zusammenstürzen. Also keine Rettung! Ich eilte zum Fenster und rief den Leuten auf der Straße zu, mich zu retten. Was sollte man thun? bevor man Leitern gebracht hätte, wäre ich längst dem Feuertode erlegen. Schon glaubte ich mich rettungslos verloren, da rief mir eine Stimme von unten zu: Werft Euch herab, wir haben Stroh gestreut, es wird Euch beim Falle nichts Leides geschehen. Das Zimmer, worin ich mich noch immer befand, war von einem erstickenden Qualme erfüllt, die Flammen drangen bis in meine unmittelbarste Nähe. Mehr der Eingebung eines dunklen Erhaltungstriebes als einem geregelten Plane folgend, stürzte ich mich herab und fiel bewußtlos auf das ausgebreitete Stroh.

Als ich zur Besinnung kam, lag ich in einem reichlichen Bette, in einem freundlichen Zimmer in Amsterdam. Der Menschenfreund, der mein Leben durch seinen Rath gerettet, hatte mich auch, als ich besinnunglos da lag, in seinem Wagen nach Amsterdam bringen, einen Arzt rufen und mir überhaupt die sorgfältigste Pflege angedeihen lassen.

Die Dankbarkeit, die ich gegen meinen Wohlthäter empfand, könnt Ihr, Rabbi! Euch leicht vorstellen.

Rab. Mosche Tauer, dies war der Name meines gastlichen Wirthes, war ein kleiner magerer Mann, dessen Züge bis auf das rothe Haar und das Schielen des rechten Auges einen recht wohlwollenden Ausdruck annehmen konnten. Meinen innigen Dank wies er bescheiden zurück. Ich habe bloß die heiligste der Pflichten erfüllt, und das ist nicht des Redens werth, sprach er jetzt, aber, fuhr er fort, laßt mich den Zweck Euerer Reise wissen, wenn dieser kein Geheimniß ist! vielleicht kann ich Euch mit Rath und That dienen. Ich bin hier in Amsterdam wohl bekannt, und kann mich rühmen, daß mich meine Freunde eben so lieben, als die Schlechten, meine Feinde, mich hassen und verfolgen.

Man verfolgt Euch, guter Mann? rief ich entrüstet. — Lassen wir das, entgegnete Rab. Mosche betrübt, und sprechen wir, wenn es Euch beliebt, von Euren Angelegenheiten.

Ich, entzückt, einen so würdigen Freund gefunden zu haben, erzählte ihm den Zweck meiner Reise, und bat ihn inständigst, mich, der ich die holländische Gerichtspflege nicht kannte, in meinen Bemühungen zur Erlangung meines Erbgutes zu unterstützen.

Der freundliche Rab. Mosche versprach es. Da mein Koffer verbrannt und ich dadurch aller Hilfsmittel entblößt war, erbot sich Rab. Mosche auch, mir das nöthige Geld zur Anschaffung einer anständigen Kleidung und meines Lebensunterhaltes so lange vorzustrecken, bis ich vom Hause Geld und die zur Begründung meines Rechtsanspruches nöthigen gerichtlichen Documente wieder erhalten hätte; auch sollte ich bei ihm wohnen. Da mir kein anderer Ausweg blieb, war ich gezwungen, dieses freundliche Anerbieten anzunehmen.

In Amsterdam ganz fremd, war ich bloß auf Rab. Mosches Gesellschaft angewiesen, der ganz isolirt von der dortigen Gemeinde zu leben schien. Bald erhielt ich von meiner Familie in Beantwortung eines Briefes, Geld und Urkunden. Das Schreiben, welches mir Rab. Mosche übergab, war erbrochen, ein Umstand, der, wie Rab. Mosche mir erzählte, daher rührte, weil in meinem Vaterlande eine Verschwörung entdeckt wurde, deren Verzweigungen sich bis in das Ausland erstrecken dürften, und man dem zu Folge von Seiten der Regierung alle Briefe von und nach Polen öffnen lasse, um deren Inhalt kennen zu lernen. Mein blindes Zutrauen zu Rab. Mosche ließ keinen Zweifel in mir rege werden; überdies waren Unruhen in meinem Vaterlande nicht selten. Bloß der Umstand setzte mich in Erstaunen, daß die von der Regierung erbrochenen Briefe nicht wieder gesiegelt wurden und so in die Hände der Empfänger gelangten. Rabbi Mosche empfahl mir auch einen Gesetzkundigen, den er als einen streng rechtlichen, für seine Klienten sehr thätigen Mann bezeichnete. — Wider alles Vermuthen aber wurde die einfache Rechtssache auf eine mir unerklärliche Weise verzögert, fortwährend wurden meine Ansprüche von verschiedenen Seiten bestritten. Namentlich war es aber ein Weib, welches vorgab, bei meinem seligen Onkel als Wirthschafterin gedient zu haben und durch ihn Mutter zweier Kinder geworden zu sein, das am hartnäckigsten gegen mich ankämpfte. Obwohl das Gericht vielleicht die vollste moralische Ueberzeugung von der Unwahrheit dieser Behauptung hatte, da mein Onkel sich in jeder Beziehung des besten Rufes erfreut hatte, mußte es dennoch einen Ausgleich anordnen, da diese lügenhafte Aussage durch den Eid zweier Zeugen erhärtet worden war. Da mein Anwalt gegen die Bescheide der untern Behörden fortwährend recurrirte, zu welchem Zwecke er unaufhörlich Geldvorschüsse von mir erhob, so zog sich die Sache in die Länge. Während dieser Zeit war ich überdies durch einen andern Umstand

sehr beunruhigt. Alle Briefe, die ich nach Hause schrieb, blieben nämlich unbeantwortet, und ich war über das Befinden meiner Familie in völliger Unwissenheit. So waren zwei Jahre verflossen, als die Entscheidung der obersten Instanz sich dahin aussprach, daß die Hinterlassenschaft zwischen mir und den vermeintlichen Kindern meines Onkels gleich getheilt werde. Dem Rathe meines Freundes R. Mosche folgend, wählte ich die Prätiosen, welche die Hälfte der Verlassenschaft ausmachten, während dem Weibe und ihren Kindern die Baarschaft zufiel. Als ich nun die Prätiosen meinem Hausherrn zu dem Zwecke übergab, sie zu verkaufen, und den größtmöglichen Erlös zu erzielen, verschwand dieser plötzlich, während er mich unter einem Vorwande außer dem Hause beschäftigt entfernt hielt. Ich war auf eine unerhörte Weise betrogen worden, Moses Tauer war ein niederträchtiger Betrüger. Bloß einmal in seinem Leben hatte er eine edlere Regung empfunden, und das war damals, als er mich Leblosen freundlich aufnahm. Aber bald bereuete er die gute That. Als er aber von mir den Zweck meiner Reise vernommen hatte, faßte er sogleich den Entschluß, mich um diese Erbschaft zu prellen. Der großartige Gaunerstreich gelang. Nachdem er mein Vertrauen erschlichen hatte, mißbrauchte er es auf eine schändliche Weise. Er erbrach meine Briefe, die, da ich in Amsterdam unbekannt war, unter seiner Adresse kamen, und unterschlug mir eine große Anzahl derselben. Weshalb er dies that, ist mir unbekannt, da ich den Inhalt dieser Briefe nie kennen gelernt hatte; zweifelsohne war es zum Gelingen seiner Pläne nothwendig. Der Anwalt, den er mir empfohlen hatte, war ein abgefeimter Spitzbube, der mit ihm unter einer Decke spielte. Das Weib mit den beiden Kindern war ebenfalls von Moses Tauer zu dem Zwecke gedungen worden, um die eine Hälfte meines Erbgutes mit unfehlbarer Gewißheit zu erhaschen, und er und der Anwalt theilten sich darin, während die Betrügerin sich mit einer kleinen Summe begnügen mußte. Die beiden falschen Zeugen, welche die lügenhafte Aussage eidlich bekräftigten, waren: Moses Tauer und mein Anwalt.

Ich war schrecklich betrogen worden! Der bittere Schmerz getäuschten Vertrauens durchzog mein Herz, und ein furchtbarer Argwohn gegen alle Menschen lagerte sich wie eine finstere Wolke um meine Seele. Plötzlich erwachte auch eine bisher nie gefühlte Sehnsucht nach der Heimat in mir, die Bilder meiner Theuern schwebten in unendlich süßer Wehmuth vor meinem geistigen Auge, ein nie geahnter

Trieb spornte mich zur Rückkehr in mein Vaterland. Ich habe es schon erwähnt, ich war mißtrauisch gegen Alle, gegen Alles geworden.

An die heilige Erinnerung an mein Weib hatte sich bald der herbe Zweifel, der nagende Wurm der Eifersucht geheftet. Mein Weib war jung und schön. War der Engel rein geblieben? Ich war fern, ohne Nachricht von ihr, vielleicht war auch zu ihr keine Kunde, kein Schreiben von mir gelangt, vielleicht hält sie mich für todt, vielleicht schrieb sie mir deshalb nicht, weil ich ihr gleichgiltig geworden, und sie in den Freuden einer verbrecherischen Liebe ihre Pflichten vergessen hatte! Ich glaubte wahnsinnig zu werden bei diesem Gedanken. — Lebt mein alter guter Vater noch? frug ich mich dann; ich hatte ihn als Greis verlassen, werde ich ihn je in diesem Leben wiedersehen? — Ich machte mir die bittersten Vorwürfe, nicht eher abgereist zu sein. Zufällig hatte mir der Schurke Tauer noch so viel Geld gelassen, daß ich mich zu einer schnellen Abreise rüsten konnte. Wie von bösen Geistern verfolgt, durcheilte ich Länder und Staaten; je näher ich meinem Vaterlande kam, desto unruhiger, desto ungeduldiger war ich geworden. — Es war eine schöne Winternacht, als ich in mein väterliches Dorf, das an der Grenze liegt, anlangte. Ich hatte die Pferde zur größten Eile angespornt. Im wüthenden Vorüberjagen hatte ich wohl manche Veränderung bemerkt, aber man wird es bei dem Seelenzustande, in welchem ich mich befand, leicht erklärlich finden, wenn ich in diesem Augenblicke kein scharfer Beobachter war. Ich hielt vor meinem Hause, das Herz schlug mir in der Brust, als sollte es zerspringen. Plötzlich erblickte ich die Thür meines Hauses geöffnet, nach Mitternacht geöffnet; und doch war es dunkel in allen Zimmern. War es Fahrlässigkeit des Gesindes; oder, schrecklicher Gedanke! war die Thür dem Geliebten meines Weibes geöffnet worden? Dieser Gedanke, dessen Keim schon lange in meinem Busen lag, durchzuckte mit einem höllischen Feuer meine Seele, ich fühlte, wie alles Blut in mir, einer aufsteigenden Feuersäule gleich, sich nach dem Kopfe drängte. Die Pulse klopften in einer mehr als wahnsinnigen Aufregung! Alle meine Gedanken wichen entsetzt vor dieser gräßlichen Angst, der Gedanke an mein Kind, an meinen greisen Vater, an Alles!

Jetzt kann ich mir Ueberzeugung verschaffen, jetzt oder nie, sprach ich leise; — hat mich mein Weib verrathen? — O! rief ich, indem die unbesiegbare Liebe mit vollster Kraft in meinem

Busen hervorbrach, nein! nein! nein! es kann nicht sein, sie muß mir treu sein, sie muß rein sein, wenn ich nicht an den Engeln um Gottes Thron zweifeln sollte! Langsam wie die lauernde Hyäne, die Hand an den Dolch gelegt, den ich, seitdem Mißtrauen gegen die Menschen mich erfüllt hatte, stets am Leibe trug, durchschritt ich die mir bekannten Treppen und Gänge; ich war an der Thür, die in das Schlafzimmer meines Weibes führte — ein Druck an der Klinke, und die Thür war geöffnet, ich trat ein, die Qualen der Hölle und die Wonnen des Paradieses in meinem Herzen. Ich horchte — ich hörte nichts als den ruhigen milden Athemzug meines Weibes. O! rief ich Glücklicher, so kann nur die Schuldlose schlafen, sie ist rein, rein wie der Cherub an der Pforte des Himmels! Gerührt erhob ich meinen thränenfeuchten Blick zum Himmel, der Dolch entsank meinen bebenden Händen, dem vollsten Zuge meines Herzens folgend, stürzte ich auf ihr Bett und drückte einen glühenden Kuß auf ihre rosigen Lippen. In diesem langen Kusse sog ich alle paradiesischen Wonnen in gierigen Zügen ein, ich war reichlich entschädigt für die Leiden der Vergangenheit, ich war bei meinem Weibe. Es war der schönste Augenblick meines Lebens, o! daß er auch der kürzeste sein mußte!"

Bei diesen Worten stützte der Soldat, der Wucht der Erinnerung unterliegend, sein Haupt auf beide Hände und schluchzte laut. Nachdem er sich gesammelt hatte, fuhr er fort:

„In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des anstoßenden Gemachs; ein Haufe bewaffneter Männer, von denen einige Fackeln trugen, drang in das Zimmer. An der Spitze derselben stand ein Mann von athletischem Baue und mit vor Wuth verzerrten Zügen.

Hab' ich Dich, Räuber meiner Ehre, ehebrecherischer Schurke! rief er mich mit einem Schlage zu Boden werfend; stirb, Hund!

Beim Scheine der Fackeln erkannte ich, daß das schöne junge Weib nicht mein Weib sei. Die Seele des gekränkten Ehemanns war also von all' den Qualen erfüllt, denen meine Seele noch vor Kurzem preisgegeben war. Ich fühlte es, ich hatte keine Gnade zu erwarten. Der Wüthende hätte mich gleich mit seinem Schwerte durchbohrt, wäre ihm nicht ein Anderer kräftig in den Arm gefallen.

Halt, Stanislaus! das leid' ich nicht; siehst Du denn nicht, daß der Verruchte ein Jude ist? — Das Schwert eines Zborowski ist zu gut, um dem Leben eines elenden Juden den Garaus zu machen. Laß ihn Deinen Hunden vorwerfen, laß ihn verhungern,

mach' mit ihm, was Du willst, aber Du, Du selbst darfst ihn nicht tödten.

Wie gut er sich vorgesehen hat, bemerkte ein Anderer, mit einem scharfen Dolche; ei seht doch!

Das todtenbleiche Weib, das bisher, zweifelsohne im Bewußtsein ihrer Schuld zitternd, geschwiegen hatte, erhob jetzt ihre Stimme:

O! Stanislaus! rief sie, kannst Du's glauben, daß ich einen Juden liebe, ich, fürstlichem Stamme entsprossen, die Gemahlin Stanislaus von Zborowski? Und kömmt man mit Dolchen zu seiner Geliebten?

Die Schlange blickte ihren Gemahl mit dem ganzen feuchten Glanze ihres polnischen Feuerauges an — er glaubte ihr, und sie war gerettet.

Ich glaubte schwer zu träumen; endlich als ich mich gefaßt hatte, sprach ich:

Haltet Euer Urtheil zurück, edle Herren! bis ich geredet. Unter den Kriegern, denn solche waren die Männer, befand sich ein Greis, dieser sprach: Wir wollen zuerst hören!

Zborowski bezwang seine Ungeduld und schwieg.

Bevor ich aber in meiner Erzählung fortfahre, ist es nothwendig, Euch, edler Rabbi! den wahren Zusammenhang zu erklären. Als ich Polen verließ, regierte nach dem Absterben des jagellonischen Hauses der französische Heinrich von Anjou. Als er nach dem Tode seines Bruders den französischen Thron bestieg, mußte er der polnischen Krone entsagen, und die Nation daher zu einer neuen Wahl schreiten. In Amsterdam erfuhr ich von diesen wichtigen Veränderungen in meinem Vaterlande nichts; ich war mit meinen Privatangelegenheiten beschäftigt, lebte nur in Tauers Gesellschaft und erhielt vom Hause keine Briefe.

Nach einer neunzehnmonatlichen Debatte theilte sich die Nation in zwei Parteien, und den 14. December des Jahres 1576 wurde Kaiser Maximilian der Zweite vom Kanzler des Reichs zum König in Polen ausgerufen, während Graf Zamoiski, von dem hohen Adel und der Geistlichkeit unterstützt, den Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Bathori, zum Herrscher wählte. Nun entstand ein heftiger Bürgerkrieg. Mein Geburtsort, an der Grenze des Landes gelegen, war zweimal Gegenstand eines heißen Kampfes gewesen. Die Häuser waren zerstört, die Bewohner gefangen weggeführt worden. Eben jetzt war das Dorf im Besitz

der kaiserlichen Partei, und da mein Haus zufällig der allgemeinen Verwüstung entgangen war, hatte Stanislaus von Zborowski, der Anführer einer Kriegerschaar, es zu seinem Wohnhause gewählt.

Ihr könnt Euch denken, edler Rabbi! daß, da alle Einwohner des Dorfes vertrieben waren, und ich mich daher auf keinen berufen konnte, es mir schwer ward, meine Unschuld zu beweisen. Meiner Erzählung, die in der That unter solchen Umständen fast märchenhaft erschien, wurde kein Glauben beigemessen, und nach einigem Ueberlegen wurde auf den Rath des alten Kriegers, der einen großen Einfluß auf die andern auszuüben schien, beschlossen, mich dem nächsten kaiserlichen Gerichte zu übergeben.

Bei Anbruch des Tages wurde ich in einem geschlossenen Wagen in die nächste Stadt geführt, und ehe zwei Stunden vergingen, war mir das Urtheil gesprochen, um Mitternacht zur selben Stunde, als ich die Frevelthat versucht haben sollte, mit dem Beile durch Henkers Hand vom Leben zum Tode gebracht zu werden.

Den ganzen Tag verbrachte ich in meinem Gefängnisse im stillen Gebete. Ich sollte also aus dem Leben scheiden, ohne den Meinen Lebewohl gesagt zu haben, ich sollte sie nie wiedersehen! Ich hätte mit wonnigem Entzücken mein Leben ausgehaucht, wäre es mir nur einmal noch, nur ein einziges Mal vergönnt gewesen, mein Weib und mein Kind, diese beiden himmlischen Wesen, zu sehen und zu küssen, und meinen greisen Vater, dessen einziger Sohn, dessen einzige Stütze ich war. Um Mitternacht öffnete man die Pforte meines Kerkers, und brachte mich durch einen verschlossenen Gang in einen großen Saal. Dieser war mit schwarzen Tapeten behängt, und an der der Thür gegenüberstehenden Wand hing ein großes Crucifix. An dem obern Ende des Saales stand ein halbrunder Tisch, an welchem sieben schwarzgekleidete Männer saßen. Rechts und links befanden sich zwei Nischen, welche durch Vorhänge verdeckt waren. Bei meinem Eintritte erhob sich der Vorsitzende und sprach:

Ihr seid zum Tode verurtheilt, weil Ihr bei versuchtem gewaltsamen Ehebruche mit einem Christenweibe betreten wurdet.

Bei diesen Worten wurde auf seinen Wink der schwarze Vorhang der linken Nische in die Höhe gezogen, ich erblickte ein einfaches Gerüst und drei Männer in blutrothen Wämsen, den Scharfrichter und seine Knechte. Bei dem Anblicke des blanken

Beils, das der Henker geschwungen hatte, entfuhr meiner gepreßten Brust ein lauter Schrei. In diesem Augenblicke trat die ganze Vergangenheit nochmals in den lebhaftesten Farben vor meine Seele. Mein Tod erschreckte mich nicht; wäre ich allein gestanden in der weiten Welt, ich hätte nicht gezagt, ich hätte dem Tode ruhig in's Auge geblickt; aber der Trennungsschmerz, das Scheiden von meinen Lieben, deren Schicksal ich nicht kannte, und die vielleicht in einem fernen Winkel der Erde bedrückt und getreten noch stets des rettenden Helfers, des Sohnes, des Gatten, des Vaters harrten, das Scheiden in der bangen Ungewißheit — das war es, was mit tausend Stichen qualvoll meine Seele zerriß.

Edle Herren und gestrenge Richter! begann ich mit bebender Stimme, möge es mir gestattet sein, noch einige Worte zu sprechen. Verleiht mir ein gnädiges Gehör, und der Allgerechte wird auch Euch einst hören, wenn Ihr vor den Stufen seines unendlichen Thrones zur Rechenschaft gezogen werdet. Ich schwöre es nochmals hier im Angesichte des Todes, den ich, wenn es Gottes geheiligter Wille ist, durch Euren Richterspruch in kurzer Zeit werde erleiden müssen, ich schwöre es bei dem geheiligten Namen Gottes, und in der Stunde des Sterbens ist man kein Meineidiger, ich bin unschuldig an dem Verbrechen, dessen man mich beschuldigt. Lüge ich, so möge ich und mein Vater, mein Weib und mein Kind, drei Wesen, für deren Wohlergehen ich täglich die Qualen der Hölle erdulden wollte, nie des jenseitigen Lebens theilhaftig werden! — Amen. Ich hatte den glühenden Blick auf meine Richter geworfen, mir schien es, als wären sie bewegt. Ich wollte den günstigen Augenblick benützen und fuhr daher fort:

Bedenkt es nochmals, Ihr Herren! bevor Ihr schuldloses Blut vergießt! Ich flehe nicht um meinetwillen, aber ich habe einen greisen Vater, ein edles Weib, ein holdes Kind, auch Ihr, edle Herren! habt daheim Väter, Weiber, Kinder; auch Ihr, edle Herren! könnt es fühlen, was ich in diesem Augenblicke empfinden muß. — Schenkt mir das Leben, ich will's als eine Gnade, als eine Huld betrachten, obwohl es nur Recht ist; ich will mein Leben neu aus Euren Händen empfangen, und mein Weib und mein Kind werden betend ihre Hände für Euer Wohlergehen zum Himmel erheben, und wenn Engel flehen, erhört der gute Gott! O! sprecht es aus, das schöne Wort: Du bist frei! und die Engel im Himmel werden Wonnethränen weinen, um meines Weibes, um meines Kindes willen! Die Richter sprachen leise mit einander.

Nach einer kurzen Pause, die mir eine Ewigkeit zu sein schien, erhob sich der Vorsitzende und sprach:

Das Urtheil des Juden Isak Solan — so war mein Name — ist gefällt und bestätigt, nnd keine irdische Macht kann es mehr ändern! Jedoch haben wir in Anbetracht Deiner Jugend beschlossen, Dir ein Mittel zu bieten, wie Du Dein Leben retten kannst. Der Jude Isak Solan ist zum Tode verurtheilt. Wirfst Du Dich reumüthig in den Schooß der allein seligmachenden katholischen Kirche, so bist Du Christ, und der Jude Isak Solan hat aufgehört zu sein. In dem Augenblicke, wo Du die Taufe empfängst, wirst Du wie neugeboren, Deine Vergangenheit fällt der Vergessenheit anheim, und Ehre, Reichthum und Glück erwarten Dich. Bei diesen Worten des Richters wurde der rothsammtene Vorhang der andern Nische in die Höhe gezogen. Ich erblickte eine Kapelle, bei dem reichgeschmückten Altare erwartete mich ein Priester mit dem Taufbecken. Ich blieb wie versteinert stehen. Trotz meiner maßlosen Verwirrung konnte ich doch erkennen, daß man mein Flehen vorausgesehen, und es voraus bestimmt gewesen war, mir die Taufe als Rettungsmittel anzubieten.

Edle Herren! begann ich, wenn Ihr gut und gnädig seid, schenkt mir mein Leben, ohne mir meinen Glauben rauben zu wollen. Macht nicht die Gnade werthlos durch die Bedingung. Sagt, kann ich, kann ein Mensch seinen Glauben, seine Ueberzeugung willkürlich ändern? Kann ich zu der Vergangenheit, denn jedem Juden gehört die ganze Vergangenheit und ihre Leiden, kann ich zu meinem Glauben, der wie ein flammender Sinai mein Herz durchzieht, kann ich zu ihm sagen: Weiche aus meiner Brust dem neuen fremden Gaste? Würdet Ihr, edle Herren! des Lebens halber, würdet Ihr des Beils, des Scheiterhaufens halber, die Ueberzeugung von Euch werfen, die Euch und Euren Vätern wahr und werth war? — Das Christenthum zählt Millionen von Bekennern, Kaiser, Könige und Fürsten beugen ihr Knie verehrend vor seinen Strahlen; was kann Euch daran liegen, ob ein verächtlicher Jude ihm oder seinem Glauben huldige? O! sprecht Ihr für mich, edler Priester! denn Euer Auge blickt mild und freundlich wie das meines Vaters, der sterbend einst dem Sohne fluchte, der seiner Väter Glauben verließ!

Der Priester antwortete mir in Worten, die, obwohl sie aus dem Herzen kamen, doch nicht den Weg zu dem meinigen fanden.

Nachdem er gesehen hatte, daß seine Worte fruchtlos waren,

sprach er zu meinen Richtern einige Worte in lateinischer Sprache. Es schien mir, als vereinigte er seine Bitten mit den meinigen. Ihr könnt Euch nicht denken, welchen tiefen, unbeschreiblich wohlthätigen Eindruck diese Handlungsweise, unter solchen Umständen, in mir hervorrief. — Einige schienen bewegt, und wäre das einmal ausgesprochene Urtheil, aus mir unbekannten Gesetzesgründen, nicht unumstößlich gewesen, man hätte mir vielleicht als Jude mein Leben geschenkt. Nach einer kurzen, aber lebhaften Unterredung, die ebenfalls in lateinischer Sprache geführt wurde, erhob sich der Vorsitzende und sprach zu mir: Das einmal gefällte Urtheil des peinlichen Gerichtshofes kann nicht umgestoßen werden, um so weniger, als Du für die Wahrheit Deiner Aussage keine Zeugen anzuführen vermagst, und der Eid eines zum Tode Verurtheilten keine Beglaubigung findet. Der Jude Isak Solan muß sterben. Trittst Du aber zu dem Christenthume über, so rettest Du Deinen Leib und Deine Seele, und von dem Augenblicke an ist das Urtheil null und nichtig. Jetzt entschließe Dich.

So will ich sterben, sprach ich tonlos.

Der Henker und die Schergen traten an mich heran, entblößten meinen Hals, den ich auf den Block legte.

In diesem furchtbaren Augenblicke, wo mir das Herz fast aufgehört hatte zu schlagen, erfaßte mich nochmals mächtig der Gedanke an meine Familie, dieser unverlöschliche Gedanke, der wie eine Feuersäule mir stets in der Wüste meines Lebens vorgeschwebt war. Zugleich überkamen mich schreckliche, bisher nie gekannte Zweifel an der Gerechtigkeit der Vorsehung. Ich sollte sterben. Was hatte ich verbrochen? Noch war ich rein, noch konnte ich ruhig auf mein verflossenes Leben zurückblicken.

Noch einmal wandte sich der Vorsitzende des Gerichts an mich und sprach:

Bedenke es noch einmal, das letzte Mal, Dein Leben ist in Deiner Hand!

Ein furchtbar dämonischer Kampf entstand in meiner Brust. — Ich gehörte mehr dem Tode als dem Leben an. Nicht fähig, der mächtigen magischen Erinnerung an meine Lieben Widerstand zu leisten, erlag ich, und weinend floh der verstoßene Engel des Glaubens aus meinem Herzen. Ich ward getauft, ich ward Christ. Während des Taufactes war ich ohnmächtig geworden. Man brachte mich in diesem Zustande in ein schönes Zimmer.

Des andern Morgens wurde mir bedeutet, daß ich, um den

Nachstellungen des mächtigen, beleidigten Edelmannes zu entgehen, mein Vaterland sogleich verlassen müsse, und daß ich unter starker Bedeckung nach Böhmen reisen werde.

Als ich hierauf entgegnete, ich wolle zu meiner Familie, ich habe meinen Glauben nur ihretwillen geopfert, antwortete man mir, die Taufe hätte jedes frühere Band zerrissen — und eine jede Begegnung mit meinen Verwandten sei unmöglich.

Meine Ohnmacht fühlend, mußte ich mich in den bereit gehaltenen Reisewagen setzen, und fuhr, von einem Trupp Soldaten escortirt, Verzweiflung im Herzen, nach Böhmen.

Hier wurde ich einem Truppenkörper einverleibt, und man versicherte mich, daß hochgestellte Personen sich für mein Wohl interessiren.

Vier Wochen nach meiner Ankunft ward ich schon zum Korporal erhoben. Es muß dies eine göttliche Fügung gewesen sein, denn es war an jenem Tage, wo sich der bekannte Unfall ereignete.

Ich bin nun Christ und erfülle getreulich die Gebote meiner neuen Religion, um die ungeheure Kluft in meinem schmerzzerrissenen Herzen auszufüllen. Wäre ich als Christ geboren, ich fühlte gewiß bei einem Glaubenswechsel denselben wahnsinnigen Schmerz, der mich jetzt durchzuckt; denn der Mensch kann nur in seinem angeerbten Glauben, in der Religion seiner Väter glücklich werden. Ich bin unglücklich, sehr unglücklich.

Erlaubt mir nun, Rabbi! als Dank für den der hiesigen Gemeinde etwa geleisteten Dienst, folgende Bitte auszusprechen. Da ich als Jude für die Gemeinde Israel abgestorben bin, mögt Ihr verordnen, daß für ewige Zeiten am Vorabende des Jom Kipurs, der Unglücksnacht, in der ich das Weltenlicht erblickte, für mich in der Altneusynagoge ein Kadischgebet abgehalten werde.

In vollster Erwartung blickte der Soldat in das Gesicht des Rabbi.

Die Bitte sei Euch gewährt, sprach dieser. Vielleicht ist es im unerforschlichen Rathschlusse der Vorsehung beschlossen, Ihr sollt noch Euren ehemaligen Glaubensbrüdern Schutz und Schirm vor ungerechter Bedrückung gewähren. Die einzige Bedingung, die ich an die Gewährung Eurer Bitte knüpfe, ist die, daß Ihr, wenn Euch die göttliche Fügung Macht und Ansehen verleihen sollte, es nie unterlassen mögt, die hohe Pflicht der Menschenliebe, dieses erhabene Band, welches gemeinsam den Glauben Euerer Väter und den Eurigen durchzieht, im vollsten Maße auszuüben.

Habt Dank, tausend Dank, edler Rabbi! rief der Soldat; möge Gott Euch diese Wohlthat lohnen. Als er nun weggehen wollte, flehte er mit erstickter Stimme den Rabbi um seinen Segen. Dieser legte die Hand auf sein Haupt, und sprach nur die Worte:

Der Allgerechte ist auch allerbarmend.

Es mochten wohl mehr als fünfzig Jahre verflossen sein, Rab. Mordechai und sein Weib waren schon längst gestorben, auch der würdige Raf war heimgegangen zu seinen Vätern, und als sein Nachfolger saß sein Sohn auf dem Prager Rabbinerstuhle, als der Raf Moze Jomkipur, [1]) da er die Synagoge verließ, von einem Manne angesprochen wurde. Erlaubt, sprach der Fremde, daß ich Euch in Euere Wohnung begleite.

Als die Beiden in der Wohnung des Raf angelangt waren, hatte dieser, nun auch ein Greis von 80 Jahren, Gelegenheit, den Fremden näher zu betrachten. Die ganze Gestalt des greisen Kriegers, denn ein solcher war es, war in einen Mantel gehüllt. Die dunklen Feueraugen waren von der Macht des Alters nicht gebrochen, ein milchweißer Schnurrbart überschattete die Lippen, welche stets ein schmerzhafter Zug umschwebte. Die Silberlocken verdeckten nur theilweise die Säbelhiebe an der hohen Stirn.

Ich möchte gerne mit Euch allein sein, Rabbi! sprach der Fremde. Als sich die Andern entfernt hatten, warf er den Mantel ab, und vor dem erstaunten Rabbi stand ein General der ungarischen Cavallerie, dessen Brust mit Ordensbändern und Sternen übersäet war.

Ehrfurchtsvoll erhob sich der Raf von seinem Sitze.

Bleibt, edler Rabbi! sprach der Fremde. Ihr kennt mich nicht mehr, es wundert mich nicht; es sind schon mehr als 50 Jahre, wir waren damals noch Beide junge Männer, als ich bei Eurem seligen Vater war, und ich mag mich seit jener Zeit wohl bedeutend verändert haben. Ich bin der Korporal, der in den asseres jeme hatschuwa [2]) des Jahres 1577 die Wache in der Judenstadt befehligte, und dadurch in den Stand gesetzt war, die hiesige Gemeinde vor unverdientem Unheil zu bewahren.

Ich erinnere mich dieser Begebenheit um so lebhafter, sprach der Rabbi, als mein Vater, sein Andenken sei gesegnet! mir noch

---

[1]) Dem Abende nach dem Versöhnungstage. [2]) Die zehn Bußtage zwischen dem Neujahrsfeste und dem Versöhnungstage.



auf dem Todtenbette das Kadischgebet am Col-nidre auf das strengste empfahl, und mir dabei Eure Lebensgeschichte, die er bisher Niemanden, selbst mir nicht, mitgetheilt hatte, erzählte.

Der edle Mann! sprach der General gerührt. Wenn es Euch interessirt, Rabbi, so will ich Euch den weitern Verlauf meines Lebens erzählen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte der Rabbi den Worten des Generals.

Euer würdiger Vater hatte mir gesagt: Vielleicht ist es in dem unerforschlichen Rathschlusse der Vorsehung beschlossen, daß Ihr einst Eueren ehemaligen Glaubensbrüdern Schutz vor ungerechter Bedrückung gewähren sollt. Von diesem Augenblicke an schien seine Prophezeiung in Erfüllung zu gehen. Die hochgestellten Männer, die mich zur Taufe veranlaßt hatten, ließen mich keinen Augenblick außer Acht, und zweifelsohne habe ich es nur ihren Bestrebungen zu danken, daß ich in zwei Jahren zum Officier befördert wurde. In dieser neuen Stellung war es mir möglich, mich nach den Meinen zu erkundigen, und ich erhielt die erschütternde Kunde, mein Vater wäre gebrochenen Herzens gestorben, mein schutzloses Weib und ihr Kind hätten in Hunger und Elend ihr Leben verhaucht.

Es ist nunmehr schon ein halbes Jahrhundert, sprach der General, und Thränen erstickten seine Stimme, ein halbes Jahrhundert, und noch ist die klaffende Wunde meines Herzens nicht vernarbt, noch bedeckt nicht das wuchernde Moos der Vergessenheit die gähnende Kluft meines Busens.

Am Tage dieser Schreckensbotschaft erhielten wir die Nachricht, es sei Krieg ausgebrochen. Unser Regiment sollte den blutigen Reigen eröffnen; man führte uns gegen den Feind, gegen die Rebellen. Verzweiflung in der Seele focht ich wie ein Wüthender, ich stürzte den feindlichen Kanonen entgegen, ganze Reihen sanken nieder, wir wateten bis an die Knie in warmem Blute, ich allein blieb unberührt. Kugeln pfiffen um mich herum, tödteten mein Pferd — ich blieb, wie durch ein Kainszeichen geschützt, unberührt. Mein Fähnlein, durch meine scheinbare Tollkühnheit angefeuert, folgte mir, der Sieg war unser. Ich suchte den Tod und fand Ruhm. Ich flog von Stufe zu Stufe, und schon 1602 wurde ich beim Sturm von Ofen auf den eroberten Schanzen Obrist meines Regiments. Ich focht nun bald in Ungarn, bald in Deutschland, bald in Böhmen. Das Glück war meinen Waffen günstig.

Geburt und Rang wurden in der Armee nicht berücksichtigt, ein tüchtiger Arm, ein heller Kopf, das war es, was man brauchte, und so ward ich das, was ich jetzt bin, General-Lieutenant seiner apostolischen Majestät, meines gnädigen Herrn und Kaisers Ferdinand, und Feldherr der Croaten, Panduren und der gesammten ungarischen Reiterei. — Das Schwarze Meer und der Belt haben die siegenden Fahnen meiner Regimenter gesehen, Deutschland nennt meinen Namen unter den Tapfersten; aber nicht mein Muth, meine Verzweiflung gewann Schlachten, eroberte Städte und Länder. Das wildeste Getümmel der Schlacht, der Donnerruf der Kanonen konnte den Aufschrei in meinem Innern nicht übertäuben. Auch die Worte Eures Vaters, der mir befahl, menschlich zu sein, hatte ich nie vergessen. Viele Menschenleben habe ich gerettet; Katholiken, Protestanten, Juden und Osmanen, Deutsche, Schweden, Spanier, Wallonen, jedes Menschenleben war mir gleich heilig.

Ich bin nun ergraut im Kriege, und schon vor einiger Zeit wollte ich mein Schwert meinem Kaiser zu Füßen legen; aber die Pflicht der Dankbarkeit hielt mich zurück. Ferdinand hatte mich mit Huld und Gnade überhäuft, und ich sollte ihn zur Zeit der Noth verlassen?! Tilli war ergraut und sein Stern im Sinken. Wallenstein war seit dem Reichstage zu Regensburg aus dem kaiserlichen Dienste entlassen, Pappenheim wohl tapfer, aber jung und unerfahren. Jetzt aber, da Friedland's Kriegssonne mit neuem Glanze auf dem blutigen Schauplatz leuchtet, ist mein greiser müder Arm entbehrlich. Ich komme von Wien, ich habe meinem Fürsten die Hand geküßt und um meine Entlassung gebeten. Er hat mir das da umgehängt — er wies auf ein Ordenskreuz, das an seiner Brust hing — und mich seiner fortwährenden Gnade versichert. Ich gehe nach Polen, um dort mein reichbewegtes Leben auf den Gräbern meiner Lieben zu beschließen. Riß mich das Leben aus ihrer Mitte, möge der Tod uns wieder vereinigen. — Gestern war ich in der Altneusynagoge, und habe gesehen, wie Euer Vater sein Versprechen getreulich bis über den Tod hinaus gehalten. Erlaubt mir nun, Euch zu bitten, diese Geldrollen an die Armen und Bedürftigen Euerer Gemeinde, welche durch die harten Kriegszeiten viel gelitten hat, zu vertheilen. — Meinen Kriegernamen werdet Ihr wohl errathen haben, möge er nie über Eure Lippen kommen. Ich entäußere mich alles Prunkes und Glanzes, und will ungekannt in meiner Heimat den Tod erwarten, der wohl nicht mehr lange säumen wird zu kommen. Und nun, edler

Rabbi! lebt wohl, schließt mich in Euer Gebet ein, und möge man nie den Kadisch vor Col-nidre vergessen.

Verlaßt Euch darauf, sprach der Rabbi; so lange die Prager Gemeinde und die Altneusynagoge, Gott erhalte Beide! bestehen wird, wird dies Gebet für Euer Seelenheil abgehalten werden.

Nun so scheide ich getröstet und erhoben.

Sie drückten sich gerührt die Hände, und Thränen entquollen den Augen der beiden Greise. Fast willenlos sanken sie einander in die Arme und küßten sich, der Rabbi und der Feldherr!

Endlich entriß sich der General schluchzend der Umarmung, hüllte sich in seinen Mantel und ging. Seit der Zeit hatte der Rabbi nichts von ihm vernommen.

Die Mitwelt konnte sich das plötzliche Verschwinden eines großen Feldherrn jener Zeit von dem Kriegsschauplatze nicht erklären; bloß der Prager Rabbi wußte, daß nur sein Name gestorben.

Das Versprechen des Rabbi wurde getreulich erfüllt, und noch jetzt wird in der Altneusynagoge vor dem Beginne des Col-nidre ein Kadischgebet verrichtet. Den Wenigsten ist die Ursache dieses Gebrauches bekannt.

Der hohe Rabbi Löw und der Graf.

Von C. Ludw. Kapper.

Unter der Regierung Rudolf des II. war Prag insbesondere der Sammelplatz der ausgezeichnetesten Männer jener Zeit, wie Tycho de Brahe, Kepler, Longomontanus, Boetius und anderer. Die hohe Gelehrsamkeit des Kaisers, seine außerordentliche Liebe zu den Wissenschaften, hatte nicht nur einen großen Haufen von Alchymisten und Astrologen aus allen Ländern herbeigezogen, sondern das würdige Beispiel hatte viele des damaligen hohen Adels, und dann die Meisten, die um des Kaisers Person selber waren, zur Betreibung dieser genannten Wissenschaften bestimmt.

Unter andern lebte auch unweit von Prag ein mächtiger und reicher Graf, der, zurückgezogen von der Welt, seine Tage bloß mit astrologischen und alchymistischen Studien dahinbrachte. Von dem tiefforschenden Geiste des hohen Rabbi Löw angezogen,

lud er ihn öfter auf sein Schloß, und der Rabbi selbst liebte den Umgang jenes in den geheimen Wissenschaften wohl bewanderten Grafen. Eines Tages, nachdem Beide sich schon mehrere Stunden lang durch wechselseitige gelehrte Gespräche unterhielten, und der Rabbi schon bereit war, wieder nach Prag zurückzukehren, sprach der Graf:

„Höre, Rabbi! erkläre mir noch eins: Wie stellst Du es an, daß Du für eine Anzahl von mehr als 400 Schülern, die Du um Dich versammelt hast, Raum genug in Deiner Wohnung findest, da Du, so viel ich weiß, bloß ein keines Häuschen und darin 2 Kammern besitzest?“

„Herr Graf!“ antwortete der Rabbi, „sie fänden Platz auch dann, wenn sich ihre Anzahl um das Doppelte, ja um das Dreifache vermehren würde.“

„Kaum glaublich!“

„Und wollet Ihr, Herr Graf! von der Wahrheit meiner Worte Euch überzeugen,“ sprach der Rabbi weiter, „so will ich Euer Gnaden um die Erlaubniß gebeten haben, Euch sammt der beliebigen Anzahl Eurer Freunde und Dienerschaft in Gegenwart aller meiner Bachurim (Schüler) eines Mittags bewirthen zu dürfen. Nur würde ich zugleich bitten, mir den Tag, wann Ihr Euern unterthänigen Diener mit Euerer Gegenwart beehren wollet, zu bestimmen!“

Der Graf nahm die Einladung an, bestimmte den Tag, und der Rabbi kehrte eilend nach Prag zurück, denn schon drängte die Zeit, wo das Mincha-Gebet [1]) verrichtet zu werden pflegte.

Der festgesetzte Tag kam und mit ihm auch der Graf mit mehreren andern Bekannten, die gleich ihm den Stein des Weisen suchten, und zu gleich einige Leute seiner Dienerschaft.

Sie stiegen vor dem schlichten Hause des Rabbi ab, und die von Rauch und Alter schwarzen Mauern desselben schienen dem Grafen gerade nicht sehr einladend zu sein. Er trat hinein. — kaum traute er seinen Sinnen; so unansehnlich selbst das Gebäude von Außen schien, so herrlich und staunenswürdig war es von Innen. Wohin das Auge blickte, sah es, daß es nach den Regeln der höhern Baukunst aufgeführt war; die vollendeteste Symmetrie und die außerordentlichste Pracht nach allen Seiten,

---

[1]) Abendgebet oder vielmehr Nachmittagsgebet.

wohin man auch schaute, obgleich das Wohnhaus nach Innen aus weitläufigen Nebengebäuden bestand.

Die breite Haupttreppe war mit den reichsten Teppichen belegt, und die Wände enthielten Malereien, deren wahrhaft künstlerische Auffassung und Durchführung das Auge lange beschäftigte. Man trat in das Vorzimmer ein, eine weite Reihe von Zimmern zeigte sich. Hier erst schien der Luxus und die verschwenderische Pracht seinen Sitz aufgeschlagen zu haben. Was die damalige Kunst bieten konnte, war hier in geschmackvoller Aufstellung gereiht. Der Graf und seine Freunde waren über den Kunstsinn des luxuriösen Rabbi nicht wenig erstaunt, da der Rabbi, seinen Gesprächen zu Folge, wenig der Mode zu fröhnen schien. Die Essensstunde kam heran, und die beiden Flügel des Speisesaales öffneten sich, wie auf höhern Wink. — Hier stand ein langer Tisch mit dem herrlichsten und feinsten Service gedeckt, statt der Gläser sah man goldene Pokale und in hohen silbernen Schüsseln dufteten die zubereiteten Speisen. Der Graf und alle seine Freunde, die wohl öfter an der königlichen Tafel saßen, verwunderten sich über den unermeßlichen Reichthum, der hier aufgestellt war, und mußten sich leise gestehen, daß dieses Tafelgeschirr dem des mächtigen Kaisers in keiner Beziehung nachstehe. Man setzte sich zu Tische, und im lebendigen Wortaustausche ließ man sichs schmecken, und die ganze Gesellschaft war wohlgemuth und aufgeräumt. Während des Tisches aber gab der Graf seinem Kammerdiener einen Wink, der ihm nichts anders bedeutete, als daß er einen jener goldenen Becher heimlich zu sich nehme.

Nach geendigtem Mahle erhoben sich die hohen Gäste, und unter Lobsprüchen und deutlichen Zeichen ihrer Zufriedenheit verließen sie endlich die Wohnung des hohen Rabbi Löw.

Kurze Zeit nach dem oben erzählten Besuche, den der Rabbi hatte, las der Graf eines Tages die seltsam befremdende Nachricht, daß ein Schloß, beiläufig 200 Meilen von hier entfernt, eines Tages plötzlich mit allen seinen werthvollen Kunstschätzen verschwunden sei, des andern Tages jedoch wieder auf seinem alten Platze gefunden wurde, glücklicher Weise aber keines der vorhandenen werthvollen Kostbarkeiten bis auf einen goldenen Becher abhanden kam. Der Graf rief alsogleich jenes Festmahl beim Rabbi und den Befehl, den er seinem Kammerdiener gegeben hatte, einen der goldenen Becher einzustecken, sich ins Gedächtniß zurück.

„So hätte ich mich in meinen Vermuthungen doch nicht

betrogen," sprach er, „so ist jener Jude, wie ich lange ahnte, in der geheimen Wissenschaft der Kabbala nicht ganz fremd — wie nothwendig, kann mir diese Wissenschaft aller Wissenschaften, diese Krone alles Wissens werden, nach der ich umsonst so viele Jahre schon gestrebt — wie nothwendig und nützlich für den Kaiser, der, lehrte ich ihn dieselbe, mir Zeit seines Lebens verpflichtet wäre, da sie zugleich ihm für seine Person, als auch für die Verwaltung seiner Länder nicht zu Schaden gereichen würde."

Er überlegte nicht viel und sogleich sandte er eiligst nach dem Rabbi, der nicht lange auf sich warten ließ.

„Höre, Rabbi!" sprach der Graf, als dieser eintrat. „Mir ist es jetzt nicht unbekannt, daß Du in der Kabbala, deren Kenntnisse Du bisher streng geleugnet, bewandert bist; diesmal wirst Du Dich vergebens bemühen, mich mit Deiner gänzlichen Unkenntniß derselben zu beschwichtigen, ich habe gegründete Ursache, und sie wird Dir auch nicht unbekannt sein, zu glauben, daß Dein Wirken durch die hohe Wissenschaft groß ist. — Warum suchst Du dieselbe zu verbergen?"

Der Rabbi aber antwortete: „In der Schrift heißt es: „„Mit Deinen Reichthümern sollst Du nicht brüsten, denn sie sind vergänglich und unnützlich!"" Wenn ich auch mit einigen Kenntnissen dieser Wissenschaft ausgerüstet bin, so sind diese nur so gering, daß ich nicht von ihnen reden durfte, denn" .....

„Denn!" unterbrach ihn der Graf, hier gilt keine Entschuldigung, und damit Du weißt, warum ich Dich hierher forderte, so will ich kurz zu Dir reden; ich verlange, daß Du, Rabbi! mich in diese hohe Wissenschaft einweihest."

Der hohe Rabbi Löw wich einige Schritte vor Schrecken zurück.

„Daß Du mich," sprach der Graf weiter, „ganz ernstlich in diese Welt der höhern Mächte einführst."

„Unmöglich, das ist unmöglich, Graf!" protestirte der erschrockene Rabbi, „ich kann nicht."

„Du wirst es können, was ist Dir unmöglich? geize nicht mit Deinen Kenntnissen. — Siehst Du, Freund! es ist so schön, so erhaben der Gedanke, der Lehrer zu sein, sich größer zu fühlen, als ich, der Schüler."

„Nein, nein, möge der Graf nicht in mich dringen, es ist umsonst, ich darf nicht."

„Du darfst nicht? und warum? wer vermag es zu hindern, wenn Du es willst?"

„Möget Ihr es einsehen lernen," sprach der ängstliche Rabbi, „mit wie vielen und großen Schwierigkeiten das Betreiben dieser Wissenschaft für einen Israeliten ist, und wie erst häufen sich die Hindernisse — Ihr werdet verzeihen, wenn ich sage — wie häufen sich erst die Hindernisse, den hohen Bergen gleich, bei einem Nichtisraeliten."

„Ist es das, was Dich hindert? — Du wirst Dein Amt als Lehrer übernehmen," versetzte darauf der Graf in barschem Tone, „hier gilt keine Ausrede."

„Noch einmal, Graf, es kann nicht sein."

„Du mußt, ich werde Dich zwingen, ich will es, und Du mußt, wo ich will; — reize, Rabbi! meinen Zorn nicht, denn schon zu lange spielst Du mit meiner Geduld; ich bin angesehen beim Kaiser — ich selbst bin mächtig, es ist um Dein Leben, um das Leben der Deinigen zu thun, wofern Du Dich weigerst — ich werde alle meine Geltung aufbieten, Dich und die Deinigen zu verderben; Du weißt, ich kann es, durch die leiseste Anklage bloß; darum wähle — Verderben oder —"

„Oder?" fiel der Rabbi in's Wort, und Schweißtropfen bedeckten seine Stirn; — „ich werde thun, was Ihr befehlet — doch Geduld, ich habe einen Freund, einen Genossen in der erhabenen Wissenschaft, den Rabbi Don Abraham, doch er weilet in Spanien; wollet Ihr so lange Euch gedulden, bis ich ihn berufen, der soll mir helfen, die, bei dem Allmächtigen! für mich so schwere Aufgabe zu lösen."

„Das sei Dir gewährt, jetzt aber kannst Du Dich wieder entfernen," sprach im gütigen Tone der Graf, „und bald sehe ich Dich wieder."

Der Rabbi eilte in sich gekehrt und still nachdenkend nach Hause; hier angekommen, zog er sich in sein Kämmerchen zurück, und überlegte lange, was er in dieser für ihn so schwierigen Angelegenheit zu thun habe; sollte er wirklich um jenen Genossen und Studienfreund Rabbi Abraham schreiben? Mit welcher Miene wird dieser vor ihn treten, wenn er die weite Reise gemacht und am Ende nichts anderes hier zu thun hätte, als einen Nichtjuden in der Kabbala zu unterrichten? oder sollte er sich selbst weigern, den Grafen zu unterrichten, welche böse Folgen könnte dann diese Weigerung für ihn und die ganze Gemeinde haben! — Der Graf hat es ja so geschworen. Dies überlegte sich der Rabbi. Schon wurde es Abend, da erwachte er plötzlich, raffte sich auf und

wollte eben in die Synagoge eilen, denn es war Freitag Abend, und die Sabbathfeier mußte schon begonnen haben, als plötzlich ein fremder Mann in's Zimmer trat, auf ihn losstürzte, den Rabbi in seine Arme drückte und die Begrüßungsformel Scholom (Friede) sprach.

Kaum konnte der würdige Rabbi seinen Augen trauen, noch einmal, und wieder blickte er den Fremden scharf an, denn es war — Rabbi Don Abraham, sein Freund aus Saragossa.

„Wie kommst Du her? was führt Dich zu mir? eben recht, wie gerufen!" Dieses waren Fragen, die der hohe Rabbi Löw that. „Doch jetzt nicht; erst Deinem Gotte und dann wieder zu Deinen Freunden, wir wollen erst Beide den Sabbath begrüßen, und dann erzählst Du mir." Mit diesen Worten eilten sie beide in die Synagoge, das Abendgebet zu verrichten.

Als sie wieder zurückkamen, sprach der Rabbi Don Abraham: „Du brauchst mir nicht zu erzählen, in welcher Noth Du Dich jetzt befindest, denn ich weiß alles, und es soll Dich nicht befremden, wenn ich Dir sage, daß ich eben deswegen die Reise gemacht habe. — Höre, ich hatte einen Traum, der mir alles, was Du in kurzer Zeit erlebt, vorgespiegelt hatte, ich machte mich alsogleich auf, denn ich wußte, wie glücklich Du sein würdest, mich in Deiner Nähe zu sehen; die Reise dauerte kaum 12 Stunden, höhere Mächte haben mich hieher geführt. Tröste Dich, es wird alles nach dem besten Wunsche ausfallen."

Am Sonntage schickte der hohe Rabbi Löw einen Boten zu dem Grafen, mit der Nachricht, daß er am Dienstage schon erscheinen werde, allwo auch der erste Unterricht beginnen würde, und zugleich ließ er an ihn auch die Bitte stellen, ein geheimes Zimmer zu diesem Zwecke einrichten zu wollen.

Als der anberaumte Tag kam, wanderten die beiden Rabbinen in das Schloß des Grafen. Hier angekommen, stellte sogleich der hohe Rabbi Löw den Rabbi Abraham als seinen Freund als künftigen Lehrgenossen vor. Rabbi Don Abraham verneigte sich und sprach: „Ihr möget mir verzeihen, Graf! wenn ich es wage, noch einige Worte, ehe wir in die Wissenschaft selbst eingehen, zu sagen."

„Hier nicht," entgegnete der zufriedene Graf — „wir wollen hinunterschreiten in das Zimmer, das ich zu diesem Zwecke in den unterirdischen Gewölben eingerichtet habe." Sie schritten schweigend hinab. Das Zimmer, in das sie jetzt traten, hatte einen

eigenthümlichen Charakter. — Der Graf hatte sich alle Mühe genommen, dasselbe recht feierlich auszustatten. Es war seiner vollkommenen Länge und Breite nach mit schwarzem Tuche behangen, und das düstere finstere Aussehen desselben hatte etwas Geheimnißvolles, gleich der Wissenschaft, die eben hier gelehrt werden sollte; nur eine Lampe abseits warf ihr trübes Licht auf die drei Gestalten, die stumm und ruhig standen gleich Grabentstiegenen.

Sie schwiegen — und eine bange ahnungsvolle Ruhe hatte seine weiten Flügel gleich einem schwarzen Raben ausgespannt, nur der leise Athem war noch zu hören.

Endlich brach der Rabbi Don Abraham das düstere Schweigen: „Noch Eins, ehe wir ans Werk gehen; die Kabbala, Graf! hat ihre Wurzeln tief in den wahren Glauben an ein hohes, einziges Wesen geschlagen, sie kann nur mit der Religion bestehen, und nicht ohne sie, darum betreiben sie nur die Gottesfürchtigen, auf denen keine böse That lastet — denen keine Gewissensbisse Seufzer aus der Brust stoßen; wer frei und ungescheut den Schleier der Geheimnisse aufdecken und in die Zukunft blicken will, dessen Auge muß frei und ungetrübt die Vergangenheit schauen können, kein Verbrechen darf ihn daraus vertreiben; darum bedenket: Seid Ihr frei von aller Schuld? Doch was frage ich, Ihr seid es.“ —

„Ich bin's!“ rief der Graf.

„Blicket hinter Euch,“ nahm wieder der Rabbi Abraham das Wort, „blickt hinter Euch“ — der Graf schaute sich um; entsetzt fuhr er drei Schritte zurück, und mit Beben entschlüpften ihm die Worte: „Seh' ich recht, ein Weib mit einem Kinde auf dem Arme, wie sie aus dem Dunkel hervorstarrt; o Herr! erbarme Dich.“

„Kennt Ihr diese?“ frug der Rabbi.

„Mein Gott, mein Gott! ich kenne sie — meine Schwester — ihr Kind!“

Das Phantom verschwand wieder so schnell, als es unsichtbar gekommen.

Darauf sprach im feierlicheu Tone der Rabbi:

„Ihr seid schuldig! — Das war Euere Schwester und ihr Kind — — beide starben durch Euch!“

Er schwieg.

Der Graf stand einige Augenblicke wie versteinert, dann sprach er leise: „Ihr kennt meine Schuld; wie Ihr sie kennt, das weiß Gott, der über uns waltet. — O gewiß, Ihr werdet schweigen, obgleich die böse That in mir nicht schweigt. Die Kabbala? ich

darf sie nicht betreiben, ich weiß es, daß ich mich ihrer unwürdig gemacht. Jetzt erst, Rabbi! verstehe ich Deine weisen Worte: סוד יי ליראיו Die Geheimnisse Gottes geziemen nur einem Frommen. Dem gewöhnlichen Menschen ist anbefohlen: במופלא ממך אל תחקור ובמכוסה ממך אל תדרוש Was von Dir unerreichbar, dem hänge nicht nach, und dem Dir Verborgenen forsche nicht nach."

Sie stiegen wieder hinauf — nach langer Unterreduug entließ sie der Graf, und beide Rabbinen kehrten, selbst ergriffen, wieder nach Prag zurück.

Der Retter.

Aus der Mitte des 16. Jahrhundertes von S. Kohn.

Ein schöner Sommertag war eben im Entstehen. Die Dunkelheit der Nacht wich nach und nach dem rosigen Schimmer im Osten. Ein klarer blauer Himmel blickte freundlich zur Erde herab. Tiefe Stille lag über die Stadt Prag ausgebreitet, denn noch hielt der Schlaf die meisten Bewohner auf ihrem Lager gefesselt. An den Ufern der Moldau aber ging es schon laut und lebendig zu, denn es war Freitag, und die Fischer am frühen Morgen der Käufer gewärtig.

„Hanns!" sprach ein alter Fischer aus seiner Hütte tretend zu seinem Knaben, „sieh' nach den Netzen, denn dort kömmt schon unser bester Kundmann, der Jude Mordechai."

In der That schritt ein Mann der Fischerhütte zu. Bei dem ersten Anblicke konnte man an dem gelben Zeichen des linken Aermels erkennen, daß der Ankömmling ein Jude sei; aber gleichzeitig hätte auch jeder gestehen müssen, daß dieser Mensch ein außergewöhnlicher sei. Es war dies ein Mann in der Mitte der Dreißig. Der mächtige Bau seines Körpers, die riesige Höhe seines Wuchses stand im vollsten Einklang mit dem hohen Adel seiner schönen Gesichtszüge. Ein glänzender schwarzer Bart beschattete die Unterseite seines Gesichtes, und fiel auf die kräftige breite Brust herab. Unter einer hohen Stirn blitzten, von dichten Braunen überwölbt, zwei Augen, glänzender und schwärzer als Kohle. Sein ganzes Wesen trug den Stempel jener hohen Seelenwürde, jener angeborenen natürlichen Hoheit, die, unbekümmert um äußere Stellung und Geltung, einem edlen Selbstbewußtsein

entspringt, und an dem selbst der erniedrigende Druck, der zu dieser Zeit schwer auf seiner Glaubensgenossenschaft lastete, spurlos vorübergegangen war.

„Guten Morgen, Meister Mathes!" sprach er mit einer wohlklingenden, volltönenden Stimme; „ich bin gewiß wie immer Euer erster Käufer."

„Ja, das seid Ihr, Herr Zemach! und ich wünsche Euch, Ihr möget noch — wenigstens siebzig Jahre lang — Euern Einkauf selbst besorgen. Aber wenn Ihr auch noch so spät kommen würdet, Euch bliebe immer der schönste, beste Fisch aufbewahrt — nicht etwa deshalb, weil Ihr nie mit mir feilscht und mir das zahlt, was ich verlange — nein, deshalb nicht; aber weil ich weiß, daß Ihr den schönsten Fisch nur deshalb kauft, um Euern Schabbes, Euern Feiertag zu ehren — weil ich weiß, wie oft Ihr Eure armen Glaubensbrüder mit Fisch und Fleisch, schon gekocht und zubereitet, am Freitag Abend überrascht. Noch kürzlich erzählte mir der krumme Itzig, der Schuldiener, wie er Freitag Abend verzweifelnd aus der Schule kam, und sich mit Weib und Kind traurig an den leeren Tisch setzte. Die Kinder, die armen Würmchen, schrien: Gib uns ein Stückchen Brod, wir wollen ja kein Barches,[1] nur ein kleines, kleines Stückchen Brod, uns hungert.

Dem armen Manne hätte schier das Herz brechen mögen vor Wehmuth, denn er hatte nicht eine Krumme verschimmelten Brodes im Hause. — Da öffnete sich plötzlich die Thür, und hereintritt die Magd des guten, edlen, frommen Mordechai Zemach, und bringt Fleisch und Fisch und Wein und Barches. — Das war ein Jubel! — Die Kinder sprangen vor Freude, das Weib weinte, und der Itzig hätte vor Entzücken bald Eure alte Magd geküßt. — Seht, das ist ein gutes Werk, das gefällt mir von Euch, und ich achte und verehre Euch darum so — so — als wenn Ihr gar kein Jude wär't."

Ein bitteres Lächeln umschwebte Reb Mordechai's Lippen bei dem sonderbaren Schlusse dieser Lobeserhebungen. „Meister Mathes!" sprach er, „ich kann die Zeit nicht verplaudern — Ihr wißt, ich habe heute viel zu thun. — Gebt mir einen Fisch, sucht mir den schönsten aus — ich verlasse mich ganz auf Euch."

Der Fischer durchmusterte gewissenhaft seinen Vorrath, um

[1]) Eine Art besseren Gebäckes, das gewöhnlich am Samstag die Stelle des Brodes vertritt.



das in ihn gesetzte Zutrauen zu rechtfertigen. Erst nach einem längeren Schwanken entschied er sich für einen großen Karpfen. Reb Mordechai zahlte den geforderten Preis.

„Den Fisch trag ich mir selbst nach Hause," sprach er; „wollt Ihr mir später noch drei kleinere Fische durch Euern Knaben schicken? Meine Frau wird zu Hause sein und sie gleich bezahlen."

„Ei," sprach der Fischer pfiffig, „ich sehe, der Schuldiener Itzig ist kein Lügner. — Doch seht, Herr Zemach! heute wäre Euch bald ein Anderer vorgekommen. Der Mann, der so eilig auf meine Hütte lossteuert, muß sehr kauflustig sein. Wenn er nicht Fische kaufen wollte, was führte ihn denn an so frühem Morgen an's Ufer?"

Die Erwartungen des Fischers wurden bald enttäuscht, denn der Mann schritt, ohne sich um ihn zu kümmern, an seiner Hütte vorüber, und setzte seinen Weg auf der Hügelkette, welche das Ufer bildete, weiter fort. Fischer Mathes' Hütte war nahe am Uferrande gelegen, und Reb Mordechai hatte daher Gelegenheit gehabt, den nahe an ihm Vorüberschreitenden näher zu betrachten. Es war dies ein Mann von etwa 25 Jahren. Er schien den höhern Ständen anzugehören. Seine Kleider hingen nachlässig von ihm herab, das braune Haar fiel in wilder Unordnung auf sein Wams. Seine regelmäßigen schönen Züge waren jetzt furchtbar bleich und entstellt, die Augen waren von weiten, violetten Ringen eingeschlossen. Das krampfhafte Zucken der bläulichen Lippen, das fortwährende Zittern der Oberlippen namentlich, war ein untrügliches Zeichen einer heftigen Gemüthserschütterung.

Ich müßte mich sehr irren, dachte Reb Mordechai, wenn das nicht ein Unglücklicher ist.

Die gütige Vorsehung hat in ihrer Allweisheit den Guten, ihren Engeln auf Erden, den bewundernswürdigen Instinct in's Herz gelegt, zu errathen, wo ihre Hilfe Noth thut. Ein übrigens naheliegender Gedanke durchfuhr Reb Mordechai's Seele. Er beschloß, dem jungen Manne zu folgen.

„Meister Mathes! vergeßt nicht, mir noch drei Fische zu schicken. — Guten Morgen."

„Guten Morgen, Herr Zemach! ich wünsche Euch einen angenehmen Feiertag. Möge Euch der Fisch wohl bekommen." —

Reb Mordechai beflügelte seine Schritte, um den jungen Mann einzuholen. Erst nachdem er eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatte, erblickte er ihn an der Spitze eines Hügels, an dem äußersten Rande des Ufers. Er war der Wasserseite zugekehrt, und zu

sehr mit seinem Innern beschäftigt, als daß er die Ankunft Reb Mordechai's hätte bemerken können. Dieser blieb stehen. Der Schmerz des jungen Mannes hatte sich in Worten Luft gemacht, und Reb Mordechai stand nahe genug, um jedes derselben zu hören, und zu erkennen, daß er richtig vermuthet hatte.

„So muß ich sterben" — sprach der junge Mann mit zitternder Stimme — „so muß ich aus dem Leben scheiden — und das Leben ist doch so schön — und ich bin doch noch so jung — so muß ich mich losreißen — mit blutendem Herzen losreißen von einer Welt, an die mich die stärksten Bande der Liebe fesseln. Ich muß meine greisen Eltern verlassen — muß für immer scheiden von meiner Braut Helena, diesem Engel an Güte und Schönheit. Ich muß scheiden mit dem schmerzlichen Bewußtsein, daß das Herz meines Vaters brechen wird über den Verlust seines einzigen Kindes; — doch es ist besser so, als daß er vor Scham, vor Schande stürbe, wenn er sein einziges, geliebtes Kind gefesselt, schmachbeladen, entehrt, eines gemeinen Verbrechens angeklagt sähe. — Und kann ich es leugnen, kann ich sagen: Nein!? — Kann ich sagen, ich bin ein ehrlicher Mann — kann ich es sagen!? — Allmächtiger Gott! und doch bin ich schuldlos — doch hat nur ein Nichtswürdiger mein Vertrauen mißbraucht, doch hat nur ein falscher Freund mich, verrathen mich betrogen. — Aber in den Augen der Welt, in den Augen des Gerichts bin ich ein Verbrecher, ein Dieb!! ein Dieb!! ich habe aus der Staatscassa gestohlen, entwendet mir anvertrautes Gut — ich bin ein Dieb — ein gemeiner Dieb — nein, nein, schlechter als ein gemeiner Dieb. — Der Dieb bricht das Schloß auf, der Dieb bricht nächtlicher Weise ein; man kann sich gegen ihn schützen, aber ich, ich habe aus der Staatscassa gestohlen, die man mir anvertraut hat, ich habe das Vertrauen mißbraucht, das man in mich gesetzt, ich habe meinen Namen geschändet, einen Namen, der durch Jahrhunderte in der Geschichte meines Vaterlandes glänzte, ich habe das Haupt meines Vaters, der in Ehren im Dienste seines Vaterlandes ergraute, mit Schmach, mit unsäglicher Schande beladen. — Und doch bin ich unschuldig, und doch bin ich nur das Opfer meiner Leichtgläubigkeit. — Hätte ich einen Mord begangen, einen blutigen Mord — hätte ich einen Menschen getödtet, aus Rachsucht, aus Haß, es wäre dies ein furchtbares Verbrechen, ich hätte es mit meinem Leben büßen müssen; — aber es wäre nicht so erniedrigend, nicht so schmachvoll, nicht so verabscheuungswerth, nicht so fluchwürdig, als ein ge-

meiner Diebstahl. — Und doch gewährt es mir eine gewisse Beruhigung, daß ich mir sagen kann, ich habe nichts verbrochen, der Glaube an die Redlichkeit meines Freundes war mein einziges Vergehen. — Und nun, du schöne Welt! lebe wohl. Allerbarmer! sei meiner armen Seele gnädig, vergib mir meine Schuld. Mögen sie glücklich sein — meine Eltern und Helene!" — Bei diesen Worten hatte er sich rasch seines Wamses entledigt.

„Guten Morgen, Herr!" sprach Reb Mordechai jetzt plötzlich — „Ihr wollt wahrscheinlich baden? thut es nicht. Der Strom ist hier tief, und das Baden an dieser Stelle lebensgefährlich."

Der junge Mann wandte sich erschrocken um. Sein bleiches Gesicht färbte sich purpurroth.

„Was wollt Ihr?" stammelte er verlegen.

„Ich will Euch von einem unüberlegten Thun zurückhalten. — Ihr sollt an dieser Stelle nicht baden. Es wäre Schade für Euer junges Leben; und dann Ihr mögt wohl Eltern haben, nicht? Ihr seid vielleicht der einzige Sohn, das einzige Kind, es knüpfen sich an Euch vielleicht die schönsten Hoffnungen Euerer Eltern, deren Lebensfaden schmerzhaft durchschnitten würde, wenn sie erführen, daß ihr Sohn aus Unvorsichtigkeit den Tod in den Wellen gefunden. Und wenn Ihr eine Braut, eine Gattin habt, wären nicht die kühlen Fluthen der Moldau das Grab ihres Lebensglückes?"

Das menschliche Herz gleicht der Aeolsharfe, ein leichter vorüberstreichender Wind entlockt ihr die schönsten Melodien. Reb Mordechai hatte in seinem reich bewegten Leben Gelegenheit gehabt, das menschliche Herz genau kennen zu lernen. Er hatte das Selbstgespräch des jungen Mannes erlauscht, und den festen Entschluß gefaßt, ihn um jeden Preis von seinem Vorsatze abzubringen. Sein Scharfsinn bot ihm leicht ein Mittel. Er hatte seiner Stimme, als er den jungen Mann ansprach, eine solche Natürlichkeit, eine solche Aufrichtigkeit verliehen, daß dieser keinen Augenblick zweifeln durfte, Reb Mordechai kenne seine Absichten nicht. Reb Mordechai hatte genug gehört, um, wie zufällig, nochmals die zartesten Saiten seines Herzens anzuschlagen, die nun in seinem Innern schmerzlich wiederhallten. Ein Strom von Thränen erleichterte die gepreßte Brust des jungen Mannes. Reb Mordechai sah, daß er seine Absicht nicht verfehlt hatte, aber sein Zweck war dennoch nicht vollkommen erreicht. Reb Mordechai war nicht der Mann, der eine Sache halb thun wollte. — „Ihr seht wohl,

ich hatte Recht, es war ein unverzeihlicher Leichtsinn, an dieser gefährlichen Stelle baden zu wollen, und ich danke Gott, der mich herführte, Euch davon abzuhalten. — Doch nehmt es nicht übel, die Thränen, welche die Erinnerung an Euere Familie in Euch hervorrief, bürgen mir für Euer edles Herz, und ermuthigen mich zu einer kühnen Bitte."

Der junge Mann hatte Reb Mordechai bisher sprachlos angestarrt. Das ganze Wesen desselben, und namentlich die sonderbare Art und Weise, wie er ihn angesprochen, hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und trotz des aufgeregten Zustandes, in welchem er sich befand, fühlte er es dennoch klar und deutlich, daß die Handlungsweise des Juden ihm Verpflichtungen auferlegt hatte. — „Wenn es in meiner Macht steht, Euch zu dienen, so will ich es gerne thun."

„Ich bin des Schreibens unkundig, und muß bis zur neunten Stunde bei dem Magistrate unserer Stadt ein Gesuch einreichen. Wenn ich's nicht thue, erleide ich harten Schaden an Hab' und Gut. Wollt Ihr wohl die Gewogenheit haben, Euch mit mir in meine Wohnung zu begeben, um dort die Schrift aufzusetzen? Es wird Euch nur kurze Zeit aufhalten, ich will gerne Versäumniß und Mühe bezahlen, und Ihr würdet mich außerordentlich verpflichten."

„Bis neun Uhr!" wiederholte der junge Mann mit einem krampfhaften Zittern.

„Schlagt mir's nicht ab, Herr!" sprach Reb Mordechai. „Es ist mir so, als könnet nur Ihr mir helfen, als wäre es eine Fügung Gottes, daß ich Euch heute getroffen. Kommt mit mir!"

„So will ich mit Euch gehen," sprach der junge Mann; „aber wir müssen eilen, denn bis neun Uhr habe auch ich noch wichtige, höchst dringende Geschäfte zu verrichten."

Die beiden Männer schritten schweigend der Judenstadt zu.

In der Judenstadt herrschte schon ein reges, lebendiges Treiben. Man sah nur fröhliche Gesichter. Der Druck des Mittelalters war am geeignetesten gewesen, dem Juden seinen Glauben doppelt werth und theuer zu machen. Von seinen Mitbürgern verkannt und verachtet, mußte er mit verdoppelter Liebe in den engen Kreis seiner Glaubensbrüder zurückkehren. Von dem öffentlichen Leben ausgeschlossen, mußte er sich nur heimisch fühlen in

den engen Grenzen seines Ghettos. Die Welt hatte den Juden verstoßen, er mußte zurückkehren zu seiner Welt, zu seinem heiligen Glauben. Aber wie liebte auch der Jude seinen Glauben, mit welcher Glut hing er an seinem Gesetze. Das Studium seiner Gotteslehre war seine Wonne, die Befolgung ihrer Gesetze sein höchster Lebensgenuß. Der Sabbath war jedem Juden das Paradies, und der Rüsttag des Sabbaths die Vorhalle desselben. —

Auf offener Straße standen Mädchen, die den Vorübergehenden Blumensträußchen anboten, und jeder kaufte sich eines zu Ehren des Sabbaths. Vor den Läden der Gewürzkrämer, der Oel- und Weinhändler war ein fröhliches Gewühl, denn jeder wollte den Wein auf Kidusch,[1]) das Oel zur Lampe, die Gewürze zu den Speisen so früh als möglich anschaffen. Man sah Männer, den Talesbeutel in der Hand, in die Synagoge eilen, während andere Familienväter, die es für verdienstlicher hielten, bei Tagesanbruch ihr Morgengebet zu verrichten, um den Fischeinkauf nach der damaligen Sitte selbst zu besorgen, wie Reb Mordechai, schon vom Ufer, ihren Fisch in ein weißes Tuch gepackt, nach Hause gingen. Man sah Mädchen, die in geschäftiger Eile der Backstube zurannten, um die großen Barches, welche sie auf einem Brette trugen, der Sorgfalt des Bäckers zu übergeben, Mägde, die Geflügel in das Schlachthaus, Fleischerbursche, die in offenen Körben den Reichen das Fleisch in's Haus trugen.

Reb Mordechai und sein Begleiter konnten sich nur mit Mühe durch diese wogenden Haufen drängen. Reb Mordechai war erfreut über diese Rührigkeit, über diese Regsamkeit, sein Begleiter aber blickte finster in dies bunte Treiben. Wollte er doch sobald aus dem Leben scheiden, und das Leben war doch so schön. Endlich hielt Reb Mordechai vor einem Hause. „Hier ist meine Wohnung, edler Herr! ich gehe Euch voran, um Euch den Weg zu zeigen." Der junge Mann folgte Reb Mordechai über eine ziemlich enge Stiege. In der Wohnung sah man die Thätigkeit auf der Straße im Kleinen. In der Küche wurde gekocht, gebacken und gescheuert. In dem reinlichen Zimmer waren die Wände ihres Schmuckes entkleidet, denn Bela, Reb Mordechai's Hausfrau, ließ eben die achtzackige Schabbeslampe, die in der Mitte des Zimmers hing, und die Wandleuchter, die ringsherum angebracht waren, herunternehmen, um sie blank zu putzen. Zwei

[1]) Segenspruch, der gewöhnlich über einen Becher Wein gesprochen wird.

rothbackige Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, liefen dem Vater entgegen, und küßten ihm die Hände. „Ach, Mordechai! — heute bliebst Du lange aus," rief seine Frau; „ich wußte mir Dein Ausbleiben gar nicht zu erklären."

„Ich habe etwas länger als gewöhnlich verweilt — ich bringe einen Fremden mit."

Bela grüßte achtungsvoll den jungen Mann, der ihrem Gatten folgte.

„Edler Herr! tretet in diese Kammer, wenn's Euch beliebt." Sie traten in das zweite Zimmer. Reb Mordechai verschloß die Thür und steckte den Schlüssel in die Tasche. „Setzt Euch, edler Herr!"

„Gebet mir Schreibzeug, ich will Euch das Gesuch abfassen, aber sputet Euch, die Zeit verrinnt, und ich habe Eile."

„Ich bin des Schreibens kundig wie Ihr, und brauche Eure Hilfe nicht."

„Nun, was wollt Ihr von mir? weshalb locket Ihr mich hierher?"

„Um Euch zu retten!" entgegnete Reb Mordechai ernst. Der junge Mann sprang von seinem Sitze auf.

„Bleibt ruhig sitzen. Ich war so glücklich Euch zu belauschen. Ich kenne Eure Absicht, aber ich kenne auch die Natur Eures Unglücks, und ich müßte mich sehr irren, wenn Hilfe unmöglich wäre. — Wie viel braucht Ihr, um Euren Namen, Eure Ehre, Euer Leben zu retten?"

Der junge Mann blickte den Juden sprachlos an. War es ein höllischer Scherz, den der Jude trieb, um sich an den Qualen des Unglücklichen zu weiden, als Rache für die Verachtung, für die Verfolgung vielleicht, die er von seinen Glaubensbrüdern hatte erdulden müssen? War es ein Traum, oder hatte er den Juden mißverstanden?

Reb Mordechai bemerkte dies. „Was blickt Ihr mich so starr an?" sprach er nach einer Pause. „Als Ihr an der Fischerhütte vorüberginget, war mir Eure verstörte Miene aufgefallen. Bei Eurem Anblick hatte ich sogleich vermuthet, welche Absicht Euch an so frühem Morgen an das Ufer des Flusses führte. Ich folgte, und obgleich Ihr mir rasch vorausgeeilt ward, gelang es mir dennoch durch die göttliche Gnade, zur rechten Zeit zu kommen. Ich habe Euer Geständniß vernommen, und ich bin bereit, Euch, so weit meine Kräfte reichen, zu helfen. Ihr seid kein Verbrecher,

und Leichtgläubigkeit mag wohl die einzige Ursache Eueres Unglückes sein."

„Ja, beim Allmächtigen! — Ich habe das Geld meinem Freunde geliehen, um ihn zu retten; er schwur bei seinem Seelenheile, mir das Geld gestern zurück zu erstatten. Er ist nicht gekommen, er hat mich getäuscht, betrogen. Heute ist der Letzte des Monats. Mit dem neunten Glockenschlage muß ich Rechnung legen, und den Stand der mir anvertrauten Cassa nachweisen. Man wird sehen, daß bedeutende Summen fehlen, man wird mich verhaften, man wird" — Der Unglückliche konnte vor namenlosem Schmerz nicht weiter sprechen.

„Ist denn die Summe eine so bedeutende?" frug Reb Mordechai.

„O! sehr bedeutend, und besonders für mich. Meine Eltern, obwohl von altem freiherrlichem Adel, leben in dürftigen Umständen. Mein Vater diente lange Zeit seinem Vaterlande im Felde. Als sein vorgerücktes Alter und die erhaltenen Wunden ihn zwangen, aus dem Kriegsdienste zu treten, vertauschte er das Schwert mit der Feder. Er wurde bei einem königlichen Amte als Cassier angestellt. Aber auch zu dieser Bedienstung ward er bald unfähig, denn seine Wunden brachen von Zeit zu Zeit auf und hielten ihn auf dem Krankenlager. Seine langjährigen Dienstleistungen berechtigten ihn zu einer besonderen Berücksichtigung. Er erbat es sich als eine Gnade, seinen Sohn an seine Stelle treten zu lassen. Es ward bewilligt, und ich übernahm seinen Posten. Daß ich meinen Beruf nicht gehörig erfüllte, habt Ihr erfahren; aber wenn Ihr wüßtet, wie man mich betrogen, so würdet Ihr mich bestimmt entschuldigen. Ich hatte einen Jugendfreund, Albert; wir hatten uns als Kinder in der Schule kennen gelernt und frühzeitig eine gegenseitige Zuneigung gefaßt. Wir hingen mit einer außerordentlichen Liebe an einander, wir wuchsen heran, und unser Freundschaftsband wurde mit jedem Tage enger und fester geknüpft. Albert war ein aufopfernder Freund, und hatte mir während unseres Universitätslebens mehrmals die aufrichtigsten Beweise seiner wahren Liebe gegeben. Als wir von der Universität schieden, und jeder seinem Berufe nachging, gaben wir uns das heilige Versprechen, stets unserer Freundschaft zu gedenken, und uns gegenseitig auf dem dornenvollen Pfade des Lebens zu unterstützen. Ich war nicht selten genöthigt, seine freundschaftliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. War meine kleine Cassa erschöpft durch die Krankheit meines Vaters, so ging ich

getrost zu Albert, er borgte mir, was ich brauchte. War ich durch meine Berufspflicht gefesselt, ferne gehalten von dem Krankenbett meines Vaters, pflegte er ihn mit der größten Sorgfalt. Wir liebten beide ein Mädchen. Einer sollte, einer mußte entsagen. Albert riß die glühende Liebe, die seinen Busen erfüllte, aus seinem blutenden Herzen — er entsagte. Die Freundschaft war ihm höher als seine Liebe. — Ich hatte alles das — alles das noch mit nichts vergolten, ich hatte das Opfer seines blutenden, zuckenden Herzens angenommen, ohne ihm je den kleinsten Gegendienst geleistet zu haben. Die ungeheuere Schuld der Dankbarkeit erdrückte mich, ich lechzte dem Augenblick entgegen, wo er meine Hilfe beanspruchen konnte. Der langersehnte Zeitpunkt kam leider zu früh. Vor acht Tagen stürzte mein Freund mit verstörter Miene in mein Zimmer, sprechend: Du mußt mich retten, Du allein kannst mich retten!

Was willst Du? frug ich ihn liebevoll; gebiete über mich. —

Ich brauche 5000 Gulden, ich muß sie haben. Du mußt mir sie borgen. Mein Lebensglück steht auf dem Spiele. 5000 Gulden? frug ich erstaunt — Du scherzest. —

Ich sehe, glaube ich, nicht sehr scherzhaft aus! rief Albert in einer Aufregung, die ich noch nie an ihm gesehen hatte.

5000 Gulden kann ich Dir doch nicht borgen, da ich sie nicht besitze. —

Du kannst nicht? Du willst nicht, sage lieber. — Aber Du weißt es ja, Albert! rief ich, mit dem größten Schmerz ihm seine erste Bitte abschlagen zu müssen, ich bin arm. —

Was? Du verschließest täglich hundert Tausende, die in träger Ruhe nutzlos liegen, und kannst nicht 5000 Gulden davon entlehnen, um Deinem armen unglücklichen Freunde zu helfen? —

Wie? rief ich erstaunt. Du kannst von mir verlangen, ich soll aus der öffentlichen Cassa. —

Verlange ich denn, Du sollst es stehlen? schrie Albert; Du sollst es mir borgen, nicht schenken, hörst Du — nur auf einige Tage borgen. —

Meine Pflicht — entgegnete ich.

Pflicht, Pflicht! rief er mit einer Stimme, die mir das Herz durchschnitt. — O! über Deine Moral, Deine Tugend, und ganz besonders Deine Freundschaft — ja ein wahrer Freund bist Du, das muß man Dir lassen. Pflicht!! Thust Du denn etwas Schlechtes? oder glaubst Du, ich würde Dir das Geld nicht wieder-

erstatten? — ich, der ich Dir Alles geopfert habe, würde Dir das Geld behalten? Habe ich auch gerufen: meine Liebe! meine einzige unvergeßliche heilige Liebe! als ich Helenen, dem Abgott meines Lebens, entsagte?

Aber, Unsinniger! rief ich, meine Pflicht, meine Ehre! — Die Freundschaft steht bei Dir gering angeschrieben, entgegnete Albert bitter, die Liebe — die Pflicht — die Ehre, das alles geht voraus! — Du zerreißt mir mein Herz mit Deinem bittern Hohne, entgegnete ich — aber bedenk' es, bedenk es mit ruhigem Blute. In acht Tagen ist der letzte des Monats. Die Cassa wird untersucht, fehlt etwas, so ist meine Ehre, meine Freiheit — noch mehr als das, die Ehre meines Vaters, dessen Stelle ich vertrete, verloren, ich bin ein Verbrecher — und Du kennst die furchtbare Strenge, mit welcher das Gesetz die Veruntreuung bestraft.

Bis dorthin habe ich das Geld zurückgegeben, auf mein Ehrenwort! — bei dem Seelenheile meiner dahingeschiedenen Mutter — ich bringe Dir das Geld am Mittage des Vorletzten dieses Monats. — Albert hatte noch nie gelogen. Ich durfte seinem Worte Glauben beimessen. Konnte ich es ahnen, daß die erste Lüge seines Lebens ein Verrath an seinem Freunde sein würde? — Komme Mittag, Du wirst das Geld bereit finden. Ich entlehnte," fuhr der Erzähler mit einem bittern Lächeln fort, „ich entlehnte 5000 Gulden aus der mir anvertrauten Casse. Ich verschwieg es meinem Vater; denn er hätte es nie und nimmer gestattet.

Mittags kam Albert zu mir, nahm das Geld und schwur mir nochmals, es in acht Tagen, am Vorletzten des Monats, zu bringen.

Zu was brauchst Du denn so dringend diese Summe? frug ich ihn. — Ich will Dir dies später sagen, jetzt habe ich die größte Eile, ich muß gleich abreisen, in einigen Tagen bin ich wieder bei Dir. Er umarmte mich diesmal nicht, wie er es früher zu thun pflegte, und schied. Als er aus der Thür meines Zimmers trat, fühlte ich, zu spät, Reue über meine Handlungsweise. Die acht Tage waren die qualvollsten meines Lebens. Wenn die Thür meines Amtszimmers geöffnet wurde, glaubte ich, man überfalle mich plötzlich, um Rechenschaft über den Cassastand zu fordern. Blickte einer meiner Vorgesetzten zufällig auf mich, so ward ich bleich und fing an zu zittern, ich glaubte mein Geheimniß verrathen, ich hielt mich für verloren. Jeden Tag ging

ich zu Alberts Vater, er kam nicht zurück. Gestern Mittag war die letzte Frist, er hatte es hoch und theuer gelobt, mir das Geld an diesem Tage zu bringen, er kam nicht. Ich eilte zu seinem Vater, Albert war noch nicht in Prag. Ich blieb den ganzen Nachmittag in der furchtbarsten Angst, in der peinlichsten Seelenmarter bei seinem Vater, um die Ankunft des so schmerzlich Ersehnten zu erwarten. Ich eilte von Zeit zu Zeit nach Hause, in der eilten Hoffnung, ihn vielleicht bei mir zu finden — aber ich wurde immer enttäuscht. — Erst spät am Abend langte ein Schreiben von ihm an seinen Vater an. Er sagte ihm ein zärtliches Lebewohl, ein Lebewohl für immer. „Unglückliche Liebe," schrieb er ihm, „vertreibt mich aus der Heimat, ich kann den Räuber meiner höchsten Lebenswonne nicht glücklich sehen." Wie ein Blitz durchzuckte dieser Gedanke meine Seele, ich erkannte seine Absicht. Er hatte Helenen entsagt, aber er hatte seinen Edelmuth bereut, die Zeit meiner Vermälung nahte. Seine Freundschaft hatte sich in den tödtlichsten Haß verwandelt. Er wollte sich rächen, mit einem Schlage, mit einem einzigen furchtbaren Schlage meine schönsten Träume zertrümmern. Er wollte mich brandmarken vor den Augen der Welt, er wollte mich mit Schmach beladen, damit Helene ihr Auge mit Abscheu von dem Elenden abwende. Es ist ihm gelungen, vortrefflich gelungen. In einigen Stunden bin ich entehrt, und kann ich mich auch durch den Tod der schmachvollen Anklage entziehen, mein Name — der Name meines Vaters ist entehrt — und Helene wird meinem Andenken fluchen." — Der junge Mann schwieg, er bedeckte mit beiden Händen sein in Thränen gebadetes Gesicht. „Ich habe," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „ich habe die ganze Nacht durchwacht, ich habe mein Vergehen in einem Schreiben an meine Eltern und Helene entschuldigt. Der offene Brief liegt auf dem Tische meines verschlossenen Zimmers. — Ihr seht nun wohl ein, daß ich jetzt nicht anders handeln kann. Spart Eure Worte. Eure Absicht ist bestimmt eine edle, lobenswerthe — aber ich kann nicht mehr leben. Mir ist nicht zu helfen. Ich muß sterben. Euch danke ich für Eure Bemühungen; es freut mich, vor meinem Scheiden aus der Welt, noch einen Menschen gefunden zu haben, der so edel ist, wie Ihr; und ich fühle mich hiervon um so mehr ergriffen, als Ihr einer Genossenschaft angehört, der ich, wie so viele Andere in unserer Zeit, wenigstens in Gedanken oft schweres Unrecht gethan habe. Und nun sage ich Euch nochmals meinen herzlichsten, meinen innigsten

Dank für Euer edles, menschenfreundliches Benehmen!" Bei diesen Worten wollte sich der junge Mann erheben. Reb Mordechai drückte ihn aber mit seiner nervigen Faust auf seinen Stuhl.

„Alles wird noch gut werden," sprach er, „verzweifelt nicht. Gestern erhielt ich eine Summe Geldes, die ich meinem Nachbar geborgt hatte, baar zurück; ich bin daher im Stande, Euch die 5000 Gulden, die Ihr heute braucht, vorzustrecken." Während er dies sprach, nahm er aus einem alten Schranke mehrere Röllchen Gold und einige Säcke Thaler und stellte sie auf den Tisch; „ich glaube, es ist so recht, Ihr braucht es nicht zu überzählen."

„Was soll ich damit?" frug der junge Mann. — „Sonderbare Frage," entgegnete Reb Mordechai. „Nehmt das Geld, geht in das Amt, legt die fehlende Summe an ihren Platz und erwartet dann ruhig Euere Vorgesetzten."

„Wie? täuschte ich mich nicht?" sprach der junge Mann nach einer Pause der höchsten Ueberraschung. „Ihr wollt mir, dem Fremden, dessen Name Euch unbekannt ist — diese bedeutende Summe vorstrecken? mir — der ich Euch ein leichtsinniges Vergehen, das durch unglückliche Umstände zu einem Verbrechen gesteigert wurde, gestanden? — mir wollt Ihr einen so großen Theil Eueres Vermögens, vielleicht Euer ganzes Vermögen, anvertrauen?"

„Ihr seid unglücklich, und schon deshalb meinem Herzen nicht fremd; das, was Euch so sonderbar dünkt, erscheint mir nur als eine einfache Pflichterfüllung; ich kann einem jungen hoffnungsvollen Menschen das Leben retten — ich kann den greisen Eltern ihren Sohn wiedergeben — ich kann es verhindern, daß ein Kreis von Menschen namenlos unglücklich wird — warum sollte ich es nicht thun?!"

„Aber darf ich Euern Edelmuth mißbrauchen? Wie kann ich diese große Summe zurückzahlen. Die Erträgnisse meines Postens sind unbedeutend — mein Vater kränklich." — „Lassen wir das," sprach Reb Mordechai; „ich dränge nicht auf die Zurückerstattung der Summe. Ich kann sie entbehren. Ich kann von dem Erträgnisse meines Erwerbes ruhig leben. Ihr seid jung, Ihr werdet nicht ewig auf diesem Posten bleiben, und dann ist es Zeit, an das zu denken. Ich bin überzeugt, Ihr werdet mir, vielleicht etwas später — redlich bezahlen. Und nun muß ich Euch rathen, Euch zu entfernen. Ich höre von dem nahen Thurme acht Uhr schlagen, und Ihr habt noch manches zu verrichten; Ihr müßt

den nun nutzlos gewordenen Brief vernichten, und Euch dann sogleich in's Amt verfügen, damit Alles zur gehörigen Zeit geordnet sei, und auch nicht der geringste Verdacht geweckt werde."

Der junge Mann wollte danken, aber es hatte sich seiner eine so tiefe Rührung bemächtigt, daß er für alle Schätze der Welt auch nicht ein Wort hervorzubringen vermochte. Sprachlos drückte er Reb Mordechai die Hand, nahm das Geld, und wandte sich der Thür zu. Hier blieb er noch einmal stehen. Mit der größten Anstrengung suchte er sich zu sammeln.

„Edler, großherziger Mann! ich muß meinen innigen, heißen Dank in meiner Brust verschließen; aber ich schwöre es Euch — Ihr habt keinen Undankbaren gerettet. — Doch darf ich mir den Namen dessen erbitten, der ein Schutzengel, von Gott gesandt, mich dem Leben, meinen Lieben wiedergab?"

„Ich heiße Mordechai Cohen, und werde hier gewöhnlich Zemach zubenannt."

„Und wollt Ihr, edler Menschenfreund! meinen Namen wissen? — ich heiße" —

„Laßt das — es ist dies überflüssig und unnöthig, ich werde Euren Namen später erfahren. Lebt wohl! es ist schon spät, eilt, ich bitte Euch, eilt!" Dies sprechend, öffnete Reb Mordechai die Thür und sprach laut: „Lebt wohl, edler Herr! ich hoffe Euch einst wieder bei mir zu sehen!" — Der Fremde schied, indem er Reb Mordechai nochmals sprachlos die Hand drückte.

Bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, wollen wir einen flüchtigen Blick auf das verflossene Leben Reb Mordechai's werfen. Er war der einzige Sohn Reb Gersons, eines reichen Goldschmiedes, und hatte schon in seiner frühesten Jugend die außerordentlichsten Anlagen gezeigt. Sein Vater, einem, namentlich zu jener Zeit, geachteten Stande angehörend, ließ seinem einzigen Kinde eine ausgezeichnete Erziehung zu Theil werden. — Da sein Gewerbe ihn mit dem hohen Adel und der Geistlichkeit in Berührung brachte, so war er darauf bedacht, seinen Sohn nicht nur in das damals bei den Juden allgemein übliche Gesetzesstudium einzuführen, sondern er ließ ihn auch in allen jenen Wissenschaften unterrichten, deren Kenntniß nur den Bevorzugten jener Zeit gestattet war. Er hatte auf fruchtbaren Boden gesät,

denn der Geist dieses reichbegabten Knaben entwickelte sich rasch, und schon in seinem fünfzehnten Jahre konnte er sich in mehreren lebenden Sprachen und sogar im Latein geläufig ausdrücken. — Gleichzeitig mit seinem Geiste hatte sich auch sein Herz allem Schönen und Guten erschlossen. Man kann sich leicht denken, daß Mordechai der Stolz, das Glück seines Vaters war. Bis in das spätere Knabenalter Mordechai's war sein Leben ein ruhiges, glückliches gewesen. Doch plötzlich änderten sich die Umstände. Reb Gerson hatte durch mehrere rasch auf einander folgende unverschuldete Unglücksfälle sein gesammtes Vermögen verloren, noch mehr, er sah sich außer Stand gesetzt, eingegangene Verpflichtungen zu erfüllen. Der Schmerz über den Verlust seines ehrlichen Namens warf den Biedermann auf's Krankenlager, das er nur verließ, um von seinem einzigen Kinde für immer zu scheiden. Mordechai war ein Jüngling von 17 Jahren, als er verwaist wurde. Er stand allein in der Welt, denn seine Mutter hatte er schon als Kind verloren. Der erste Entschluß, den er faßte, als er sich der schmerzlichen Betäubung entriß, war, den ehrlichen Namen seines dahingeschiedenen Vaters wieder herzustellen. Er ergriff das Gewerbe desselben und betrieb dieses mit einer unermüdeten Ausdauer, mit einem unerhörten Fleiße. Seine außerordentlichen Bemühungen wurden von dem schönsten Erfolge gekrönt, denn schon nach fünf Jahren hatte er alle Gläubiger seines Vaters befriedigt. Nun erst konnte er frei aufathmen. Er hatte während dieser Zeit ein Mädchen, die Tochter seines Nachbars, kennen und lieben gelernt — aber er konnte ihr nichts anbieten; er war arm, hatte er doch den reichlichen Ertrag seines Fleißes dem heiligen Andenken seines Vaters geopfert. Doch plötzlich ward auch sie, wie er, eine Waise, und als bald darauf ein Edict des Königs die Juden aus Böhmen vertrieb, und die arme Waise nicht wußte, wohin sie ihre Schritte wenden sollte, bot ihr Mordechai an, sein Schicksal zu theilen. Bela folgte ihm, nachdem sie ihm angetraut worden war, nach Polen, wo die meisten Vertriebenen eine Zufluchtstätte fanden. Acht Jahre später, im Jahre 1550, rief König Ferdinand der Erste die Juden in ihre Heimat zurück. Man hatte sie beschuldigt, mit den Türken im geheimen Einverständnisse gestanden zu sein, aber nun hatte man das Grundlose, das Lügenhafte dieser Verleumdungen bewiesen. Die einzige Genugthuung, die den Verbannten für ihr namenloses Elend gegeben wurde, bestand darin, daß man sie

wieder zurückrief. Aber nicht alle kehrten zurück. Unter jenen, die sich nach ihrem heimatlichen Lande sehnten, war Reb Mordechai und seine Frau. Er ließ sich wieder in Prag nieder, und nun wurde seine Stellung eine sehr angenehme. Sein reiches Wissen verschaffte ihm die vollste Achtung und Verehrung, sein edles Herz die Liebe seiner Umgebung. Seinem Fleiße und seiner Sparsamkeit war es während seines Aufenthaltes in Polen gelungen, ein für jene Zeit nicht unbedeutendes Vermögen zu sammeln. Er verwendete einen Theil desselben zu wohlthätigen Zwecken, und wenn er einem Bedürftigen etwas gab, so geschah dies zu einer so passenden Zeit, mit einer solchen Freundlichkeit, daß der Werth der Gabe vervielfacht wurde. Es gab keinen Armen, der unbeschenkt, keinen Unglücklichen, der ungetröstet aus Mordechai's Hause ging.

Ein Jahr etwa, nachdem Reb Mordechai aus Polen nach Prag zurückgekehrt war, ereignete sich der Vorfall, der so eben erzählt wurde. Reb Mordechai hatte mit dem vollsten, klarsten Bewußtsein sein ganzes Vermögen für die Rettung eines ihm ganz Unbekannten, dessen Name ihm fremd blieb, geopfert. Er hatte nicht einem raschen Zuge seines Herzens gefolgt, es war dies nicht ein plötzlicher Ueberfall des Herzens, der die Vernunft gefangen nahm — nein, es war dies für ihn die Erfüllung einer wohlerwogenen Pflicht. — Aber als der Fremde die Thür seines Hauses verlassen hatte, überkam Reb Mordechai ein unbehagliches Gefühl. Es ist unbezweifelt, daß dem Menschen dasjenige am schönsten erscheint, was er besessen und nun verloren, oder dasjenige, welches so hoch über ihm steht, daß die Erreichung desselben ihm unmöglich scheint. —

Der Dahingeschiedene, der uns im Leben theuer ward, wird durch seinen Tod verklärt und heilig. In der weiten Ferne ist die Sehnsucht nach der Heimat am stärksten. Das Errungene erscheint uns werthlos im Vergleich gegen das noch zu Erringende. Bisher hatte Reb Mordechai noch nie an die Möglichkeit gedacht, seiner Familie plötzlich entrissen zu werden. Aber mit einem Male erwachte dieser Gedanke in ihm, ein Gedanke, der ihn jetzt mit verdoppelter Angst erfüllte, da er nun vermögenslos, und bei der Ernährung seiner Familie wieder wie vor bloß auf seinen Fleiß, auf seine Thätigkeit angewiesen war. Einen Augenblick, aber auch nur *einen* Augenblick, glaubte er einen Verrath an seiner Familie, an seinem Weibe, an seinen Kindern begangen zu haben. Aber bald erfüllte ihn wieder das beruhigende Bewußtsein,

die hohe Pflicht der Menschenliebe ausgeübt zu haben, und seine Seelenruhe, seine Heiterkeit kehrte zurück. —

In dem Augenblicke trat seine Hausfrau Bela ein. Neugierig wie alle Evenstöchter wollte sie erfahren, was für ein bedeutendes Geschäft diesen Fremden, den sie bisher nie gesehen hatte, so früh in das Haus ihres Mannes brachte. Ein bedeutendes Geschäft mußte es wohl sein, da der Fremde mit Geld beladen fortging.

„Ei, Mordechai! das ist ein guter Erew-Schabbes, [1]) schon am Morgen ein so großes Geschäft zu machen; ohne Zweifel wird es auch ein gutes sein."

„Ja," entgegnete Reb Mordechai lächelnd, „in der That, ich habe ein hübsches Geschäft gemacht, einen Handel, der mir, je länger ich darüber nachdenke, desto einträglicher scheint."

„Das freut mich um so mehr, da auch der Verkäufer sehr glücklich zu sein schien. Sein Gesicht strahlte vor Wonne. Nun, Mordechai! Du wirst mir doch die hübschen Sachen alle zeigen, die Du gekauft hast, die Perlen — Juwelen." — „Laß es für jetzt sein, liebes Kind!" entgegnete Reb Mordechai; „Du bist beschäftigt, und dann möchte ich Dir mein Geschäft nicht gern am Erew-Schabbes mittheilen. Den Gedanken kannst Du dann den ganzen Schabbes nicht loswerden, und Du weißt, ich mag es nicht wohl leiden, wenn man sich am heiligen Schabbes werktägigen Gedanken hingibt. D'rum, mein liebes Weibchen! laß es gut sein bis Moze-Schabbes [2]) oder bis Sonntag." Bela hatte eine zu große Achtung vor ihrem Gatten, um ihm zu widersprechen; sie ging stillschweigend nach der Thür, aber die Neugierde behielt doch die Oberhand, sie blieb stehen.

„Mordechai! thu', wie es Dir beliebt — aber das muß ich Dir sagen, Deinen Zweck verfehlst Du, wenn Du mir nichts sagst; ich bin neugierig, das ist mein Fehler, ich werde nun, ohne es zu wollen, morgen den ganzen Tag darüber nachdenken, was das für ein Geschäft sein mochte, ich werde mich gar nicht der Sabbathruhe erfreuen können, und ich will Dir noch mehr sagen, eine Unruhe wird mich erfüllen." —

Reb Mordechai war ernst und nachdenkend geworden. Er hatte sich vorgenommen, seinem Weibe nichts von dem Vorgefallenen

---

[1]) Freitag, Rüsttag des Sabbaths. [2]) Ausgang des Sabbaths.

zu erzählen, um sie nicht zu betrüben, um ihr den Sabbath nicht zu vergällen.

„Nein," sprach er, „mein liebes Weib! erlaß es mir, warte bis Sonntag, es hat dann Zeit."

Bela war ihrerseits nicht daran gewöhnt, daß ihr Gatte ihr eine billige Bitte abschlug, es lag etwas Räthselhaftes in seinem Benehmen, das sie mit Besorgniß erfüllte.

„Du hast nichts von dem Manne gekauft, Du täuschest mich — es ist vielleicht ein Unglück vorgefallen, vielleicht ist das ganze Klall [1]) von einer Gesere [2]) bedroht, vielleicht hat man unserer Glaubensgenossenschaft wieder ein Bilbul [3]) zugeworfen, und Du suchst nun wie gewöhnlich, mit Aufopferung Deines Vermögens den Niederträchtigkeiten unserer Feinde entgegenzuarbeiten; o! ich kenne schon Deine Sprache, o! ich weiß, was bei Dir ein gutes Geschäft machen heißt."

„Nein, das ist es nicht, Gott sei Lob und Dank! derartiges ist es nicht; aber wenn Du es durchaus erfahren willst, so muß ich Dir's wohl sagen. Setz' Dich nieder und höre mir zu, ich glaube, Du wirst mein Benehmen billigen, und hättest an meiner Stelle eben so gehandelt." Mordechai begann nun mit seiner wohltönenden Stimme seine Erzählung. Er hob mit Nachdruck die sichtliche Fügung Gottes hervor, die ihn mit dem jungen Manne zusammentreffen ließ.

Er wiederholte das Selbstgespräch desselben mit einer solchen Wärme, mit einer solchen Durchdrungenheit, daß auch Bela vor Rührung hingerissen wurde. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte sie seinen Worten. Endlich hatte er geschlossen. Er blickte sein Weib an, das, vor Erstaunen sprachlos, sich nicht zu fassen wußte.

„Du hast ihm fast Dein ganzes Vermögen gegeben?" frug sie nach einer Pause.

„Ja, denn durch einen glücklichen Zufall hatte ich es in Silber und Gold, in baarer Münze liegen." —

„Wie heißt der Mann? Wird er Dir das Geld zurückerstatten?"

„Ich weiß es nicht." Mordechai sprach diese Worte, als wenn sie die einfachste, gewöhnlichste Sache beträfen.

„5000 Gulden hast Du einem Fremden, einem Unbekannten gegeben?"

---

[1]) Gesammtheit. [2]) Leid, Gefahr, unheilvolle Bestimmung. [3]) So viel als: eine verleumderische Anklage erhoben.

„Einem Unglücklichen, dessen Leben ich nur dadurch zu retten vermochte."

„Konntest Du sein Leben nicht auf eine andere Weise retten! Du hättest ihn von einem Selbstmorde zurückhalten sollen, ohne Dich von Neuem bitterem Mangel preis zu geben. Du hättest ihm das Schändliche einer solchen That beweisen sollen, und hättest ihn endlich mit einem Theile Deines Vermögens unterstützen können; — aber alles, alles hinzugeben — das war nicht Deine Pflicht — Du mußt es entschuldigen, wenn ich zu Dir, dem Gelehrten, dem Gesetzkundigen, von Deinen Pflichten spreche — aber ich kann nicht anders. Die Stimme Deines edlen Herzens hat den Verstand übertäubt, und Dich irre geführt. — Hast Du nicht jüngsthin erst zu mir gesagt: Gelobt sein Gott, wir haben etwas erübrigt, das Gewerbe geht jetzt schlecht, und ich könnte Euch nicht leicht mit meiner Hände Arbeit ernähren! und nun sind wir wieder arm. — Und wem hast Du diese Wohlthat erwiesen? Wem hast Du Dein Vermögen geopfert? Vielleicht, ja gewiß einem Undankbaren. Es ist keiner unserer Glaubensbrüder, die mit uns leiden und dulden. — Nein, es ist einer von dem Volke, unter dem wir leben — vielleicht einer von jenen, die uns hassen, verachten, mit grausamem Muthwillen verspotten, verhöhnen, mißhandeln." — „Und wenn es ein solcher wäre," entgegnete Reb Mordechai ruhig, „und wenn er mich selbst gehaßt, verachtet, mißhandelt hätte — wenn er es gethan hätte, wäre ich dadurch meiner Pflichten entbunden? Hätte ich Haß mit Haß vergelten dürfen, weil er, vom falschen Wahn bethört, die Nächstenliebe, die Gott in jedes Menschenherz gesenkt, mißdeutet und verkennt? Nein! bedauern müßte ich ihn, aber nicht hassen. Und dann, vielleicht ist er ein Freund unserer Glaubensbrüder; es stünde übel um uns, wenn uns Alle haßten, in deren Mitte wir leben. Ich sage es Dir noch einmal, ich habe Recht gethan, und es freut mich, daß ich so gehandelt. Und nun, mein liebes Weib, wollen wir dieses Gespräch abbrechen. Wir haben in unserer zehnjährigen Ehe noch keinen Streit gehabt, und es thut mir sehr wehe, daß wir gerade bei dieser Gelegenheit nicht übereinstimmen. Ich hoffe es, Du wirst mir einst eingestehen, daß ich Recht hatte."

Bela fühlte, daß sie in ihren Vorwürfen zu weit gegangen war. Sie kannte die zarte Ausdrucksweise ihres Gatten zu gut, um nicht zu wissen, daß diese Worte in seinem Munde die höchste Betrübniß ausdrückten. Schluchzend fiel sie ihrem Gatten um

den Hals. „O Mordechai! nicht für alle Schätze der Welt möchte ich Dir wehe thun, o vergib mir — im ersten Augenblicke ist man seiner nicht ganz mächtig — ich war überrascht. — Du hast Recht. Gott wird uns nicht verlassen; und sind wir auch nun arm, so werden wir doch glücklich sein; an Deiner Seite, Du großherziger, edler Mann! wird mir auch das ärmlichste Kämmerchen zum Paradiese. Und Dein Selbstbewußtsein macht Dich zum Glücklichsten."

Mordechai's Augen wurden feucht vor Rührung, er küßte seinem Weibe, das an seinem Halse hing, die Thränen aus dem gerötheten Antlitze, preßte sie an seine Brust und sprach: „Du gutes, treues, liebes Weib!"

Es war ein schönes Schauspiel, es war ein schöner Erew Schabbes!

Es war die erste Peßachnacht, als man nach der üblichen Zeitrechnung 1559 zählte. Man hatte eben den Abendgottesdienst beendigt und aus den Synagogen der Prager Judenstadt strömte eine große Menschenmenge. Es gewährte dies einen eigenthümlichen, schönen Anblick. Die Bale battim[1]) waren fast alle gleich gekleidet. Sie trugen seidene Mäntel, kurze tuchene Hosen, Schuhe mit silbernen Schnallen, und auf dem Kopfe ein breites Baret, Alles von schwarzer Farbe. Der Raf, die Dajonim[2]) und einige hervorragende Lomdim[3]) zeichneten sich durch eine besondere Kleidung aus, sie trugen sich polnisch. Eine hohe cylindrische Mütze von feinem Pelzwerk und eine lange, schwarzseidene Schubezé,[4]) bei manchen vorn an der Brust mit Silberstickereien reich verziert, bezeichneten in der Regel einen ausgezeichneten Talmudisten. Wo sich zwei Bekannte trafen, und dies geschah in den engen Straßen der Judenstadt sehr oft, riefen sie sich gut Jom Tow[5]) zu, reichten sich auch wohl die Hände, aber sie blieben heute nicht, wie man sonst zu thun pflegt, auf der Straße stehen, um zu plaudern, denn jeder eilte nach Hause, um den Seder zu geben.[6]) — Die Straßen waren nach und nach menschenleer geworden, aber aus den Fenstern drang freundlicher Lichtschimmer und die laute Stimme der Andächtigen, die fromme Loblieder

(1) Familienväter. 2) Assessoren des Rabbinercollegiums. 3) Talmudisten, Gelehrte. 4) Eine Art Kaftan. 5) Guten Feiertag. 6) Die an der Peßachnacht vorgeschriebenen religiösen Gebräuche abzuhalten.

sangen oder Gebetstücke recitirten. Ganz besonders aber war ein Haus ausgezeichnet durch den blendenden Lichtglanz, welcher aus den Fenstern auf die Straße fiel — es war dies bei Reb Mordechai Cohen Zemach. Nicht leicht konnte dieser Abend erhebender, feierlicher, weihevoller als bei Reb Mordechai begangen werden. Das große Wohnzimmer war festlich erleuchtet. In der Mitte der Decke hing eine achtzackige Lampe herab. Auf dem Tische und an den Seitenwänden standen große silberne Armleuchter, auf denen Wachskerzen brannten. In dem ganzen Gemache war ein süßer Wohlgeruch verbreitet. Die Gesellschaft war um einen 4eckigen Tisch vereinigt. Obenan saß Reb Mordechai auf einem Sopha, welches mit Hilfe mehrerer Polster zu einer Art Thron umgestaltet worden war. Zu seiner Rechten saß Bela mit den drei Töchtern, zur Linken der Hausbocher [1]) mit den drei Söhnen. An der untern Seite, Reb Mordechai gerade gegenüber, saßen zwei Orchim. [2]) Die zwei Hausmägde und der Meschores [3]) aber hatten, um die Tischgesellschaft durch ihr öfteres Aufstehen nicht zu belästigen, an einem Seitentischchen Platz genommen. Jeder hatte einen silbernen Becher vor sich. In der Mitte des Tisches, der von einem weißen Lacken überdeckt war, stand eine große silberne Schüssel, in welcher drei große Schmure-Mazos [4]) von einem weißen Tuche verhüllt lagen. Auf derselben stand auch eine silberne Schale, welche alle die eßbaren symbolisirenden Dinge, welche beim Seder benützt werden, zierlich geordnet enthielt. — Gleich bei seiner Nachhausekunft hatte Reb Mordechai seine Schultracht ab- und dem allgemeinen Gebrauche gemäß Kittel und Häubel [5]) angelegt. Die Feier des Abends wurde eröffnet, der jüngste Sohn des Hauses frug die Ma-Nischtane. [6]) Er frug um die Bedeutung des Festes, sein Vater antwortete ihm, und begann die Erklärung dieser erhebenden Feier aus der vor ihm liegenden Hagada vorzutragen, aber bald hielt er sich nicht mehr an die Worte des Buches, und aus den Tiefen seiner Seele schöpfend schilderte er den schweren qualvollen Druck, den die Kinder Israels in dem Lande ihrer Knechtschaft, in Mizrajim, erdulden mußten.

---

[1]) Hauslehrer. [2]) Gäste. [3]) Diener. [4]) Ungesäuerte Brode, denen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Schon das Getreide wird sorgfältig vor Nässe und Feuchtigkeit bewahrt. [5]) Leichenkleider. [6]) Mit diesen hebräischen Worten beginnt der Jüngste im Hause um die Bedeutung des Abends zu fragen.

Er sprach von dem frechen Stolze des Pharao, er sprach davon, wie sich der Herr in seiner Gnade erbarmte der Geknechteten, der Getretenen, wie er den Moses gesandt, und wie dieser vollbrachte die göttliche Sendung, wie der Herr das Sclavenvolk gewürdigt, zu empfangen die heilige Lehre auf dem flammenden Sinai, und wie Israel war der Mittler zwischen seinem Gotte, der auch der Gott aller Menschen ist und der Welt. — Seine Worte waren erhaben, erhebend, erwärmend, hinreißend und doch klar, einfach und selbst den Kindern verständlich. Als er geendigt hatte, wurden Mazos und hierauf Moror,[1]) in Charoßes[2]) getunkt, herumgereicht. Reb Mordechai erklärte den Kindern die Bedeutung dieser Erinnerungszeichen und erzählte den jüngern, wie das Peßachlamm in Jerusalem geschlachtet, und wie es gegessen werden mußte. — Nun schritt man zu dem eigentlichen Mahle. Die dampfenden Schüsseln wurden aufgetragen, und man sprach wacker zu; die Mahlzeit wurde durch ein lebhaftes Gespräch gewürzt, an welchem Reb Mordechai, die zwei großen Söhne, der Hausbocher und die beiden Orchim, welche Talmudjünger waren, Antheil nahmen. Die Frauen plauderten indessen leise unter einander, um die Männer, die sich mit der Auslegung mehrerer Talmudstellen, die Auffindung und Lösung scheinbarer Widersprüche unterhielten, nicht zu stören. Nach dem Mahle verrichtete der Hausherr das Tischgebet. Und nun stimmten alle das große Loblieb an. Als sie es beendigt hatten, rief der kleine David:

„Väterchen! man klopft an unsere Hausthür." —

Alles schwieg. „Ja, ja, ich höre es auch," schrie die vierjährige Gitel; „ei, das ist gewiß Elia hanowi[3]) bestimmt."

„Sieh' doch zum Fenster, Schlome!" sprach Reb Mordechai. Der älteste Sohn[4]) stand auf, ging zum Fenster, öffnete es und frug: „Wen sucht Ihr, Herr! und was wollt Ihr!"

„Wohnt hier Herr Mordechai Cohen Zemach."

„Ja!"

„So bitte ich Euch, laßt augenblicklich das Hausthor öffnen und führt mich zu ihm; ich bitte Euch dringend, ich habe ihm etwas Wichtiges mitzutheilen." — Diese letzten Worte wurden so leise gesprochen, daß sie nur von dem am Fenster Stehenden ver-

---

[1]) Bittere Kräuter. [2]) Eine teigartige Mengung mehrerer klar zerriebener, süßer und wohlschmeckender Substanzen. [3]) Der Prophet Elia. ([4] Später der erste Herausgeber des Werkes „Zemach David".

nommen wurden. Die ganze Tischgesellschaft erschrak. Was sollte dieser unerwartete Besuch in so später Stunde?

„Ephrajim, nimm den Hausschlüssel," sprach Reb Mordechai zu dem Meschores, „und öffne die Hausthür." Der Meschores that, wie ihm geheißen wurde. Mordechai war indessen ebenfalls ans Fenster getreten. Er blickte auf die Straße. Der Fremde war in einen Mantel gehüllt, und hatte den Hut tief in's Gesicht gedrückt. Mordechai konnte ihn deshalb nicht erkennen. Indessen trat der Meschores mit dem Fremden in's Zimmer. Dieser erhielt dadurch, daß er sich die größte Mühe gab, sein Gesicht zu verhüllen, ein unheimliches Aussehen.

Mordechai ging ihm einen Schritt entgegen und sprach: „Willkommen!"

„Ich lobe Gott, daß ich Euch gefunden und getroffen. Vergönnt mir eine Unterredung. — Ich muß mit Euch allein sprechen.

„Tretet in die Kammer," sprach Reb Mordechai, nahm zwei Leuchter vom Tische und schritt dem Fremden voran. Die ganze Gesellschaft war entsetzt. Der Fremde war kein Jude, das konnte man erkennen. Als er sprach, hatten Alle ein krampfhaftes Zittern seiner Stimme bemerkt. War es verhaltene Wuth, Schmerz oder Rührung? Wer konnte das errathen. — Bela sah es nicht gerne, daß ihr Mann sich mit dem Fremden einschloß, denn sie hörte, daß die Thür von innen geschlossen wurde. Sie wußte nicht, wer der Fremde sei; — konnte er nicht eine Gewaltthätigkeit im Sinne führen? Bald aber beruhigte sie der Gedanke an die außerordentliche Körperkraft ihres Gatten. — Es herrschte die tiefste Stille, denn Alle waren, obwohl sie ihren Platz nicht verließen, bemüht, ein Wort von dem, was im Nebenzimmer vorging, zu erlauschen — aber es war ihnen nicht möglich, auch nur ein einziges Wort deutlich zu vernehmen.

Als der Fremde mit Reb Mordechai allein war, warf er Hut und Mantel ab, und stürzte in seine Arme.

„Vor allem Anderen meinen Dank, meinen heißen, innigsten Dank, edler Menschenfreund!"

Reb Mordechai erkannte den jungen Mann, den er einst vom Selbstmorde zurückgehalten hatte, dessen Ehre, dessen Leben er gerettet.

„Das Geld, welches ich Euch vor einigen Jahren sandte, habt Ihr wohl erhalten?" Und als Reb Mordechai bejahend mit dem Kopfe nickte, fuhr der Fremde fort: „Ihr werdet mich wohl

für undankbar gehalten haben, daß ich nicht selbst kam, Euch zu danken; aber ich versichere Euch, ich konnte es nicht. Es hat mich sehr geschmerzt — es that mir unendlich wehe, aber bei meiner Anwesenheit in Prag hielt mich mein Dienst, meine Pflicht in der fortwährenden Nähe einer hochgestellten Person, und ich konnte nur mit Mühe einen ergebenen Diener mit diesem Auftrage betrauen. — Aber ich habe Euch wichtige Dinge mitzutheilen und will mich kurz fassen. Doch, damit Euch meine Nachricht nicht als ein Ammenmärchen erscheine, muß ich Euch erzählen, welchen unendlichen Dank ich Euch schulde.

Als es an jenem verhängnißvollen Tage, der so düster für mich begonnen, und durch Eure Hilfe so glücklich enden sollte, die neunte Stunde schlug, trat eine Commission, die den Cassastand prüfen sollte, in mein Amtszimmer. Sie bestand diesmal aus einer größern Anzahl von Mitgliedern, als es gewöhnlich der Fall war. Der Chef der Commission war ein hoher Beamte, der sich bisher nie diesem Geschäfte unterzogen hatte. Nachdem sich die Commission von der Richtigkeit des Cassastandes überzeugt hatte, umarmte mich der Chef derselben. Es war mir dies um so auffallender, als er mich bisher nur barsch angeredet hatte und seine durchbohrenden Blicke fest auf mich gerichtet hielt. Es freut mich, sprach er, es freut mich, daß diese Anklage eine Verleumdung ist. Bei diesen Worten zog er eine Schrift aus der Brusttasche und reichte sie mir zu lesen. Mir flimmerte ein regenbogenfarbiges Spiel vor den Augen. Ich hatte Mühe, um die mir wohlbekannten Schriftzüge zu lesen. Es war die Schrift meines ehemaligen Jugendfreundes Albert. Er bezichtigte mich der Veruntreuung und der Entwendung der öffentlichen, mir anvertrauten Gelder. — Sein Plan war fein angelegt — aber er war vereitelt durch Eure Großmuth, durch Euren Edelsinn. Mein Vorgesetzter, der meine sprachlose Verwirrung für gerechte Entrüstung hielt, fuhr fort:

Es freut mich um so mehr, daß sich diese niederträchtigen Verleumdungen nicht bewahrheiten, als mir auch der Auftrag ertheilt wurde, Euch nach genommener Einsicht und Rechtfinden des Cassabestandes anzukündigen, daß ihr zu einem höhern Posten berufen seid. Dies sprechend, überreichte er mir ein gesiegeltes Papier, welches mein Anstellungsdecret enthielt. Und wem hatte ich es zu danken, daß ich statt schmachbeladen, dem Hohne, der Verachtung preis gegeben — jetzt geehrt, geachtet und befördert wurde? — Wem anders als Euch? Ich mußte, um meinen neuen

Posten anzutreten, augenblicklich nach Wien reisen. — Ich mußte von Prag scheiden, ohne mich von Euch zu beurlauben — ohne Euch sagen zu können, daß meine Dankbarkeit erst mit meinem letzten Athemzuge erlöschen würde. In Wien angelangt, waren alle meine Bestrebungen dahin gerichtet, durch Fleiß, Willen und Beharrlichkeit eine hohe Stufe zu erklimmen. War es mir ja nur dann möglich, Euch die große Summe wieder zu erstatten, die Ihr mir, dem Fremden, dem Unbekannten, großmüthig geopfert. Meine Bemühungen, von den glücklichsten Zufällen unterstützt, hatten den günstigsten Erfolg. Ich benützte eine seltene Gelegenheit mich auszuzeichnen. Dies brachte mich in die Nähe unseres gnädigen Monarchen. Er lernte mich kennen. Mein warmer Eifer und meine treue Hingebung erregten sein Wohlgefallen. Er hatte meinen Vater gekannt und fand, daß seine Dienste nicht genügend belohnt worden waren. Er wollte es nun mit fürstlicher Huld an dem Sohne vergüten. Er überhäufte mich mit Gnaden. Meine Dankbarkeit, meine ehrfurchtsvolle Liebe gegen die hohe Person meines Monarchen mußte unter solchen Umständen die höchste Stufe erreichen. Es ward mir nicht schwer, dies mehrmals zu beweisen, und einer längern Kette von glücklichen Ereignissen, die jetzt zu erzählen die Zeit nicht gestattet, hatte ich es zu danken, daß der König und nunmehrige deutsche Kaiser mich zu seinem Geheimschreiber ernannte. Dieser Posten ist weniger glänzend als einfluß- und wirkungsreich. Seit dieser Zeit durfte ich mich keinen Augenblick von der Person des Monarchen entfernen. Ich mußte sogar in dem an dem Schlafgemache des Monarchen anstoßenden Cabinete schlafen, um jeden Augenblick seiner Befehle gewärtig zu sein. Aber die Mühseligkeiten meines Amtes werden tausendfach aufgewogen durch das vollste Vertrauen, welches der Kaiser in mich setzt. Dieses machte es mir nun möglich, Euch von einer Gefahr zu benachrichtigen, von welcher die gesammte Judenschaft Prags und Böhmens bedroht ist. Vor einigen Tagen hörte ich am frühen Morgen, zeitlicher als gewöhnlich, die Glocke in dem Arbeitszimmer des Kaisers. Ich erschien sogleich. Der Kaiser ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Ich erschrak über die leichenhafte Blässe seines edlen Gesichtes. Er hatte mein Eintreten gar nicht bemerkt.

Gnädigster Herr? frug ich.

Ah — Du bist da, das ist gut. —

Ich hörte den Ton der Glocke, gnädigster Herr —

Gut — gut. — Er ging noch einige Mal im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor mir stehen und sprach: Alle Juden müssen Prag und Böhmen verlassen, eh' drei Monate verfließen.

Gnädigster Herr! entgegnete ich betroffen, es sind ja erst neun Jahre, daß man die Juden wieder nach Böhmen zurückrief — man hatte erwiesen, daß sie unschuldig angeklagt wurden. Durch was haben sie sich neuerdings den Unwillen Euerer Majestät zugezogen? Sind wieder Klagen eingebracht worden? Nein, antwortete der Kaiser, ich bedauere diese Unglücklichen, es wäre mir lieb gewesen, wenn Klagen gegen sie eingebracht worden wären; denn es thut mir doppelt leid, Unschuldige aus dem Lande zu vertreiben, wo ihre Väter schon seit Jahrhunderten ruhig und friedlich lebten.

Aber dann, gnädiger Herr! wagte ich zu entgegnen, wenn Eure Majestät die Juden bedauert, wenn keine Klagen vorliegen, warum sollen friedliche Menschen in's Unglück, in's Elend gestürzt werden? Warum sollen sie von Neuem heimatlos in die Welt hinaus gestoßen werden? Und wenn der deutsche Kaiser, der gerechte Ferdinand, sie vertreibt, wer wird sie gastlich aufnehmen?

Der Kaiser zuckte ungeduldig die Achseln. Auf mein Fürstenwort! es thut mir leid; aber ich muß es doch thun, ich habe mich hierzu verpflichtet, ich habe es eidlich gelobt.

Ich war erstaunt. Wer durfte es wagen, dem deutschen Kaiser eine Verpflichtung aufzuerlegen? Wer durfte so kühn sein, ihm einen Eid abzufordern?

Der Kaiser bemerkte mein Erstaunen. Er ging wieder, wie es seine Gewohnheit ist, mehrmals rasch im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor mir stehen.

Gestern Nacht sprach er, dachte ich wieder mit Schmerzen daran, ob ich nicht doch eine schwere Sünde dadurch begangen habe, daß ich den Utraquisten in Böhmen nicht kräftiger entgegenarbeitete. Du weißt, wie strenge ich bei meinem Regierungsantritte gegen die Kelchner verfuhr — aber ich bin älter geworden, mein Sinn ist milder — ich glaubte besser für die Wohlfahrt meiner Völker zu sorgen, wenn ich jedem seine Lehre, seinen Glauben, seine Ueberzeugung gönne. Ich will die Irrenden bedauern, aber ich will sie nicht mehr verfolgen. Hat doch der heilige Vater selbst die Duldung der Kelchner gebilligt. — Aber zuweilen stört mich denn doch der Gedanke, ob ich auch recht handle; — ich versichere Dich, ich durchwache manche Nacht, weil

mich dieser Gedanke nicht verläßt. — So lag ich auch gestern bis Mitternacht in tiefes Sinnen versunken. Endlich überkam mich der langersehnte Schlaf, aber er war kein erquickender. Vor meiner Seele schwebten Bilder längst entschwundener Zeiten. Ich war wieder ein kleiner Knabe — ich war in Madrid in dem Bildersaale des königlichen Palastes, der Lehrer meiner Jugend, ein würdiger Greis, stand hinter mir. Ich las in einer Bibel. Doch plötzlich verschwanden die Säle des Madrider Palastes, ich stand an den Fenstern meines königlichen Schlosses in Prag, war deutscher Kaiser. Ich blickte hinab auf die Stadt, mir kam es vor, als wenn die Lieder der Kelchner aus der Stadt heraufklängen. Ich blickte mich unwillig um, neben mir stand wieder der greise Lehrer meiner Jugend; er blickte finster auf die Stadt herab. Ich glaubte ihn zu verstehen. Ich kann nicht, sprach ich, hat's doch der heilige Vater gebilligt. Da fiel zufällig mein Blick auf die Judenstadt, die dem königlichen Schlosse gegenüber liegt. Willenlos erhob ich meine Rechte. So will ich wenigstens diese vertreiben. Eh' drei Monden vergehen, darf kein Jude mehr sich in meinem Lande Böhmen sehen lassen. Ich schwöre es dir! Als ich diese Worte gesprochen, that es mir im Traume leid. Was wollte ich von den gedrückten Schuldlosen? Ich wurde von einer solchen Gemüthsbewegung erschüttert, daß ich erwachte. Aber trotz meinem größten Bedauern muß ich das Gelübde dennoch erfüllen. Ich habe meine Rechte zum Himmel erhoben, ich habe es gelobt. Ich werde keine Beruhigung finden, bis das Edict zur abermaligen Vertreibung der Juden in Böhmen erlassen und vollzogen ist.

Der Kaiser ging wieder mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Ihr könnt Euch die peinliche Lage denken, in welche mich diese unerwartete Willensäußerung des Kaisers versetzte. Dem ersten Zuge meines Herzens folgend, wollte ich einige Worte zu Gunsten der Juden sprechen, aber der Kaiser unterbrach mich.

Kein Wort — ich habe Dich auf mein kaiserliches Wort versichert, daß es mir leid thut — alles, was du sagen willst, weiß ich — aber geschehene Dinge sind nicht zu ändern. In den Träumen liegt oft die Wahrheit. Hat nicht der Herr dem egyptischen Pharao im Traume die Zukunft verkündet? Hat nicht Pharao dadurch, daß er den Traum beachtete, sein Volk vor Hungersnoth bewahrt? Bin ich, der deutsche Kaiser, schlechter als Pharao, und mein Land in den Augen der Vorsehung ge-

ringer geachtet denn Egypten? Ich habe die Vertreibung der Juden gelobt, ich werde mein Gelöbniß halten.

Ich kannte den Charakter des Kaisers zu genau, um nicht zu wissen, daß ein jedes Wort nun nutzlos wäre. Der Kaiser ist edel, großmüthig — aber er vermeidet sorgfältig alles, was auch nur den leisesten Schein hätte, als wolle er einer religiösen Pflicht zuwider handeln. Das Gelübde, das er im bewußtlosen Zustande, im Schlafe, ausgesprochen, besteht für ihn in vollster Kraft und Geltung. — Ich ging traurig an meine Arbeit, und dachte unaufhörlich daran, wie ich zu helfen vermöchte. Lange erfüllte eine furchtbare Gedankenleere mein Gehirn, ich fand keinen Ausweg. Endlich erleuchtete mich ein Strahl der göttlichen Gnade. Ich hatte das einzige Mittel gefunden. Ich mußte Euch um jeden Preis sprechen. Ich dachte jetzt nur darüber nach, wie ich es veranstalten könnte, einen Urlaub von dem Monarchen zu erhalten. Es war dies um so schwieriger, als meine warme Fürsprache, trotz des größten Vertrauens, das der Kaiser in mich setzte, doch möglicherweise den gerechten Verdacht erwecken könnte, ich wollte den Juden das bevorstehende Unheil verkünden und ihnen ein Mittel zur Abwendung desselben anrathen. Selbst das Bekanntwerden seines Planes hätte für mich und Euere Glaubensgenossenschaft verderblich werden können, da ich bei Staatsgeschäften das unverbrüchlichste Schweigen, selbst gegen die Minister und Staatsräthe zu beobachten verpflichtet war. Ich verzweifelte schon, einen passenden Vorwand zu finden, um mir einen Urlaub zu erbitten, als ein glücklicher Zufall, nein kein Zufall, eine göttliche Fügung, mir auch hierbei zu Hilfe kam. Ein Schreiben von meinem Gute in Ungarn, das ich der kaiserlichen Huld verdanke, meldete mir, daß mein theueres Weib glücklich von einem gesunden Knäblein entbunden sei — und daß sie sich wohl befände. Mit einem Male war mir nun das Mittel geboten, Euch zu sehen, zu sprechen, zu rathen. Als der Kaiser wieder in sein Arbeitszimmer trat, war er, ich weiß nicht aus welchem Grunde, sehr heiter. Gnädigster Herr! sprach ich, ich habe eine Gnade zu erbitten. Der Kaiser sah mich ernst an. Sprich mit mir, was du willst, aber nichts von den Juden; hörst du? — mein Entschluß ist gefaßt und unabänderlich.

O nein, gnädigster Herr! das ist es nicht, sprach ich scheinbar ganz gleichgiltig. Aber ein Brief setzt mich davon in Kenntniß, daß meine Gattin, die sich auf dem Gute bei Preßburg befindet,

das ich durch die allerhöchste Gnade Euerer Majestät besitze, mit einem Knaben niederkam. Da nun grade die Osterwoche beginnen soll, und ich an hohen Feiertagen nur wenige Nachmittagstunden dem Dienste meines Monarchen widmen darf, so würde ich mir die allerhöchste Erlaubniß —

Ei, du Schelm, du willst zu deinem Weibe, sprach der Kaiser lächelnd. Geh' in Gottes Namen. Diese Woche bist du entbehrlich. Du kannst gleich heute reisen, damit du in acht Tagen wieder da bist. Ich dankte für die gnädige Erlaubniß und eilte in meine Wohnung. Ich hatte Helenen einst mein Vergehen gestanden, Euere Großmuth erzählt. Ihr könnt Euch denken, mit welcher Dankbarkeit sie den Retter ihres Gatten, ihres Lebensglückes verehrte. — Ich schrieb ihr ein paar Zeilen, die sie davon in Kenntniß setzten, daß die Pflicht der Dankbarkeit mich veranlasse, einen vom Kaiser erhaltenen Urlaub ferne von ihr zuzubringen. Es beträfe meinen Schutzengel Mordechai Cohen in Prag. Ich schrieb ihr, während dieser Zeit keinen Brief an mich zu richten, damit man bei Hofe nicht erführe, daß ich mich anderswo als auf meinem Gute befände. Am Schlusse fügte ich hinzu: Du kannst die Wichtigkeit meines Vorhabens ermessen — da es mich zurückhält nach Hause zu eilen, Dich zu küssen, meinen Erstgeborenen zu segnen. —

Abends fuhr mein Reisewagen der ungarischen Grenze zu.— aber zwei Stunden vor der Stadt sprang ich aus dem Wagen, schwang mich auf ein gesatteltes Pferd, das schon in einem Gebüsche in Bereitschaft stand, und ritt so schnell als möglich nach Prag. Vor einer Stunde bin ich angekommen, und jetzt bin ich hier — um Euch das einzige Mittel anzugeben, welches Euch möglicherweise von der bevorstehenden Gefahr retten kann." —

Der Geheimschreiber des Kaisers hielt inne, und ließ sich ermattet auf einen Stuhl nieder.

Reb Mordechai benützte diese Pause. „Vergebt," sprach er, „daß ich Euch in diesem Augenblicke nicht meinen Dank für Euer Benehmen, nicht die aufrichtige Theilnahme, die mir Euer Lebensglück einflößt, auszusprechen vermag. Ich kann jetzt auch dem wärmsten Gefühle keine Worte leihen. Ihr selbst seid zu dankbar, um mein Stillschweigen mißdeuten zu können. Entschuldigt mich aber einen Augenblick, ich will nur hineingehen, um meine Familie, die durch Euere unerwartete Ankunft erschreckt wurde, und zwei-

felsohne mit der größten Besorgniß das Ende unserer geheimniß=vollen Unterredung abwartet, zu beruhigen."

„Um des Himmelswillen!" rief der Geheimschreiber, „ich beschwöre Euch bei allem, was Euch heilig ist, ersinnt irgend einen Vorwand — aber verrathet mich nicht. Ihr seht, ich habe mich tief in meinen Mantel gehüllt, um von Euerer Frau, die mich schon einmal gesehen, nicht erkannt zu werden. Je weniger davon wissen, desto besser ist es für Euch und Euere Sache. Der Kaiser hat seinen Entschluß Niemandem außer mir mitgetheilt. Das Geheimniß muß daher wohl bewahrt werden."

„Verlaßt Euch auf mich," sprach Reb Mordechai, „ich bin in einem Augenblicke wieder bei Euch." Reb Mordechai trat in die Stube zurück. Die zwei kleinsten Kinder waren schon zu Bette gebracht worden, die Orchim waren nach Hause gegangen, der Hausbocher in seiner Kammer, der Meschores und die Mägde in die Gesindstube. Als Reb Mordechai ins Zimmer trat, sprach er, ohne die Frage der bestürzten Familie abzuwarten: „Ich komme, um Euch zu beruhigen. Der Fremde hat mir wichtige geheime Mittheilungen zu machen. Ich hoffe, Ihr werdet an meine Ruhe erkennen, daß jede Befürchtung unnöthig wäre. Uebrigens freut es mich, daß die kleinen Kinder schon schlafen, denn es muß über diesen Vorfall das tiefste, unverbrüchlichste Schweigen herrschen. Euere Neugierde müßt Ihr bezwingen, denn ich kann Euch hier=über nichts mittheilen. Legt Euch ruhig zu Bette. Mein Gast wird noch einige Zeit verweilen. Seid ganz ruhig, ist doch heute die Lel schimurim." [1]) Mordechai ging wieder in das Zimmer. Die beiden Männer sprachen noch über zwei Stunden mit einander, dann ging der Geheimschreiber. Mordechai begleitete ihn bis zu dem Thore der Judenstadt, dieses wurde geöffnet. Die beiden Männer drückten sich die Hände, um Abschied zu nehmen. „Ich danke Euch," sprach Mordechai, mehr konnte er vor Rührung nicht sprechen. —

„Ihr werdet vor dem Wyschehrader Thore ein gesatteltes Pferd finden. Vergeßt nichts. Gott sei mit Euch, lebt wohl!" flüsterte der Geheimschreiber leise, indem er aus dem Thore der Judenstadt trat; „lebt wohl!"

Das Thor wurde geschlossen und der Geheimschreiber schritt dem Gasthofe zu.

---

[1]) Nacht der Beschützung.

Mordechai hob sein glühendes Antlitz zum Himmel empor. Es war eine schöne mondhelle Nacht. Die Sterne funkelten gar lieblich an dem blauen Himmel.

„O! sieh herab vom Himmel und schau, wir sind den Völkern zum Hohne und zum Spotte. Herr! wir haben Deinen Namen nicht vergessen, o Herr! vergesse Du uns nicht." — Mordechai war von einer so tiefen, ergreifenden Wehmuth erfüllt, als sich diese wenigen Worte fast bewußtlos seiner Brust entrangen, daß er in Gedanken versunken stehen blieb. Er blickte hinan in das blaue ungeheuere Luftmeer, wo Miriaden von Welten schwebten. Wer hat sie erschaffen? — Der Herr, der einige Gott, den er anrief — er ist allmächtig, er kann helfen. Er blickte hinan in das blaue Luftmeer, wo Miriaden von Welten schweben, er sah den unendlichen Raum, den unser blödes Körperauge erfaßt, einschließt in den engen Raum des Sehnervs — vor dem sich aber unser geistiges Auge, das Auge unserer unsterblichen Seele schmerzhaft schließt, weil es die riesige Vorstellung nicht erträgt, nicht erfassen kann das wahre Bild des Weltalls — und in diesem Raume fällt kein Blatt, in diesem Raume raschelt kein Laub, in diesem Raume athmet keines der zahllosen Geschöpfe, ohne daß es der Herr der Welt weiß — er ist allwissend. Er kennt den Schmerz des Verstoßenen, die namenlose Qual des Getretenen. — Er blickte hinan in das blaue ungeheuere Luftmeer, wo Miriaden Welten schweben, und auf jeder dieser Welten Miriaden Geschöpfe — und alle diese miriadenmal Miriaden Geschöpfe leben und freuen sich des Lebens durch die Gnade — durch die Huld — durch das Allerbarmen Gottes. Gott ist allgnädig. Gott will helfen.

„Herr der Welt!" rief Mordechai, als diese tröstenden Betrachtungen an seiner Seele vorüberzogen. „Du bist allerbarmend, allwissend, allmächtig. Nun warum sollen wir verzweifeln? Kannst Du es denn wollen, daß man Deine Kinder ins Unglück stößt? — Sie wollen uns verbannen, vertreiben. — Warum? — Mit welchem Rechte? Sie sagen, wir sind Fremde in diesem Lande, in dem schönen Böhmen. Hat nicht Gott die ganze Welt erschaffen, und sind wir nicht auch seine Kinder? Wir sind Fremde?! und doch liegen die Gräber unserer Väter in diesem Lande! Wir sind Fremde?! und doch haben wir schon Jahrhunderte in diesem Lande gelitten und erduldet! Wir sind Fremde? Wir leben ja so lange im Lande als alle andern Bewohner! Wir sind Fremde?!

Nun wo ist unser Vaterland?! Kann es Menschen geben ohne Vaterland? nein nein!!

Und doch hat der Jude nichts — nichts auf dieser großen weiten Erde, was er sein nennen könnte. Nicht die Scholle, auf die er sein lebensmüdes Haupt legt — er kann sein Grab dem Sohne nicht vererben, denn weiß er auch, ob man nicht die weinende Waise von seinem Grabe stößt, wie man ihn vertreibt von den Gräbern seiner Väter?"

Mordechai wäre vielleicht noch länger in diesen Gedanken versunken auf der Straße stehen geblieben — aber plötzlich ward die Luft durch eine prachtvolle Windsäule durchzittert. Ein lauer Frühlingswind durchbebte mit einem süßen Säuseln die Luft. Der duftige Hauch des Windes, der Mordechai's glühendes Gesicht anwehte, erweckte ihn aus seinen Träumereien, es schien ihm, als wäre dies ein Morgengruß des Allvaters an seine Söhne, der da spräche: Friede, Friede den Fernen und den Nahen — allen meinen Kindern Friede. Mordechai fühlte sich gar wundersam gestärkt und erhoben. Er schritt nun zur Wohnung des Rabbiners. Er klopfte leise an die Fenster des ebenerdigen Zimmers, wo Reb Leb, der Bes-Din-Schames,[1]) wohnte.

„Wer ist da?" frug dieser.

„Ich, Mordechai Cohen, ich bitte Euch, weckt gleich den Rebbe, denn ich habe eine wichtige Schaile[2]) zu machen."

„Der Rebbe ist auf und lernt.[3]) Aber Ihr pflegt ja sonst immer selbst zu paskenen,[4]) Mecaß[5]) Reb Mordechai!" sprach Reb Leb, als er verdrießlich die Thür öffnete; „was fällt Euch nun ein, mit einem Male mitten in der Nacht eine Schaile zu machen?" —

„Ihr seid doch auch ein Ben Tora,"[6]) sprach Reb Mordechai, dem es sehr unlieb gewesen wäre, wenn der geschwätzige alte Reb Leb seinem nächtlichen Besuche eine größere Wichtigkeit zugemuthet hätte, als er vorgab. „Ihr wißt ja, Peßach, da gilt die höchste Strenge, und da will ich mich denn doch mit dem Raf berathen. — Lieber Reb Leb! entschuldigt, daß ich Euch bemüht habe; Chol-Hamoed[7]) werde ich Euch meine Erkenntlichkeit be-

---

[1]) Diener des Rabbinercollegiums. [2]) Anfrage in religiösen Sachen. [3]) Studirt. [4]) Fragen zu entscheiden. [5]) Eine Abbreviatur der Anfangsbuchstaben dreier hebräischer Worte, dem Sinne nach ohngefähr; Eure Ehrwürden. [6]) Gesetzkundiger. [7]) Halbfeiertage.

weisen. — Und noch eins, es wäre mir nicht lieb, wenn man erführe, daß ich mitten in der Nacht beim Rebbe war, drum bitte ich Euch, haltet darüber reinen Mund. Ich will Euch gerne jeden Samstag Fisch, Fleisch, Oel und Wein schicken, jeden Samstag, so lange die Sache ein Geheimniß bleibt. — Höre ich aber, daß Ihr etwas geplaudert, so bin ich — das versteht sich von selbst — jeder weitern Verpflichtung gegen Euch enthoben."

Nachdem sich Reb Mordechai auf diese Weise das Stillschweigen des Bes-Din-Schames gesichert hatte, ließ er sich beim Raf einführen. Dieser hatte die Sedernacht durchwacht, um den Traktat Psachim nochmals durchzustudiren. Er war nicht wenig überrascht, Reb Mordechai zu einer so ungewöhnlichen Stunde bei sich eintreten zu sehen. Dieser theilte ihm das Geheimniß mit, welches er in der Nacht erfahren, so wie auch seinen Entschluß, bei anbrechendem Morgen unverweilt nach Wien zu reisen, um dort in der von dem Geheimschreiber angerathenen Weise dem bevorstehenden Unheile entgegen zu arbeiten. Der Raf billigte seinen Plan, und nachdem die beiden Männer das Nähere der Ausführung besprochen, schied Reb Mordechai von dem Raf. Er ging nach Hause, um sich zur Reise zu rüsten, und von seiner Familie Abschied zu nehmen. Als der erste Peßachtag anbrach, schritt Reb Mordechai vor das Wyschehrader Thor. Er war reisemäßig gekleidet und bewaffnet. Ein lederner Gurt, den er um den Leib geschlungen hatte, enthielt seine Baarschaft, seine Reisetasche, einige Mazos und eine Flasche Wasser. Vor dem Thore stand ein gesatteltes Pferd in Bereitschaft. Mordechai schwang sich auf dasselbe, drückte ihm die Sporen in die Weichen und flog mit Blitzesschnelle die Wiener Straße entlang. —

Nach dem Morgengottesdienste ließ der Raf die Gemeindevorsteher und die Dajonim zu einer geheimen Sitzung einladen. Nachdem sich alle Anwesenden zu dem tiefsten Stillschweigen verpflichtet hatten, begann der Raf:

„Achai w'Reai! [1]) Heute mitten in der Nacht wurde unserem Freunde Reb Mordechai Cohen, haschem jarich jomow! [2]) aus sicherer Quelle die unerwartete Kunde mitgetheilt, der Kaiser habe den unabänderlichen Beschluß gefaßt, alle Juden aus Prag und Böhmen zu verweiseu. Der Beschluß des Kaisers ist bis jetzt für Jedermann ein Geheimniß und selbst dem Staatsrathe unbekannt.

---

[1]) Meine Brüder und Freunde. [2]) Der Herr verlängere seine Tage.

Da man Reb Mordechai die Ursache dieser unschuldigen Verfolgungen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit anvertraut hatte, so mußte er der Versicherung, daß die flehentlichen Vorstellungen der Juden bei dem Kaiser erfolglos bleiben würden, vollsten Glauben schenken. Es mußte daher zu einem außerordentlichen, ungewöhnlichen Mittel Zuflucht genommen werden, welches man unserem Freunde Reb Mordechai als das einzige bezeichnete, welches möglicherweise bei dem Kaiser eine Sinnesänderung hervorbringen könnte. Hierbei aber war die größte Eile nothwendig. Es durfte kein Augenblick versäumt werden. Reb Mordechai kam zu mir, um mich von dem über unserem Haupte schwebenden Unglücke zu benachrichtigen, und mir mitzutheilen, daß er gewillt sei, bei Tagesanbruch zu Pferde zu sitzen und nach Wien zu reisen. Ich billigte sein Vorhaben, da die unübersehbare Größe der Gefahr die einmalige Entweihung des Feiertags entschuldigt. Er hat mir auch den Plan vorgelegt, den man ihm vorgezeichnet; ich habe auch diesen in Anbetracht der Umstände genehmigt, und schon jetzt befindet sich Reb Mordechai auf dem Wege nach Wien. — Reb Mordechai Cohen ist durch seine außerordentliche Geistesfähigkeit, seine Gelehrsamkeit, und ganz besonders durch den Umstand, daß er von einer hohen Person begünstigt sein muß, da er doch das wichtige Geheimniß zuerst erfahren, zweifelsohne der geeigneteste Vertreter unserer Gemeinde, und wir dürfen uns daher der Hoffnung hingeben, daß es Reb Mordechai durch den göttlichen Beistand gelingen dürfte, das über unserem Haupte schwebende Unglück abzuwenden. — Jedenfalls aber wollen wir in Ergebung und Ruhe das Ende dieser Ereignisse erwarten und unseren Kummer in unserem Inneren verschließen, damit die unheilvolle Kunde sich nicht zu unserem Schaden und Verderben zu früh in der Gemeinde und unter dem Volke verbreite. —

Reb Mordechai hat mich auch dringend ersucht, ihn bei Euch, Achai w'Reai! zu entschuldigen, daß er ohne Euer Wissen seine Reise angetreten. Aber die Zeit drängte, jeder Augenblick war kostbar und durfte nicht versäumt werden. — Mögt Ihr die Segnungen des Himmels zu dem Gelingen seines Unternehmens herabflehen. — Möge Euer Gebet erhört werden!" — Der Raf entließ nun die bestürzte Versammlung.

Man stand schon in der zweiten Hälfte der Sfire,[1]) als sich dunkle Gerüchte über die Schreckenskunde, welche der Oberrabbiner den Gemeindehäuptern am ersten Peßachtage mitgetheilt hatte, in der Prager Judenschaft zu verbreiten anfing. — Der enge Kreis, der es aus dem Munde des Rabbiners erfahren, hatte zwar das tiefste Schweigen beobachtet, aber mehrere Juden, die zu Beamten ins Haus kamen, um den Frauen und Töchtern derselben Waaren zum Kaufe anzubieten, wurden aufgefordert, billig zu verkaufen, da sie ohnedies bald zum Lande hinausgejagt würden, und dann gar nichts verkaufen könnten. Das erste Mal beachteten die armen Juden diese Redensart nicht, und hielten dies nur für einen Schimpf, den sie geduldig ertragen mußten. Aber diese Worte wurden in kurzer Zeit sehr oft und sehr nachdrücklich wiederholt. Das war auffallend. Die Geängstigten baten, man möge sie nicht mit so grausamen Scherzen schrecken; man denke sich aber die Ueberraschung der Unglücklichen, als man ihnen bedeutete, dies sei kein Scherz, es seien Nachrichten aus Wien angelangt, daß einer kaiserlichen Entschließung zufolge, alle Juden Böhmen in kürzester Zeit verlassen müßten. — Man eilte zum Parnes,[2]) zum Raf, und fand sie von dieser Neuigkeit in volle Kenntniß gesetzt. Bald hörte man in allen Synagogen, in den Bothe-Medroschim,[3]) auf dem Markte, auf den Straßen, von nichts Anderem, als von dem bevorstehenden Unglücke sprechen. Man hatte in der Gemeinde zwar die Abwesenheit Reb Mordechai Cohens bemerkt, aber man wußte bisher nicht, daß seine Reise dem Gesammtwohle gewidmet war. — Doch jetzt, da der Raf und der Gemeindevorstand Jedem versicherten, daß man schon lange von diesem Ereignisse benachrichtigt sei, und alles aufbieten werde, was im Bereiche menschlicher Kräfte läge — als der plauderhafte Bes-Din-Schames Reb Leb sich nicht mehr halten konnte, und überall von dem Besuche erzählte, den Reb Mordechai Cohen in der ersten Peßachnacht dem Raf abgestattet hatte, da wurde es allgemein bekannt, daß Reb Mordechai Cohen als Stadlen[4]) nach Wien gereist sei. Dies wirkte im ersten Augenblick beruhigend auf die erschreckten Gemüther. Man wußte, man hatte es schon erfahren, daß Reb Mordechai der geeigneteste Vertreter seiner Glaubensgenossenschaft sei. — Aber bald trübte sich auch diese Hoffnung.

---

[1]) Der siebenwöchentliche Zeitraum zwischen dem Oster- und Pfingstfeste. [2]) Erster Gemeindevorsteher. [3]) Lehrhäusern. [4]) Fürsprecher.

Von Reb Mordechai war kein Brief angelangt. Seine Familie sowohl, als der Raf und der Gemeindevorstand wären ohne Nachricht von ihm geblieben. Man hatte endlich Erkundigungen eingezogen, und erfahren, daß Reb Mordechai Wien verlassen hatte. Wohin er nun gezogen war — ob er den Kaiser gesprochen, ob er Hoffnung hatte, das Alles blieb der Gemeinde unbekannt. Bei einer großen Versammlung, zu welcher die Vornehmsten, die Aeltesten und Einsichtsvollsten in der Gemeinde berufen waren, wurde von Einigen der Antrag gestellt, eine Deputation nach Wien zu senden, um an den Füßen des Thrones ihre gerechten Vorstellungen niederzulegen. Die Mehrzahl pflichtete dem Antragsteller bei, aber der Raf widersetzte sich dieser Maßregel. „Ist Rettung möglich," sprach er: — „kann irgend ein Mensch des Kaisers Majestät veranlassen, den gefaßten Entschluß zu ändern, so ist es Reb Mordechai Cohen. — Wer unter uns, meine Brüder, wird dies bezweifeln? — Denkt an seine glühende Beredsamkeit, denkt an die staunenswerthe Tiefe und Schärfe seines Geistes, denkt an die außerordentlichen Opfer, deren sein Edelmuth fähig ist — und Ihr werdet mir beipflichten, wenn ich sage, daß es nutzlos, ja sogar schädlich wäre, jetzt neue Vertreter an den Hof zu schicken. Meine Behauptung ist um so richtiger, als ich durch Reb Mordechai die vollste Ueberzeugung erhielt, daß alle flehentlichen Vorstellungen ganz nutzlos blieben. Reb Mordechai hat den sonderbaren Grund erfahren, der unsern Monarchen, welcher uns bisher ein gnädiger Herr und Fürst gewesen, veranlassen konnte, diesen unheilvollen Entschluß zu fassen. Es gibt nur ein einziges Rettungsmittel, und dieses wird Reb Mordechai versuchen. Mißglückt es ihm, so ist alles unrettbar verloren, und wir können nichts Anderes thun, als uns mit Ergebung in den Willen des Allmächtigen fügen, und ihn um Kraft und Stärke in unserem Unglücke anflehen."

Von jeher hatte der Prager Oberrabbiner den mächtigsten Einfluß auf seine Gemeinde ausgeübt. Die Versammelten sahen überdies ein, daß der Raf einen tiefern Einblick besäße als sie. Es blieb ihnen daher nichts Anderes übrig, als seiner Weisheit und seiner reichen Erfahrung zu trauen, seinem Willen Folge zu leisten und den Ausgang der Dinge in bangem Zagen zu erwarten. Dieser Zustand war peinlich. Um ihn in seinem ganzen Umfange zu erfassen, muß er näher beleuchtet werden. Der Begriff Verbannung hat in neuerer Zeit durch die große Anzahl deutscher

Auswanderer, die, wie man zu sagen pflegt, sich freiwillig verbannen, irrthümlicher Weise viel von seiner ursprünglichen Furchtbarkeit verloren. Aber wie verschieden war der vertriebene Jude des Mittelalters von dem Auswanderer der Jetztzeit. Dieser verläßt seine Heimat freiwillig, nachdem er sein unbewegliches Vermögen veräußert — er wird von der Regierung geschützt, er hofft seine Lage zu verbessern — er hat ein neues Vaterland gefunden, er wird dort gastlich empfangen — und fühlt er Sehnsucht nach dem Lande seiner Väter, ist er reich und glücklich geworden in der Ferne und will zurückkehren — will er daheim beschließen sein Leben, will ruhen in vaterländischer Erde, trägt ihn das Schiff zurück, er wird wieder aufgenommen, er ist wieder der Sohn seines Vaterlandes — er hat eine doppelte Heimat. Der Jude mußte sich mit blutendem Herzen losreißen von der Stätte, die er durch Jahrhunderte seine Heimat genannt hatte. Der Jude ward verstoßen, arm und elend — denn auch der reichste mußte verarmen durch die Verbannung; seine Häuser wurden werthlos, wer hätte denn ein Besitzthum gekauft, das in kürzester Zeit von selbst herrenlos wurde? Die aufgehäuften Waarenvorräthe, die bei einer Wanderung, bei dem Aufsuchen einer Zufluchtsstätte nicht mitgeführt werden konnten, waren für den Eigenthümer werthlos, da doch die große Anzahl jüdischer Kaufleute nicht mit einem Male ihre Waaren veräußern konnte; die Schulden, die sie im Lande zu fordern hatten, konnten nicht eingehoben werden. — Der vertriebene Jude des Mittelalters war schutzlos, denn die heimische Regierung kündigte ihm ihren Schutz, ihren Schirm auf. Der vertriebene Jude des Mittelalters mußte befürchten, daß seine greisen Eltern, sein Weib, die zarten Kinder den ungewohnten Mühseligkeiten der Reise unterliegen würden; denn wußte er, wie lange der Weg? kannte er das Ziel seiner Reise? Der vertriebene Jude des Mittelalters mußte sich aus den Armen seiner weinenden Braut reißen, wenn sich ihre Wege trennten, und wußte nicht, ob er sie je in diesem Leben wiedersehen sollte. Der vertriebene Jude des Mittelalters konnte im fremden fernen Lande sterben vor Sehnsucht nach den Gräbern seiner Lieben — sterben konnte er — aber nicht zurückkehren.

Bald aber sollten die Juden dieser quälenden Ungewißheit entrissen werden, um die vollste Gewißheit ihres Unglückes zu erfahren. Einige Tage nach dem Schebuothfeste traf das kaiserliche Edict in Prag ein, und wurde noch an demselben Tage durch die

königliche Statthalterei in der Judenstadt veröffentlicht. Es lautete: Die Juden müssen Prag in acht Tagen, das Land aber in vier Wochen verlassen. — Ein Grund dieser Verweisung war nicht angegeben. Man kann sich leicht den Jammer der Prager Judengemeinde denken. Man hatte sich bisher immer noch mit Hoffnungen geschmeichelt, man hatte nicht erwartet, daß der kaiserliche Befehl so bald eintreffen würde. Man hatte im ungünstigsten Falle von der Menschlichkeit des Kaisers erwartet, daß er den Juden eine längere Frist gestatten würde, um die benachbarten Staaten um eine Zufluchtsstätte anzuflehen; man hatte erwartet, daß der Grund dieser unverschuldeten Ausweisung, wie es früher geschehen war, in dem Edicte angegeben würde, und dann war noch ein Schein von Möglichkeit, durch gegründete Widerlegung der Anklage eine Zurücknahme des Edictes zu erwirken. Aber auch diese letzte Hoffnung war verschwunden. — Nachdem sich die Unglücklichen von der ersten Betäubung erholt hatten, entwickelten sie die regste Thätigkeit. Jeder beeilte sich, sein unbewegliches Vermögen zum Kaufe auszubieten, Waaren und Werthsachen in Geld umzusetzen, und außenstehende Schulden einzufordern. Aber auch hier mußten die Armen die bittersten Erfahrungen machen. Niemand wollte ihre Häuser kaufen, die Waarenvorräthe konnten in so kurzer Zeit, auch mit den größten Verlusten nicht verwerthet werden, und die Schuldner — versprachen in einigen Wochen das Geld nachzuschicken.

Zu allen diesen Uebelständen gesellten sich nun noch andere Plackereien. Die königliche Statthalterschaft hatte den Juden auf das Strengste untersagt, die Stadt vor dem Tage der Ausweisung zu verlassen. Diese Maßregel hatte den Zweck, zu verhindern, daß sich jemand entferne, ohne die rückständigen Steuern und Schutzgelder entrichtet zu haben. Mit dem zwölften Glockenschlage des achten Tages sollte die Ausweisung beginnen. — Die Zeit zwischen der Bekanntmachung des Edictes und der Ausführung desselben war eine Zeit voll schrecklicher Leiden. Niemand war im Stande einen Plan zu fassen, niemand wußte wohin er seine Schritte wenden sollte. Der Raf und der Parnes hatten eine Versammlung berufen, welche berathen sollte, was mit den beweglichen Gemeindegütern, den Sifre Thora's [1]) und den Kle-Kodesch [2]) geschehen solle, aber man war nicht im Stande, sich über die Zukunft

[1]) Gesetzesrollen. [2]) Heiligen Geräthen.

zu verständigen. Die Autorität des Rabbiners wurde nicht mehr so geachtet wie früher; denn einige äußerten unumwunden, daß man Unrecht gethan habe, dem Raf blindlings zu gehorchen, und daß es besser gewesen wäre, wenn man eine Deputation an den Hof gesendet hätte; die Sache hätte in keinem Falle übler ausfallen können. Da der Raf hierauf nichts zu erwidern wußte, verließ er die Versammlung; ihm folgte bald der Parnes, und so zerstreuten sich nach und nach alle Mitglieder. Am Vorabende des achten Tages erst kam man endlich überein, die der Gemeinde gehörenden Sifre Thora's und die Gemeindecasse sollen, von dem Raf, dem Parnes und dem Gabbe[1]) der Altneuschule begleitet, nach Fürth gebracht und der dortigen Judengemeinde so lange in Verwahrung gegeben werden, bis die Mehrzahl der Gemeindeglieder eine ruhige Zufluchtsstätte gefunden. Bei Anbruch des achten Tages wurde der Morgengottesdienst in allen Synagogen abgehalten. In der Altneusynagoge hatte der Raf das Vorbeteramt übernommen. Als der erste Sonnenstrahl durch die engen Fenster der Synagoge drang, ward der Gottesdienst begonnen. Das Gotteshaus war von Andächtigen überfüllt; viele der frommen Beter waren aufs Knie gesunken und erhoben die gefalteten Hände. Die tiefe rührende Wehmuth, von der heiligen Stätte für immer scheiden zu müssen, hatte sich der gesammten Gemeinde bemeistert und für kurze Zeit die Sorge für die Zukunft aus ihrem Herzen verdrängt. Die Gebete sind reich an wunderherrlichen ergreifenden Stellen, und bald ertönte in dem ganzen Raume das herzzerreißende Schluchzen der Betenden. Der Gottesdienst war beendet. Der Rabbiner trat vor das Aron ha Kodesch,[2]) um Abschied zu nehmen von der geweihten Stätte, die er so oft betreten, um seine Gemeinde zu belehren und zu ermahnen — um Abschied zu nehmen von seiner geliebten Gemeinde und sie durch die Worte der heiligen Gotteslehre zu stärken und zu kräftigen für die dunkle unbestimmte Zukunft, der sie entgegengingen. Er begann: „Achai we Reai!“ — Die Worte erstarben auf seinen zitternden Lippen, es hatte sich seiner eine maßlose Rührung bemeistert. Vergebens suchte sich der Raf zu fassen, es war ihm unmöglich, ein Wort über seine bebenden Lippen zu bringen. — Nun trat eine minutenlange Pause der tiefsten Stille ein. Der Rabbi küßte das Poroches,[3]) öffnete die heilige Bundeslade, und nahm ein Sefer Thora aus

---

[1]) Vorsteher. [2]) Heilige Lade. [3]) Vorhang vor der heiligen Lade.

derselben. Unaufgefordert folgte ihm der Parnes, dann der Schulgabbe, dann die vornehmsten Lomdim, so lange bis alle Sifre Thora's aus der Lade genommen waren. Der Rabbi sprach noch einige Worte im leisen Gebete, dann schritten die Männer weinend aus der Altneuschule. Der Vorletzte war der Raf, der letzte der Parnes der Gemeinde. Als dieser aus der Synagoge trat, schloß er sie, und überreichte den Schlüssel dem Raf. Beide, der Parnes und der Raf, wollten sprechen, das sah man an dem krampfhaften Zucken ihrer Lippen — aber beide schwiegen. Schmerzdurchbebter mag der letzte Priester nicht aus dem Tempel auf Zion gezogen sein. Nochmals, als könne er sich gar nicht losreißen, küßte der Raf die Pfosten des Gotteshauses, dann begab sich der Zug nach seiner Wohnung, um dort die Sifre Thoras bis zum Augenblicke des Aufbruches aufzubewahren. Dann ging der Raf auf den Friedhof. Die ganze Judenschaft Prags hatte sich, von einem und demselben heiligen Gefühle angeregt, hier versammelt, um auch von den Heimgegangenen — um auch von den Gräbern ihrer Todten Abschied zu nehmen. Kein Schmerzenslaut störte die heilige Ruhe dieses Ortes. Man sah nichts als Kniende, bleiche Gesichter und von Thränen benetzte Gräber. — Auch Bele, Mordechais Gattin, war auf dem Grabe ihres Vaters gekniet, heiße Thränen perlten von ihrem Antlitze — ein doppeltes Weh zerriß ihr Herz. Wo war Mordechai, ihr Gatte, der Hort ihres Lebens? —

Nach und nach ward es öder auf dem großen Friedhofe. Jeder hatte noch Vorbereitungen zu treffen zu der großen weiten Reise. Um die eilfte Mittagsstunde wurde ein Thor der Judenstadt geöffnet, durch dieses mußten Alle ziehen. Auf dem Platze vor der Judenstadt waren zwei Regimenter Lanzenknechte und einige Fähnlein Reiterei aufgestellt. Eine große Menschenmasse hatte sich versammelt, um dem seltenen Schauspiele beizuwohnen. Der Statthalter hatte einen Kriegsobrist mit der Ausweisung beauftragt. Jede Familie mußte sich bei ihrem Abzuge darüber ausweisen, daß sie alle königlichen Steuern bezahlt habe, und angeben, durch welches Thor sie die Stadt verlassen wolle. Das Treiben in der Judenstadt bot einen wehmüthigen Anblick dar. Vor manchen Häusern standen kleine Wagen mit einem magern Klepper bespannt. Sie waren bestimmt, die Greise und Kranke, die nicht zu Fuß wandern konnten, aus dem Lande zu führen. Vor jeder Thür standen Gruppen. Männer, den Wanderstab in der Hand, das

Bündel, welches ihr Hab und Gut enthielt, auf dem Rücken, Frauen mit Kindern an der Brust. Um halb zwölf ließ der Obrist einen Trompeter durch die Straßen reiten und verkünden, daß nur noch eine halbe Stunde Zeit sei, und daß sich Jeder zum Aufbruche anschicken solle. Nun verabschiedeten sich die Verwandten und Freunde nochmals auf offener Straße. Ein warmer Händedruck, ein Bruderkuß, und dann sollte man scheiden. Der Rabbiner hatte sich mit dem ganzen Bes-Din an das Ausgangsthor gestellt, um den Abziehenden Trost einzusprechen, und ihnen seinen Segen zu ertheilen. Endlich erscholl das Commandowort des Obristen. Die Schwerter klirrten aus den Scheiden. Das Fußvolk stellte sich in Reih' und Glied. Es begann auf der Altstädter Rathhausuhr zwölf zu schlagen. Muth und Ergebung flüsterte der Raf dem ersten zu, der die Judenstadt verlassen sollte, man hörte keinen Athemzug, es herrschte die Stille eines Friedhofs. Es schlug eins, zwei, drei, vier, fünf — bis zwölf.

— — — — — — — — — — — — — — —

Bei dem letzten Glockenschlage ertönten Roßhufe. Aller Augen wendeten sich nach der Richtung des Jesuitencollegiums. Ein Reiter flog der Judenstadt zu. Das dampfende Pferd war von Schaum und Blut überdeckt, der Reiter hatte sich mit seinem ganzen Oberkörper auf das edle Thier vorgebeugt, und drückte ihm die Sporen in die blutenden Weichen. Sein Gesicht war bleich, blutig und entstellt. In der Hand schwang er eine Pergamentrolle und rief:

„Gnade — im Namen des Kaisers!" —

Mit einem gewaltigen Zuge hielt er das Pferd an, und überreichte dem Commandanten das Pergament. Das Pferd bäumte sich, seinen weitgeöffneten Nüstern entstieg ein warmer Odem, es stürzte leblos zusammen, der Reiter sank ohnmächtig vom Pferde.

In dem Augenblick sprengte auch ein kaiserlicher Officier, von einem berittenen Trompeter begleitet, mit verhängtem Zügel heran. Er schwenkte eine weiße Fahne und rief: „Ich wiederhole es: Im Namen Seiner apostolischen Majestät! Gnade!" -

Als der Obrist das kaiserliche Insiegel erkannte, entblößte er sein Haupt und las den Widerruf des kaiserlichen Edicts. — Das alles war das Werk einer Minute. Gleichzeitig hörte man den lauten Schrei: „Mordechai — Vater!" — Und Bela stürzte mit ihren Kindern aus dem Haufen zu dem Gatten, zu dem

Vater. Die vor der Judenstadt versammelte Menschenmasse hatte den wärmsten Antheil an den Begebenheiten dieses Vormittags genommen, der unerwartete glückliche Ausgang erregte die freudigste Theilnahme, und es erscholl der donnernde Ruf: „Es lebe der Kaiser! es lebe Ferdinand der Erste!" und ein jubelnder Trompetentusch. Was aber in dem Herzen der Erlösten vorging, das kann nicht beschrieben, nicht nachempfunden, das muß mitgefühlt werden. Alles drängte sich nun an den ohnmächtigen Reb Mordechai. Die Nahestehenden küßten den Zipfel seiner Kleider. Er wurde im Triumphzuge nach seiner Wohnung getragen. Dort angelangt, sprach der Raf: „Meine Freunde! wir wollen jetzt Reb Mordechai der Pflege seiner Familie überlassen; uns aber laßt vor allem in die Synagoge gehen, um dem Herrn zu danken für die unerwartete Rettung." „Ja, in die Synagoge, in die Synagoge!" jubelte alles; und der ganze Haufe folgte mit dankerfülltem Herzen dem Raf zum Gotteshause. —

Reb Mordechai lag indessen, umstanden von seinem treuen Weibe und seinen Kindern, noch immer bewußtlos mit geschlossenen Augen auf seinem Lager. Mit der größten Sehnsucht erwartete seine Familie den Augenblick seines Erwachens. — Endlich schlug er die Augen auf, aber ach! das linke Auge war verwundet und des Lichtes beraubt.

„Allerbarmer! Dein Auge!" schrie Bele —

„Beruhigt Euch, meine Lieben! — weine nicht, Bele! — mäßige Dich, Schlome! — Bezalel! — Ihr seht ja, liebe Kinder! daß ich wohl, gesund und glücklich bin — o! glücklicher als je! Ihr habt mich wieder, der Allmächtige hat gelingen lassen meine Sendung — unsere Glaubensbrüder athmen frei auf — sie sind nicht verstoßen aus dem Heimatslande, nicht preisgegeben dem Elende, der Schmach und der Verachtung — und Ihr wollt klagen? Jubeln, jubeln sollen wir, auf den Knien dem Schöpfer danken für die wunderbare Rettung, aber nicht klagen, weil es dem Herrn gefallen, mir ein Auge zu nehmen." — Die Kinder sanken gerührt aufs Knie und bedeckten seine Hände mit Küssen. Bele aber dankte Gott in ihrem Herzen dafür, daß er ihren Kindern einen solchen Vater — ihrem Volke einen solchen Retter gegeben.

Samstag nach dem Vormittagsgottesdienste begab sich der Raf, der Parnes, der Gabbe der Altneuschule, nebst zwei Abge-

ordneten der böhmischen Landjuden zu Reb Mordechai, um ihm im Namen der Prager Gemeinde und der gesammten böhmischen Judenschaft zu danken. — Nachdem Reb Mordechai die Männer bewillkommt, und ihren Dank bescheiden abgelehnt hatte, sprach er: „Ich zweifle nicht daran, Morai we Raboßai![1]) daß Ihr begierig seid zu erfahren, wie der Herr, der Hüter Israels, meine Schritte geleitet, daß es mir, durch seine unendliche Huld und Gnade gelungen, das grausame Schicksal, das uns bevorstand, von uns abzuwenden. Ich will es Euch erzählen, damit die dankbare Erinnerung an unsere Rettung fortlebe in dem Gedächtnisse unserer Nachkommen. Ich will es Euch erzählen — aber hochgeehrte Herren! Ihr müßt mir versprechen, die Begebenheiten, die ich Euch mittheilen werde — bei meinen und des kaiserlichen Geheimschreibers Lebzeiten — als unverbrüchliches heiliges Geheimniß zu bewahren. Erst nach unserem Tode seid Ihr Eures Wortes entbunden."

Die Männer gaben das geforderte Versprechen. „Gestattet mir nur noch," fuhr Mordechai fort, „meine Hausfrau und meine zwei ältern Söhne Schlome und Bezalel hereinzurufen, damit auch sie anhören die Gnade, deren mich der Herr gewürdigt." Nachdem sich die fünf Männer, seine Gattin und seine Söhne im Kreise gesetzt hatten, begann Reb Mordechai: „In der ersten Peßachnacht wurde mir von dem Geheimschreiber unseres Monarchen, dem ich vor einigen Jahren einen Dienst zu erweisen Gelegenheit hatte, die Nachricht mitgetheilt, der Kaiser habe im Traume das Gelübde abgelegt, binnen drei Monaten alle Juden aus Böhmen zu vertreiben. Der Kaiser selbst hatte dem Geheimschreiber diesen seltsamen Traum erzählt und sich dahin ausgesprochen, daß er das Gelübde als bindend betrachte und es erfüllen wolle. — Der dankbare junge Mann benützte einen Vorwand, um sich auf eine Woche von der Person des Kaisers zu entfernen, um mich, während ihn der Kaiser in Ungarn wähnte, von dem bevorstehenden Unheil zu benachrichtigen. Unter solchen Umständen wären, wie Ihr Euch leicht denken könnt, flehentliche Vorstellungen und Bitten nutzlos gewesen. Der Monarch wird sich, sagte mir der Geheimschreiber, in keinem Falle bestimmen lassen, sein Gelübde zu brechen, und nur wenn der höchste Kirchenfürst, der Papst, ihn seiner Verpflichtung entbindet, ihm das Gelübde löst,

[1]) Meine Weisen und Lehrer.

steht zu erwarten, daß der Kaiser seinen Entschluß ändern wird. Es handelte sich also zunächst darum, unsern Fürsten zu veranlassen, bei dem Papste die Lösung seines Gelübdes anzusuchen. Dies konnte nur auf eine einzige Weise — die mir der Geheimschreiber näher bezeichnete — geschehen. Nachdem ich mich mit Euch, Rabbi! berathen und Eure Einwilligung und Genehmigung erhalten hatte, ritt ich am Morgen des ersten Peßachtages nach Wien. Am Morgen des vierten Tages langte ich glücklich, wiewohl von dem langen Ritte erschöpft, in der Residenzstadt an. Ich mußte den Monarchen noch an demselben Morgen sprechen, ehe der Urlaub des Geheimschreibers, der an diesem Tage in Wien eintreffen mußte, abgelaufen war. Dies war unumgänglich nothwendig, damit nicht der gerechte Verdacht des Kaisers geweckt werde, der Geheimschreiber, der einzige, der seinen Entschluß kannte, habe diesen verrathen. Es war acht Uhr Morgens, als ich in Wien anlangte. Ich hatte schon in Prag erfahren, daß der Monarch jeden Morgen bei seiner Rückkunft aus der Hofcapelle in dem Gange, der diese mit der kaiserlichen Burg in Verbindung setzte, Bittschriften annahm und kurze Audienzen ertheilte. Ich eilte daher, nachdem ich die Waffen und die Reisekleider abgelegt hatte, unverweilt auf den Burgplatz, und trat in den Burghof. Bei der Treppe aber, die zu dem erwähnten Gange führte, vertrat mir die Schildwache den Weg, und der wachehabende Officier, der in der Nähe stand, erklärte mir, daß diese Gänge für Jedermann verschlossen seien, da der Kaiser heute den Gottesdienst in der Kapuziner-Kirche anhören würde. Diese Nachricht versetzte mich in die tiefste Betrübniß. Ich frug den Officier, ob es nicht möglich wäre, noch heute eine Audienz bei dem Kaiser zu erlangen? — Ich zweifle, entgegnete er achselzuckend, denn schon seit drei Tagen wurde niemand bei seiner Majestät zur Audienz zugelassen.

In dem Augenblicke erdröhnte die Einfahrt, ein sechsspänniger kaiserlicher Wagen fuhr mit Blitzesschnelle hart an den Aufgang der Treppe. Der Wagenschlag wurde aufgerissen und Seine Majestät, unser Herr und Kaiser, von dem dienstthuenden Kammerherrn aus dem Wagen gehoben. Ich befand mich daher in der unmittelbarsten Nähe meines Monarchen. Ich mußte diesen günstigen Zufall benützen. Ich entblößte ehrfurchtsvoll mein Haupt, und sank auf ein Knie; der Kaiser sah, daß ich sprechen wollte.

Was willst Du? frug er, indem er einen Augenblick stehen blieb.

Wenn Eure Majestät geruhten mir eine kurze Audienz zu gestatten, so würden durch diese allerhöchste Gnade vielleicht eine große Anzahl treuer Unterthanen einem unverschuldeten Unglücke entrissen werden.

Wer bist Du, und woher kömmst Du?

Ich bin Euerer kaiserlichen Majestät unterthänigster Kammerknecht Mordechai Cohen aus Prag. Ich habe diese Stadt vor dreimal vier und zwanzig Stunden verlassen, ich bin Tag und Nacht geritten, ohne zu ruhen, um meine unterthänigsten Bitten zu Euerer Majestät Füßen niederzulegen.

Seltsam, sprach der Kaiser leise vor sich hin — dann fügte er laut hinzu: Graf Eggenberg! führet den Juden in das Audienzzimer.

Der Kaiser schritt mit einem Kammerherrn die Treppe hinan, während der andere mich in das kleine Audienzzimmer des Kaisers führte. Er ließ mich einige Zeit allein. Die Wände des Zimmers waren mit Tapeten bedeckt, und ich bemerkte nur die Thür, durch welche ich eingetreten war. Es läßt sich leicht denken, in welcher Lage ich mich befand. Ich hatte noch nie eine Unterredung von einer solchen Wichtigkeit mit einer so hohen Person gepflogen. Trotz einer gewissen Geistesruhe, die mich nie verläßt, war ich doch in diesem Augenblicke beklommen, beängstigt. Von einem Worte des Kaisers hing das Wohl meiner Glaubensbrüder ab. Jeden Augenblick konnte er eintreten, und in kürzester Zeit das Schicksal vieler Tausende entschieden werden. So sehnsüchtig ich früher gewünscht hatte, eine Audienz bei dem Kaiser zu erlangen, so glücklich ich mich in dem Augenblicke fühlte, wo es mir vergönnt war, den Monarchen selbst um diese Gnade anzuflehen, jetzt — jetzt hätte ich alles, was ich besaß, darum gegeben, um noch etwas Zeit zu gewinnen, mich zu sammeln, meine Gedanken zu fassen und zu ordnen. — Es war zu spät — ich konnte nun nichts mehr thun, als mir den Segen, die Hilfe des Allmächtigen erflehen. Ich sank aufs Knie. Herr der Welt! sprach ich, laß Deinen Geist sein mit meinem Munde, daß sich das Herz des Monarchen erschließe meinen Worten, und ich errette Deine Kinder — Dein Volk Israel! Der Kaiser hatte geräuschlos eine geheime Thür geöffnet und war eingetreten. Als ich mich erhob, stand der Kaiser hinter mir. Er mochte wohl die letzten Worte meines leisen Gebetes vernommen haben.

Gnade, Gnade für die unschuldigen Juden! rief ich. Möge

Eure kaiserliche Majestät sie nicht vertreiben aus dem Lande Böhmen!

Die Züge des Monarchen wurden von einer hohen Purpurröthe übergossen.

Wie? sprach er, haben die Wände Ohren, daß sie hören, und Zungen, daß sie plaudern können? — Wie so ist dieser mein Entschluß zur Kenntniß der böhmischen Juden gelangt?

Verzeihung, Majestät! er ist nur zweien bekannt, dem Prager Rabbiner und mir.

Wie so habt Ihr ihn erfahren? frug der Kaiser im strengsten Tone.

Durch ein und dasselbe nächtliche Traumgesicht.

Jetzt erbleichte der Kaiser. Erzähle mir Deinen Traum, sprach der Monarch nach einer Pause der Ueberraschung.

Ich erröthete über die Lüge, die ich meinem Fürsten gegenüber auszusprechen wagte — aber ich erinnerte mich der Worte des Geheimschreibers, daß dieses das einzige Rettungsmittel sei — es galt das Wohl eines armen verstoßenen Volkes, und eine innere Stimme, die nie trügt, mein klares ungetrübtes Bewußtsein sagte mir, daß ich recht handle, daß ich diese Lüge verantworten könnte vor dem Throne des Allerhöchsten am Tage des Gerichts.

Es sind vier Tage, begann ich, es war die Nacht, da wir gefeiert hatten das Peßachfest, das Fest zur Erinnerung an den wunderbaren Auszug unseres Volkes aus Mizrajim, dem Lande seiner Knechtschaft. Ich träumte wachend auf meinem Lager von einer schönen Vergangenheit, von einer schönen Zukunft. Mein geistiges Auge schien zu blicken in eine ferne, ferne Zeit, denn vor meiner trunkenen Seele schwebten schöne erhabene Bilder. Alle Völker hatten sich vereinigt, um im Gesang zu loben den Herrn der Welt, und auch Israel war unter ihnen, aber es trug keine Fesseln mehr — es war nicht mehr geknechtet und getreten — es ward nicht mehr gepeinigt und verfolgt — nein, die Brüder und die Schwestern alle küßten ihm ab die blutigen Thränen von dem bleichen Gesichte und goßen lindernden Balsam auf die wunden Glieder — und Israel lächelte — es war wieder froh, wie es einst gewesen, bevor es der Herr in seinem Zorne verstoßen. — Und als ich mich so gelabt an den Bildern meiner Phantasie, schloßen sich meine müden Augen. Aber auch schlafend träumte ich. Mir schien es, als stünde vor meinem Lager ein

hoher kräftiger Mann; ich hatte ihn noch nie gesehen, und doch war er mir bekannt. Der große schöne alte Mann, dessen weißer Bart bis an den Gürtel herab sank, und dessen Augen von dichten grauen Wimpern überschattet waren, trug einen Reisestock in der nervigen Faust, um seine Schultern hing ein Mantel. — Ich kenne Dich, sprach ich, Du bist der Prophet Elias, der Tischbite. Ich bins, sprach der Greis, ich bin gekommen, Dich sehend zu machen — und er berührte mit seinem Stabe meine Augen, und ich ward sehend. Ich sah ein schönes fernes Land im Westen Europas, wo der Himmel immer blau — die Bäume immer grün, die Orange immer golden, die Luft immer von Blumenduft durchwürzt. —

Das ist Spanien, mein Geburtsland, rief der Kaiser, der meinen Worten mit der höchsten Spannung gefolgt war und mich nur von Zeit zu Zeit durch einen Ausruf des Erstaunens unterbrach.

Ich sah eine Stadt, auf mehreren kleinen Hügeln gelegen, voll schöner Gebäude, Kirchen mit hohen Thürmen, Gärten mit schönen Pflanzen, und auf den Straßen Menschen, deren Gesicht golden gebräunt von der Sonne des Südens! —

Das ist Madrid!

Und in der Stadt sah ich ein altes schönes Schloß mit Thürmen und Erkern, mit hohen Bogenfenstern. — Das ist das königliche Schloß!

Und ein Fenster war geöffnet, ein Sonnenstrahl fiel in den herrlichen Saal, an dessen Wänden Bilder hingen von Fürsten, Königen. —

Das ist der Bildersaal!

Und mitten in dem Saale stand ein süßer holder Knabe, auf der Stirn stand ihm die Unschuld geschrieben — er strich sich die dunklen Locken aus dem freundlichen Gesichte, er las in einer Bibel. Hinter dem Knaben stand ein Greis.

Das war ich — und der Lehrer meiner Jugend! rief der Kaiser erschüttert.

Doch plötzlich verschwand dies Bild, ein anderes erschien. Ich blickte hinaus zu dem Fenster meines Hauses, welches dem königlichen Schlosse in Prag gegenüberliegt, und ich gewahrte an dem Fenster einen Mann, dem holden Knaben ähnlich — aber sein Haar war grau. Auf dem Haupte trug er die deutsche Kaiserkrone, hinter ihm stand wieder der Greis, den ich im vorigen Bilde gesehen. — Mir schien es, als tönten von der Altstadt her die ersterbenden Klänge eines frommen Liedes, sie schienen auch

hinüber zu tönen auf das königliche Schloß, denn der Mann mit der Kaiserkrone lauschte unwillig, dann wandte er sich zu dem Greise, der hinter ihm stand — und sprach die vernehmlichen Worte: — Das kann ich nicht! — Doch plötzlich warf er seine Blicke auf die Judenstadt, die dem Schlosse gegenüberliegt. Er erhob willenlos die Rechte und sprach: So will ich wenigstens diese vertreiben. Eh' drei Monden verstreichen, darf kein Jude mehr im Lande Böhmen sich sehen lassen, ich schwöre es Dir. — Als ich diese Worte hörte, erfüllte der tiefste Schmerz und Verzweiflung meine Seele. Herr! flehte ich, warum entbrennt Dein Zorn über Dein Volk, das Du herausgeführt aus dem Lande Mizrajim mit großer Macht und starker Hand?![1]) Und Elias der Prophet sprach: Blick auf! Ich blickte auf und sah eine große schöne Stadt, und in der Stadt in einem großen Palaste saß ein Mann auf einem Throne, und vor ihm knieten drei Männer, angethan in hochrothen, rosenfarbenen und violettnen Gewändern — und sie sprachen: Willst Du unser Vater sein? und er antwortete: Ich will es. — Da frug ich: Großer Prophet! wer ist das? — und Elias antwortete: Das ist der neugewählte Papst, er wird Euch retten, er wird auflösen das Gelübde des Kaisers. — Als ich diese tröstenden Worte vernommen, erwachte ich.

Und was hast Du dann gethan? frug der Monarch.

Ich sprang von meinem Lager auf, kleidete mich an und ging zum Rabbiner; ich traf ihn wachend — er hatte dasselbe Traumbild im Schlafe gesehen. Ich bestieg sogleich ein Pferd und bin nach Wien gereist, um zu den Füßen meines erhabenen Monarchen die Begnadigung meiner schuldlosen Glaubensbrüder zu erflehen. — Ich hielt inne. Ich hatte mir den sonderbaren Traum des Kaisers, der für uns so schreckliche Folgen hätte haben können, so oft vor die Seele geführt, daß er meinem geistigen Auge fast als verkörpertes Gebilde vorschwebte. Ich hatte nichts, auch nicht den geringfügigsten Umstand übergangen, den mir der Geheimschreiber mitgetheilt hatte, um das Traumbild vollkommen wahr wieder zu geben. Ich hatte eine Lüge erzählt, aber sie war eine harmlose, eine unschuldige, dies bewies mir der ruhige Schlag meines Herzens. — Meine Worte hatten den unaussprechlichsten Eindruck auf den Kaiser gemacht. Er schritt in größter Aufregung im Zimmer auf und ab, und blickte mich von Zeit zu Zeit mit

[1]) Exod. Cap. 32. V. 11.

prüfenden Blicken an. Endlich warf er sich in einen Lehnstuhl, versank in tiefes Sinnen, und sprach in abgebrochenen Sätzen leise vor sich hin: Nein, nein, Träume sind Winke des Höchsten — — vielleicht soll es doch nicht sein — — ein Gelübde — — die Kirche kann es lösen — doch wen soll ich schicken? — Nein, so geht es nicht — — so — — so — —

Nach einer kurzen Weile schien er einen plötzlichen Entschluß gefaßt zu haben, er sprang vom Lehnstuhl auf, und nachdem er wieder einige Mal, wie es seine Gewohnheit ist, im Zimmer auf- und abgeschritten war, blieb er vor mir stehen.

Du mußt ein großer Mensch sein, sprach er. Du bist nichts als ein Kammerknecht des deutschen Reichs, bist ein Jude, und doch hat Dich der Herr gewürdigt, Dir den geheimen Entschluß Deines Kaisers zu enthüllen. — Dein Traum hat nicht gelogen, ja — ich habe gelobt, die Juden aus Böhmen zu verweisen, und nur der heilige Vater in Rom kann mir das Gelübde lösen. — Ziehe nach Rom, erflehe Dir vom Papst die Lösung des Gelübdes; kehrst Du bis zum nächsten Pfingstfeste nach Wien zurück, hat der Fürst der Kirche mich entbunden meines Wortes, so mögen Deine Glaubensgenossen, wie früher, Schutz und Heimat in meinen Landen finden.

Meinen Dank, gnädigster Herr und Kaiser! sprach ich, meinen Dank für die Hoffnung, die das allerhöchste Kaiserwort in mir erweckt, kann ich nicht aussprechen — aber täglich will ich auf den Knien den Segen des Allmächtigen auf meinen Monarchen und sein durchlauchtigstes Kaiserhaus herabflehen. — Die allerhöchste Huld Euerer Majestät, fügte ich nach einer kleinen Pause hinzu, ermuthigt mich noch zu einer Bitte, deren Gewährung ich mir um so eher schmeichle, als — Noch eine Bitte? frug der Kaiser: Du bist schwer zu befriedigen. — Nun laß hören.

Eure Majestät! Wie kann ich vor den Papst hintreten? — wie kann ich, ein Kammerknecht des deutschen Reiches — ein Jude — vor ihn, den Fürsten der Kirche, hintreten, er solle das Gelübde des römischen Kaisers lösen? Wird er meinen Worten Glauben schenken? Wird er mich nicht für wahnwitzig halten? — Wenn aber Euere Majestät in allerhöchst Dero kaiserlichen Huld geruhten, durch einige Worte meine Sendung zu beglaubigen — wenn allerhöchst Dero Wille — daß die Lösung des Gelübdes der kaiserlichen Milde erwünscht wäre — darin angedeutet, ausge-

sprochen würde, so würde die kaiserliche Gnade vervollständigt, und der guten Sache der glücklichste Erfolg gesichert sein. —

Ich hatte diese Worte mit bebender Simme gesprochen; es war kein Zweifel, nur wenn der Kaiser auch diese meine zweite Bitte erfüllte, konnten meine Bemühungen gelingen. Mein natürlicher Verstand sagte mir, daß diese Bitte eine außerordentliche, eine kühne sei, ich wußte nicht diesem Gesuche die passende Form zu geben, und zitterte, in irgend einem Worte die dem Monarchen schuldige Ehrfurcht zu verletzen. Ich wagte nicht aufzublicken.

Du hast recht, sprach der Kaiser, ich will Dir auch diese Bitte gewähren. Einige Zeilen sollen Dich bei dem heiligen Vater beglaubigen. — Jedoch wiederhole ich es Dir, bis zum Pfingstfeste mußt Du mit der Lösung des Gelübdes in Wien angelangt sein. Kömmst Du später, so ist es zu spät. — Wann willst Du abreisen?

Sobald ich im Besitze des allerhöchsten Schreibens bin.

Gut. — Um zwölf Uhr kömmst Du wieder ins Schloß. — Der Kaiser klingelte mit einer silbernen Glocke, die auf dem Tische stand. Der Kammerherr erschien.

Graf! wenn dieser Jude kömmt, so wird er in mein Arbeitszimmer geführt. Der Kammerherr verbeugte sich, und der Kaiser schritt rasch durch die Thür, durch welche er eingetreten war, ab. Der Kämmerer begleitete mich bis zur Treppe, um dem wachehabenden Officier den Befehl zu ertheilen, mich ungehindert einzulassen.

Ihr könnt Euch denken, ich war zur bestimmten Zeit im kaiserlichen Schlosse. Der Kammerherr führte mich sogleich in das Arbeitszimmer des Kaisers. Als ich eintrat, hatte der Kaiser, der an einem Schreibepulte saß, mir den Rücken zugekehrt. Eine zweite Person, die sich ebenfalls im Zimmer befand, und die an einem mit Documenten bedeckten Tische schrieb, hatte das Gesicht der Thür zugewendet. Ich erkannte sogleich den Geheimschreiber. Ich befürchtete meine Bekanntschaft durch mein Erröthen zu verrathen, während der Geheimschreiber ebenfalls weit emsiger schrieb, unsere Verlegenheit zu verbergen.

Gnädigster Herr! sprach der Kammerherr, der mich eingeführt hatte, um den Monarchen auf mich aufmerksam zu machen.

Ah — Du bist da — gut, rief er, während ich mich tief verneigte. Hast Du den Brief geschrieben? frug er, sich zu dem Tische wendend.

Ja, gnädigster Herr! Es fehlt nur der allerhöchste Namenszug.

Der Geheimschreiber überreichte ihm das Schreiben. Während der Monarch unterzeichnete, frug er: Du bist also um zehn Uhr angekommen? Nun, was gibt es Neues in Ungarn?

Gnädigster Herr! Es sind so eben Depeschen aus Pest angelangt — ich habe sie noch nicht geöffnet, sie scheinen wichtig zu sein.

Wir werden gleich sehen.

Nachdem das Schreiben versiegelt war, überreichte es mir der Kaiser selbst. Ich schlug den Brief in ein weißes seidenes Tuch, welches ich zu diesem Zwecke mitgebracht hatte. Ich wollte sprechen, aber die Stimme versagte mir. Bis zum Pfingstfeste hoffe ich Dich wieder zu sehen, hörst Du!? nicht später! sprach der Kaiser mit fester ernster Stimme. Ein leichtes Nicken mit dem Kopfe verabschiedete mich. Im Scheiden warf ich noch dem Geheimschreiber verstohlen einen Blick des wärmsten Dankes zu. Er zerdrückte mühsam eine Thräne im Auge. —

Zwei Stunden später war ich auf dem Wege nach Italien. Die verschiedenartigsten Gedanken bestürmten mich. Zuweilen glaubte ich zu träumen, ich, ein Jude, dessen Schicksal noch immer zweifelhaft war, der vielleicht in kurzer Zeit verbannt und heimatlos werden konnte — ich trat die Reise nach Rom an, um vom Fürsten der Kirche die Lösung eines Gelübdes zu erflehen, welches der römische Kaiser im Traume gelobet! Es gehörte in der That die stärkste Geistesruhe dazu, die seltsame Lage, in die ich durch die Verkettung der sonderbarsten Umstände gelangte, zu erfassen. Dann aber stiegen tausend Dankopfer auf dem Altare meines Herzens auf zu dem Höchsten dafür, daß er mich Gnade finden ließ in den Augen des Monarchen, daß er sein Herz erschlossen hatte meinen Worten.

Ich will die Mühseligkeiten meiner Reise mit Stillschweigen übergehen, nur so viel halte ich für nöthig Euch zu sagen, daß ich später in Rom anlangte, als ich erwartet hatte. Ich sollte bis zum Pfingstfeste wieder in Wien sein! Dies war das letzte Wort des Kaisers an mich gewesen. Jetzt, nachdem die Sache glücklich beendigt ist, ersehe ich, daß die Forderung des Kaisers auch in diesem Punkte viel weniger unbillig war, als es mir anfänglich geschienen. In drei Monaten sollten die Juden, wenn die Lösung des Gelübdes nicht erlangt werden konnte, Böhmen

verlassen haben; und der Monarch wollte in diesem ungünstigen Falle den Juden wenigstens eine vierwöchentliche Frist gestatten. Pius der IV.[1]) hatte einige Zeit vor meiner Ankunft in Rom den päpstlichen Thron bestiegen, und war von den Geschäften der Kirche und des Staates überhäuft. Es wird Euch daher nicht wundern, daß es mir unmöglich war, eine Audienz zu erhalten. Unsere Glaubensgenossen in Rom konnten mich nicht einmal mit einem nützlichen Rathe unterstützen, und meine Bemühungen bei den Beamten des Vaticans waren fruchtlos, da ich den wahren Zweck der Audienz Niemanden anzuvertrauen wagte. So war ich schon einige Tage in Rom, ohne den Papst gesprochen oder nur gesehen zu haben. Es blieb mir daher nichts übrig, als eine jener kirchlichen Feierlichkeiten, wo sich der Papst dem jubelnden Volke im prunkvollen Zuge auf der Straße zeigte, abzuwarten, um ihm das Schreiben der apostolischen Majestät zu überreichen. Ich befand mich in der furchtbarsten Aufregung. Der Boden brannte mir unter den Füßen. Ich war in einem fremden Lande — mit der heiligsten Sendung beauftragt, und mußte mit jeder nutzlos verstrichenen Stunde befürchten, die kostbare, kärglich zugemessene Zeit zu versäumen.

Am vierten Tage meines dortigen Aufenthaltes ging ich trostlos durch die Straßen. Zufällig kam ich vor der Lateranskirche vorüber, wo sich eine unübersehbare Menschenmenge versammelt hatte. Man erwartete den Papst, der diese Kirche besuchen sollte. Ich blieb unter der Menge der Neugierigen stehen, und faßte den Entschluß, dem Papste hier auf offener Straße das Schreiben des Kaisers zu überreichen. Ich blickte mit der größten Spannung die Straße herab. Endlich ertönte eine liebliche wunderschöne Musik, und ein großer prachtvoller Zug bewegte sich die Straße entlang dem Lateransplatze zu. Nachdem eine große Anzahl Ordensgeistliche mit brennenden Wachskerzen in der Hand vorübergezogen war, erblickte man in einiger Entfernung den päpstlichen Tragsessel, der mit großen Fächern von Pfauenfedern versehen ist, die in beständiger Bewegung erhalten werden. Der prachtvolle Tragsessel wurde von 12 jungen Klerikern getragen. Man kann sich keine Vorstellung von der imposanten Pracht dieses Schauspieles machen. Bei dem Anblicke des Papstes schlug

[1]) Pius der IV. Medicis von Mailand wurde erwählt im Jahre 1559, und verwaltete die Kirche 5 Jahre, 11 Monate und 15 Tage.

mein Herz, als wollte es zerspringen. Jetzt war der entscheidende Augenblick meiner Reise gekommen. — Das Volk war aufs Knie gesunken, ich war der Einzige, welcher aufrecht stand. Ich durfte den günstigen Augenblick nicht verlieren, um mich bei der Annäherung des Papstes durch diese dichten Reihen kniender Menschen zu drängen und das Schreiben, welches ich krampfhaft in der Hand hielt, zu überreichen. Ich hatte mich in die Mitte der Straße gestellt, war aber von der anströmenden Menschenmasse weit zurückgedrängt worden, so daß ich mich in der Mitte dieses zahllosen Menschenhaufens befand. Ich hatte anfänglich die Aufmerksamkeit nicht bemerkt, welche meine aufrechte Stellung erregt hatte. Bald aber ertönte rings um mich her der laute Ruf: Niederknien! — und als ich demselben nicht Folge leistete, riefen viele Stimmen: Nieder mit dem Ketzer! Es ist ein Ungläubiger! Ein Anhänger Luthers! Ein Jude! Er will sein Knie nicht beugen! — Einige der Erbittertsten machten schon Miene, auf mich loszustürzen, als der Papst an dieser Stelle vorüberkam. Er mochte wohl das Geschrei der wüthenden Menge gehört haben, denn er wandte sich, als er den Segen ertheilte, längere Zeit dem Orte zu, wo ich stand. In diesem Augenblicke drängte ich mich mit einer Riesenkraft durch Menschenmassen bis an den Tragsessel des Papstes. Die Garden, welche denselben umgaben, wollten mich zwar zurückstoßen, aber ich rief laut in lateinischer Sprache: Fürst der Christenheit! Verzeihung, daß ich es wage, auf offener Straße dieses Schreiben meines gnädigen Monarchen zu überreichen. Der Camerlingo, der neben dem päpstlichen Sessel ritt, hatte kaum das kaiserliche Siegel des Briefes erkannt, als er ihn mir aus der Hand nahm, und ihn dem Papste überreichte, dem er hierbei einige Worte zuflüsterte. Der Papst schien zu antworten. Nach dem Gottesdienste in den Vatican! sprach der Camerlingo so leise, daß nur ich es vernehmen konnte. Dies Alles geschah in der möglichst kurzen Zeit. Der Zug hatte keine Minute gehalten, und setzte sich nun wieder in Bewegung. Ich enteilte dem Gedränge, um mich von der Betäubung zu erholen.

Nach dem Gottesdienste in den Vatican! — Jetzt sollte sich das Schicksal meiner Glaubensbrüder entscheiden. Ich vermag es nicht, meinen Seelenzustand in den zwei Stunden, die meiner Audienz bei dem Papste vorangingen, zu schildern. Furcht, Zweifel, Hoffnung beherrschten mich abwechselnd, und ich glaube überzeugt zu sein, daß ich diese qualvolle Ungewißheit nicht länger hätte

aushalten können, daß ich diesen Martern unterlegen wäre. Ich ging in den Vatican. Zu meinem größten Erstaunen erwartete mich ein päpstlicher Kämmerer in dem Hofe des Palastes, und führte mich durch mehrere Gänge und Durchgangssäle in das Sprechzimmer des Papstes. Dieses war durch ein reichverziertes Gitter in zwei Hälften getheilt. In der einen saß auf einem Lehnsessel, auf einer Art von Tribune, der höchste Fürst der Kirche. Ein Wink verabschiedete den Kämmerer. — Der Papst nahm mich huldreich auf. Das kaiserliche Schreiben lag vor ihm, und er schien darüber erfreut zu sein, da zwischen seinem Vorgänger [1]) und dem Kaiser Ferdinand ein steter Unfriede geherrscht hatte. Er forderte mich auf, ihm zu wiederholen, wie ich zur Kenntniß des kaiserlichen Entschlusses gelangt sei. Er that dies in lateinischer Sprache, da ich ihn so auf der Straße angeredet hatte.

Heiligkeit! begann ich nach einer kurzen Pause, während welcher ich mich zu sammeln suchte; ich trete vor Dich, um Gnade zu erflehen für Tausende von Schutzlosen, die durch Dein Wort gerettet oder dem Verderben preisgegeben werden. — Der Herr hat Dich erhoben auf den ersten Thron der Welt, denn die gesammte Christenheit hat ihr Auge auf Dich gerichtet. Der Herr hat Dir zugewendet alle Herzen und alle Gemüther. Ich trete vor die Stufen Deines erhabenen Thrones mit dem vollsten Vertrauen im Busen, mein Herz und meine Vernunft rufen mir es mit gleich lauter Stimme zu: Du, hoher Fürst der Kirche! wirst einweihen Dein erhabenes Amt mit einem Werke des Rechts und der Milde, der Menschenliebe und der Gnade; ein Werk, das wohlgefällig ist vor Gott, der ein gütiger Vater ist für Alle. — Und damit Du, erhabener Fürst! erkennen mögest die Wahrheit meiner Worte, damit Du erkennen mögest, daß ich mit dem vollsten Vertrauen mich genahet den Stufen Deines Thrones, will ich Dir ein Geheimniß enthüllen, daß ich nur dem Sterblichen anzuvertrauen wage, den der Herr berufen, zu leiten die Völker der Erde, und dem er gegeben hat die Einsicht und die Weisheit, um seine Sendung zu vollbringen.

Der Papst, von diesem Eingange überrascht, stand von

---

[1]) Paulus VI. (Caraffa) von Neapel, erwählt im Jahre 1555, wollte weder die Entsagung Kaiser Karls des V. noch die Wahl seines Bruders Ferdinand billigen.

seinem Sitze auf und lehnte sich an das Geländer, um meinen Worten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu folgen. Ich erzählte den wahren Sachverhalt. Ich erzählte, wie ich den Entschluß unseres kaiserlichen Herrn erfahren. Ich schilderte das Unglück einer Verbannung, wenn die Verbannten Juden sind. Ich schilderte es mit den glühendsten Farben. Meine Thränen rollten unaufhaltsam über meine Wangen, aber sie hemmten mir die Sprache nicht. In diesem Augenblicke, ich zweifle nicht daran, war der Geist des Herrn mit mir und meinem Munde. Ich hatte jede Scheu, jede Furcht abgelegt, ich sprach, wie ich nie gesprochen — wie ich nie sprechen werde. Die Worte entquollen den tiefsten Tiefen meines Herzens. Es war mir gelungen, die blutigen Thränen einer schmerzzerrissenen Seele in das lebendige, ergreifende Wort zu fassen. — Verlangt nicht, meine Brüder! daß ich Euch diese Worte wiederhole — ich kann es nicht; ein solcher Moment der Erhebung und Begeisterung kömmt nie wieder. — Ich hielt inne. — Mein Blick traf das Antlitz des hohen Kirchenfürsten — und — namenlose Wonne! glücklichster Moment meines Lebens! — in dem Auge des Papstes glänzte eine Thräne! —

Ich hatte es in dem Verlaufe meiner Erzählung unumwunden ausgesprochen, daß ich mich, der geheiligten Person des Monarchen gegenüber, einer Lüge schuldig gemacht hatte. Aber die Umstände durften mich rechtfertigen, und jedenfalls waren meine Glaubensbrüder schuldlos an diesem Vergehen. Diese Aufrichtigkeit, dieses außerordentliche Vertrauen erregten, wie ich es erwartet hatte, das Wohlgefallen des Kirchenfürsten. Nach einer kurzen Pause sprach er: Ich werde meinen geliebten Sohn, den deutschen Kaiser, seines Gelübdes entbinden. Morgen wirst Du das Schreiben, welches die Absolution enthält, aus den Händen meines Camerlingo empfangen. Bei diesen Worten klingelte der Papst mit einer silbernen Glocke, und schritt, ohne mir zu einem Worte Zeit zu lassen, durch die Thür des Seitencabinets. Der Kämmerer erschien und führte mich durch die Gänge bis an die Treppe.

Des andern Tages, als ich in den Palast kam, hatte ich nicht mehr das Glück, den Papst zu sehen. Der Camerlingo übergab mir ein gesiegeltes Pergament. —

Ich trat sogleich die Reise an. Ich hatte nun die größte Eile, denn die bei weitem größere Hälfte der mir vom Kaiser anberaumten Zeitfrist war schon verstrichen. Trotzdem wäre ich vielleicht doch noch zum Pfingstfeste in Wien angelangt, aber in

Mantua warf mich ein hitziges Fieber, die Folge der fortwährenden geistigen Anstrengungen, aufs Krankenlager. Ich rang schon verzweifelnd mit dem Tode — aber der Herr rettete mich; ich genas — aber die bestimmte Frist war verstrichen, ich langte neun Tage nach dem Pfingstfeste in Wien an. Eine Stunde nach meiner Ankunft hatte ich dem Kaiser die Absolution des Papstes überreicht.

Zu spät! sprach der Kaiser ernst — den Tag nach dem Pfingstfeste sandte ich meinem Statthalter in Prag den Befehl, den achten Tag nach Empfang desselben, die Juden aus Prag zu verweisen. Ich bedauere es, daß Du zu spät kömmst, und würde ein Bote meine königliche Hauptstadt Prag noch erreichen können, bevor mein Befehl vollzogen, so wäre es mir lieb gewesen; aber das ist unmöglich, in dieser kurzen Frist kann auch das schnellste Roß diesen Weg nicht zurücklegen, es sind kaum zwei Tage Zeit. Ist aber mein Befehl vollzogen, so kann ich ihn nicht widerrufen — dann ist es eine Bestimmung des Höchsten.

„Eure Majestät!" sprach ich, ich habe Alles versucht, um meine Glaubensbrüder zu retten; — ich traue mich auch mit der göttlichen Hilfe den Widerruf des allerhöchsten Edicts in dieser Zeit nach Prag zu bringen, wenn Eure Majestät allerhöchst geruhten, mich mit dieser Sendung zu beauftragen. Meinem dringenden Flehen gelang es, den Monarchen zu bewegen. Ein kaiserliches Schreiben an den königlichen Statthalter in Prag wurde mir übergeben. Obwohl durch meine Krankheit und eine mehrtägige Reise erschöpft, setzte ich mich doch sogleich zu Pferde. Kam ich zur Zeit, war Alles gerettet; kam ich zu spät, war Alles verloren!

Die ungeheure Schnelligkeit bei diesem furchtbaren Ritte werdet Ihr dadurch ermessen können, daß ich zur rechten Zeit hier eingetroffen bin. — Im raschen Fluge zog ich an Dörfern, Schlössern, Bergen vorüber. Die Hufen des schwebenden Rosses, das den Boden gar nicht zu berühren schien, schlugen Funken aus dem harten Kies der Straße. Den ersten Tag meiner Reise ward ich durch die Hitze sehr belästigt. Ich empfand keinen Hunger, dagegen einen desto brennendern Durst! Ich wagte nicht, ihn in einer der Quellen, an die mich mein Weg vorüberführte, zu stillen, weil ich befürchtete, die kostbare Zeit zu verlieren. Mehrmals verzweifelte ich schon daran, mein Vorhaben auszuführen; denn ich fühlte mich zuweilen von einer außerordentlichen, leicht zu begreifenden Mattigkeit befallen. Aber der Gedanke an meine

Glaubensbrüder stärkte und kräftigte mich wieder von Neuem. Die erste Nacht war eine mondhelle. Ich hätte gerne mein ganzes Habe für eine Stunde Ruhe gegeben — aber jeder Augenblick war ein verlorener. Am zweiten Tag herrschte eine unerträgliche, drückende Hitze. Hätte diese furchtbare Sonnenglut den ganzen Tag angehalten, so wäre ich, ich zweifle nicht daran, unterlegen. Aber gegen Mittag zogen schwarze Wolken an dem Horizonte, in der Ferne leuchteten Blitze, rollten Donnerschläge, und ein erquickender Regen strömte vom Himmel. Der Boden des Weges, den ich ritt, war harter Kies, und der Regen erweichte ihn daher nicht. Ich aber sog nun in gierigen Zügen die erfrischende Kühle ein — und ich fühlte mich neubelebt. Ein Regenbogen stand am Himmel, sein Anblick stärkte mich wunderbar. — Und wieder war es Nacht geworden. Mein Weg führte mich durch einen dichten Wald. Der Himmel war von schwarzen Wolken verhüllt, es war die dunkelste Nacht, die ich je gesehen. Kein Stern leuchtete am Himmel; ich fand den Weg nicht, ich wußte nicht, wohin ich mein müdes Roß lenken sollte. Mich überfiel eine tödtliche Angst, was sollte ich nun beginnen? Sollte ich den kommenden Morgen abwarten, und unthätig die Zeit versäumen, die ich dann nimmer einzubringen vermochte?! Herr! rief ich, kann es denn Dein geheiligter Wille sein, daß ich hier in träger Ruhe die kostbare Zeit versäume! Du hast mich geleitet auf allen meinen Wegen, warst mit meinem Geiste und Munde, als ich mit den Fürsten der Erde gesprochen, hast mich Gnade finden lassen in ihren Augen — hast mich genesen lassen von schwerer Krankheit, und jetzt, Herr! — jetzt willst Du mich verlassen, da die Stunde der Entscheidung naht?! — Du hast Millionen Sterne, die da leuchten auf ihren Bahnen — und soll heute in dieser grausen Schreckensnacht nicht e i n Sternlein flimmern, mir den Weg zu zeigen? Und als ich so das feuchte Auge zu dem finstern Himmel emporgehoben anhielt, da zog ein mächtiger Wind grollend durch die Bäume des Waldes. Die alten Eichen und Tannen beugten und neigten sich, und es zerriß der dunkle Wolkenschleier — und der Mond und die Sternlein leuchteten freundlich herab auf die Erde. — Weiter, mein treues Roß! weiter, rief ich jubelnd. Gelobt sei der Name des Herrn von Ewigkeit zu Ewigkeit! In demselben Augenblick fühlte ich einen entsetzlichen Schmerz im Auge. Ich hatte bei der wüthenden Eile, mit der ich jetzt wieder meinen Ritt fortsetzte, einen hervorstehenden Baumast nicht bemerkt, und

dieser hatte mir das linke Auge durchstochen. Das Blut spritzte mir in's Antlitz. Doch jetzt war es nicht Zeit, meines Leibes zu pflegen. Ich verband das Auge, so gut ich konnte, und stürmte weiter. Nun näherte ich mich ohne weitern Unfall der Stadt Prag. Bald erblickte ich die Thürme meiner Vaterstadt, und es war eilf Uhr schon vorüber, als ich mit hochklopfendem Herzen durch das Wyschehrader Thor ritt. Vor allem andern lenkte ich mein Roß auf die Kleinseite zur Wohnung des Statthalters, ich sprengte in den Hof, und drang unangemeldet in das Zimmer. Als der Statthalter den kaiserlichen Befehl gelesen, beorderte er gleich einen Officier mir in die Judenstadt zu folgen, um mich dem mit der Vertreibung beauftragten Kriegsobristen zu beglaubigen. Ich aber schwang mich sogleich aufs Pferd, und kam, Gott sei Lob und Dank! zur rechten Zeit." —

Reb Mordechai schwieg. In dem kleinen Kreise herrschte nun jene freudige Rührung, die wir im Menschenleben so selten fühlen, und die mit desto größerer Macht das Herz erfaßt. —

„Ich hatte," brach Reb Mordechai das kurze Schweigen, „ich hatte nicht mehr Gelegenheit und Zeit, dem Geheimschreiber zu danken, aber ich werde es ihm nie, nie vergessen — er ist ein wackerer, dankbarer Mann — und, mein liebes Weib!" fuhr er gegen Bela gewendet fort, „wir haben wohl doch recht gethan, ihm vor einigen Jahren diesen Dienst zu leisten. — Nicht wahr?"

„Ja," rief Bela gerührt, „ja, der Herr belohnt die Guten schon in diesem Leben." —

„Was für einen Dienst habt Ihr denn dem Manne geleistet?" frug der Raf.

Bela wollte antworten, doch Reb Mordechai unterbrach sie: „Laß es sein, liebes Weib! Es ist nichts, Rabbi! — nichts Erzählenswerthes." —

„Großherziger Mann!" rief Bela in höchster Begeisterung — „nein, ich darf Dich nicht mehr lieben; verehren muß ich Dich — verehren, wie man die Engel verehrt, die der Herr aus seinen lichten Höhen sendet, um zu trösten und zu retten!"

Mordechai Cohen ist schon lange heimgegangen zu seinen Vätern. Auf seinem Grabsteine wuchert üppiges Moos. Aber Israel ist dankbar, und sein Andenken lebt in der Erinnerung seines Volkes.

Jajin Kidusch
oder
falsche Beschuldigung.

Nach einer Sage von L. Weisel.

I.

Während der Regierungszeit Johanns von Luxemburg stand unweit der Schloßkirche ein kleines hölzernes Häuschen, worin eine arme Kriegerswitwe mit ihren vier unerwachsenen Kindern wohnte, die sie kümmerlich mit Händearbeit ernährte. Ihr Gatte war auf dem Felde der Ehre geblieben, und hatte ihr nichts hinterlassen, als den leeren Ruhm seiner Heldenthaten, die er in fremden Landen für den Kaiser Heinrich VII., des böhmischen Königs Vater, verübt hatte. — Es war an einem unfreundlichen Decembertage; draußen fiel Schnee in großen Flocken vom düstern Himmel herab, der rauhe Nordwind kräuselte den frisch gefallenen Flaum wieder in die Luft, wodurch die Dunkelheit des Tages vermehrt ward, und es schien, als wollte heute die Nacht früher als gewöhnlich einbrechen. In der kleinen, doch reinlichen Stube, saß Ludmilla neben dem Krankenlager des ältesten Kindes, eines achtjährigen Knaben, mit Wollspinnen beschäftigt. Doch ging ihr die Arbeit nur langsam von statten: denn die zarten Sorgen der liebenden Mutter ließen sie nicht lange ruhig, und mehr auf dem kranken Kinde als auf der Arbeit haftete der kummervolle Blick. Die andern Kinder, die bis jetzt gespielt hatten, wurden durch die Dunkelheit im Spiel gestört, der unerbittliche Vogt Hunger meldete sich mit Ungestüm bei den Müßigen, und sie verlangten weinend Brod. Mit thränenvollen Augen nahte sich die Mutter einem Schrank, holte einen kleinen Brodrest daraus, und vertheilte ihn mit den Worten: „Da, esset euch satt, Kinder, es ist das letzte; morgen mag euch der helfen, der viele Tausend mit zwei Broden einst gespeist hat.“ In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und eine hagere Mannsgestalt, in einen grauen Mantel gehüllt, das Haupt mit einem breitkrämpigen Filzhut bedeckt, trat in die Stube. „Guten Abend, Frau Ludmilla!“ begann der Gast, indem er den Schnee von Hut und Mantel schüttelte, und den durchnäßten Bart abtrocknete. „Wie geht's? Muß doch mal schauen,

was Ihr treibt. Der kleine Trotzkopf ist auch schon vierzehn Tage nicht bei mir gewesen.“ „Ach, seid Ihr's? Gottlob, daß wir Euch einmal wieder sehen!“ rief die Witwe freudig. „Glaubt mir, guter Salum, wie ein Engel des Herrn erscheint Ihr heute in der größten Noth.“ „Noth? Was gibts?“ fragte besorgt der Jude und blickte in der Stube umher. „Ist vielleicht Jemand krank?“ „Ach, der Heinrich liegt schwer darnieder,“ entgegnete die Frau. „Wie? der Junge ist krank, und Ihr habt mir nichts sagen lassen? Wißt ja, wie ich den Buben lieb hab, das war auch nicht recht gethan, Frau. Ihr habt wohl einen geschickten Arzt holen lassen? was sagt er zu der Krankheit? ist's gefährlich?“ „Ach, braver Mann! wie konnte ich in meiner Lage die Hilfe eines Arztes verlangen, da ich nur von Eurer Mildthätigkeit lebe?“ „Was! Ihr lebt von meiner Mildthätigkeit? seid doch nicht so wunderlich, Frau! Was ich Euch jetzt gebe, sind nur die Zinsen von dem großen nicht zu bezahlenden Capital, das euer Vater in die Hand des meinigen gelegt hat. Ihr und Eure Kinder sollt immer zu meiner Familie gehören und mit mir genießen, was Gott bescheert. Da nehmet Geld, so viel Ihr benöthigt.“ So sprach der Jude, indem er einen vollen Geldbeutel der Frau hinhielt. „Ihr seid zu gut, Salum!“ entgegnete diese, „es hat mein Vater Euch nie Geld geborgt, und was Ihr mir seit zwei Jahren gegeben, sehe ich nur als ein geliehenes Gut an, das ich Euch schulde.“ „Ihr seid mir keinen Denar schuldig,“ fiel Salum treuherzig zürnend ein, „wie oft soll ich die Geschichte noch auftischen? Wie Euer großherziger Ahn, der Oberst der Söldner, durch seine Macht das Leben meines Vaters gerettet, als ihn ein wüthender Pöbelhaufe in die Flammen seines brennenden Hauses werfen wollte. Vergiß nicht, mein Sohn, so sprach sterbend der Vater zu mir, die Familie des edlen Waclaw von Roghan, theile mit seinen Kindern, wenn sie einst bedürfen sollten, Deinen letzten Bissen, damit man uns nicht undankbar schelte. Ich, der Erbe, halte meines sterbenden Vaters letzten Willen und zahle die Zinsen an Euch.“ „Edler Mann! wie seid Ihr doch zur rechten Zeit gekommen,“ sprach die Frau weinend, „sehet, bevor Ihr hereingetreten, hab' ich das letzte Brod unter die Kleinen vertheilt. Ohne Eure Hilfe müßten meine Kinder darben und Hunger leiden.“ „Allmächtiger Vater im Himmel! die Kinder unsers Beschirmers hungern, wo ich, ein wohlhabender Mann, mit Ihnen in einem Orte lebe! Nein, Frau! Ihr seid ein frommes und tugendhaftes

Weib, aber verzeihet mir, ein wenig stolz, nichts für ungut. Da! ich bitte Euch, nehmt den Beutel hin, er brennt in meinen Händen!" „Zürnt mir nicht, guter Salum! der Junge, der sonst als Vermittler stand zwischen Eurer Milde und meiner Noth, wurde krank, und ich selbst konnte mich nicht entschließen, Euch ferner mit Bitten lästig zu fallen." „Es ist gut, nehmt nur hin und sagt, wie geht's dem Kleinen? Ist's gefährlich?" „Die größte Gefahr scheint vorüber zu sein; aber, lieber Salum, das ist zu viel, ich möchte nur das Nothwendigste," erklärte die Frau, indem sie den schweren Beutel in der Hand wog. „Na, na! nicht zu viel," wendete Salum gutmüthig ein, „wer kann wissen, wie lang der Junge noch im Bett bleiben muß, ob ich so bald wieder nach der Kleinstadt komme, ich bitte, nehmet ohne Umstände!" „Tausend Dank, edler Mann, ja ich will ohne Zagen aus Eurer wohlthätigen Hand das Gute empfangen und in mein Gebet zum Allvater Euch einschließen, damit himmlischen Segen auf Euer Geschäft und Gewerbe herabflehen." „Thut das, gute Frau! denn das Gebet eines reinen Herzens ist nie ohne Bedeutung, es mag der Betende zu was immer für einem Glauben sich bekennen." Indessen war der kranke Knabe aus seinem Schlummer erwacht und wie er die Stimme des Juden vernahm, richtete er sich im Bette auf, streckte die Arme aus und rief: „Seid Ihr da, Vetter Salum? wie freue ich mich, Euch einmal wieder zu sehen! Vetter, ich wäre bald gestorben, hätte die schöne gute Dina nicht wieder gesehen." „Nun Gott sei Dank, daß Du wieder genesest," erwiderte innig froh der Jude, „aber wie Du einmal wieder laufen kannst, sollst Du zu mir kommen." Dabei streichelte er des Knaben blasse Wangen mit Zärtlichkeit, setzte sich neben ihm auf's Lager, wo ihn auch die andern Kinder umringten, und zutraulich eines mit seinen silbernen Schnallen, das andere mit den Stahlknöpfen am Rocke spielte. „Ja, Ihr möchtet auch was Mitgebrachtes haben?" sprach lachend Salum, „nu, wir wollen sehen." Dabei suchte er alle Taschen durch, vertheilte die Pfefferküchlein und andere darin mitgebrachte Süßigkeiten unter die jauchzenden Kinder, und schäkerte mit den Fröhlichen eine lange Zeit, während welcher die Mutter mit thränenden Augen die Herzlichkeit des gutmüthigen Mannes wohlgefällig anschaute. In der Stube ward's immer dunkler und Salum nahm den abgelegten Mantel wieder um und schickte sich zum Gehen an. „O, weilet noch bei uns, guter Salum! Mir ist wohl, wenn Ihr in unserm Hause seid," bat Ludmilla. „Kann

nicht länger bleiben, liebe Frau," entgegnete der Jude, „hab heute noch ein wichtiges Geschäft abzumachen, die Nacht wird gleich da sein. Ich muß Euch auch anzeigen, daß ich heute meine geliebte Dina zur Braut mache, und möchte ich doch etwas früher nach Hause kommen." „Wenn's so ist, will ich Euch nicht länger halten. Gehet mit Gott und nehmet meine innigsten Wünsche für Eure Tochter mit. Möge der Allbarmherzige ihr die Tugenden ihres Vaters zu Gute rechnen, und sie an der Seite eines biedern Gatten recht glücklich werden lassen." „Amen! Gott gebe es!" antwortete darauf mit Andacht Salum, „doch die Zukunft," setzte er hinzu, „ist in einen dichten Schleier gehüllt; kein Menschenauge kann schauen, was dahinter verborgen liegt; oft glauben wir der Kinder Glück fest gegründet, aber die Folge zeigt uns, daß wir uns getäuscht. Ueber die Sabbathspeisen und Heiraten gibt es unter uns ein Sprichwort: Es kommt auf's Gerathen an! Lebt indeß gesund, Frau, ich muß fort, hab einen weiten Weg noch." Salum reichte der Witwe die Hand zum Gruße und entfernte sich.

Obgleich das Schneegestöber aufgehört hatte, und der Himmel klar und heiter geworden war, so förderte doch der Jude seine Schritte. Schnell passirte er die Kirche zu St. Veit, und lenkte des kürzeren Weges wegen in ein Seitengäßchen ein, das gerade über den Berg hinab auf den Marktplatz führte. Jetzt erinnerte sich Rabbi Salum, daß die Zeit des Vespergebetes gekommen, und da er unmöglich vor Nacht seine Wohnung erreichen konnte und das Gebet dann nimmer dieselbe Kraft gehabt hätte, beschloß er nach Vorschrift des Talmuds an Ort und Stelle das sogenannte „kurze Gebet" zu verrichten. Er wusch seine Hände mit Schnee, stellte sich, mit dem Angesichte gegen Sonnenaufgang, in einen abseitigen Mauerwinkel und begann sein Gebet in stiller Andacht. Plötzlich ward er durch die Worte: „Haben wir Dich, Halunke!" aus seinen frommen Betrachtungen aufgeschreckt, und ehe er sich noch umkehren konnte, fühlte er sich fest gepackt und mit kräftiger Faust rücklings zu Boden geworfen. Zwei bewaffnete Schaarwächter hatten ihn ergriffen und suchten geschäftig des wehrlosen Mannes Arme mit Stricken zu binden. „Was wollt Ihr, meine Herren, von mir?" stotterte Salum, nachdem er sich wieder gesammelt. „Wollt Ihr Geld? ich will Euch's ja gerne geben, laßt mich nur leben!" „Hund! wir brauchen nicht Dein Geld, auf dem Scheiterhaufen wollen wir Deinen ausgetrockneten Leib flackern sehen, und Deine verfluchte Seele dem Satan über-

liefern," antwortete einer der Söldner mit rauher Stimme. „Weshalb denn? Was habe ich verbrochen?" fragte angstvoll der Jude. „Verfluchter Jude! was Du verbrochen hast? Die Kirche hast Du beraubt, und fragst noch, was Du gethan?" versetzte der zweite Häscher. „Ich bitte Euch, meine Herren, seid barmherzig, glaubt mir, ihr irrt Euch in der Person, ich bin ein ehrlicher Mann. — Laßt mich ungestört ziehen, verlangt, was Ihr wollt, ich will es Euch geben," bat der Jude. — Doch die Männer waren unerbittlich, sie lachten vielmehr über die Angst des zaghaften Juden, richteten ihn vom Boden auf und suchten ihn durch Stöße und Schläge eine Strecke vorwärts zu bringen. Als der Jude sah, daß all sein Flehen vergebens sei, daß kein Versprechen ihn aus den Händen der hartherzigen Söldner befreien könne, da gab die Verzweiflung dem schwachen Manne den Muth sich zu widersetzen. „Ich gehe keinen Schritt weiter!" rief er entschlossen und warf sich auf die mit Schnee bedeckte Erde nieder. „Ei, seht mir doch den Hund, wie er sich sträubt! Prokop, faß ihn bei den Füßen und schlepp ihn bis zum Viertelsmeister," sprach der eine Häscher, und wirklich schickten sich Beide an, den armen Juden mit Gewalt fortzuschleifen; aber in diesem Momente trat eine kräftige Mannsgestalt von vornehmer Haltung und edlem Wesen aus dem bischöflichen Palaste, und schritt auf die Gruppe zu.

Wie der Jude den Mann von ferne erblickte, ließ er's an Hilferufen nicht fehlen, hoffend, der vornehme Herr werde ihn aus den Händen der Schaarwächter befreien. Er hatte sich auch nicht getäuscht. „Was geschieht mit dem Manne? Warum zerrt ihr den schwachen Alten so hin und her?" fragte der unbekannte Herr die Söldner. Dies gab dem Juden neuen Muth und ohne die Antwort der Letzteren abzuwarten, begann er: „Ach, gnädiger Herr, helft mir! Sie haben mich überfallen im Gebet. Ich bin kein Verbrecher! Die Herren müssen sich geirrt haben." „Schweig still, verdammter Jude, oder ich schlage Dir Deinen Schelmenschädel in Stücke," unterbrach ihn einer der Söldner, dann zu dem Fremden sich wendend: „Es wird Euch wohl nicht unbekannt sein, welche Frevel seit einiger Zeit in unserer Stadt geschehen, daß fast jede Nacht eine Kirche ausgeplündert wird. Wir sind bestellt, diese Kirche hier zu bewachen, und da haben wir den schuftigen Judenhund erwischt, und wollen ihn jetzt zum Viertelsmeister bringen." „Seid Ihr denn ganz gewiß, daß dieser Mensch ein Dieb ist?" fragte der Fremde. „Vielleicht habt Ihr einen Un-

schuldigen ergriffen? laßt uns früher ihn anhören." „Schuldig oder nicht," fiel der andere Söldner ein. „Ihr seid kein Richter, wir brauchen Euch nicht Rechenschaft zu geben, geht Eures Weges und lasset uns unsern Dienst ausüben." Ohne auf die Reden der groben Kriegsknechte zu achten, näherte sich der Fremde dem Juden und frug ihn nach der Ursache seiner Verhaftung. Dieser erzählte, was geschehen, gab alle seine Geschäfte des heutigen Tages an, berief sich dabei auf das Zeugniß der Frau Ludmilla, beschrieb mit Genauigkeit seine Wohnnng, nannte seinen Namen und bat, die Herren möchten sich nur die Mühe nehmen, mitzugehen, um sich von der Wahrheit seiner Aussage zu überzeugen. „Lasset den Mann gehen, ich kenne ihn und bürge für seine Unschuld," sprach der Fremde in sanftem Tone. „Hm! wer bürgt denn für Euch?" nahm der Söldner wieder das Wort, „was mengt ihr Euch in fremde Händel? geht von hier, oder wir nehmen auch Euch mit!" „Das will ich sehen!" antwortete der Unbekannte, schleuderte den Kriegsknecht mit kräftigem Arm von sich, löste Salums Hände von den Banden, und wollte ihn mit sich fortführen; allein mit gesenkter Hellebarde stellte sich der erzürnte Söldner ihm entgegen. Da nahte sich der zweite etwas höflichere Krieger seinem Kumpan und sprach: „Sei ruhig, Prokop, laß sie ziehen, kennst ihn denn nicht? Es ist der Herr Leibdoctor." Darauf ließ der strenge Gerichtsdiener seine Waffe sinken, und der Jude und dessen Beschützer entfernten sich eiligst. Nachdem Beide einige Gassen passirt und nahe an der damaligen langen hölzernen Brücke waren, sprach Salums Befreier: „Ich will mit Euch bis in Euere Wohnung gehen, damit Euch nicht eine neue Unbill widerfahre, denn in unserer Stadt geht's jetzt gar unruhig her." „Mein gnädiger Herr, wie soll ich Euch für so viel Güte danken?" erwiderte demüthig der Jude. „Ist es doch, als hätte Euch Gott in meiner höchsten Noth herbeigeführt, mich aus der Hand strenger Richter zu retten, wo meiner, wenn auch ohne Schuld, Folter und Schmach warteten. Denn ach!" setzte er nach einigem Zögern hinzu, „mit einem armen Juden macht man nicht viel Federlesens. Auf die Folterbank mit ihm, und dort gesteht er Euch Alles, was ihr hören wollt, selbst Verbrechen, die er verabscheut, vor welchen sein Herz sich empört. Ach Gott! schon der Gedanke, vor den Richterstuhl hinzutreten, erregt Todesangst, wie denn erst, wenn man die grausamen Werkzeuge vor Augen sieht, die dem armen zaghaften Sohn des Elends Geständnisse erpressen sollen?

Ja, mein Herr! Ihr wart heute mein Schutzgeist und habt mich vor Schande, und die Meinen vor Verzweiflung gerettet; darum sagt an, womit ich Euch dienen kann. Vergebt mir, ich weiß, die jungen vornehmen Herren sind nicht immer bei Geld! Ich bin reich, befehlt über mein Vermögen, Herr! Alles, was ich besitze, soll Euch zu Gebote stehen!" „Alles? Seid nicht voreilig!" sagte der Unbekannte. „Ihr vergeßt im Eifer, daß ihr doch noch manches Kleinod besitzt, das ihr um keinen Preis hergeben würdet!" „Mein Herr! Kommt mit mir, wählet das Schönste, Kostbarste meines Hauses, und es soll Euer sein!" „Habt Ihr niemals im Buche der Richter die Geschichte von Jephtah gelesen? Salum, Ihr habt eine schöne Tochter, wie, wenn ich diese von Euch verlangte? Ha! Ihr verstummt?" Wirklich war der Jude überrascht, faßte sich aber bald und sprach: „Mein hoher Herr, das werdet ihr nicht begehren! Ich weiß es, Euer hoher Stand verbietet euch eine niedrige Magd aus dem verachteten Volke zur Gattin zu wählen, und sie zur Kurzweil zu verlangen, dazu seid Ihr zu edel, zu hochgesinnt." Unter diesem Gespräch waren Beide vor der Wohnung des Rabbi Salum im sogenannten Schulhof angelangt. Die Nacht war bereits da, die Hausthür, wie immer, vorsichtig verriegelt, und Rabbi Salum mußte einigemal mit dem eisernen Klöppel an die Thür schlagen und seine Stimme hören lassen, ehe sie geöffnet ward. Sämmtliches Hausgesinde stürmte mit Licht und Lampe dem Angekommenen freudig entgegen, dessen langes Ausbleiben alle in Sorgen versetzt hatte. „Gottlob, daß Du einmal kommst!" rief die Hausmutter. „Wir waren schon alle in der größten Angst!" „Ja, meine Kinder! lobt und preiset den allmächtigen Gott, denn Euere Sorge war heute nicht ohne Grund; ich schwebte in größter Gefahr, da schickte mir der Herr der Heerschaaren einen Schutzgeist in der Gestalt dieses Mannes. — Sind die Fremden schon beisammen?" fragte er weiter, die Gattin bejahte es kopfnickend, und ihr fragender Blick, der bald auf dem Fremden, bald auf dem Gatten ruhte, veranlaßte Rabbi Salum zu den Worten: „Kommt, kommt nur weiter, laßt den Herrn nicht im Vorhause stehen, Du sollst gleich die ganze Geschichte vernehmen, Weib, habe nur Geduld." Damit führte er den vornehmen Gast eine schmale Treppe hinauf in die Zimmer des obern Stockes, aus welchen der Lärm der hier bereits versammelten Gäste ihnen entgegen scholl. So unansehnlich die Wohnung des Rabbi Salum von Außen schien, so ausgedehnt und bequem war sie im Innern.

Da herrschte überall Reinlichkeit und Ordnung, alles verrieth Wohlhabenheit und Fleiß und zum Theil fürstliche Pracht und orientalischen Glanz. Die Zimmer zu ebener Erde hatten zwar ein schlechtes Aussehen, wie die Stuben der gemeinen Juden; denn sie wurden blos an Werktagen bewohnt, und waren auch nur zu Handel und Gewerbe bestimmt. Doch die Fest- und Feiertagszimmer im obern Stocke zeigten Salums großes Vermögen und seine Vorliebe zu Glanz und Prunk. An den Wänden sah man die kostbarsten Tapeten, die Fenster waren mit schweren Seidenvorhängen versehen, damastene Polstersitze, reichvergoldete Spiegel, Leuchter vom feinsten Krystallglase schmückten die geräumigen Zimmer, Kasten vom kostbarsten Holze, Glasschränke mit künstlichem Schnitzwerk standen in wohlgewählter Ordnung umher, und die Fußböden waren mit orientalischen weichen Teppichen bedeckt. In den Glaskasten prangten silberne Geschirre; Perlenschnüre, Diamantringe und andere Juwelen blitzten aus den Schmucketuis, die geöffnet in den Schränken zur Schau aufgestellt waren. Obgleich es dem ängstlichen Juden eigen ist, arm zu scheinen, so gibt es doch Zeiten, wo er seine Reichthümer mit wohlgefälliger Freude zeigt, und sich seines Vermögens gerne rühmt. Diese Zeiten sind Fest- und Feiertage, Hochzeiten und andere Freuden-Gastmähler. In solchen Fällen werden die Kasten geöffnet, das Schönste und Kostbarste herausgeholt und zur Schau gestellt, um des besuchenden Nachbarn Verwunderung und Neid zu erregen, oder ihn zu demüthigen. Ohrgehänge und Halsgeschmeide blitzen an den Frauen, die Finger werden mit Ringen verschiedener Art vollgedrückt, die theuersten Stoffe umgehängt, die Kinder wie kleine Fürsten herausgeputzt. Die Zeit einer solchen Vermögensschau war auch heute im Hause Salums, wo die Verlobung seiner Tochter geschehen sollte, darum waren auch die Zimmer so hell erleuchtet und mit Gästen angefüllt. Mehr denn zwanzig Personen, lauter Verwandte, waren zu dieser Feierlichkeit geladen, die jetzt, festlich geschmückt, in den weitläufigen Gemächern umherschlenderten, auf verschiedene Weise die Zeit verkürzten, und die Ankunft des Herrn erwarteten. In dem einen Zimmer saß die Mutter des zukünftigen Bräutigams auf einem weichen Polstersitz; ein rauschendes golddurchwirktes Seidenkleid umhüllte die kurze dicke Frau, eine goldene, mit Perlen und Rubinen besetzte Haube umschloß das wackelnde ziemlich große Haupt, und um den unförmlich dicken Hals schlang sich eine

Schnur großer Perlen, an welcher wieder verschiedene Goldmünzen hingen. Sie plauderte in einem fort mit einer ebenfalls reichgeputzten Verwandten von den Vorzügen ihres Sohnes und von dem hohen Glücke ihrer künftigen Schwiegertochter. Rabbi Chaim Klebler, ihr Gatte, stand mit einem geehrten Talmudisten in einer Fenstervertiefung und horchte voller Verwunderung auf die witzigen Glossen des scharfsinnigen Forschers. In einem andern Zimmer ging der beliebte Chasan Reb Harsch von seinen Meschorerim (Sangbegleiter) umgeben, auf und ab, die Gesangstücke brummend, womit sie heute der Gäste Ohren zerreißen wollten. Hinter ihnen trippelte Lippert, der Schalksnarr, und schnitt Fratzengesichter, um die Anwesenden zum Lachen zu reizen. Auch der Vielfraß Jekel löste den Gurt von seinem zusammengeschnürten und in Falten gelegten Wamse, um seine Freßexperimente in Gegenwart der Gönner auszuführen.

Diese zwei Personen, nämlich der Narr und der Vielfraß, spielten vor Zeiten unter den Juden bedeutende Rollen, und durften bei kleiner Festlichkeit fehlen. Sie waren gewöhnlich mit den Verhältnissen der Häuser sehr vertraut und in Familiengeheimnisse eingeweiht. Diese Schmarotzer wurden von den jungen Leuten mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt, theils aus Furcht, von ihren Reimwitzen bei öffentlichen Lustbarkeiten beschämt zu werden, theils um sich durch Freigebigkeit ihre Gunst zu erwerben, damit sie bei Heiratsanträgen, wo sie fast immer zu Rathe gezogen wurden, ein günstiges Wort sprächen. Noch in der neuern Zeit wurden die Hochzeitsspaßmacher von den jüdischen Mädchen gefürchtet, und bei den Müttern ist das Sprichwort noch heute im Brauch: „Durch Narren, Dienstboten und Schnorrer (Bettler) versorgt man die Kinder." Dies wären die Nebenpersonen beim heutigen Feste im Hause des Rabbi Salum; die Hauptpersonen wollen wir nun genauer schildern.

In dem letzten, kleinsten Gemache saß auf einem niedrigen Sopha eine geschmückte Frauengestalt, die man beim ersten Anblick für eine morgenländische Prinzessin gehalten hätte. Auf dem lieblichen Gesichte ruhte anmuthige Schamhaftigkeit, aus dem großen dunkelbraunen Augenpaar leuchtete das milde Feuer weiblicher Unschuld, um die weichen Rosenlippen lagerte ein holdseliges Lächeln, und durch den halbgeöffneten kleinen Mund blickte eine Reihe gesunder Zähne, wie Perlen so weiß und gleich. Das niedliche ovale Haupt ward von einer Fülle schwarzer Locken

umschattet, wodurch der Karmin der von Gesundheit strotzenden Wangen und das blendende Weiß der hohen Stirne erst recht hervortraten, wie der Glanz der Edelsteine durch die Folie gehoben wird. Eine lange Perlenschnur schlang sich in zierlichen Windungen durch das gelockte Seidenhaar, goldene Ohrgehänge, mit Diamanten besetzt, blitzten von den kleingeformten Ohren, und eine künstlich gearbeitete Kette umgab den alabasternen Nacken und Hals; den wogenden jungfräulichen Busen bedeckte ein engumschließendes violettes Sammtkleid, das an den Hüften durch einen golddurchwirkten Gürtel zusammengehalten ward, und dann in weiten Falten hinabfloß bis zu den niedlichen Füßen. Die schön gerundeten vollen Arme umschlossen goldene Spangen, mit Rubinen besetzt, und die zarten Finger waren mit kostbaren Ringen überfüllt. Diese herrlich geschmückte Jungfrau war Dina, die Tochter Salums. So lieblich und erfreulich dem Auge die Gestalt der schönen Dina war, eben so widerwärtig erschien der neben ihr stehende Mann, wenn man überhaupt eine solche stümperhafte Zusammenfügung lebender Gliedmaßen Mann nennen kann. Das große, beinahe viereckige Haupt mit grobem struppigen Haar, die kleinen zusammengezwickten grauen Augen von starken Brauen beschattet, die hervorstehenden Backenknochen mit dem braunen narbenvollen Angesichte gaben ihm eine Aehnlichkeit mit irgend einem Bewohner des Nordpols, wenn nicht die scharfe, stark gebogene Nase über dem breiten Mund wie ein Pelikanschnabel sich endigend, den Abkömmling des Orients verrathen hätte. Dieses unförmliche Haupt bewegte sich auf dem kurzen Halse, wie der wackelnde Kopf einer Gypsfigur, und wenn es ruhte, glaubte man, es wäre zwischen den beiden erhöhten Achseln fest eingekeilt. Der Brustkorb war zwar von weitem Umfange, vorn sehr stark gewölbt, stand aber mit den übrigen Gliedmaßen in gar keinem Verhältnisse. Nur an den Extremitäten hatte die Natur, wie es schien, die Vernachlässigung am Körper einbringen wollen. Diese waren gegen den Rumpf unverhältnißmäßig lang, musculös und sehr beweglich. Nun denke man sich die Kalibangestalt im jüdischen Festanzuge der damaligen Zeit gekleidet, der in kurzen Atlaskleidern, weißen Strümpfen, Schuhen mit silbernen Schnallen, in einer langen goldgestickten Weste mit Silberborden besetzt, breiter weißer Halskrause, veilchenblauem Frack von eigenthümlichem Schnitt und einem runden Filzbarett bestand, und nebenan die schöne reizende Dina! Es war als stände ein Pavian

neben einem himmlischen Gebilde, ein Faun neben einer Grazie. Hier ein Muster weiblicher Schönheit, daneben eine Karrikatur des ganzen Männergeschlechtes, und dennoch sollten diese Gegensätze heute mit einander verbunden werden, dieser formlose Gliederhaufe sollte heut noch Dina's Verlobter werden, denn er war der einzige Sohn eines der reichsten Männer aus der Breitengasse, und obendrein ein hochgelehrter „Bocher", im Talmud sehr erfahren. —

Mit lärmendem Geschrei und Freudenausrufungen ward der Hausherr empfangen; doch hatte sich der Tumult gleich in ein leises Flüstern verwandelt, als die anwesenden Gäste den vornehmen Fremden gewahrten, da gab's neugierige Fragen, verstohlene Augenwinke, heimliches Achselzucken ohne Aufhören. Es bildeten sich verschiedene Gruppen in den Gemächern, jeder brannte vor Neugierde, zu wissen, wer der Fremde wäre, und die frühere ungebundene Fröhlichkeit verwandelte sich in eine gezwungene steife Förmlichkeit. Der Fremde hatte die schnelle Veränderung gemerkt, er wollte den Ton wieder herstellen und sprach lächelnd: „Laßt Euch nicht stören, ich bin gekommen, einen Abend unter Euch angenehm zu verbringen!" „Ja, meine Freunde," nahm der Hausherr das Wort, „seid nicht furchtsam, dieser Herr ist ein guter edler Mann, der uns wohlwill, vor ihm braucht Ihr Euch nicht zu scheuen. Er hat mich und die Meinigen vor Schande gerettet." Rabbi Salum erzählte kurz, was ihm widerfahren, die Versammlung horchte aufmerksam zu, Schrecken und Freude wechselten auf den Gesichtern. „Und wisset," beschloß Rabbi Salum seine Erzählung, „dieser hochherzige Mann, der jetzt unter Euch steht, ist Doctor Leon, Leibarzt unseres Statthalters, des weisen, frommen und gerechten Erzbischofs Peter von Mainz." Kaum hatte Rabbi Salum die letzten Worte ausgesprochen, als schon jeder Mann nach seiner Kopfbedeckung griff, und in einem Augenblick stand die ganze Versammlung, ehrfurchtsvoll sich verbeugend, vor dem hohen Gaste. „Was für ein Fest feiert Ihr denn heute?" fragte dieser. „Die Verlobung meiner Dina," antwortete freudig lächelnd Rabbi Salum. „Kommt, mein Herr, ich will Euch zu meiner Tochter führen, damit auch sie Euch ihren Dank für meine Rettung abtragen kann," setzte er hinzu, indem er den Gast in das letzte Zimmer, worin Dina und ihr Gespons sich befanden, führte. Eine düstere Wolke lagerte sich auf des Arztes hohe Stirn, es schien, als hätten ihn des Alten

Worte unangenehm berührt, doch folgte er der Einladung, und trat nicht ohne Befangenheit vor die schöne Jungfrau. „Tochter!" begann hier Salum, „dieser edle Herr da hat mich vor einer Stunde aus der höchsten Gefahr gerissen, ohne ihn wäre ich jetzt im Kerker, und Ihr Alle würdet verzweifelnd die Hände über Euer Haupt zusammenschlagen, darum dank' ihm nach Gebühr, Du verstehst es besser, die Worte zierlich an einander zu fügen, auch klingt die Stimme eines jungen Mädchens lieblicher, als die leere Rede eines einfachen alten Mannes; nicht wahr, gnädiger Herr? Nun, mein Kind, ist es Dir überlassen, unsern ehrenwerthen Gast zu bewirthen und seine Rittertugend zu würdigen." Dann wandte sich der geschwätzige Alte zu seinem künftigen Schwiegersohne, der ganz verblüfft dastand und sprach: „Kommt, R. Izzig, wir haben noch manches Wort zu reden, einige Schriften zu unterschreiben," worauf er sich mit seinem künftigen Eidam in die andern Zimmer begab, den Arzt mit der holden Dina allein zurücklassend. Lange Zeit ruhte des Mädchens schwarzes Auge auf der schönen männlichen Gestalt des Fremden. Verwunderung und inniges Vergnügen malten sich auf dem lieblichen Gesichte, höher färbte sich die volle Wange und der kleine Mund lächelte holdselig. Ihr war's, als hätte sie diesen Mann schon früher gekannt, doch wagte sie es nicht, ihre Vermuthung auszusprechen. So entstand eine Pause. Leon brach zuerst das Schweigen: „Jungfrau!" begann er, „mir kommt es vor, als wäre Euch meine Gegenwart nicht ganz erwünscht, es würde mich sehr schmerzen, wenn ich nur einen Augenblick Eure Freude gestört hätte." „Vergebt, gnädiger Herr, mein ungebührliches Betragen! bedenkt, daß auch die Freude unser Herz erzittern macht, wenn sie unvermuthet kommt. Ich höre, daß der theuere Vater in Lebensgefahr schwebte und gerettet ward, sein Beschützer steht vor mir, sind das nicht genug Ursachen, ein schwaches Mädchen einige Augenblicke aus der Fassung zu bringen?" „Ei was!" fiel Leon ein, „Euer Vater überschätzt die kleine Gefälligkeit, es lohnt sich gar nicht davon zu reden!" „Ja wohl, mein Herr, für Euren hohen Sinn mag die That, eines niedrigen Juden Leben gerettet zu haben, von geringem Werth sein. Ihr haltet solche Kleinigkeiten nicht einmal des Dankes werth, und weiset mit Stolz die Anerkennung eines solchen armseligen Schützlings zurück. Mein gnädiger Herr! glaubt es mir, wir Juden haben auch Herz und Gefühl, auch uns drückt der Undank, auch wir möchten gerne das Gute ver-

gelten, das man uns erweist, allein der stolze, wenn auch edle Christ, verschmäht eines gemeinen Juden Dankbarkeit. Er schätzt das Verdienst, das Leben eines Juden gerettet zu haben, nicht hoch, that seine Pflicht und begehrt nicht einmal Dank dafür." „Jungfrau, wenn Ihr dieses strenge Urtheil ohne Bedingung über Alle fället, so thut Ihr Unrecht! Es gibt Männer unter den Christen, die den Menschen zu würdigen wissen, die nicht nach dem, was er glaubt, sondern was er thut, fragen." „Verzeihet, Herr, wenn meine Zunge einige Worte gesprochen, die Euch mißfallen; meines Vaters heutiges Begegniß erinnert mich an eine vergangene Geschichte. Auch mir hatte vor zwei Jahren ein vornehmer Herr ritterlichen Beistand geleistet, dafür ich noch heutigen Tages den Dank schuldig bin." „Ein braver Ritter braucht keine andere Anerkennung, als sein eigenes Bewußtsein," fiel Leon ein. „Genug des Lohnes, zum Dienste eines so holden Kindes erlesen zu sein. Ich würde mich glücklich preisen, Euch, schöne Jungfrau, dienen zu können, ein freundlicher Blick Eures himmlischen Auges, ein holdes Lächeln Eures Rosenmundes könnten mich für ewig zu Eurem Sclaven machen." „Hoher Herr! spottet nicht einer niedrigen Maid! Was kann Euch die Schönheit einer Jüdin werth sein? Eine Tochter Israels gleicht einer Blume in einem Gewächshause. Sie wird von der Welt nicht gesehen, von Niemand bewundert, sie blüht nur für den gleichgiltigen Eigenthümer, der sie oft mit kalter Hand bricht und hinwirft." „Wahrlich, ein trauriges Bild, doch will ich glauben, nicht auf Euch passend. Euer Vater scheint mir ein zartfühlender Mensch zu sein." „O, der zärtlichste Vater, der edelste Mensch gewiß; aber unseres Volkes eingewurzelte Sitten halten auch seinen Geist gefangen. Ein Vater kann mit seiner Tochter nach Willkür schalten, er allein hat die Gewalt, über ihr Lebensglück zu bestimmen; der Mann, der ihm gefällt, muß auch der Tochter gefallen!" „Ein hartes Los! Wenn Ihr auf diese Art verkauft wurdet, bedaure ich Euer Geschick!" „Nicht doch, mein Herr, wir Judenmädchen sind nicht so unglücklich, als ihr glaubt, es kommt nur auf Gewohnheit an. Freilich für Eure Mädchen würde ein solcher Zwang quälend sein, denn sie wandeln frei in dem großen Garten Gottes umher; mit Schönheit und Tugenden reich begabte Jünglinge werben um sie; ausgezeichnete Helden, hochgeehrte Künstler huldigen ihnen, und die himmlische Gabe, die alles belebende Liebe, findet in ihren fühlenden Herzen reichlich Nahrung. Doch wir, Töchter

Jehudas, wo ist ein Gegenstand, der in unserem Herzen den göttlichen Funken anfachte? Wir sehen nie oder äußerst selten einen Mann in seiner vollen Kraft, es ist uns nicht vergönnt, mit tapferen, muthigen Jünglingen, die ruhmgekrönt aus den Schlachten zurückkehren, umzugehen. Die Jünglinge unseres Volkes sind entweder zählende, calculirende Kaufleute, die nur am Sabbath Zeit zum Lieben haben, oder mürrische, grübelnde, zusammengeschrumpfte Talmudgötzen, denen jedes edlere Gefühl, jede zartere Regung des Herzens fremd ist. Und ein solcher wird dann unser Gatte, oder besser, unser Brodherr!" Dina schwieg eine Weile und fuhr mit der kleinen Hand über das Gesicht, als wollte sie dies Bild aus dem innern Sinn verwischen. Leon stand gegenüber und weidete sich an den Reizen des Mädchens. „Wollt Ihr nicht, lieber Herr, anhören, was mir vor zwei Jahren begegnete? Ich habe die Geschichte so oft schon wiederholt, daß sie meine Hausleute nicht mehr anhören wollen. Schenket mir einige Augenblicke Gehör und setzt Euch neben mich, vielleicht interessirt sie Euch." — So sprach das Mädchen, und ein anmuthiges Lächeln verbreitete sich über Ihr liebliches Antlitz. Leon that schweigend, wie ihm geboten, und die Jungfrau begann: „Es war den 14. Mai, der Tag, wo unser Prinz Wenzel geboren ward. Welche Freude damals in unserer Stadt herrschte, als die frohe Nachricht sich verbreitete, die tugendreiche Elisabeth sei von einem Knäblein entbunden, werdet Ihr wohl noch wissen, denn durch die Geburt dieses Prinzen hoffte man die Mißhelligkeiten zwischen König und Adel wieder beigelegt zu sehen. Man schmeichelte sich, der neue Sprosse des edlen Premysliden-Stammes werde den leichtsinnigen Johann in Böhmen an der Seite seiner schönen Elisabeth zurückhalten, ihn hindern, im fernen Luxemburg die Zeit mit Banketten und Ritterspielen zu vergeuden, und unser Gold zu verschwenden. Die vornehmsten Herren, sämmtliche Bürger, die Zünfte und Innungen, Alle zogen hinauf ins Schloß mit rauschender Musik und flatternden Panieren, ihre Freude zu bezeugen, und ihre Glückwünsche und Huldigung dem Kronerben darzubringen. Gerne hätte auch ich diese Festlichkeit mit angesehen, ich bat den Vater, mich dahin zu führen, allein er verweigerte dies und sprach: Mein Kind, bei solchen lärmenden öffentlichen Freuden der Christen muß der verachtete Jude bescheiden zurückbleiben. Da ich ihn aber ohne Aufhören plagte, erlaubte er mir, mit einer Magd nach der Kleinseite zu gehen und von

der Ferne den Zug mit anzusehen; dann sollte ich sogleich wieder heimkehren. Ich, ein leichtfertiges Mädchen, von Neugierde getrieben, eilte bis ins Schloß, die Magd hinterdrein, ohne auf das, was neben oder hinter mir geschah, zu achten. Plötzlich hörte ich das Trappen von Rossen in der Nähe, mich umschauend sah ich eine Schaar Reiter gerade auf mich zusprengen. Erschrocken floh ich seitwärts in eine Gasse, allein auch von da kamen Krieger auf mich zu; meine Begleiterin hatte mich in der Angst verlassen, und ehe eine Minute verstrichen, war ich von Reitern und Söldnern fast ganz eingeschlossen. Ich schrie und rannte ängstlich hin und her, einen Ausweg zu finden, doch umsonst, überall sah ich nur gewappnete Männer. Der Rosse Hufschläge kamen immer näher, schon glaubte ich von den Reitern zerstampft zu werden, und die Menge lachte von ferne über meine Angst. Da trat ein junger Mann aus dem Volkshaufen, faßte mich bei der Hand und sprach mit sanfter Stimme: fürchte nichts, mein Kind! komm nur mit mir, dort sollst Du ungestört Alles ansehen. Mir war indessen die Lust zum Sehen vergangen, ich verlangte nur zurück in meine Wohnung und alle liebreichen Worte des schönen Mannes halfen nichts, ich wollte nur nach Hause. Nun, wenn Du nicht bleiben willst, sagte der Herr zu mir, so will ich Dich in Deine Wohnung führen, sage mir, wohin ich Dich bringen soll, in welcher Gasse wohnen Deine Eltern? Ich nannte ihm die Gasse, den Namen meines Vaters, darauf nahm der freundliche Herr mich beim Arm, führte mich durch die gaffende Menge, die ihm willig Platz machte, den Schloßberg hinab bis vor die Wohnung meiner Eltern, und ohne meinen oder der Eltern Dank abzuwarten, eilte der edle Mann hinweg," beschloß Dina ihre Geschichte. Mit sichtlichem Wohlgefallen horchte Leon auf die Erzählung, und als sie geendet, fragte er lächelnd: „Und Euer Ritter, holdes Mädchen, hat er sich seitdem nicht wieder sehen lassen?" „O ja, gar oft hat ihn meine Seele geschaut," erwiderte unschuldsvoll Dina, „im Schlafe, im Gebete, in den arbeitsfreien Festtagen, da schwebte mir sein Bild stets vor Augen, aber nur sein Bild, wie es mein Geist aufgefaßt, ihn selbst habe ich bis heute nicht gesehen." „Das war nicht recht von Deinem Freunde, ich an seiner Stelle hätte mir mehr als einmal den Dank von Deinem schönen Munde geholt." „Ach mein Gott, was liegt einem solchen Herrn an einem Judenmädchen. Er hat längst die ganze Geschichte vergessen, mir aber wird sie ewig im Herzen eingeprägt bleiben, und selbst in den letzten Augenblicken,

wo wir hinüber in das Land der Seligen wandern, wird seine Gestalt vor mir wie ein verklärter Schutzengel stehen, und durch sein freundliches Lächeln mich zur bevorstehenden Reise stärken." Namenloses Entzücken durchbebte Leon's Seele, sein ganzes Wesen schwamm in einem Meer von Wonne, als er diese Worte aus dem Munde des holden Mädchens vernahm. Ihm war's, als lispelte eine himmlische Gestalt zu ihm von Liebe und paradiesischer Seligkeit; er faßte des Mädchens Hand und sprach mit weicher Stimme: „Ist es denn möglich, Holde, daß Deine reine Seele jenen unbekannten Mann so hochverehrt, und Du dennoch das Weib eines Andern werdest?" Dina sah ihn mit ihren schwarzen Augen verwundert an und sagte: „Warum? was hat denn meine Verehrung mit meiner Heirat zu thun? Ich liebe den Mann, der sich einst meiner angenommen, wie meinen guten wohlwollenden Engel. Mein Gatte ist mein Brodherr, dem ich diene und gehorsame." „Wenn aber dieser Dein Schutzengel vor Dich träte, Dir seine Hand anböte, Dich zur Gattin verlangte, würdest Du einwilligen?" fragte Leon. „Was redet Ihr Herr von Unmöglichkeit? Ihr vornehmen Herren dürfet ja nicht einmal ein Bürgermädchen wählen, nur ebenbürtige, von edlem Stamme entsprossene Frauen können Eure Gattinen werden, um so weniger könnt ihr Euch mit den Töchtern der verachteten Juden verbinden." „Wenn es aber doch möglich wäre? Betrachte mich, mein Kind, vielleicht habe ich mit Deinem verehrten Ritter Aehnlichkeit?" „Aehnlichkeit? Ihr seid es selbst," versetzte Dina und ihr schönes Antlitz färbte sich höher. „Glaubt mir, ich habe Euch gleich erkannt. Ich wollte nur sehen, ob auch Ihr das ängstliche Mädchen, das Ihr vor zwei Jahren in Euern Schutz genommen, wieder erkennen würdet!" „Nun Du weißt, wer ich bin, so gib mir auf meine Frage Bescheid: Möchtest Du meine Gattin werden, wenn ich um Dich anhielte? Ja, ich gestehe es, Du warst mir schon vor zwei Jahren lieb, und in diesen wenigen Augenblicken heute hast Du mein Herz ganz gewonnen, ich will Dich wie eine Heilige anbeten, an Deiner Seite will ich durch's stürmische Leben wandeln, mich selig preisen, im Bewußtsein, Dich mein nennen zu können," sprach Leon, die Hand der Jungfrau fassend und sie fest an seine Lippen drückend. Das Mädchen ließ es gewähren; jungfräuliche Scham und inniges Entzücken kämpften in ihrer reinen Brust, kaum vermochte sie die Worte zu lispeln: „Aber Herr, ich bin eine Jüdin!" „Holdes Kind," fuhr der stürmische

Freier fort, „fürchte diese Scheidewand nicht, sie verschwindet vor dem Zauber allmächtiger Liebe. Ein Wort aus Deinem Munde vernichtet jedes Hinderniß.“ In diesem Augenblicke klirrte in den vordern Zimmern eine auf den Boden geworfene Schale, ein vielstimmiges oft wiederholtes „Maseltob“ erschallte darauf, Dina's Antlitz erblaßte, schnell entzog sie ihre Hand dem Arzte, ihr schwarzes Auge füllte sich mit Thränen und bebend flüsterte sie: „Hört Ihr's nicht? die Schale ist gebrochen, mein Los ist entschieden, ich bin die Verlobte eines Andern!“ Jetzt erschien der Rabbi im Gemach, ließ die neue Braut den Zipfel seines Mantels, „Maseltob“ wünschend, fassen, diesem folgte der Bräutigam und überreichte der Verlobten ein Kästchen mit Goldmünzen gefüllt als Brautgeschenk, dann kamen Vater und Mutter des Bräutigams mit ansehnlichen Geschenken und küßten die künftige Schwiegertochter; endlich stürmten die übrigen Gäste herein, jeder mit einer Gabe und Maseltobwünschen Salums Tochter war betäubt. Sie hörte weder den lustigen Sang des Chasans, noch die witzigen Stegreifreime des Schalksnarren, ihre Seele schien abwesend und mit ganz andern Gedanken beschäftigt zu sein. Ihr Auge haftete bald auf dem Bräutigam, bald auf dem neuen Anbeter, und welch ein Kontrast zeigte sich da! Hier stand ein Mann in der Fülle seiner Kraft, das Haupt majestätisch stolz auf dem Nacken wiegend. Aus dem schwarzen Auge leuchtete Sanftmuth und Liebe, von der hohen freien Stirne glänzte männliche Würde und kühne Entschlossenheit. Die hochgewölbte Brust und die im schönsten Ebenmaße geformte Schulter waren von einem Sammtwamms eng eingeschlossen, an die Schenkel schmiegten sich die knappen Beinkleider von elastischem Wollstoffe, Halbstiefel mit rothem Sammt ausgeschlagen und goldbordirt umgaben den schön gebildeten Fuß. Ein breites Schwert hing an einem Gürtel um den schlanken Leib, und der dunkelbraune Krausbart um das Kinn, so wie die langen geringelten Kopfhaare, gescheitelt und über den Nacken herabwallend, vollendeten das Bild männlicher Schönheit — und neben dieser Gestalt die stümperhafte regellos zusammengefügte Fleisch- und Knochenmasse, die widerwärtige Figur Izzigs. In den vordern Zimmern ward es jetzt immer lebhafter, die Tische wurden gedeckt, es klangen die Kannen, es klirrte das Eßgeschirr, das Hausgesinde rannte eilfertig hin und her; der eigens bestellte sogenannte „Server“ oder Tafeldecker ordnete die Sitze, und die Gäste setzten sich dem Rang nach um die

Tafel, nachdem Jeder bei der sprudelnden Gießkanne die Hände gewaschen. Leon konnte nicht länger bleiben, ein mächtiger Kampf wüthete in seinem Busen, er liebte die Tochter Salums mit aller Leidenschaft eines jungen Mannes, und vermochte den Gedanken nicht zu denken, daß dieser Engel einer solchen Kreatur, wie der junge Klebler war, gehören sollte. Sein früher munteres Wesen war dahin, auf dem sonst freundlichen Antlitze lagerte sich Mißmuth und Verdruß, er nahm von dem Hauswirthe kurzen Abschied und entfernte sich schnell. Mitternacht war nahe, als Leon in seine Wohnung zurückkam. Welche ungewohnten Empfindungen wogten in seiner aufgeregten Brust! Vergebens suchte er den Schlaf; unabläßig verfolgte ihn das Bild der schönen Dina, immer und immer sah er ihr sanftes Auge, ihre zum Kusse lockende Rosenlippe, ihr herzbezwingendes Lächeln. „Ich muß das Mädchen besitzen," sagte er heftig auf- und abschreitend, „und sollte ich mir's mit meinem Blute erkaufen. Aber wie? wenn Dich Dina nicht liebte? Sie ist die Verlobte eines Andern! Ha, vernichten will ich dieses Ungethüm, bevor es den reinen Engel mit seiner Umarmung entwürdigt. Aber wohin bin ich gerathen! Leon, sei nicht ungerecht! Handle männlich! Hat nicht dieser Mensch gerechtere Ansprüche auf das Mädchen? Ist es denn entschieden, daß Dich die Tochter Salums liebt? Gut! Ich will das Herz Dina's beobachten, ehe ich der Stimme meiner Liebe folge und mich ganz erkläre!" Es war das erste Mal, daß sich unser verliebter Doctor allein und fremd unter Fremden fühlte; wie sehr sehnte er sich einem theilnehmenden Freunde sein volles Herz auszuschütten; doch als Ausländer konnte er auf keine Freundschaft rechnen, und der Einzige, der ihn liebte, war sein Gönner und Herr. Erst gegen Morgen warf er sich aufs Lager, wo bald ein sanfter Schlaf den Sturm seiner Seele beruhigte. Die Sonnenstrahlen sahen durch die Fensterscheiben, als Leon erwachte. Schnell warf er sich in die Kleider, um den Morgenbesuch bei seinem Herrn zu machen. Da trat sein Diener in das Zimmer und überreichte ihm ein zierliches Kästchen von feinpolirtem Ebenholze mit den Worten: „Ein Mann hat am frühesten Morgen mir dies mit der Weisung übergeben, es Euch beim Erwachen sogleich einzuhändigen." Der Doctor erbrach hastig das Siegel, öffnete das Kästchen und siehe, es war mit Goldstücken angefüllt, worunter sich ein kostbarer Diamantring an einem zusammengerollten Papier vorfand. Er entfaltete neugierig

das Blatt und las: „Nehmet dieses kleine Geschenk als einen Beweis unserer Erkenntlichkeit. Solltet Ihr einst irgend eines Dienstes bedürfen, so bin ich zu jeder Minute bereit.“ Leon zweifelte gar nicht, daß der erkenntliche Salum der Geber sei, und nahm sich vor, dem Juden wenigstens die Goldstücke wieder zurückzustellen; denn sein stolzes Herz sträubte sich dagegen, sich seine Gutthaten mit Gold bezahlen zu lassen. Mit diesem Vorsatz eilte er zu seinem Herrn.

II.

In der Zeit, in welcher unsere Erzählung handelt, herrschten in Böhmen große Unruhen. König Johann, der die meiste Zeit in seinem Luxemburg in Saus und Braus verlebte sich, kümmerte um seine böhmischen Unterthanen sehr wenig, und überließ die Regierung des Landes solchen Menschen, die ihren Vortheil vor Augen hatten und, anstatt die Ruhe herzustellen, ihre Störung vielmehr durch Ränke und gewaltige Erpressungen verursachten. Ein solcher Landesverweser war Heinrich Lipa. Dieser drückte das Volk mit Steuern und Abgaben dergestalt, daß fast das ganze Land in Aufruhr kam und sich beim König beschwerte, der dann den tyrannischen Lipa seiner Würde entsetzte und an seiner Stelle den frommen, gerechten Peter, Erzbischof zu Mainz, zum Statthalter des Königreichs erwählte. Mit dieser Wahl waren aber wenig Böhmen zufrieden, besonders hatte sie den Unwillen des Adels erregt, der sich niemals unter die Herrschaft eines Ausländers fügen wollte. Man legte allen Anordnungen des neuen Statthalters und seinen zweckmäßigsten Anstalten Hindernisse in den Weg, und der edle tugendhafte Peter konnte bei all seiner Sanftmuth, Rechtlichkeit und Weisheit dennoch nicht die Herzen der Böhmen gewinnen. Die meisten Bürger Prags und die der Provinzstädte verlangten, der König möchte im Lande bleiben, oder die Regierung seiner Gemahlin Elisabeth, dem letzten Sprossen des verehrten Přemysliden-Stammes, überlassen. Dieser Meinung waren auch einige vom Adel; doch der stolze, herrschsüchtige Lipa mit seinem Anhange widersetzte sich dem Ansinnen, von einem Weibe beherrscht zu werden; sie verlangten einen Statthalter aus ihrer Mitte, und so waren Bürger gegen Bürger, Adel gegen Adel in immer-

währendem Zwist und Hader; eine Partei suchte der andern wo möglich zu schaden, in den Gasthäusern ward gestritten und gerauft ohne Unterlaß, und fast jeden Tag gab's blutige Auftritte. Prag war der eigentliche Tummelplatz dieser politischen Zänkereien. Abenteuersuchende Ritter und anders müßige Gesindel benutzten diese Unruhen, kamen von allen Gegenden herbei, um hier, wo sie den Arm der Gerechtigkeit wenig zu fürchten hatten, ihre Streiche ungestört ausführen zu können. Sie wurden auch bald von dieser, bald von der andern Partei unterstützt und zu schändlichen Zwecken verwendet; so hatten Meuterei, Raub und Mord ihre Höhle zwischen den stolzen Palästen der Großen, und in Libussa's weltberühmter Stadt wimmelte es von Landstreichern, Gaunern und Mordbrennern. Von all den Gräuelthaten, die um diese Zeit geschahen, machte nur eine Art großes Aufsehen, nämlich der häufige Kirchenraub, sowohl in der Stadt als auf dem Lande. Fast jede Nacht wurden einige Kirchen ausgeleert, und man konnte trotz der weisen Vorkehrungen des Erzbischofs die Verbrecher nicht ertappen. Die Ohnmächtigkeit der Sicherheitsorgane erregte bei den Bürgern den Verdacht, als wäre der Statthalter und der König mit den Kirchenräubern im Einverständniß, um auf diesem Wege alle Schätze aus dem Lande zu schaffen. Heinrich von der Lipa mit seinen Freunden suchten ganz natürlich diesen Verdacht bei den Pragern zu erhalten. Das gemeine Volk aber meinte, diese nächtlichen Kirchenräuber könnten nur die Juden sein, welche damals, die Zeit benutzend, ungemein viel Reichthümer gesammelt hatten. Es wurden auch viele Juden angeklagt und eingezogen, jedoch wirkliche Beweise hatte man niemals auffinden können. Hajek, der böhmische Livius, beging gar oft den Fehler, daß er die Sagen des gemeinen Volks für erwiesene Thatsachen ausgab, und so wimmelte seine Chronik von Lastern und Greuelthaten, welche die Juden in Böhmen verübt haben sollten.

Der Erzbischof von Mainz schien heute nicht wie sonst heiter und freundlich. Eine finstere Wolke lagerte auf der ehrwürdigen Stirne des biedern Prälaten. Ehrfurchtsvoll erkundigte sich der Arzt nach dem Gesundheitsstande seines Gebieters. „Der Leib, lieber Freund, wäre wohl gesund; aber die Sorgen drücken meinen Geist nieder," erwiderte der Greis. „Glaube mir, Leon, das Regieren ist keine kleine Aufgabe, zumal in diesem Lande, wo das Volk stolz und halsstarrig, der König ein junger lebenslustiger Mann, den des Landes Wohl wenig kümmert. Da soll nun ich,

ein schwacher Greis, das Ruder lenken und den Staat aufrecht halten; doch ginge noch Alles, wenn wir nur Gold hätten. Der König verlangt schon wieder Gold für seine Luxemburger, die Krieger, die Beamten ihren Sold, die Königin hat bereits zweimal um ihr Ausgesetztes angesucht, und unsere Cassen werden von Tag zu Tag leerer. Der Bürger und Landmann klagt über Willkür und Druck des Adels, dazu treibt der hochmüthige Lipa sein Wesen im Lande, schmiedet Ränke, wirbt sich mit seinem früher gesammelten Vermögen gute Freunde, die ihm zu seinen stolzen Plänen behilflich sind; so muß die Gährung im Lande bald ausbrechen." Der ehrwürdige Greis schwieg und betrachtete aufmerksam den Leibarzt, der in Nachdenken versunken, den Blick auf den Boden geheftet, vor ihm stand. „Euer Geist scheint mit andern Dingen beschäftigt, als mit unsern Staatsangelegenheiten," nahm der Erzbischof wieder das Wort. „Verzeihet, gnädiger Herr! Ich dachte nur nach, wie dem Uebel abzuhelfen wäre. Die Großmuth Eurer Gnaden hat meine Sparbüchse gefüllt, ich habe einiges Vermögen als Zehrpfennig für das Alter erübrigt, dazu bekam ich noch heute ein namhaftes Geschenk von mehr denn hundert Goldstücken. Wenn die Beträge hinreichten, für den ersten Augenblick die Ordnung zu erhalten, so wäre ich —" „Nicht doch, lieber Leon," fiel der Statthalter rasch ein. „Ein Staat bedarf mehr, als ein Einzelner sich erspart. Ich kann von Eurem mühsam erworbenen Vermögen keinen Gebrauch machen, aber um so mehr rechne ich auf Euere Person selbst." „Sprecht, gnädiger Herr! womit kann ich meinem Gebieter und dem Staate dienen? ich bin zu Allem bereit," versetzte mit Feuer der Arzt. „So hört denn!" fuhr der Bischof fort. „Das meiste Gold befindet sich in den Händen unserer fleißigen, sparsamen, mitunter auch wuchernden Israeliten. Jene Staatspolitik, die Juden, nachdem sie im Lande Schätze gesammelt, gewaltsam zu plündern, wie es im Frankenlande oft geschehen, halte ich für schändlich und allen Rechten der Menschheit zuwider. Wenn aber ein oder mehrere reiche Männer dieses Volkes sich fänden, die dem Staate gegen Schuldschein und billige Zinsen einige hundert Mark Silber vorstreckten, so wäre dem Uebel abgeholfen. Zu diesem Geschäfte habe ich Euch gebrauchen wollen. Leon, Ihr seid mit diesem Volke bekannt, kennt ihre Schwächen und Tugenden, Euere Beredsamkeit, Euer einnehmendes Wesen wird sie geschmeidiger machen." Leon hörte aufmerksam des Erzbischofs Reden, und als dieser geendet, erwiderte

er: „Herr! es soll geholfen werden! Wie viel verlangt Ihr?“ „Zwei tausend Mark wäre hinreichend,“ war die Antwort. „Gut. Ich kenne einen reichen, ehrlichen Mann, an den will ich mich halten.“ —

Der erste Gang des Arztes war auf die Altstadt zu Salum, der ihn freudig empfing und alles aufbot, seinen werthen Gast nach Gebühr zu bewirthen. Dina war heute, wenn gleich nicht geschmückt, doch nicht minder reizend als vergangene Nacht. Sie saß im einfachen Hausgewande in einer Fenstervertiefung, mit weiblicher Handarbeit beschäftigt; die Hausmutter ging hin und her, die Wirthschaft zu besorgen. Nach einigen gleichgiltigen Gesprächen begann der Gast: „Lieber Salum, als Ihr mir gestern Euere Dienste angeboten, hätte ich nicht gedacht, daß ich sobald Eure Güte in Anspruch nehmen würde. Ja, staunt nur, ich bin gekommen, Euch an Euer gestriges Wort zu erinnern.“ „Gnädiger Herr! was Salum einmal ausgesprochen, wird er auch halten.“ „Daran zweifle ich nicht! Ihr habt Eure Erkenntlichkeit zur Genüge bewiesen, indem Ihr mir ein so bedeutendes Geschenk überschicktet. Lieber Salum, es ist zu viel für einen kleinen Dienst, der nichts als Pflicht war. Ich nehme den Ring zum Andenken, doch die Goldstücke bringe ich Euch zurück;“ so sagte Leon, indem er den Beutel vor sich hin auf den Tisch legte. „Guter Herr,“ bat Salum, „thut mir das nicht! nehmt hin, was ich leicht entbehren kann. Glaubt nicht, daß der Jude wirklich geizig ist und mit unlöslichen Banden an seinem Golde hängt; er ist haushälterisch, gibt keinen Pfennig gern überflüssig aus, doch zur Zeit, wo es nöthig, da hat Geld keinen Werth für ihn.“ „Aber laßt mich doch ausreden,“ fiel der Doctor ein. „Ich gebe Euch Euer Geld zurück, um weit mehr zu begehren.“ „Ja, wenn dies ist, so laßt hören.“ Darauf machte ihn Leon mit dem Verlangen des Statthalters bekannt und erklärte ihm deutlich den Zustand und die Verhältnisse des Landes. „Zwei tausend Mark? Viel, sehr viel für mich allein! Schuldschein!“ setzte er kopfschüttelnd hinzu, „der Schuldschein eines Staates in der Hand eines Juden nur ein schwaches Papier. Bei wem soll ich mein Recht suchen, wenn der Schuldner selbst der Richter ist? Doch Euch zu lieb will ich das Geschäft mit dem Statthalter eingehen, wenn ich noch Einige dazu bereden kann. Wie gesagt, für mich allein ist die Summe zu groß. Verweilet noch einige Zeit in meinem Hause, ich werde Euch bald Antwort bringen.“ Rabbi Salum nahm

hierauf sein Barett und seinen Stock und entfernte sich. Indessen unterhielt sich der Doctor mit der Tochter des Hauses. Diese war aber heute bei Weitem nicht so gesprächig als gestern. Sie horchte zwar auf Leon's Worte, erwiderte kurz dessen Fragen; doch jenes hingebende Vertrauen, das Er gestern an der Jungfrau wahrgenommen, konnte Er heute in ihrem Betragen nicht finden. Das Mädchen schien ihm zurückhaltend, ja mißtrauisch zu sein, und der sanfte Blick ihres himmlischen Auges, der ihm vor wenigen Stunden so wohlthuend begegnet, hatte sich in einen düstern, wehmuthsvollen umgewandelt. Leon schrieb diese Umwandlung Ihrem Brautstande zu. „Sie kann den widrigen Menschen unmöglich lieben," dachte er bei sich selbst, „und eine verlobte Braut kann immer noch das Weib eines Andern werden." Nach einer Stunde kam Salum zurück. Freude malte sich auf seinem Antlitz. „Gelobt sei der Herr Zebaoth! die Sache hat sich gut gemacht," sprach er lächelnd zu Leon. „Ihr könnt unserm gnädigen Statthalter die frohe Nachricht bringen, daß er noch heute die verlangte Summe erhält. Ich habe mit den Reichen und Wohlhabenden unserer Gemeinde gesprochen, Jeder ist bereit, so viel als möglich beizutragen." Mit inniger Freude vernahm dies der Arzt, dankte Salum, verbeugte sich vor Dina und wollte sich entfernen, aber der Hausherr faßte ihn beim Arm und drückte ihm den Beutel mit den Worten in die Hand: „Nehmet, Herr! Was wir Euch zu Liebe dem Staate thun, hat mit meiner Dankbarkeit und Eurem Edelsinn nichts gemein. Vergebt, daß ich, ein unwissender Jude, Euch belehre. Ihr seid ja hier ein Fremder, nur Eures Fürsten Diener. Die Huld der Vornehmen ist oft nichts als Traum. Ihr könnt einst das Gold noch brauchen, vielleicht zu einem edlen Zwecke, denn auch dazu braucht man oft Geld." Der Arzt fühlte sich von der Wahrheit des gutmüthigen Salums getroffen, nahm den Beutel, drückte des Gebers Hand mit Wärme und eilte davon. Noch an demselben Tage wurde das Geld dem Erzbischof übergeben und — die Ruhe war auf einige Zeit im Lande hergestellt. —

Von nun an war Leon fast täglicher Gast bei Salum, und je öfter er ins Haus kam, um so mehr entfaltete sich ihm Dina's Lieblichkeit, um so höher wuchs seine Neigung, die endlich zur Leidenschaft wurde. Mit unwiderstehlicher Gewalt fühlte er sich zu der schönen Jüdin hingezogen, es war ihm, als sei sein Leben mit dem ihrigen verschmolzen, und seine Seele nur ein Theil der

ihrigen. Dina blieb sich hingegen in ihrem Benehmen immer gleich. Sie verehrte den Mann, der ihr selbst und ihrem Vater zur Zeit der Noth einen mächtigen Dienst geleistet, wie einen schützenden Genius, aber sie betrachtete ihn zugleich wie einen vornehmen Herrn, der sich bloß aus Güte zu ihr herablasse, und niemals nahm sie die schmeichelnden Worte des beredten Doctors für Wahrheit. Ihr Auge und Ohr lauschte mit Wohlgefallen auf den Klang seiner Laute und seine süßen Liebeslieder, und ihr reines Herz fühlte himmlisches Entzücken, wenn der kraftvolle feuerige Mann ihr die Freuden reiner Liebe schilderte; wie der Strahl der Frühlingssonne in die schlummernden Keime frisches Leben haucht, so weckten seine glühenden Seelenergüsse nie gefühlte Regungen in ihrer Brust. So oft er aber von Verbindung und Ehe sprach, schüttelte sie bedächtig das niedliche Köpfchen und erwiderte: „Verlangt, Herr, nicht das Unmögliche, ich bin eine Tochter Israels, die erklärte Braut eines Andern, und kann nie Euer Weib werden."

So verstrichen mehrere Wochen und Leon war in seiner Liebesangelegenheit um keinen Schritt weiter gekommen. Im Gegentheil! Es schien ihm, als werde das Mädchen immer kälter und vermeide absichtlich mit ihm allein zu sein. Oft mußte er es zum Verdrusse mit ansehen, wie zuvorkommend und liebreich Dina ihrem abgeschmackten Spons begegnete, wie sie dessen Zärtlichkeiten gern annahm und nicht selten züchtig erwiderte. Schon wollte Leon verzweifeln und den Vorsatz, das Mädchen zu gewinnen, aufgeben. Seine Besuche wurden seltener und wenn er kam, blieb er nicht lange. Warum sollte Dina eine Ausnahme sein? dachte er, sie ist allen Töchtern Israels gleich. Gold ist die einzige Männertugend in ihren Augen! Ich will meine Leidenschaft bekämpfen. Doch ein unvermuthetes Abenteuer änderte seinen Vorsatz. — Vor Zeiten war das sogenannte Purim- oder Hamanfest mehr als heutzutage gewürdigt und von den Juden aufs Glänzendste gefeiert. Die Verfolgungen und Schreckensscenen der Gegenwart hatten ihnen die Vertilgungs-Edicte des böswilligen Haman zu sehr in Erinnerung erhalten, so daß jeder sich glücklich pries, wenn er den 14. Adar friedlich im Familienkreise zubringen konnte. Der Purimtag war ein Tag allgemeiner Freude, an diesem durfte kein Jude trauern. Der grämliche Rabbi, der durchs ganze Jahr über dem Talmud brütete, sich um die Welt und sämmtliche Menschen darin nicht kümmernd, am Purim legte er seine theuern

Manuscripte auseinander, öffnete die Stube und das verschlossene Herz der Freude. Lustige Masken, von lärmender Musik begleitet, zogen bei ihm den ganzen Tag aus und ein, an Würfelspiel und anderm Zeitvertreibe nahm er heute theil. Selbst der finstere Chaßid, der sich von Sabbath zu Sabbath mit Fasten kasteiete, in Gebeten und Betrachtungen den größten Theil seines Daseins verbrachte, am Purim heiterte sich sein faltenreiches Gesicht, der Sohar ward zugeschlagen und der fromme Sonderling lachte und scherzte wie ein Lebemann. In den Häusern der Reichen gab's große, stark besetzte Tafeln, wozu arme Verwandte eingeladen wurden, werthvolle Geschenke schickte ein Nachbar dem andern, und in den Gassen wimmelte es von komischen Masken und muthwilligen Gesellen. Doch war die Lustbarkeit des Tages nur ein Vorspiel der Freuden der folgenden Nacht. Da wurden die Zimmer erleuchtet, Lustern und Lampen goßen ein Lichtmeer in die erwärmten traulichen Wohnungen, die Tische waren mit allerhand Bäckereien und Leckerbissen besetzt, wobei ein abgesottener, mit rothen Bändern verzierter Kalbskopf als Sinnbild des verruchten Hamanskopfs besonders paradirte. Wein und andere Getränke flossen in Menge. Die Häuser blieben in dieser Nacht immer offen. Gäste kamen und gingen, Maskenzüge, Scenen aus der jüdischen Nationalgeschichte darstellend, zogen von Haus zu Haus, von jüdischen Musikanten begleitet, die hierbei Proben ihrer Geschicklichkeit ablegten. Jünglinge und Mädchen führten Tänze und Schäferspiele auf, und dieses Treiben dauerte fast die ganze Nacht. Der vornehme Hausherr saß an seinem Tische oben an, eine große Schüssel mit kleinen Münzen vor sich und einen Beutel mit größeren Münzen zur Seite, die er freudig lächelnd unter die Gäste nach dem Verhältnisse ihrer Witze oder zwerchfellerschütternden Späße austheilte. Essen und Trank war in dieser Nacht frei. Jeder durfte ohne Scheu nehmen was ihm am besten mundete, die Scheidewand zwischen Herr und Diener war gefallen, der Patron scherzte mit dem einfältigen Knechte, die vorwitzige Magd neckte ihre strenge Gebieterin. Der Becher kreiste fröhlich, Flaschen wurden geleert, Kinder, Greise, junge und alte Männer, Weiber, alles war heute dem Gott des Trinkens verfallen; denn so lautet auch die talmudische Vorschrift: Trinke bis du im Rausche zwischen: Gesegnet sei Mordechai und verflucht sei Haman keinen Unterschied zu machen weißt! Auch erzählt der Talmud neckische Geschichten von berauschten Rabbis, die einander im Uebermaß

der Freude die Köpfe abschnitten, zum Glück aber durch die Macht der Kabala wieder anwachsen machten (Trakt. Megilla). In dieser Purimnacht hatte Leon den sonderbaren Einfall, das Haus des Salum in Maske zu besuchen. Vielleicht wollte er die geliebte Dina beobachten, ihr Herz erforschen, vielleicht war's blos Laune, wie denn oft der vernünftigste Mann schwache Momente hat, wo er eine Thorheit begeht; genug, er kleidete sich in die damalige Tracht eines jüdischen Heiratscandidaten, und, um den Scherz zu erhöhen, ganz so, wie Izzig am Tage der Verlobung gekleidet war. Eine Karrikaturlarve vor dem Gesichte mischte er sich unter einen Trupp anderer Masken und trat in die Wohnung Salums. Da er die Verhältnisse des Hauses gut kannte und den jüdischen Dialect nachzuahmen verstand, war es ihm leicht, unter die versammelten Gäste einige Witze zu streuen und dadurch ihre Neugierde zu reizen. Am meisten erfüllte die frappante Aehnlichkeit mit Izzig Klebler die Anwesenden mit Verwunderung, und der Doctor, der sich in seiner Mummerei gefiel, unterließ es nicht, auch die Geberden und Eigenheiten Kleblers anzunehmen. Man rieth hin und her, wer diese neckische Maske sein möge und lachte von Herzen. Auch Dina ließ sich mit ihm ins Gespräch ein und sie suchte durch Widerspruch des Unbekannten Redseligkeit zu reizen. Ihr Scharfblick hatte bald im zärtlichen Händedruck, im schmelzenden Ton der Stimme und im dunkeln Feuer der durch die Larve funkelnden Augen den Doctor erkannt. „Ach Ihr seid es, Herr? Es gefällt Euch mit der armen Dina Scherz zu treiben! Das thut wehe, Herr!" flüsterte das Mädchen dem Doctor zu und entfernte sich aus dem Zimmer. Leon fühlte sich beschämt, er sah ein, wie unzart er gehandelt und verließ augenblicklich das Haus. Die Luft war feucht und neblig, nur spärlich durch den dichten Wolkenschleier beleuchtete der Mond die Gassen, die noch immer von herumziehenden Masken belebt waren. Kaum hatte der Doctor einige Schritte vorwärts gethan, ward er von einem Weibe, das sich ihm in den Weg stellte, aufgehalten: „Ihr sollt sogleich zu uns kommen, Izzig. Mein Mann liegt schwer krank, ein Häscher hat ihn in die Lenden gestochen," sprach das Weib so leise, als fürchtete sie von jemand Andern gehört zu werden. „Wer ist Dein Mann, wo wohnt Ihr?" fragte Leon mit verstellter Stimme. „Ei, ei! Ihr seid heute wunderlich! Wie oft seid Ihr schon bei uns gewesen. Noch keine acht Tage sind's, als Ihr die goldenen Borden von dem Meßgewande abgeholt, und

heute thut Ihr so? Fürchtet nichts und kommt mit, denn die Wunde ist gefährlich." Dem Arzt schien das Ganze verdächtig, er ahnte, daß irgend eine Schurkerei dahinter stecke und nahm sich vor, seine Rolle als Izzig Klebler fortzuspielen. „Gehe voran, ich werde Dir folgen," sprach er, und das Weib führte ihn durch mehrere abgelegene Gassen bis in die Gegend des Moldauufers. Hier blieb sie bei einem niedrigen Häuschen stehen und sprach: „Gehet nur hinein, ich muß noch anderswohin eilen, dem Pawel die Geschichte melden und die versprengten Kameraden aufsuchen." Das Weib eilte davon und Leon trat nicht ohne Grauen in das Häuschen, das eher einer Mördergrube, als einer Menschenwohnung ähnlich sah. Die ziemlich große Stube ward von einem düstern Kaminfeuer nur schwach beleuchtet und noch schwächer erwärmt, die Wände waren rußig, die kleinen Fenster fast ganz verklebt, die Tragbalken des Gesimses verfault, durch die Ritzen des Daches tropfte der zerfließende Schnee, und das Innere war fast ganz von Hausgeräth entblößt. Auf einem armseligen Strohlager wimmerte ein Mann und stieß von Zeit zu Zeit Flüche und Verwünschungen aus. Er schien den Angekommenen gar nicht zu bemerken und in Fieberhitze zu reden. Leon horchte den verworrenen Reden eine Weile zu: „Verfluchter Hund! Willst Du nicht kommen? Was? sollen wir für Dich Kirchen plündern und unser Leben daran setzen, während Du Possen treibst? Aufs Rad sollst Du mir, Izzig Klebler." Leon nahte sich schauernd dem Lager und sprach, Klebler's Stimme annehmend: „Da bin ich ja! Was verlangt Ihr denn?" Der Mann schlug die Augen auf. „Daß Dich der Teufel in den Höllenpfuhl schleudere und deine verfluchte Seele mit aller Höllenpein martere," entgegnete er mit schwacher Stimme. „Warum flucht ihr mir, sagt, was ist euch widerfahren?" fragte Leon. „Was geschehen ist? Siehst Du wenn nicht, daß ich in Blut schwimme? Laß mir geschwind einen geschickten Bader holen, dem man sich anvertrauen kann! Mir fehlt's an Geld! Der Teufel hat uns das Spiel verdorben. Weißt ja, es war heute auf die St. Markuskirche abgesehen. Alles ging prächtig, wir waren ihrer drei in der Sakristei versteckt, die Andern sollten kommen und das Hinterpförtchen öffnen. Schon hatten wir Monstranz und Kelch sammt silbernen Leuchtern zusammengepackt, als das besagte Pförtchen aufgeriegelt ward, doch schien mir's gleich etwas zu früh. Seid ihr's, Kameraden? fragte ich. Ja, ja, wir sind's, war die Antwort, und im Nu waren wir von einem Haufen

Söldner umringt. Meine zwei Gesellen, vorsichtiger als ich, waren, von der Dunkelheit begünstigt, glücklich bis zur Kuppel gekommen und wahrscheinlich durch eine Oeffnung entwischt. Ich aber, der zu weit vorgedrungen, sah keine andere Rettung, als mich mit Gewalt durchzuschlagen. Vertrauend auf Dein Amulet entriß ich dem Nächsten die Hellebarde, schleuderte die Söldner rechts und links und erreichte glücklich den Ausgang. Ich floh was ich konnte bis zur Moldau, hinter mir drein die Häscher, denen ich nur dadurch entging, daß ich mich in den Strom stürzte. Ich schwamm eine Strecke unter dem Wasser und nahm dann die Richtung nach dem andern Ufer. Aber Dein sogenannter Talisman besitzt nicht viel Wunderkraft; Du versicherst mich, er mache hieb- und stichfest, und doch hatte das spitzige Eisen eines Söldners mir den Schenkel durchbohrt. Da nimm Deinen trügerischen Talisman wieder zurück, er hilft eben so viel als die Salbe der alten Zigeuner von Podol." Dies sagend warf er ein auf Pergament geschriebenes Amulet, welches die Juden an die Pfosten der Thüren annageln, dem erstaunten Leon zu, und sank, vom vielen Reden erschöpft, ohnmächtig auf's Lager zurück. Durch die Bewegung ward die Wunde wieder aufgerissen, und ein neuer Blutstrom quoll hervor. Leon vergaß seine Rolle und eilte, als Arzt die Wunde, so viel es sich thun ließ, zu verbinden und den Ohnmächtigen wieder in's Leben zurückzurufen. „Ich gehe jetzt einen Arzt zu holen, haltet Euch nur ruhig, damit der Verband nicht verschoben werde, die Wunde wird bald heilen," sprach Leon, nachdem der Verletzte wieder zu sich gekommen. „Fahre zur Hölle, spitzbübischer Jude, laß einen Barbier kommen, der nicht plaudert, vergiß auch nicht einen Beutel mit Groschen zu schicken," erwiderte Waclaw Rybar.

Leon hatte genug erfahren. Ihm graute, länger in der Wohnung des Verbrechers zu weilen und nachdem er dem Kranken einige Silberstücke in die Hand gedrückt, verließ er eiligst das unheimliche Raubnest. — Ein schwerer Kampf war es, der jetzt in Leon's Brust vorging. Sollte er als redlicher Mann seine Entdeckung der Behörde anzeigen, Salum und die geliebte Dina der Schande und dem Verderben Preis geben, oder sollte er das Schändliche verschweigen und die Entdeckung dem wachenden Auge der bürgerlichen Gerichte überlassen? Die Liebe verlangte Stillschweigen, die Pflicht gebot zu reden. Gern hätte er dem Gerichte die Verbrecher überliefert, wenn er nur die unschuldige Familie Salums retten konnte. Das Verbrechen des Eidams hätte aber

auch den Schwäher mit ins Verderben gerissen. Da schlug seine Ueberlegung den Mittelweg ein. Erst sollte das Bündniß zwischen Salum und Klebler gelöst werden, dann die Gerechtigkeit ihr Opfer hinnehmen. Diese Vorstellung that dem liebenden Manne wohl, er dachte sich die schöne Dina frei und die Hoffnung, sie zu besitzen, lebte in seinem Herzen wieder auf. Unter diesen Betrachtungen kam er zum zweiten Male vor die Wohnung Salums, in welcher es noch lebhaft zuging. Er trat vermummt wie früher unter die fröhlichen Zecher. „Izzigs Ebenbild ist schon wieder da!" schrien die Gäste und sammelten sich um die Maske; diese aber verlangte bloß mit dem Hausherrn im Geheimen zu reden und Salum führte sie in ein besonderes Gemach. „Salum," begann hier Leon, „trachtet so schnell als möglich das Verhältniß zwischen Euch und dem Klebler aufzulösen, denn ich schwöre Euch bei dem Allmächtigen, dem die tiefsten Geheimnisse nicht verborgen sind, des Keblers unvermeidlicher Sturz ist nahe und wenn Ihr euch nicht bald von ihm lossagt, reißt er auch euch mit in den Abgrund." Leon sprach dies mit so viel Ernst und Nachdruck, daß es der Jude unmöglich für einen Purimspaß halten konnte und erschrocken erwiderte Salum: „Was kann dem Klebler widerfahren? er ist ein steinreicher und grundehrlicher Mann." „Reich mag er sein, doch von Redlichkeit ist keine Spur an ihm, denn wisset, dieser Klebler, Euer Eidam, ist ein Geselle der Kirchenräuber und Wegelagerer!" „Um Gotteswillen, was sprecht ihr da? Welche Beweise könnt Ihr mir geben, daß Eure Aussage nicht Verleumdung ist? Jeder Mensch hat seine Feinde." „Ich habe Euch bei dem höchsten Wesen geschworen, euer Eidam ist ein niederträchtiger Mensch. Laßt Ihn rufen, nennt ihm die St. Markuskirche, den Namen Waclaw Rybar, und zeigt ihm dieses Pergament, das er als ein schützendes Amulet dem Spießgesellen gegeben." Mit diesen Worten überreichte er das Stück Pergament dem fast zur Bildsäule erstarrten Juden und entfernte sich rasch aus dem Hause.

Wie ein Blitzstrahl hatten diese Reden den gutmüthigen Salum erschüttert, er konnte lange nicht zu sich kommen und stand wie vernichtet da, bis ihn die Gattin aus seiner Betäubung weckte. „Was ist geschehen," fragte sie mit Besorgniß, „wer war die sonderbare Maske und was hat sie Dir gesagt?" „O viel, sehr viel, Weib!" erwiderte Salum, trat zur Thüre und rief seinen Eidam und dessen Vater, die in dem andern Zimmer waren,

zu sich. „R. Chaim," begann Salum mit erzwungener Ruhe, „ich habe wichtige Dinge mit Euch zu reden. Die Welt zweifelt an Eurer Redlichkeit, und heute hat mich jemand versichert, Ihr seid nicht auf redlichem Wege zum Vermögen gekommen." „R. Salum, was denkt Ihr von mir? Wodurch habe ich solchen Verdacht in Eurem Herzen erregt? Oder scherzet Ihr vielleicht?" entgegnete der alte Klebler. „Nein, nein, ich bin von Scherz weit entfernt! Wirklich wahr! Mich hat jemand gewarnt vor Euch." „Vater," fiel der junge Klebler lachend ein, „siehst Du denn nicht, daß der Purimtrank meinem Schwäher ein wenig in den Kopf gestiegen und ihm den Verstand verrückt?" „Schweig!" donnerte Salum aus der Fassung gebracht, „rede nicht früher, bis ich Dich frage! Ja, so ist's, R. Chaim," wandte er sich zu dem Alten. „Man spricht sonderbare Dinge von Eurem schnell erworbenen Reichthum. Ich wollte keinen Theil dabei haben!" Der alte Klebler schwieg. Izzig hingegen gerieth in Zorn und fragte: „Wer ist der Schurke, der uns etwas Unrechtes nachweisen kann!?" „Poche nicht so sehr auf Deine Ehrlichkeit," unterbrach ihn Salum, „ich könnte Dir Namen ins Ohr schreien, die Dich wie der Donner zerschmetterten!" „Nun, so laß hören; wie lauten diese Schreckensworte?" entgegnete trotzig der Schwiegersohn. „Kennst Du einen gewissen Waclaw Rybar?" Bei diesem Namen erblaßte der alte Klebler und begann am ganzen Leibe zu zittern; der junge aber lachte hell auf und sprach: „Der arme Kerl, was ist's mit ihm? er verdient öfters einen Kreuzer bei mir, weiter nichts. „Und die Kirchenplünderei ist auch nichts?" „He! will's da hinaus? Seht Schwäher, wenn wir zuweilen so einem Tropf einige Stück Silber abkaufen, so ist das ein gutes Werk, das Gott gefällt, denn die unbarmherzigen Gojim plündern auch unsere Schulen, die doch heilig sind." Länger konnte Salum nicht an sich halten. So ist es also doch wahr? Fort, niederträchtiger, abgefeimter Schurke!" rief er entrüstet. „Sorget, daß Ihr aus meinem Hause kommt, ehe ich Euch hinauswerfen lasse! Mein Gott! warum hast Du mir das zugeschickt? Geht, Hunde! Von diesem Augenblicke an soll jede Verbindung zwischen uns aufhören." Jetzt trat auch Dina in's Zimmer; der Vater faßte ihre Hand. „Kind, preise unsern Gott, der Dich aus den Händen der Verruchten erlöste." Das Mädchen sah verwundert bald den Vater, bald die Mutter an. „Ja, meine Tochter," fuhr Salum weiter fort, „von diesem Augenblicke bist Du frei und hörst auf, die Braut dieses elenden Menschen zu

heißen.“ „Kommt, laßt uns gehen, Vater! Der hohe Rabbi soll entscheiden, ob ein echter Bekenner des Gesetzes Wort und Handschlag seinen Glaubensgenossen wegen einer so unwichtigen Sache brechen dürfe!“ sprach der junge Klebler, indem er den ganz zerknirschten Vater gewaltsam fortzog. „Geht zu Scharsch und Asasel,“ rief der erzürnte Hausherr ihnen nach; dann wendete er sich an die anwesenden Verwandten. „Ihr staunt über die plötzliche Veränderung? Ich kann die Ursache Euch jetzt nicht sagen, mit der Zeit werdet Ihr einsehen, daß Salum recht gethan.“ Schweigend verloren sich die Gäste Einer nach dem Andern; in Salums Wohnung ward es still und die Fröhlichkeit des Purimfestes, die überall noch herrschte, hatte hier auf einmal geendet.

Am Morgen des nächsten Tages ward Salum zum Oberrabbi vors Gericht geladen, wo sich bereits die beiden Klebler befanden. Der Rabbi, ein ehrwürdiger Greis mit langem Silberbarte, saß in einem gepolsterten, etwas erhöhten Lehnstuhle und horchte mit ernster Miene auf die Anklage, die der junge Klebler gegen seinen ehemaligen Schwäher führte. „Was habt Ihr, Salum, dagegen zu erwidern?“ fragte der Rabbi, nachdem der Kläger geendet hatte. „Hoher Rabbi!“ entgegnete Salum, „nichts anderes, als daß ich früher in der Einbildung war, mit redlichen Söhnen Israels in Verwandtschaft zu treten, nun aber habe ich mich überzeugt, daß ich mit Niederträchtigen in Verbindung gestanden.“ „Womit könnt Ihr Eure Aussage beweisen? Die Klebler sind stets fromm und gottesfürchtig gewesen.“ „Wohl, der Schein hat auch mich betrogen; aber Gott sei gelobt dafür, daß er mir bald die Augen geöffnet.“ Hierauf erzählte er die Verbrechen des Klebler. Des Rabbi's Antlitz verdüsterte sich immer mehr und mehr, und als Salum zu Ende war, sprach der Greis mit Zorn: „Und Ihr, Chaim, wußtet um die Thaten Eures Sohnes und habt ihn auf dem Wege der Sünde gehen lassen?“ „Hoher Rabbi!“ nahm der alte Klebler demüthig das Wort, „ich wußte zwar, was mein Sohn unternahm, doch war mir unbekannt, daß sein Thun Sünde gegen Moses Gesetze sei. Er ist in der Thora und im Talmud wohlerfahren, dachte ich, er wird besser wissen, was recht oder unrecht ist, als ich, ein ungelehrter, einfältiger Mann. Mein Sohn hat mir oft bewiesen, daß es ein gottesfürchtiges Werk sei, der Gojim prunkvolle Bethäuser zu plündern und ihren Baaldienst zu stören.“ „Hast du das gethan, Izzig?“ fragte der Rabbi. „Woher hast Du diese falschen giftigen Lehren gesogen?“ „Hm! woher

anders als aus unsern heiligen Büchern," entgegnete grinsend der junge Klebler. „Du sollst ihre Altäre vernichten, ihre Haine umhauen, ihre Bildsäulen niederreißen," lautet das Gesetz, und ich halte es für ein verdienstliches Werk, wenn man den verfluchten Gojim einen Schaden zufügt und besonders wenn man sie in ihrem Götzendienste hindert." „Schweig, elender Heuchler, und entweihe mit Deiner Lästerzunge nicht das heilige Wort des Herrn!" zürnte der Rabbi. „Hast Du darum so viele Jahre das schriftliche und mündliche Gesetz durchforscht, um es zu Deinem Vortheil und niederträchtigem Eigennutze auslegen zu können? Wenn die Thora befiehlt, der Heiden thörichte, widersinnige und verderbliche Vielgötterei von der Erde zu vertilgen, so hat sie darunter den Gottesdienst der Christen, die auch an den ewigen Gott glauben, nicht verstanden auch nicht verstehen können, weil damals noch keine Christen waren, und wenn das Gesetz verlangt, der Heiden Altäre zu zerstören, so verbietet es zugleich: Laß dich das Silber und Gold daran nicht gelüsten. Du aber hast Dich bereichert mit dem, was Dir hätte ein Abscheu sein sollen." „Hoher Rabbi," sprach jetzt der alte Klebler, von den Worten des Rabbi zur Reue geführt, „sagt nur, was soll ich thun, um die Sünde rein zu waschen? Ich will ein Theil meines Vermögens zu frommen Werken hergeben." „Schweigt!" unterbrach ihn der fromme Greis, „meint Ihr, man kann solche Verbrechen mit Geld sühnen? Habt Ihr daran gedacht, daß durch solche That Gottes Name und das ganze Israel entweiht werde, daß, wenn man die Schurkerei entdeckt, das Leben unserer sämmtlichen Brüder in Gefahr stehe. Für Euer Verbrechen gibt's gar keine Sühnung, das ungerechte Gut könnt Ihr nicht zurückgeben und so müsset Ihr in Sünden zur Gruft fahren!" Und der Rabbi schwieg eine Weile und schien nachzudenken. Zitternd stand der reuige Chaim vor ihm und flehte mit thränenden Augen um Buße und Versöhnung. „Noch ist Euch zu helfen," nahm der Rabbi wieder das Wort: „Entsaget allen Euern gesammelten Schätzen, vertheilt sie unter die Armen der Christen und bleibet ein frommer, reuiger Sohn Israels." „Und was soll aus mir werden?" fragte hämisch lächelnd der junge Klebler, „gibt's für mich keinen Balsam, muß ich ewig ein Sünder bleiben?" „Auch dir kann vergeben werden, wenn Du mit wahrer Reue und zerknirschtem Herzen zu Gott wiederkehrst und die Buße, die ich Dir auferlege, vollständig ausübest. So höre denn: Ausgeschlossen sollst Du sein von jeder Gemeinschaft

mit Israel, kein Sohn des Glaubens soll Dir einen Genuß zukommen lassen, noch von Dir einen annehmen. Weder Trank noch Speise, weder Herberge noch Ruhestätte soll dir von einem Glaubensbruder gegeben werden. Die Thüren der Schulen seien für dich versperrt, es werde dein Name nie vor der Thora gelesen, kein Priester möge Segen über dich aussprechen. Arm wie ein Bettler sollst Du umherirren von Ort zu Ort, und fasten sollst Du zweimal der Woche den ganzen Tag. Ein harter Stein soll Dein Kopfpolster, eine Strohmatte deine Decke sein. Und wenn Du dieses durch volle zwölf Monde geduldet und ernstlich Dich gebessert hast, dann erst wollen wir Dich wieder in die Gemeinde Israels aufnehmen." „Rabbi, dein Urtheil ist fürchterlich," nahm hierauf Izzig das Wort, „es ist kaum zu ertragen; doch saget, wenn die Bußzeit vorüber sein wird, habe ich dann noch auf die Tochter dieses Mannes Anspruch? Bleibt Dina meine Braut?" „Elender, Verworfener!" fiel Salum zürnend ein, „Du wagst noch den Wunsch zu hegen, diesen reinen Engel an Dein boshaftes Herz zu drücken? Beim allmächtigen Gott Abrahams! eher würde ich dem Kinde einen Stein an den Hals hängen und es in die Gewässer der Moldau stürzen, als zugeben, daß sie Dein Weib werde." „Nun, so verachte ich euern ohnmächtigen Bann, Rabbi!" rief Izzig mit kreischender Stimme, aus seinen Augen funkelte es wie ein verderbender Blitzstrahl, auf dem widerwärtigen Gesichte wechselte Zorn und Rachgier, und das krampfhafte Zucken der Lippen, das Zusammenballen der Faust verrieth die furchtbare Aufregung seines Innern. „Gut!" fuhr er nach einer Weile fort, „Ihr habt mich aus Eurer Gemeinde ausgestoßen, so will ich auch weiter nicht zu Euch gehören. Aber Du, Salum, und die ganze Gemeinde, ihr sollt Ach und Weh schreien über mich!" Mit diesen Worten stürzte er wüthend aus dem Zimmer. „Izzig, mein Sohn! Gott steh mir bei, rette den Verirrten! Er hat nichts Gutes im Sinn!" rief der alte Klebler, dem Sohne nacheilend. Salum betrachtete schweigend den sinnenden Rabbi. Dieser schien seine Gedanken zu errathen und sprach in wehmüthiger Stimmung: „Ach, Viele sind wider uns, Herr! Viele trachten nach unserm Leben, aber Du, mein Gott, machst ihre bösen Anschläge zu nichte und fängst den Arglistigen in seiner eignen Schlinge. Sieh, Salum, dieser Mensch hat, ich weiß es, Böses im Sinn, aber laß uns auf den vertrauen, der sein Volk Israel so oft schon aus Gefahr und Drangsal gerettet." Salum verneigte sich ehr-

furchtsvoll, und gestärkt durch des Rabbi Trostworte kehrte er heim zu den Seinen.

Dina's Liebreize entfalteten sich jetzt von Tag zu Tag mehr, die frühere Befangenheit in Gegenwart des schönen Leon's verlor sich nach und nach, und die Hochachtung verwandelte sich in zärtlichste Neigung. Dem scharfsichtigen Arzte blieb es nicht lange verborgen, er sah sich von dem holdesten Mädchen wahrhaft geliebt und dies Bewußtsein machte ihn zum Glücklichsten der Erdbewohner. Doch sollte das liebende Paar die Wonne reiner Liebe nicht lange genießen; unbemerkt hatte sich eine verderbliche Wolke zusammengezogen, die alle ihre Wünsche und Hoffnungen mit einem Male zu vernichten drohte.

Nun kehren wir, lieber Leser, wieder einmal in die Wohnung der Witwe Ludmilla ein und horchen auf das Gespräch, das darin gehalten wird. Frau Dorka, eine fromme, gottergebene Nachbarin, hatte Ludmilla besucht, um mit ihr bei Beginn der Charwoche Andachtsübungen vorzunehmen. Hierbei entstand folgendes Gespräch zwischen beiden Weibern: „Wo habt ihr denn, Frau Ludmilla, Euern Knaben Heinrich? Ist er schon ganz gesund?" fragte Frau Dorka. „Gesund wie ein Fisch, Nachbarin. Er wollte sich nicht länger halten lassen, ich mußte ihn in die Judengasse erlauben, den guten Salum heimzusuchen." „Das hättet Ihr, Frau Ludmilla, nicht zugeben sollen, jetzt gar nicht; denn die Ostern sind nahe und es ist ganz gewiß, daß die Juden ihre Kuchen um diese Zeit mit Christenblut bestreichen." „Ei, ei! glaubt Ihr auch an solches Gerede? Mein seliger Vater hat uns immer ausgescholten, wenn wir Kinder dergleichen Dinge schwatzen. Er meinte, die Juden dürfen nicht einmal Thierblut, viel weniger Menschenblut genießen." „Sagt was ihr wollt, glaube es; mir hat ein gelehrter Mann gesagt, daß der Talmud den Juden ausdrücklich befiehlt, am Osterabend Christenblut zu trinken, und er erzählte mir viele grauenvolle Geschichten, die sich in andern Ländern zutrugen, wie Kinder auf einmal verschwunden sind, die man später mit abgeschnittenem Halse im Wasser oder in Kloaken gefunden." „Verleumdung! Der Jude hält seine Gebote strenger als wir, und ihm ward das Gesetz: du sollst nicht morden, früher noch als uns verkündigt. Und gar der gutherzige Salum, der für mich und meine Kinder in der Hungersnoth gesorgt, uns täglich mit Wohlthaten überschüttet und wie ein zärtlicher Vater behandelt, wie könnte der meinem Heinrich was Leides anthun?"

„Ihr seid in dieser Hinsicht, Frau Ludmilla, zu leichtgläubig; trauet nur der Güte eines Juden nicht! Die feine Geschmeidigkeit ihrer glatten Zunge gleicht dem schönen Silberglanz der Schlange. Thut ein Jude einem Christen wohl, so geschieht's gewiß in böser Absicht und ehe der Mensch sich's versieht, fühlt er den giftigen Stachel in seinem Herzen und ist ohne Rettung verloren, hier und dort." „Kenntet Ihr den guten Salum, Ihr würdet nicht so übel von den Juden denken, und wenn es auch wahr ist, daß alle Juden in die Hölle kommen, Salum findet gewiß ein Plätzchen im Himmel." „Hilft nichts, Jude bleibt immer Jude, er mag sich noch so gut stellen, im Herzen trägt er den grimmigsten Haß gegen uns. Ich fürchte, ihr werdet es einst bereuen, Wohlthaten aus der Hand eines Juden genommen zu haben." Bei diesen Worten erhob sich die plauderhafte Dorka, um wegzugehen, denn der Abend war bereits herangerückt. Frau Ludmilla begleitete sie eine Strecke, wobei sie von Zeit zu Zeit mit einiger Unruhe nach der Gegend schaute, wo ihr Heinrich herkommen mußte. So sehr Ludmilla die Juden vertheidigt hatte, konnte sie dennoch die Unruhe nicht beschwichtigen, welche ihr das lange Ausbleiben des Knaben verursachte.

Es ist etwas Schreckliches um die Vorurtheile, die wir in der Kindheit einsaugen; unzerstörbar graben sie sich in unser Herz ein, kein Vernunftschluß vermag sie zu vertilgen. Wenn auch Ludmilla von Salums edlem Sinn, seiner Herzensgüte genugsam überzeugt war, so konnte sie jetzt doch nicht den Gedanken los werden, ihr Kind sei vielleicht von den Juden geschlachtet, und je mehr der Abend heranbrach, um so ängstlicher wurde sie; endlich warf sie sich sogar vor dem Bildniß des Heilandes nieder und betete, der Erlöser möchte ihr Kind schützen vor jedem Unheil, besonders vor der Grausamkeit der Juden, wenn es wirklich in ihre Hände gerathen sollte. In der Stube wurde es immer dunkler, der Knabe kam nicht, der Mutter Angst stieg aufs Aeußerste; schon wollte sie die andern Kinder allein lassen und dem Knaben entgegen eilen, als sich leise die Thür öffnete und eine männliche Gestalt, dicht in einen Mantel gehüllt, hereintrat. In der Dunkelheit konnte man des Fremden Antlitz nicht erkennen; die Hausfrau fragte, wer er sei und was er begehre. „Was ich thu begehren?" entgegnete der Unbekannte mit kreischender Stimme. „Ich thu nichts begehren, Frau! Ich kam nur zu sehen, ob Euer Jüngelchen daheim ist oder nicht." „Um Christi willen, was liegt

Euch an meinem Kinde? Sagt, was ist geschehen?" fragte Ludmilla, von böser Ahnung erfüllt. „Was geschehen ist? — Nichts ist noch geschehen," erwiderte höhnischen Tones der Unbekannte, „wird aber bald geschehen, so Ihr nicht eilet!" — „Mensch! wer bist Du? Sei doch barmherzig, foltere nicht ein ängstliches Mutterherz, sag' was soll geschehen, wo ist mein Heinrich, weißt Du von ihm? Komm, führe mich! Ich beschwöre Dich, laß mich nicht länger verzweifeln," — sprach die Frau und faßte den Fremden bei der Hand, um ihn mit sich fortzuziehen, er machte sich aber los und sagte: „Wozu braucht Ihr mich? wißt ja den Weg zu Eurem Wohlthäter Salum — dort ist Euer Jüngelchen eingesperrt im Keller, um heute Nacht geschlachtet zu werden." — Ein Schrei des Entsetzens entfuhr Ludmilla's Brust und ohne weiter zu fragen, unbekümmert um die Kleinen, die sich um sie versammelt hatten, verließ sie die Wohnung und eilte hastigen Schrittes durch die Gassen der kleineren Stadt über die Brücke in das Quartier der Juden. — „Lauf nur, Du wirst ihn doch nicht mehr finden," murmelte der Unbekannte und rannte von dannen.

Wer vermag das Entsetzen zu schildern, das die Familie Salums ergriff, als Ludmilla verzweiflungsvoll in die Stube stürzte und schreiend ihr Kind verlangte. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Salum, gebt mir den Knaben zurück! Ich will stumm sein ich schwöre es beim Dreieinigen, will Euch nicht anklagen, gebt mir nur das Kind!" so rief sie und fiel halb ohnmächtig auf den Boden. — Salum nahete sich ihr und sprach mit besänftigendem Tone: „Liebe, gute Frau, beruhigt Euch, Euer Kind muß schon längst zu Hause sein." „Nein! er ist hier bei Euch im Keller eingesperrt, ihr wollt ihn schlachten, mir hat's ein Fremder hinterbracht," fiel Ludmilla ein. „Frau! womit hab' ich das verdient, daß Ihr mich einer solchen grausen That fähig haltet?" versetzte der Jude. Ich hätte nie gedacht, daß die Tochter des weisen und edeln Horamir auch von den Vorurtheilen des gemeinen Haufens befangen sei. Geliebt habe Ich euch und eure Kinder, als wäret ihr aus meinem Blut und Fleisch, und das ist der Dank meiner Liebe?" — „Ich erkenne ja, was ihr mir Gutes gethan, aber ach, mein Kind ist noch nicht zurück, und der Fremde hat mich versichert, sein Leben sei bedroht — führt mich in den Keller, laßt mich sehen ob es nicht dort ist," flehte Ludmilla. „Weib!" rief zürnend der bedrängte Salum, „Ihr seid von Wahnsinn ergriffen; denn unmöglich kann die gesunde Vernunft solche

Albernheiten sprechen. — Euer Sohn ist wohlbehalten aus meinem Hause gegangen und wenn ihm unterwegs ein Unglück zugestoßen, so wäre dies nicht meine, sondern Eure Schuld, indem Ihr ihn allein gehen ließet." Da wandte sich Ludmilla an die fern stehende erblaßte Dina: „Euer Vater ist hart, Ihr aber scheint mir sanft und gut, sprecht für mich, daß er mir mein Kind zurückgebe; was kann euch sein junges Blut nützen?" „Liebe, gute Frau," erwiderte Dina mit bebenden Lippen, „laßt Euch nur bescheiden, glaubt mir, euer Kind ist munter von hier gegangen, er hat sich vielleicht beim Spiel verspätet oder verirrt, und wenn Ihr jetzt heimkehrt, wir er Euch jauchzend entgegeneilen." — „So zeigt mir zuvor eure Stuben und Kammern und auch den Keller, dann will ich Euch glauben," bat die immer noch mißtrauische Ludmilla. — „Führt sie, wohin sie verlangt," befahl Salum, „denn wo einmal Verdacht und Mißtrauen sich eingenistet, da sind alle Vorstellungen vergeblich." Darauf ward die Frau in alle Zimmer wie auch in den Keller geführt und da nirgends eine Spur von ihrem Kinde zu finden war, ward sie ruhiger. Dina's liebreiches Zureden hatte Eingang in ihr Herz gefunden; sie bat um Verzeihung ihres Ungestüms und eilte schnell von dannen.

Aber in der Wohnung des Juden herrschte jetzt Furcht und Schrecken. Das Hausgesinde zitterte vor den Folgen, eingedenk der Beschuldigungen früherer Zeit. Salums Gattin weinte ohne Unterlaß und rief in Einem fort: „Daß sich's Gott erbarme — mir hat's geahnt, Deine Zuneigung zu dieser Gojim-Familie wird noch unser Verderben sein." — „Seid nicht verzagt, Kinder, Gott ist ja mit uns, sein Wille geschehe! Wer recht thut, hat nichts zu fürchten," tröstete Salum seine Hausleute. Doch schien es, als ob diese Trostworte dem frommen Manne nicht ganz von Herzen gingen, denn Kummer und Sorge lagerte sich auf seinem Gesichte und die Stirne furchte sich mehr als gewöhnlich. Bald hatte sich die Schreckensmähr unter den benachbarten Juden verbreitet, Jammer und Wehklagen erfüllte alle Wohnungen und die Aengstlichen packten ihre Habseligkeiten zusammen, um sie an geheimen Orten zu verwahren. Die Thüren wurden mit doppelter Vorsicht verriegelt, die Fensterläden geschlossen und Alles war aufs Aeußerste vorbereitet. Diese Furcht und Vorsicht war keineswegs unzeitig, denn ehe zwei Stunden vergingen, wurde Salums Haus von Söldnern umringt, das Innere der Wohnung durchstöbert, wobei die Schaarwächter zur Schadloshaltung für ihre Mühe das, was

ihnen am besten gefiel, mitnahmen, und obgleich man im ganzen Hause nicht das geringste den Verdacht Bestätigende gefunden hatte, wurde Salum und sein Hausgesinde als des Mordes verdächtig in Ketten geschlossen und mit fortgeschleppt, ohne auf die Seufzer und Thränen der Schuldlosen zu achten. Zum Glück geschah dies Alles zur Nachtzeit, wodurch der Auftritt der Aufmerksamkeit des gemeinen Volkes entging und Mord und Plünderung verhütet ward.

Die Ursache von Salums schneller Verhaftung war keine andere, als die: Ludmilla kam in ihre Wohnung zurück, der Knabe war nicht da, in der Angst eilte sie zur Nachbarin, diese ging sogleich zum Viertelsmeister, der es dem Hauptmann der Schaarwächter anzeigte, und dieser begab sich auf der Stelle mit seinen Trabanten nach der Wohnung der Juden.

Auf dem Pořic, welcher damals, weil er von lauter Deutschen bewohnt war, die „Stadt der Deutschen“ genannt ward, befand sich die berüchtigte Schenke der Frau Sabina, welche der Sammelplatz alles liederlichen und schlechten Volkes war und daher von jedem ordentlichen Bürger gescheut wurde. Aber deshalb blieb die Schenke doch nicht unbesucht, im Gegentheil herrschte in ihr mehr Leben und Lärm als in jedem andern Gasthause; denn hier hatten Gauner, Taschendiebe und anderes Gesindel, das sich um diese Zeit so zahlreich in Prag umhertrieb, ihr Hauptquartier, und jeder, der die Verfolgung der Häscher in der Stadt zu fürchten hatte, flüchtete sich nach dem mit besonderen Rechten und Freiheiten ausgestatteten Pořic, und war im Hause der Wirthin Sabina sicher und geborgen. So lebhaft es in Sabinens Schenke am Tage zuging, so still und ruhig war es doch darin zur Zeit der Nacht; denn Frau Sabina hielt sehr auf Ordnung. Es durfte kein Gast länger als die bestimmte Stunde bleiben, und wie die Glocke zehn geschlagen, ward nicht mehr eingeschenkt und die Zecher sahen sich gezwungen, von dannen zu gehen. Wehe dem, der sich gegen diese Hausordnung sträuben wollte, das kräftige deutsche Mannweib verstand es, den Friedenstörer im Zaum zu halten: wer sich nicht im Guten fügen wollte, ward mir nichts dir nichts zur Thür, hinausgeworfen. Auch heute war bereits die Schenke leer; nur ein Mann breitschulterig und mit glühendem Fleischgesichte, worauf Verworfenheit und Laster ihre Zeichen tief eingegraben, saß noch vor seinem Bierkruge und betrachtete schweigend die geschäftige Wirthin, welche die leeren Kannen scheuerte und sie

nach einander in den Schrank setzte. „Nun, Rybar, wie lange wollt Ihr noch da sitzen?“ fragte die Hauswirthin, nachdem ihr Geschäft zu Ende war. „Euer Kumpan scheint Euch vergessen zu haben.“ — „Daß ihn alle Donnerwetter tausend Klafter tief in die Erde schmetterten! Läßt mich der Hund so lange da sitzen!“ sagte Rybar und that einen kräftigen Schluck aus dem Kruge. „Aber Frau,“ setzte er in sanftem Tone hinzu, „daß ja dem Kinde kein Leid wiederfährt! hört Ihr? sonst — beim Cernabog — kräht auf Eurem Hause der rothe Hahn!“ — „Ei Du ausgepichtes Bierfaß!“ lachte die Wirthin, „seit wann regt sich in Deinem verstockten Herzen etwas von Mitleid? Hat der Lanzenstich dich so zahm gemacht und Dein längst todtes Gewissen wieder aufgeweckt?“ „Lacht immerhin; mein Entschluß steht fest — die letzte Gefahr und wunderbare Rettung hat mich auf einen bessern Weg geführt. Will mein Handwerk aufgeben und ein ordentliches Leben führen,“ versetzte der Gast und that abermals einen kräftigen Schluck. — „O, ich zweifle gar nicht an Eurer Besserung. Ihr wollt von jetzt an die Spitzbüberei nur im Kleinen betreiben, wobei es weniger Gefahr gibt, nicht wahr?“ — „I nu, der Mensch muß ja doch leben! Was liegt auch daran, einer reichen Frau den Schmuck vom Halse zu stehlen? dem stolzen Bürger die goldenen Knöpfe vom Rocke zu schneiden, dem wohlhabenden Krämer einige Sächelchen unter der Hand wegzuzaubern? Diese Leutchen werden dadurch nicht arm; aber mit den heiligen Kirchen und ihren Schätzen mag ich nichts mehr zu thun haben; rein sollen meine Hände von jetzt an von Kirchenraub bleiben!“ — „Du gute ehrliche Haut! sag, welchem Priester hast Du die Last Deiner zahllosen Schurkereien anvertraut? möchte selbst zum Seelenrath, dem frommen Diener der Kirche, von dem man für solche Sünden die Absolution erhalten kann.“ — „Wer sagt Euch, daß ich einem Priester gebeichtet? Ich bin von selbst zur Einsicht gekommen, daß man mit der Kirche keinen Muthwillen treiben soll; das sag' ich!“ — „Gut, ich habe nichts gegen euern frommen Sinn, allein erklärt mir das Räthsel, warum der Knabe hier versteckt bleiben soll?“ — „Laßt Euch bescheiden: der Knabe ist verschwunden und wird gesucht werden, natürlich kommen die Juden in Verdacht; versteht Ihr mich jetzt?“ — „Jetzt noch weniger als vorher. Was sollen die Juden mit dem gestohlenen Christenkinde haben?“ — „Ei, Frau Sabina, Ihr seid heute ganz verwirrt. Muß Euch die ganze Geschichte erzählen: Heute Abend kommt der schuftige

Izzig in meine Stube, den Knaben an der Hand, ruft mich auf die Seite und spricht: Rybar, wollt Ihr zwei Schock Groschen verdienen? — O ja, recht gern, antwortete ich. — Nun, so schneidet mir dem Kleinen die Gurgel ab! sagt der Lump. Da erbarmte mich der schöne Junge und ich nahm mir vor, ihn zu retten und den blutdürstigen Izzig anzuführen. Lehnte ich die That ab, so würde der Schuft vielleicht seine Feigheit überwunden und das Kind mit eigner Hand getödtet haben. Ich willigte daher lieber ein und bestellte ihn hierher, die verlangte Flasche mit dem Kinderblut abzuholen." — „So ist's denn doch wahr, daß die Juden in der Osterzeit nach Christenblut verlangen?" fragte erstaunt die Wirthin. — „Seid doch nicht so kindisch, die Albernheit zu glauben. Das Ganze geschieht aus Rache. Sie haben dem Izzig die Kalle weggeschachert, das thut dem Lumpenhund so weh, daß er sich vornahm, der Altschuler Judengemeinde einen Streich zu spielen, woran sie lange Zeit denken wird. Der Knabe war früher bei Salum, dem ehemaligen Schwäher Izzigs, zu Besuch und ist jetzt verschwunden; der Mutter sagt man, er sei im Hause der Juden geschlachtet worden und —" „Ich begreife," fiel Sabina in die Rede, „und die Judenhäuser werden überfallen, dabei gibt's Plünderung und Raub — aber Du bist eine durchtriebene, abgefeimte Bestie, foppst den Izzig und nimmst noch Geld dafür!" — „Ich werde doch nicht wegen eines Judenhundes, wie der Izzig ist, Christenblut vergießen? Das Kind bleibt, wie gesagt, hier verborgen, bis der Spectakel mit den Juden angeht, dann lassen wir den Kleinen laufen. Indessen gebe ich dem Izzig eine Flasche mit Kalbsblut; ich weiß nicht, was er damit thun will, aber ich glaube, es wird ihm denselben Dienst leisten." „Eine fein durchdachte Schurkerei," versetzte die Wirthin, „wenn zwei Spitzbuben einander betrügen, es ist eine Lust für den Teufel, und es thut mir ordentlich wohl, darum zu wissen. Sagt doch, wie viel bekomme ich dafür, daß ich Euch den Jungen füttere? Der Izzig scheint mir ein filziger Jude." — „Frau, ich kenne den furchtsamen Hasen mit der Wolfsnatur, wir müssen den Kerl zapfen. Horcht, man klopft! Er ists! Füllt geschwind die Flasche mit Blut, stellt sie auf den Tisch!" Wirklich ward an der Hausthür gepocht und nachdem die Wirthin die Flasche mit dem Blute einer Gans angefüllt und vor Rybar hingestellt hatte, ging sie die Thüre zu öffnen, worauf Izzig in die Stube trat. „Guten Abend, Frau Sabina, wie geht's? Schon lange hab' ich Euch nicht gesehen." — „Ja,

seit Ihr Bräutigam seid, habt Ihr mein Haus ganz vergessen," erwiderte spottend die Wirthin. „Die Pest und tausend Flüche über die Braut," murmelte Izzig zähneknirschend zu dem Spießgesellen. „Nun, Rybar, ist's schon vorüber, kann ich haben das Flaschel Blut? He, Ihr seid verdrießlich!?" — „Der Teufel soll nicht verdrießlich sein, wenn einem das Winseln und Röcheln eines sterbenden Kindes noch in den Ohren gellt. Mich reut es, Dir gefolgt zu haben, ich hätte Lust, die ganze Mordgeschichte dem Gericht anzuzeigen," entgegnete Rybar. „Seid Ihr bei Sinnen? Wollt Ihr Euch aufs Rad flechten lassen wegen einer Bagatelle?" „Bagatelle? ein Christenkind ist bei Dir eine Bagatelle, blutdürstiger Hund!? meinst Du, wir haben gar kein Gewissen?" „Mai! Gewissen! was ist das Gewissen? Anfangs ist es ein junges Füllen, das sich sträubt und bäumt gegen die kleinste Sünde, nach und nach wird es zahm und läßt sich ruhig die schwersten Verbrechen aufpacken. Gewissen, sag' ich Euch, ist nur ein leeres Wort. Viel Geld, ja viel Geld ist ein gutes Gewissen. — Da nehmt den Beutel und beruhigt Euer Gewissen!" sprach Izzig und reichte das Geld dem noch immer verdrießlich thuenden Rybar. — „Ich mag nicht Dein Blutgeld," entgegnete dieser, „Dich will ich auf dem Scheiterhaufen lodern sehen, dann selbst sterben durch des Scharfrichters Beil und meine Sünde büßen." — „Aber seid Ihr denn heute betrunken oder verrückt? Sind ein Schock Groschen Euch zu wenig, so sollt Ihr noch einmal so viel bekommen; denkt an die Zukunft, welche Vortheile sich Euch bieten bei dem bevorstehenden Spectakel in der Judengasse," sprach Izzig mit furchtbarer Angst und reichte dem Spießgesellen noch einen zweiten Beutel hin. — Dieser nahm ihn mit den Worten: „Ich will diesmal still sein; da hast Du Deinen Lieblingssaft." Izzig nahm die Flasche, hielt sie gegen das Kaminfeuer, sich vom Inhalt zu überzeugen, doch immer noch nicht recht trauend ließ er einige Tropfen auf die flache Hand fließen. „Hm, ein schönes Blut, das Kinderblut!" grinzte der entmenschte Jude, höllische Freude malte sich auf seinem Paviangesichte, und aus den tiefliegenden Augen sprühten die Flammen der Rache und Mordgier. „Diese Flasche voll Blut soll ganze Fässer voll kosten. Ihr habt mich ausgestoßen und ich gehöre nicht mehr zu euch, gut, ich bin euer Feind, und ihr sollt erfahren die furchtbare Rache Izzigs!" Jetzt trat die Wirthin, die während der ganzen Zeit schweigend das Gespräch mit angehört, zu dem Juden und sprach: „Lieber Klebler, vergeßt mich nicht; wie viel bekomme

ich für's Schweigen?" — „Weh mir! Hab ich denn nicht theuer genug das Bissel Blut gekauft? Bedenkt, zwei Schock Silbergroschen," kreischte wehmüthig der Jude. „Hund, sträube Dich nicht! Heraus mit dem Gelde!" donnerte ihm Rybar zu. „Glaubst Du, daß wir eine Christenseele so wohlfeil hingeben? Wenn wir für Euch Schufte sündigen, so zahlt uns dafür!" — Izzig sah wohl, daß er sich hier in Alles fügen müsse und holte abermals einen Beutel aus der Tasche, ihn seufzend der ehrsamen Hausfrau darreichend. So war denn der Bluthandel unter den Dreien abgemacht. Rybar leerte den Krug, steckte sein Geld ein, Izzig verbarg die Flasche unter dem Mantel, Frau Sabbina öffnete die Thür, und das würdige Kleeblatt trennte sich.

In seinem Arbeitszimmer saß der ehrwürdige Peter, Erzbischof von Mainz, und vor ihm stand ehrfuchtsvoll der Leibarzt Doctor Leon, die Aufträge seines Gebieters erwartend. „Doctor," begann nach einer Weile der Statthalter, „heute bedarf ich keines Rathes für meinen Leib, aber Eure Belesenheit in den Schriften aller Völker, besonders Eure Bekanntschaft mit den Sitten und Gebräuchen des jüdischen Volkes möchte ich in Anspruch nehmen." „Gnädiger Herr! So viel mein geringes Wissen Euch dienen kann, bin ich bereit, Auskunft zu geben. Ich habe mich zwar viel mit den Studien des Talmuds befaßt, doch ich zweifle, daß ich Ew. Erzbischöflichen Gnaden werde genügen können." „Sagt mir, Doctor, wie hat sich die Sage unter den Christen verbreitet, daß die Juden zu Ostern Christenblut brauchen? Keine Sage, sie mag noch so albern sein, ist ganz ohne Grund. Findet man vielleicht in mystischen Büchern oder Handschriften Andeutung davon, oder ist's mündliche Ueberlieferung, ein Nationalgeheimniß, dem Eingeweihten nur bekannt?" — „Hochwürdiger Gebieter! Weder im Talmud noch in einem geheimen Buche findet sich eine Spur, auf welche man die abscheuliche Beschuldigung stützen könnte; sie ist eine boshafte Verleumdung der Feinde der Juden, eine Ausgeburt des Hasses." — „Es mußte doch einmal etwas geschehen sein, was zu einer so allgemeinen Meinung Anlaß gegeben." „Ich denke, Ehrwürden, die Sage stammt von den Juden selbst her; die Hartnäckigkeit, mit welcher dieses Volk an kleinlichen Observanzen hängt, mag den Stoff dazu gegeben haben. Ein Rabbi hatte die Caprice, seinen Schülern anzurathen, an den beiden Passah-Abenden nur rothen Wein zu trinken, damit sie sich an die Verwandlung des Nilflusses in Blut erinnerten. Ein

nachfolgender Frömmler setzte noch hinzu: damit die Grausamkeit des ägyptischen Königs, der sich in jüdischem Kinderblut gebadet, stets in frischem Angedenken bleibe. Diese Absurdität eines von kabalistischem Wahn verbrannten Gehirns ward mit der Zeit ein unlösliches Gesetz, man trank an Farbe dem Blute ähnlichen Wein und gab den Judenfeinden ein Mittel an die Hand, die schreckliche Sage zu verbreiten.“ „Eure Vermuthung scheint mir einleuchtend; allein die eigenen Geständnisse der Gefolterten, wie wollt Ihr diese widerlegen?“ „Wo, wann hat man dem Volke solche grausame That nachgewiesen? Auf bloße Muthmaßungen wurden die armen Juden gepeinigt und ihnen Geständnisse von Verbrechen erpreßt. Um nicht länger gequält zu werden und die Marter mit dem Tode zu enden, redeten sie was der Richter verlangte. Hätte man aber die Sache genau untersucht, wäre der Richter nicht selbst von Haß befangen gewesen, so würde sich jedesmal die Schuldlosigkeit des Angeklagten, die Nichtigkeit der Sage gezeigt haben.“ — „Ich lobe den Eifer, womit Ihr das arme Volk vertheidigt; allein ich fürchte, daß Ihr Euch täuscht. Was werdet Ihr sagen, wenn ich Euch versichere, daß eben jetzt in unserer Stadt ein solcher Proceß vorkommt, daß man einen Juden eines Christenkindesmordes anklagt, den man durch unverwerfliche Zeugnisse beweisen will.“ — „Wie? In unserer Stadt? Ein Jude ein Christenkind gemordet?“ — „So ist's, Doctor, tretet in das Nebencabinet und höret mit eigenen Ohren!“ — sprach der Erzbischof und der Leibarzt that, wie ihm geboten ward. Der Bischof schellte einem seiner Diener. „Laßt das Weib vor!“ befahl er. — Der Diener entfernte sich und bald darauf trat Ludmilla mit verstörtem Antlitz und gebeugt von Kummer ins Gemach. — Sie fiel vor dem Statthalter nieder und flehte unter Weinen und Schluchzen um Gerechtigkeit. — Auf des Bischofs Verlangen erzählte sie, wie der Jude Salum sie lange mit Wohlthaten überhäuft, wie sie auf dessen Scheingüte vertrauend ihren Knaben oft in das Judenhaus geschickt, wie das Kind gestern nicht mehr zurückgekommen und wahrscheinlich nach der Aussage des Unbekannten umgebracht worden sei. Der Bischof hörte sie aufmerksam an, ließ sich manche Umstände nochmals erzählen, und nachdem die Klägerin nichts mehr vorzubringen wußte, ward sie mit den Worten entlassen: „Gehet heim, Frau, wir werden die Sache genau untersuchen und findet sich bestätigt, weßhalb Ihr den Juden anklagt, soll Euch Genugthuung werden. Nur störet nicht durch Euer übermäßiges

Klagen und Weinen den Gang der Gesetze; denn wo der gemeine Haufe tumultuarisch sich zusammenrottet und selbst den Strafrichter macht, da werden auch Redliche und Schuldlose mit ins Verderben gestürzt. Verhaltet Euch daher ruhig und verlaßt Euch auf mein Wort."

Ludmilla entfernte sich und Leon stürzte bleich und zitternd herein und flehte mit Ungestüm: „Hochwürdiger Gebieter! Keine Uebereilung! Untersucht die Anklage genau, prüfet, forschet, ehe Ihr ein Urtheil fällt, seid gerecht und weise in diesem Falle, wie Ihr's immer wart. Ich setze mein Leben zum Pfande, der Jude, den das Weib beschuldigt, ist schuldlos!" — „Euch interessirt der Jude? Ihr müßt Ihn genau kennen, da Ihr Euer Leben für ihn einsetzen wollt." „Es ist derselbe, Euer Gnaden, bei dem ich das Anlehen gemacht; seitdem bin ich öfters in sein Haus gekommen, der Mann ist, glaubt mir, einer solchen That nicht fähig." „Seid ohne Kummer, Leon, dem Manne soll kein Haar gekrümmt werden, so lange seine Schuld nicht klar und offen vor uns liegt; doch hört das sonderbare Zusammentreffen der Umstände. Nicht bloß die Anklage des Weibes, das Ihr gehört, macht die hiesigen Juden verdächtig, sondern noch eine andere. Ein jüdischer Glaubensgenosse hat sich dieser Tage bei mir gemeldet, der mir mit unwiderlegbaren Thatsachen beweisen will, daß die Juden wirklich Christenblut trinken." — „Wie, ein Jude hätte sein eigenes Volk angeklagt? Nun erkenne ich, warum der Höchste so lange dem Volke zürnt. Gibt es solche Niederträchtige unter einer Nation, die sich für die auserwählte Gottes hält, so verdient sie, daß andere Nationen sie unterjochen und wie Sclaven behandeln!" — „Ihr seid entlassen, Doctor," nahm der Erzbischof das Wort, „handelt vorsichtig, es würde mir leid sein um Euch, denn ich merke, daß Ihr mit dem Volke in näherer Verbindung steht, als schicklich ist." Schweigend verneigte sich Leon und verließ das Gemach. Die ernste Warnung seines Herrn lag schwer auf seinem Herzen. Umsonst war sein Sinnen und Grübeln, woher das plötzliche Ungewitter kommen mochte. Er fühlte auch seine Ohnmacht, es abzuwenden; denn wenn ein Jude seine Brüder solcher Verbrechen beschuldigte, welcher Arm vermochte in jener fanatischen Zeit das winzige Häuflein vor der Wuth des rohen Pöbels zu beschützen? In diesen peinlichen Betrachtungen war Dina sein Hauptgedanke: diese wenigstens wollte er warnen und wo möglich der Gefahr entziehen, ehe der Sturm losbräche. Er

eilte sogleich nach Salums Wohnung, aber ach! sie stand leer und verödet. Er erfuhr bald, was vorgefallen, und sein Herz erbebte bei der Schreckensnachricht, daß Salums ganze Familie bereits im Kerker schmachte. Er dachte sich die zarten Glieder seiner geliebten Dina unter der Folter schonungsloser Schergen, stellte sich das verzerrte Gesicht des redlichen Salum im Geiste vor, er glaubte ihr Schmerzensgeschrei zu hören und eilte ohne Säumen wieder auf die Kleinseite, um nochmals die Gnade seines hohen Gönners anzuflehen. Den edlen hochherzigen Greis rührte die Angst des Leibarztes und er gewährte dessen Bitte, die Angeklagten im Kerker besuchen zu dürfen.

So kam Leon in das Gefängniß, worin die ganze Familie das erste Verhör mit Angst erwartete. Noch war keiner von ihnen vor dem Richterstuhl gestanden, ihre Körper waren noch von keinem Marterwerkzeug berührt worden, und dennoch saßen die Unglücklichen weinend, mit gesenkten Häuptern auf dem schmutzigen Boden des dumpfigen Kerkers. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr den Dreien, als Leon hereintrat; sie meinten, man komme, sie vor Gericht zu führen; und umhalsten und küßten sich wie zum ewigen Abschiede. Als sie aber den Doctor erkannten, verwandelte sich die Wehklage in Freudenrufe: „Gelobt bist Du Gott meiner Väter, der Du uns einen Deiner Engel schicktest, uns zu trösten in der Noth!" rief Salum mit emporgehobenem Arm. „Hochgepriesen sei der gewaltige Gott Israels, dessen Hilfe am nächsten ist, wo Gefahr droht!" jauchzte die Gattin — und Dina stürzte an des Geliebten Brust, klammerte sich fest an seinen Nacken und flüsterte: „Mein Herz hat mir ja immer gesagt, Ihr werdet uns nicht verlassen!" Leon vermochte nicht seine Gefühle zu bemeistern; die Hingebung und das Vertrauen der furchtsamen Jungfrau waren ihm Beweise von inniger Liebe; denn ein liebendes Weib dünkt sich in der größten Gefahr in den Armen des geliebten Mannes vollkommen sicher. Mögen Stürme brausen, die Wogen wie Berge sich thürmen und Blitze die Luft durchkreuzen, an der Seite des geliebten Mannes fühlt das schwächste Mädchen weder Furcht noch Angst. So ward auch Dina wieder von Hoffnung erfüllt, als sie sich von Leon's Armen umschlungen fühlte, die Gefahr war verschwunden und eine heitere Zukunft öffnete sich vor ihrem geistigen Blicke. — „Nicht wahr, Ihr werdet uns retten, Herr?" sprach sie kindlich vertrauend. — „Ja, holdes Mädchen, das will ich, oder mit Dir zu Grunde gehen!" ent-

gegnete Leon. „Doch sagt, wie ist dieses Elend so plötzlich über Euch gekommen?" — „Die Wege des Allmächtigen sind unerforschlich!" entgegnete der gottergebene Salum, „wie kann ich wissen, warum mich Gott seine Strafruthe empfinden läßt, daß Angst und Schrecken mich überfallen wie gewaffnete Männer! Beim Namen des Höchsten, den meine Lippen nicht aussprechen dürfen, ich bin schuldlos!" — „Nicht nur schuldlos," fiel die Gattin ein, „er hat die Christenfamilie mit Wohlthaten überschüttet und dafür den Dank geerntet, daß wir wie Verbrecher eingesperrt sind." „O! redet nicht so viel von Eurer Unschuld," nahm die Tochter das Wort; „dieser edle Mann zweifelt gewiß nicht an unserer Redlichkeit; solche niederträchtige Anschuldigungen finden nur in der Hefe des Christenvolkes Anklang. Nur die Dummheit und der Haß, dieses fürchterliche Paar, das sich von Menschenblut nährt und die Völker gegenseitig aufhetzt, hat auch die Meinung ausgeheckt: der Jude sei ein „Christenkinderfresser" — doch es kommt die Zeit, wo die Enkel sich der Thorheit und Grausamkeit ihrer Väter schämen und die blutigen Auftritte aus ihren Geschichtsbüchern streichen werden," so sprach die Jungfrau und ihr Antlitz leuchtete in verklärtem Lichte einer Seherin. „Du hast wahr geredet, himmlisches Mädchen," sprach Leon und drückte die Holde fester an sich. „O könnte alle Welt Dich sehen und hören so wie ich, der alte Haß würde schwinden vor der Macht Deiner Unschuld, und die grimmigsten Feinde würden zur Vernunft kommen und sagen: Wenn dieses holde Wesen mit Laster befleckt ist, welchen Unterschied gibt's zwischen Engeln und Höllenfratzen? Wer wird noch an die Tugenden glauben, wenn das Laster sich in himmlischem Glanze zeigt?" „Gnädiger Herr!" nahm Salum wieder das Wort, „Ihr wißt, daß ich unschuldig bin, aber die Andern werden es nicht glauben. Ich weiß, was mir bevorsteht. — Ihr seid der Nächste bei unserm Statthalter, redet ein günstiges Wort für mich. Die Schuldbriefe sollen vertilgt sein, wenn man nur den gerechten Weg geht und uns nicht ohne Beweis verurtheilt." „Seid ohne Furcht; so lange Euere Schuld nicht offen vor Augen liegt, soll Euch nicht das Geringste geschehen; aber gestehet mir: habt Ihr denn gar keine Muthmaßung irgend eines Feindes, der Euch aus Rache diesen Streich gespielt hätte? Es soll Einer von Euern Glaubensbrüdern Euch angeklagt haben." — „Herr! Vermuthung? Gott vergebe mir die Sünde, wenn ich Jemand mit Unrecht beschuldige! Der Izzig Klebler, Dina's ehemaliger Bräutigam,

hat uns gedroht.“ „Alter, Du wirst recht haben! Daß ich doch nicht gleich auf den Buben verfallen bin! — Ja, der Schuft! kein Anderer ists, der fähig wäre, sein Volk zu verrathen und es dem Verderben preis zu geben. Ein niederträchtiges Bubenstück steckt dahinter! — Lebt wohl, ich will nicht ruhen, nicht rasten, als bis ich die Wahrheit herausgebracht,“ sprach Leon und eilte hastig davon.

III.

Zu jener Zeit, wo unsere Erzählung spielt, bestanden die Juden in Prag aus zwei Gemeinden, die sich sowohl durch Charakter als auch durch religiöse Gebräuche genau unterschieden. Die größere, auch alte Gemeinde genannt, bewohnte die eigentliche Judenstadt; sie bestand größtentheils aus den Nachkommen der in den frühesten Zeiten eingewanderten Israeliten. Diese hingen an dem Ritus der polnischen Rabbiner und trugen auch in dem gewöhnlichen Leben den Charakter und die Sitten der polnischen Juden an sich. Die kleinere, neue Gemeinde, die außerhalb der Judenstadt in der Gegend der Kreuz- und Geistgasse beisammen wohnte, bestand aus neuen Ankömmlingen der südlichen Länder, daraus die Juden damals verjagt wurden oder auszuwandern sich bewogen fanden. Diese hatten andere Synagogengebräuche, andere Gebete und waren überhaupt an Bildung und Sittlichkeit vor den länger einheimischen Juden voraus. Sie wurden allgemein wegen ihrer Landesabkunft und eigenthümlichen Sprache „Franken“ oder „Portugiesen“ genannt. Nach und nach hatten sich die ausländischen Juden mit den einheimischen durch Ehen vereinigt, ihre Gebräuche und Sitten angenommen, bis auf einige Synagogen-Observanzen, welche noch in der jüngsten Zeit beibehalten wurden. Erst in unsern Tagen ward die ehemalige Schule der Franken, „Altschule“ genannt, zum Tempel des neuen geregelten Cultus umgewandelt.

Es ist bei den Israeliten eine talmudische Vorschrift, daß in der Nacht vor dem ersten Passahabend alles Gesäuerte, „Chomez“ aus dem Hause geschafft werde. Daher ist jeder Hausherr verpflichtet, mit einer leuchtenden Wachskerze alle Ecken und Winkel der Stuben und Kammern durchzustöbern, ob nicht irgendwo ein

Stückchen Brod oder sonstiges Chomez liegen geblieben. Da über diese Ceremonie der Segen gesprochen werden muß, und im Falle der Sucher nichts fände, der heilige Spruch ohne Anwendung bleiben würde, so werden absichtlich da- und dorthin einige Brodkrumen, Pfefferkuchen und dergleichen am Passah verbotene Speisen gelegt, damit sie gefunden werden. Der Hausherr kehrt, was er findet, sorgfältig in einen Lappen und bindet diesen zusammen, um das Päckchen am nächsten Morgen zu verbrennen. Diese Ceremonie heißt Chomez-Batteln. Der Rabbi der Altschuler-Gemeinde, dessen Wohnung nahe an der Synagoge stand, hatte mit frommer Andacht diesen religiösen Gebrauch vollendet und sich bald darauf zu Bette begeben. Kaum entschlummert, ward er durch die Worte: „Steh auf! Du hast noch nicht recht Chomez gebattelt'" geweckt. Erschrocken sprang der Rabbi vom Lager auf, zündete die Kerze an und durchsuchte abermals alle Winkel des Hauses; da er aber nichts finden konnte, glaubte er nur geträumt zu haben. Er legte sich wieder nieder, doch kaum war er eingeschlafen, so ließen sich die obigen Worte wieder vernehmen, und abermals stand der Rabbi auf, nachzusuchen und fand wieder Nichts. Als ihn aber zum drittenmale die nämlichen Worte geweckt hatten, fragte er, wo denn der Sauerteig eigentlich liege? — „In der Wohnung des Herrn unter der heiligen Bundeslade liegt der Sauerteig und Deiner Gemeinde Verderben verborgen!" war die Antwort. Sogleich ließ der Rabbi den unter ihm zu ebner Erde wohnenden Schammes (Synagogendiener) wecken, und Beide betraten nicht ohne Grauen um Mitternacht die schauerliche Halle. Der Rabbi nahte sich der Lade und nahm aus der Nische unter derselben die Weinkanne und den silbernen Pokal, die zum Einsegnungswein bestimmt sind, hervor. Wer malt das Entsetzen der beiden Männer, als sie den Inhalt der Kanne erkannten. Es war Blut. „Gelobt bist Du, Gott, unser Herr, der Du Dein Volk rettest aus der großen Gefahr, und der Feinde Tücke vernichtest," sprach der Rabbi mit andächtiger Stimme. — „Gewiß, ein böser Mensch hat dies hieher gestellt, um uns zu verderben!" wandte er sich dann zu dem bebenden Schammes. — „Komm, laß uns eilen, dieses verderbliche Chomez wegzuschaffen." Ein Feuer ward angeschürt, das Blut verbrannt, Kanne und Pokal rein gescheuert, mit Wein angefüllt und an die frühere Stelle gebracht. — „Leget die Hand an den Mund, schweiget still und wartet ab, was da kommen wird," sprach der

Rabbi zum Synagogendiener. „Zeitig früh gehet von Haus zu Haus und verkündigt in meinem Namen, daß nicht nur die männlichen Erstgebornen, sondern die ganze Gemeinde faste, und fragt Euch Jemand nach der Ursache, so saget: Es geschehe wegen des frommen Salum, der im Kerker schmachtet." — Der Schammes verneigte sich ehrerbietig und ging; der Rabbi hingegen betete inbrünstig die ganze Nacht hindurch, der Herr möge alles Unheil, das den jüdischen Einwohnern Prags drohe, abwenden und zum Guten umwandeln. Am ersten Passahabend hatten sich die Israelten der Altschuler Gemeinde in ihrer Synagoge zum Abendgebet und zur Einweihung des Festes versammelt; aber diesmal waren sie nicht wie sonst in festliche Gewänder gekleidet, und die Heiterkeit, die gewöhnlich in den Mienen der frommen Feiertagsverehrer sich spiegelte, war heute verschwunden. Des Vorbeters übliche Gesänge verstummten, murmelnd und eintönig wurden die Gebete verrichtet, in die sich mancher Seufzer mischte, und fast in jedem Auge sah man Thränen. Nur schwach war das Bethaus beleuchtet; es schien, als wäre heute der Vorabend des neunten Ab, an dem man über die Zerstörung Jerusalems trauere. Unsägliche Angst und böse Ahnung erfüllte die Gemüther der ganzen Versammlung, und man eilte die Gebete zu enden, um früher in die Wohnung zurückzukehren. — Doch ehe noch die letzte Betformel begonnen, verwandelte sich die Angst in Entsetzen. — Die Pforte der Synagoge ward mit Heftigkeit aufgerissen — eine große Anzahl obrigkeitlicher Personen, Quartiermeister und Commissäre drang herein, ihnen folgte eine Schaar bewaffneter Söldner und füllte den ganzen Raum der Synagoge. Verzweiflung malte sich auf den erblaßten Gesichtern der Israeliten. Hie und da konnte man den Ausruf: Herr Israels! Auf Deine Hilfe hoffe ich — in Deine Hand befehle ich meinen Geist! zwischen dem Gemurmel vernehmen. Da verließ der Rabbi seinen Sitz neben der heiligen Lade, bestieg den in der Mitte der Schule stehenden Almemor und gebot mit kräftiger Stimme Ruhe und Stille. — Alles horchte aufmerksam, Niemand wagte einen Laut, denn die hohe Gestalt, imponirende Haltung des Greises flößte selbst den anwesenden Christen Ehrfurcht ein. Hierauf begann der Rabbi: „Fürchtet nicht, verzaget nicht, Männer Israels, der Herr der Heerschaaren ist mit uns, die Feinde können uns nichts anhaben. Und Du, Ausgeburt der Hölle, tritt hervor, zeige Dich, verleumderischer Satan, und vollende Dein teuflisches Werk!" Lange herrschte

schauerliche Stille. Da trat aus dem gedrängten Menschenhaufen teuflisch lachend Izzig Klebler hervor; schnell bestieg er die Stufen vor der Lade, nahm die Kanne und den Kelch aus der Nische und überreichte beides einem der Beamten; dieser erhob die Kanne hoch über den Kelch, um ihren Inhalt darein zu gießen, damit jedes Auge es sehe, — wie flüssiger Rubin sprudelte der reinste Wein rings umher, Wohlgeruch verbreitend, hinab in den Pokal. — „Ha! was ist das? treibt der Kerl sein Spiel mit uns?" erscholl es von mehreren Seiten, und Izzig glotzte auf den herabfließenden Wein; blaß und starr stand er da wie eine Bildsäule. — „Schurke!" rief der erste Commissär, „ist das Blut? Dieser Spaß soll Dir theuer zu stehen kommen!" — „Wehe über mich! Israels Gott kann Wunder thun!" schrie Izzig, die Hände zusammenschlagend und stürzte ohnmächtig nieder. — „Elender Schuft! nenne nicht mit Deiner verruchten Zunge den Namen des unerforschlichen Wesens! Geh von dannen und entweihe nicht mit Deinem Leib die gottgeweihte Wohnung," donnerte der Rabbi von der Tribune herab. Alles war voll Verwunderung und Staunen über das Vorgefallene, Einer fragte den Andern und Keiner konnte genügende Auskunft geben. Da nahm der Vornehmste der anwesenden Beamten das Wort. „Ihr staunt, meine Herren, mit Recht! Ein Bubenstreich ohne Gleichen ist an den Tag gekommen. So mag's oft schon geschehen sein, daß unsere leichtgläubigen Brüder die Aussage eines Schurken für Wahrheit nahmen und ohne Untersuchung die größten Greuelthaten an den armen Juden verübten. Ergreift den Schurken, werft ihn in den Kerker, jetzt wollen wir Seiner Hochwürden, dem Herrn Statthalter, anzeigen, was wir gefunden." In dem Augenblicke, als die Beamten die Synagoge verlassen wollten, hörte man in der Vorhalle ein Weib aufschreien und einen Knaben weinen. Jedes Auge war auf den Eingang gerichtet. Da trat Doctor Leon herein; mit der rechten Hand hielt er die vor Freude bebende Ludmilla, an der linken führte er den kleinen todtgeglaubten Heinrich. — „Meine Herren," sprach der Arzt, „die Schurkerei, die ihr entdeckt, ist noch nicht die ganze gewesen. Die Verhaftung des redlichen Salum war auch ein Streich des Elenden; der Zufall führte mich zu seinem Spießgesellen; durch freundliches Zureden und Vorstellungen gelang es mir, sein noch nicht ganz verstocktes Herz zu bewegen, daß er mir das niederträchtige Gewebe entdeckte. Der schuftige Izzig wollte das Kind wirklich

tödten lassen und Salum in den Verdacht des Mordes bringen; allein er ward von dem menschlicher gesinnten Spitzbuben getäuscht. Das ist der Knabe, meine Herren, den Salum im Keller geschlachtet haben sollte!" Freude glänzte in den Augen aller Anwesenden und tiefe Stille herrschte, als Leon die Geschichte erzählte, wie er den Knaben gefunden. Waclaw Rybar war der Schlüssel zu dem verbrecherischen Räthsel. Indessen hatte Izzig Klebler sich wieder aufgerichtet und die Erzählung Leon's ruhig bis zu Ende angehört; dann erhob er seine widrig kreischende Stimme und schrie: „Gott ist wahrhaft und gerecht, ich aber bin der größte Sünder! Führt mich auf den Richtplatz, ich werde Alles öffentlich bekennen und Jehovahs Namen heiligen." Auf einen Wink des Commissärs ward Izzig fortgeführt.

Die erstaunten Israeliten vergaßen das Heimgehen; die so schnell auf einanderfolgenden wunderbaren Ereignisse hatten sie dergestalt verwirrt, daß sie nicht mehr wußten, welches Gebet sie zu beten hatten. Nur der Rabbi blieb gefaßt. „Freut Euch, meine Brüder," sprach er, „die Gefahr ist vorüber — der allmächtige starke Gott Israels war unser Hort gegen boshafte Verleumdung. Stimmet mit mir das Loblied „Hydal" an und gehet dann heim in Eure Wohnung — doch esse Niemand einen Bissen, bevor unser Bruder, der fromme Salum befreit ist." „Das ist bereits geschehen. Salum und die Seinigen sind frei," versetzte Leon. — „Nun laßt uns frohlockend den Passah beginnen," sprach fröhlich der Rabbi. „Gesegnet bleibe diese Stadt auf ewige Zeit, geehrt und hochgeschätzt sollen immer sein ihre Oberherren, gerecht und weise ihre Richter, auf daß nimmermehr Verrath und Gewaltthätigkeit in ihren Mauern das Haupt erhebe." — „Amen, Amen!" erwiderte das Volk, und begeistert stimmte der Chasan mit den Sängern das Loblied „Hydal" an, freudig sang die Versammlung mit, und der erste Osterabend ward dies Jahr weit fröhlicher als gewöhnlich gefeiert. Zum Andenken der wunderbaren Rettung aus dieser Gefahr ward in der Altschulsynagoge der Brauch, mit Wein die Feste einzusegnen „Kidusch" abgeschafft, was sich noch bis auf die jüngste Zeit erhalten, während in den andern Synagogen der Segenswein „Jajin Kidusch" zum unabänderlichen Ritus gehört.

Ist die Geschichte schon zu Ende? Was ist denn aus der Liebschaft des Doctors mit dem schönen Judenmädchen geworden? fragen meine geneigten Leserinen. — Recht! Obgleich diese Lieb-

schaft nur eine Episode der Erzählung ist, will ich mir dennoch ihre Gunst nicht verscherzen, und von dem verliebten Paar noch ein kleines Capitel nachfolgen lassen.

Einige Tage nach dem begebnißvollen Passahabende sehen wir Salum abermals in der Wohnung des Rabbi, um sich in einer wichtigen Herzensangelegenheit Raths zu erholen. — „Hoher Rabbi," begann er, nachdem er Sitz genommen, „der Gott meiner Väter hat mich hart heimgesucht, ich nehme Alles mit Ergebung und Liebe an, sein Name sei gepriesen! — Noch jetzt stellt er mich auf die Probe, um zu sehen, wie stark ich an seinem heiligen Wort halte." — „Heil dem Manne, den der einige Gott züchtigt in diesem irdischen Leben; groß wird der Lohn jenseits sein, wenn wir hienieden durch Leiden unsere Schuld abgebüßt und jeder Versuchung widerstanden haben," entgegnete der Rabbi. — „Wie oft aber," nahm Salum das Wort, „ist die Versuchung für das schwache Herz eines Erdensohnes zu groß. Sehet, ich bin jetzt in einer Lage, die mich sehr beunruhigt und mein Gewissen peinigt; ich bin gekommen, von Euch zu vernehmen, wie ich mich aus dieser Verlegenheit ziehen kann; Ihr sollt mir sagen, was ich thun soll." — „Was kann wohl, mein Freund, solche Unruhe in Eurem Gemüthe veranlassen? Redet!" — „Ihr wißt wohl, Rabbi, wie gütig des Erzbischofs Leibarzt gegen mich und überhaupt gegen sämmtliche Altschuler gehandelt; durch seine Verwendung wurde meine Schuldlosigkeit und das Verbrechen unserer Widersacher an's Tageslicht gebracht. Nun, für dies Alles verlangt dieser Mann meine Dina zum Weibe. Ich habe ihm Vorstellungen gemacht, habe ihm mein ganzes Habe geboten; allein er besteht auf seinem Verlangen. Saget nun, was soll ich thun?" — Der Rabbi schüttelte bedächtig das greise Haupt und nach einigem Nachdenken sprach er: „Salum, das ist eine schlimme Sache. Ihr dürft gegen Euern Wohlthäter nicht undankbar sein, doch auch nicht Euer Kind vom Glauben abfallen lassen. Noch weiß ich keinen Ausweg. Wie aber ist Eure Tochter gesinnt?" „Ach Rabbi, das Mädchen hängt mit ganzer Seele an ihm, ich fürchte, es kostet ihr Leben, wenn sie mit dem Manne ihres Herzens nicht vereint werden kann." — „Nicht werden kann!" sprach der Rabbi, „das ists! nicht kann! — Werft Euch nicht Undankbarkeit gegen Euren, gegen unsern Wohlthäter vor, da es nicht in Eurer Macht ist, ihm den geforderten Lohn zu geben. Fürchtet aber auch nicht neue Gefahren für Euch und unser Volk aus Eurer nothwendigen

Weigerung; der Retter unserer Gemeinde ist ein edler Mann, der nicht dafür sich rächen wird, was er selbst zu achten gezwungen ist. Und wäre es anders, so haben wir einen noch mächtigeren Hort und Retter, ohne dessen Willen uns Nichts geschehen kann. Der Allmächtige wird sich Eures Kindes erbarmen und sie Euch erhalten! Schickt sie fort von hier; fliehet selbst mit ihr; die Entfernung, die Zeit werden heilend auf sie wirken, und auch auf ihn." — „Ich werde Euch folgen, Rabbi!" nahm Salum das Wort, „aber Eure Hoffnungen theile ich nicht, da ich die Stärke ihrer Leidenschaft besser kenne. Wollte Gott, es gälte bloß meine Tochter; freudig, wenn auch mit gebrochenem Herzen brächte ich sie zum Opfer, wie Abraham seinen einzigen Sohn darbot. Daß ich aber dem Glücke unseres Wohlthäters entgegen sein, daß ich undankbar in seinen Augen erscheinen muß —"

„Fürchtet das nicht, guter Salum!" fiel eine volle, wohltönende Stimme ein, die niemand Anderem angehörte, als unserm Leon. Die Erscheinung des vornehmen Herrn hatte dem Diener im Vorzimmer so imponirt, daß er es nicht wagte, ihn bis nach geschehener Anmeldung warten zu heißen, sondern ihn sofort einzutreten bat. Die in ihr Gespräch vertieften Männer hatten ihn nicht bemerkt, so daß er den letzten Theil desselben mit anhörte. „Fürchtet das nicht; und auch Ihr, würdiger Rabbi, blickt nicht so trüb und traurig vor Euch hin. Dina soll mein sein, meine Gattin werden, und dennoch Jüdin bleiben. Um Eurer peinlichen Verlegenheit ein Ende zu machen, nehmet hier dies Pergament und leset; vielleicht findet Ihr darin Auskunft." — Der Rabbi nahm die ihm dargebotene Rolle und las, ließ sie aber nach einigen Augenblicken aus der Hand fallen und rief voll Verwunderung: „Was? Du, Ihr wäret Jude, meines Bruders Sohn?" „Ja, theuer Onkel, der bin ich. Ich bin der leichtsinnige Junge, der Euch so viel Kränkung verursacht, weil er so wenig Lust zum Studium des Talmuds hatte und sich meistens mit weltlichem Wissen befaßte; ich bin der ungerathene Sohn, der seine Eltern und Eure Schule heimlich verlassen, um in der weiten Welt seinen Durst nach Wissen zu stillen," so sagte Leon und nahte sich dem Rabbi, ihn zu umarmen. Doch dieser, obgleich in seinen Augen Freude glänzte, zog sich zurück, als zweifle er noch an der Wahrheit dieser Aussage; nachdem aber der Doctor genau alle früheren Verhältnisse angegeben und klar erwiesen hatte, daß er wirklich der Sohn des Bruders sei, dann erst reichte der Rabbi

dem Arzte zum Gruße die Hand. „Doch sag mir vor Allem, bist Du ein Sohn des Glaubens noch?“ fragte er nach einer Weile. „Das bin ich!“ erwiderte der Doctor. „Ich hatte zwar viel zu kämpfen; allein es gibt überall Menschen, frei von Vorurtheil. Mein Wissen führte mich in die vornehmsten Häuser, mein Glück als Arzt brachte mich auf die Stufe, wo ich gegenwärtig stehe, und auch die Umstände, die mich bisher über meinen Glauben zu schweigen zwangen, erlauben mir nun frei als Jude aufzutreten.“ „Ja, das ist ein Werk der Vorsehung,“ nahm hierauf der Rabbi das Wort, „der allmächtige Gott unserer Väter hat es so gefügt, damit unsere Gemeinde zur Zeit der Noth einen Retter findet.“ Wer beschreibt die Freude des alten Salum? Wer vermag die Empfindungen der schönen Dina zu schildern? Der Geliebte war kein Goi, sondern ein Sohn Israels! Dieser vornehme hochgestellte Mann kann jetzt ihr Gatte sein nach dem Gesetz Moses. Zu viel Glück auf einmal für das zarte Wesen eines Jungfrauenherzens.

Nach einigen Tagen sehen wir abermals die Wohnung Salums mit fröhlichen Gästen gefüllt, die das Verlobungsfest des Doctor Leon mit der schönen Dina mitfeierten und „Lag Beomer“ (33. Tag vom ersten Ostertag) wurde das Paar vom Rabbi der Altschule nach Moses Satzung getraut.

So hat Gott der Herr der Bösen Tücke zu Nichte gemacht und den Thränenkelch in den Becher des Heiles verwandelt!

Der Märtyrer.

Von **Michael Klapp.**

Man zählte das Jahr 1286. Brennend heiß stand schon die Sonne am Himmel, und doch war es erst Morgens; aber die Hundstagehitze stellte sich dem Kalender zu trotz schon im Juni ein und so kam es, daß eine unerträgliche Schwüle über der Moldaustadt lag. Still war es noch auf den meisten Plätzen der Altstadt, und das Idyllische eines solchen Morgens ward nur hie und da durch das Geschnatter der zu Markt eilenden Grünhändlerinen gestört. Man kennt die Stentorstimmen dieser „Damen der Halle“; in Hauptstädten sind sie die Morgenglocken,

die die Schlafbefangenen Bürgerfrauen und die gesammte Köchinen- und Küchenmädchenzunft aus den Federn rüttelt und an das Mittagmahl mahnt. Anders freilich war es in der Judenstadt. Da war schon längst alles auf den Beinen, und die Meschorsim öffneten die eisernen Thore. War das ein Treiben und ein Drängen in den engen Straßen, als ob alles aus den Häusern gelaufen wäre, um den angekommenen „Meschiach" auf einem Esel reitend zu sehen; der war nicht gekommen; aber es war ja „Erew Schewuoth" [1]) und man wußte, der Jom Tow komme in's Land, und den hatte man so gern wie den Meschiach selber, denn erlöste er auch nicht für immer, so doch auf zwei Tage die Leute von einer drückenden Knechtschaft. Und gar der Schewuoth, den man den „schönsten Jom Tow" [2]) nannte! Das ist ein rechtes Fest des Herrn! Wehmuthsvoll blickte man da zurück auf die schöne Zeit, wo am sechsten des Monats Sivan der Herr den Vorfahren die heiligen Gesetze verkündigt am Sinai, wo er ihnen unter Donnerwirbel die heilige nimmerversiegende Quelle alles Heils gezeigt, aus der sie und ihre Nachkommen bis ins tausendste Geschlecht schlürfen sollen. Freudig begrüßte man den Tag der Offenbarung, und die unzähligen Vorbereitungen galten nur dem Schewuoth. Da glich die „Brat-Gass'" [3]) einem zierlichen Garten; von der Altschul bis zur Goldgasse boten die Weiber die Kinder Flora's zum Kaufe aus; es war als ob keine Blume draußen geblieben wäre, als ob die Fluren ihre schönsten Bewohner, die Natur ihren ganzen Schmuck hergeschickt hätte der Gottheit zu Ehren! Dort stand ein Rudel Jüngl̈ech [4]) und producirte sich im „Blätterdurchblasen", und das lerchenartige Zwitschern und Pfeifen gab dem jugendlichen Orchester einen eigenthümlichen Anstrich. Auf den einzelnen Ecken der Breitgass' und Altschul, die beide so zu sagen das Forum der Judenstadt bilden, wo sich bei öffentlichen Aufzügen alles versammelt, waren die „Flädlachhändlerinen" [5]) postirt. Was sie darboten, war eine Specialität unser heutigen Fladenfamilie, und bei dem Ansehen, in welchem die Producte ihrer Werkstätten standen, war es nicht zu verwundern, was für ein „Gereiß" um sie war. Freilich war das den damaligen Juden die einzige Credenz. Wo man hin kam,

---

[1]) Rüsttag des Wochenfestes (des Festes der Offenbarung). [2]) Den schönsten Festtag. [3]) Breite Gasse. [4]) Jünglinge. [5]) Frauen, die Bäckereien verkauften.

hörte man vom Jom Tow reden. Da erzählte die eine „Balboste“ [1]) der andern, was für „Lad“ [2]) sie hat mit dem Jom Tow Essen, ihre „Röhr“ wolle nicht „bachen“ [3]) und eine eigenthümliche Furcht über das „Nichtgerathen“ der „Lemplech“ [4]) machte sich in den verschiedensten Flüchen über die Nichtsnutzigkeit der Oefen und Töpfer Luft. Dort wieder gab man Referate ab über die „Jom-Tow-Klader“ [5]) oder man erkundigte sich, wann man „in Schul gehe“. So concentrirte sich alles Denken und Fühlen, Kaufen und Waschen, im Hinblicke auf den kommenden Freudentag. Da ward mit einemmal das wirrvolle Gemurmel und das geschreierfüllte Hin- und Hermälken unterbrochen; das muß etwas seltenes, wichtiges gewesen sein, das im Stande war, die Aufmerksamkeit der tobenden Menge vom Jom Tow weg, auf sich zu richten. Wir wollen sehen. Von der „Rows-Gass’“ [6]) herauf kam ein ganzer Knäuel Gassenjungen angerückt, denen man genau ansah, daß sie sich eben ihre Lorbeeren auf dem „Badhofe“ im „Babele-Rade-Spiel“ gepflückt hatten. In ihrer Mitte schritt ein Mann einher, der etwas von einem Ahnenstolze auf der Stirne trug. Er war robust, groß gewachsen und hielt in der stämmigen Rechten einen Knotenstock. Kaum ward man seiner ansichtig, als aus allen Kehlen der Name „Reb Leser“ kam. Ja es war Reb Leser, der „Ausrufer“ der jüdischen Gemeinde, der gleichsam den Herold der Vorsteher ausmachte und das Lictorenamt versah. Immer, wenn der Mann von der Schaar Gassenjünglech umgeben kam, wußte man, daß etwas Wichtiges in der „Khille“ [7]) vorgehe. In jeder Gasse hielt er still, und verkündigte, was „Khol“ von der „Khille“ will. Mäuschenstill war alles heute in der Breitgass’, nachdem man in Erfahrung gebracht, daß Reb Leser komme, und als er gar das gewöhnliche Exordium mit der hergebrachten Formel: „Hört! liebe Rebose!“ [8]) begann, da malte sich die Neugierde deutlich auf den Blicken aller Umstehenden. „Der Kaiser kummt!“ so erscholl es jubelnd aus allen Kehlen, als Reb Leser geendet und seine Kunstreise durch die Straßen des Ghettos fortsetzte. Es war wirklich wahr. Unvermuthet war eine Estaffette vom Hradschin in der Judenstadt mit der Anzeige eingetroffen, daß Se. Majestät König Wenzel der Zweite von Böhmen im

---

[1]) Eine verheiratete Frau. [2]) Leiden. [3]) Backen. [4]) Eine Art Bäckerei. [5]) Festtagskleider. [6]) Rabbinergasse. [7]) Gemeinde. [8]) Meine Herren!

Laufe des Tages die Judenstadt und ihre Merkwürdigkeiten zu besichtigen kommen werde.

Das plötzliche Eintreffen dieser Nachricht hatte ungemeine Sensation erregt. Bei dem damaligen allgemeinen Abgesondertsein der Juden war dies nicht zu verwundern. Man kümmerte sich nicht über die neun Thore der Judenstadt hinaus; war auch hie und da etwas von dem Treiben der Welt und den großen erschütternden Ereignissen der letzten Jahre, besonders was Böhmen anging, zu den Ohren der Juden gekommen, so war dies nur von momentaner, nichtssagender Wirkung begleitet. Die Abgestumpftheit und das Sichnichtkümmern um alles, was nicht die „Khille" unmittelbar anging, hatte damals den Höhepunkt erreicht und war durch die vorausgegangenen langjährigen Leiden der böhmischen Juden zu entschuldigen. Nimmt man dazu den, möcht ich sagen angeborenen Respect der Juden vor allem Höhergebornen, besonders vor allem „Kaiserlichen" oder „Königlichem", so wird man den Enthusiasmus, der sich nun im Ghetto Luft zu machen anfing, leicht begreifen. Alle Gedanken waren nun auf die Ankunft Wenzels des Zweiten, Königs von Böhmen, gerichtet. Man dachte zwar noch immer auf den Schewuoth, man machte alles, was zu thun übrig blieb; aber die Köchin, woran dachte sie beim „Lemplech machen? „An Malchus",[1]) das heute noch kommen wird, und da half alles Schreien und Schimpfen der „Balboste" nichts, die da sagte: daß keine „Broche"[2]) in's Essen komme, weil die „Mad"[3]) keine Gedanken d'rauf hat. Wir werden im Verlaufe unserer Erzählung sehen, daß wirklich im Schewuoth-Essen der Judenstadt keine „Broche" war, werden aber auch hören, wer d'ran Schuld gewesen.

Es mochte etwa nach ein Uhr gewesen sein, also zwei Stunden vor der angesagten Stunde der Ankunft der königlichen Familie. Die „Balbatim"[4]) kamen aus den Synagogen; man hatte dem Könige zulieb heute in allen „Schulen" das Minchagebet schon am Mittag verrichtet. „Jomtowlich"[5]) war alles angekleidet, spiegelblank herausgeputzt. Die „Mikwes"[6]) waren am Tage überfüllt, alles wollte sich rein waschen, dem König und dem

[1]) Der König. [2]) Segen. [3]) Die Magd. [4]) Die Familienväter. [5]) Feiertagsgemäß. [6]) Die Bäder.

Jomtow zu Gefallen. Da wurden Kleider aus den Schränken genommen, die, obwohl einige Lustra alt, dennoch wie nagelneu ausschauten; denn der Respect und die Pietät, die man vor einem Jomtowkleide hatte, war über alle Maßen. Vor dem Rathhause stand der „Rosch-ha-kohol“ umgeben von den Pers der Kehilla. Er war ein stattlich aussehender ältlicher Mann, dem man übrigens an dem Schmerbauche ansehen konnte, daß ihm die „Kehilla“ nicht sehr zu Herzen gehe. Ein schwarzer langer Rock bis an die Sohle herunter reichend, aufgeknöpft, offenbarte seine übrige Garderobe, die aus ein Paar sammtnen Hosen und einer über den Bauch gehenden Atlasweste mit großen Knöpfen bestand. Ein umfangreiches Barett saß auf dem grauhaarigen Haupte, und ein Paar Stiefel mit Schnallen von echtem Silber machten die Fußbedeckung aus. „Reb Feiwel Rosch-ha-kohol“, so nannte man ihn gewöhnlich, war so recht der Mann, der es verstand, einem Malchus die Honneurs zu machen; wie man sagte, hat er als ehemaliger Hausjude in den Herrschaftshäusern seine Studien gemacht, und so freute sich denn heute alles auf die wunderbare Repräsentation von Seiten des „Rosch-ha-kohol“,[1] der ein „Maul wie Messer und Schwert“ gehabt haben soll. Weiterab vom Rathhause stand der hohe Rabbi Jonathan, Oberrabbiner Böhmens, mit dem seidenen Talar und der polnischen Pelzmütze, wieder von der Crême der Talmudisten umringt. Das waren lauter Leute, von denen man sagte, daß sie „am Blatte derham sein“. Dort waren die Hauptpunkte, wo sich alles concentrirte, was den König sehen wollte. Die übrigen Straßen, durch welche die Fahrt des Königs gehen sollte, waren dicht überfüllt mit Männern, Weibern und Kindern. Wer mochte da zu Hause bleiben? Selbst die alte „Ziperl“, die neunzigjährige „Schameste[2] der Altschul“ stand vor ihrem Hause, um über'n Malchus „Broche zu machen“, und deswegen hat sie ihre „Chassene-haub“,[3] die etwa siebzig Jahre von einem Kasten in den anderen gewandert war, wieder angezogen. Unter fortwährender Freudenäußerung verging die Zeit und man war überrascht, als man die Glocken der Teinkirche die königliche Ankunft anzeigen hörte. Das war jetzt ein Räuspern und Gradlegen aller Falten an den Kleidern; da erscholl vom Ring her das laute Vivatgeschrei der Menge, und der König war am „Altschulthor“ angelangt. Den

[1]) Gemeindevorsteher. [2]) Synagogendienerin. [3]) Hochzeitshaube.

Jubel zu beschreiben, der nun die Luft erfüllte, hieße die Sterne aus dem Himmel holen. Ein Gefühl war es, das die Herzen Aller bestürmte, das der treuesten, innigsten Anhänglichkeit, das der kindlichen Liebe gegen das königliche Haus. Das Vivat scholl aus allen Kehlen, und wer es zufällig vergessen zu rufen, der war über das Anstaunen der königlichen Pracht und Majestät nicht zu Worte gekommen, König Wenzel mit seiner jungen Gemalin Jutta, der deutschen Kaisertochter, war der Gegenstand aller Blicke. „E werklich Malchus-ponim" [1]) oder „Eisen un Stohl", „Gott's große Werk" das waren so die Redeweisen, in die sich die Bewunderung kleidete; wo aber Ziperl die Schameste stand, da sagte sie immer „unbeschrie" darauf, und machte die „Broche". Von der jauchzenden Menge wie getragen, gelangten die Majestäten an's Rathhaus und die Altneuschul, wo der hohe Rabbi Jonathan und der Reb Feiwel Rosch-ha-kohol die Reverenzen machten. Nachdem das junge Königspaar die Merkwürdigkeiten der „Altneuschul" in Besichtigung genommen hatte, wurde der Rückweg angetreten. Wer aber malt das Entsetzen der eben jubelerfüllten Menge, als von einem Hause der Belelesgasse ein großer Ziegelstein hart vor der königlichen Majestät niederfällt! — Wie mit Blindheit war auf einmal die Menge geschlagen, es war, als ob die Augen eines jeden von selbst zufielen, um nicht zu erblicken, was dem heiligen Haupte des gottgesalbten Königs widerfahren sollte. Bestürzt zerstob die Menge, verstummt waren Aller Munde, die früher lautes Freudengeschrei ertönen ließen; es war, als ob das Wort sich gefürchtet über die Lippen zu treten. Der König lebte — aber sehr ergrimmt über die Unthat fuhr er schnurstraks davon. Entsetzen und Furcht über das zu Erwartende, schreckliche Ungewißheit über die Folgen in der Zukunft kehrte ein in das Haus eines jeden Juden, wo man vor einer Stunde noch freudig dem Jomtow entgegen sah, die alte „Schameste Ziperl" aber meinte, der König sei „beschrieen" worden.

War das ein „Schewuoth" in der Prager Judengemeinde! Die ältesten „Balbatim" behaupteten, solch' ein Unglück sei unerhört und noch nicht vorgekommen. Schmerz und Furcht erfüllte alles, es war kein Auge, das thränenlos geblieben wäre. Wenn Vater und Mutter im Hause weinten, dann frugen die Kleinen, ob es denn nicht Jomtow sei? und weinten mit, als ob sie verstanden

[1]) Ein wirkliches Königin-Gesicht.

hätten, was ihren Eltern, was allen Juden drohe. Aber das alles wurde noch ärger; denn es war am ersten Jomtow-Abend, die Altneuschule war zum Erdrücken voll, das vorgeschriebene Jomtowgebet war beendet, da kam der „Bes-din-schames" [1]) hineingerannt und brachte Rabbi Jonathan, dem Oberrabbiner, ein amtliches Schreiben.

Staunen über den ungewöhnlichen Eifer des Bes-din-Schames, der in „Schul" [2]) an geheiligte Stätte mit einer Ordre kam, tauchte in allen Herzen auf, man ahnte das Unglück, das vor der Thüre stand. Da eilte mit einemmale der Rabbi hinauf die Treppen, die zur Lade Gottes führten, riß letztere auf und schrie mit erschütternden Worten den Anfang des Gebetes: „Herr! Herr! allbarmherziger langmüthiger Gott!" Und die ganze Versammlung fiel ein, und es war ein Schreien und Jammern, das über die Thore der Judenstadt weit hinaus drang und in manchem Christenherzen Mitleid erregte. Mit thränenerstickter Stimme hatte der Rabbi der Gemeinde zu erkennen gegeben, welch' furchtbares Gewitter sich über die Juden in Prag entladen werde; er habe so eben vom König den strengsten Befehl erhalten, der Gemeinde anzuzeigen, binnen acht Tagen den Elenden auszuliefern, der von dem verfluchten Hause der Belelesgasse den Ziegel auf das geheiligte Haupt des Monarchen geschleudert. Wenn binnen dieser Zeit der ruchlose Thäter nicht der strafenden Obrigkeit übergeben ist, so werde am neunten Tage die Prager Judenstadt einer schrecklichen Plünderung und Verheerung preisgegeben. So lautete das strengste Wort des erzürnten Monarchen, und furchtbar grub es sich in die Gemüther der Anwesenden ein. Man stürzte aus dem Bethause, um zu Hause im Schoße der Seinigen Trost und Beruhigung zu suchen aber nicht zu finden. In solch' trostloser Bestürzung brachte man die beiden Tage Jomtow zu: mehr zu thun als zu beten ward vom Rabbi nachdrücklich untersagt, damit man nicht die Versündigung dadurch vergrößere, daß man den Jomtow durch Fasten oder anderweitige Buße entweihe. Man gab sich außerdem der Hoffnung hin, durch irgend eine Fürsprache das schreckliche Unheil abzuwenden. Der Rosch-ha-kohol Reb Feiwel hatte am zweiten Tage Schewuoth sich eine Audienz beim Staatsrathe verschaffen wollen, um mit seinen „scharfschneidenden" Worten das Herz Zawischens von Rosenberg — denn so hieß der damalige

[1]) Der Diener des Rabbinats-Collegiums. [2]) Synagoge.

Statsrath des Königs Wenzel — zu erweichen und so, wie vielmal schon, auch heute der Retter seiner Gemeinde zu werden. Aber schnöde wurde er abgewiesen und spottend bedeutete man ihm, daß der Mörder in fünf Tagen im Königsschlosse sein könne. So war denn die einzige Quelle der Vermittlung auch verstopft und man war im Ghetto der Verzweiflung nahe. Nachforschungen, die man angestellt, blieben fruchtlos; in dem Hause, aus welchem der Ziegel gefallen war, war niemand nach der That angetroffen worden; die Inwohner waren auf den Straßen unter den Zuschauern zerstreut gewesen. Man hob das äußere, morsche Ansehen des fluchbeladenen Hauses hervor, und erklärte aus der baufälligen Construction des obersten Gesimses das gräuliche Ereigniß, aber wo das verderblichste Vorurtheil nistet, da kann die reinste Wahrheit selbst nicht zur Geltung gelangen. Und so war es auch hier; man wollte tausend Seelen verderben, für eine ruchlose, die vielleicht gar nicht vorhanden war, gewiß wenigstens unter Israel nicht; man wollte, wie man schon so oft gethan, eine ganze Gemeinde für die Schuld eines Einzelnen zum Sündenbocke machen. — Und so schlich nun das Unglück in der Gestalt eines jeden Juden durch die Straßen dahin; vier Tage hindurch waren die eisernen Riegel der Ghettothore nicht aufgeschoben worden: man fürchtete einestheils den Zorn und die blinde Wuth des Pöbels, der bei solchen Angelegenheiten so gerne bereit war, seinen Patriotismus und seine Königsliebe mit dem Blute der Juden an die Pfosten der königlichen Burg zu schreiben; anderntheils hatte der arme Jude nichts da draußen zu thun im „Mokim“; [1]) in den Sack, mit dem er sonst seinen Nahrungszweig bezeichnete und betrieb, hatte er jetzt sein Haupt gehüllt, das er mit Asche bestreute. Auf dem Bes-chajim, [2]) das wir jetzt das alte nennen, lagen die Unglücklichen umher und schrien, als wollten sie die Geister ihrer Ahnen zur Rettung heraufbeschwören aus den Gräbern; es war nur ein Wehgeschrei, das gen Himmel stieg. Durch drei Tage nach dem Schewuoth-Feste hatte die ganze Gemeinde ihren Leib kasteiet, so war der Befehl des Rabbi, so war der Wille eines jeden. Tag und Nacht hindurch saßen die von Kummer und Leid abgehärmten Männergestalten auf dem Fußboden der Altneusynagoge und rangen betend die Hände. Draußen vor den Thüren saßen ihre Weiber und stimmten ein

[1]) Ort, wo er hausiren geht. [2]) (Haus des Lebens) Friedhof.

in die herzzerreißenden Männerklagen. Und die Kinder und Säuglinge, die schienen zu sagen: Was habt ihr uns gezeugt zu solchem Unglücke, geboren um uns wieder dem Tode zu weihen?

Das war damals die Lage der Prager Juden; still war es im Ghetto — wie am Bette eines Sterbenden.

Und die alte „Schameste" Ziperl lag auch vor der Altneuschul draußen und sprach das prophetische Wort vor sich hin: „Die Väter haben saure Trauben gegessen und den Kindern werden die Zähne stumpf!" —

Man zählte den 13. des Monats Siwan, den letzten der unglücksvollen acht Tage für das Prager Ghetto.

Trotz des trüben, regnerischen Himmels war ganz Prag auf den Füßen; es gab ein Schauspiel zu sehen, erschütternd und dennoch erhebend, wenigstens für ein fühlendes Judenherz. Ich muß Dich, lieber Leser! zuerst mit den verhängnißvollen Ereignissen der beiden vorher gegangenen Tage bekannt machen, ehe ich Dir das besagte Schauspiel vor Augen führe. Vom unermeßlichen Leid sollte die Gemeinde durch eine heldenmüthige Judenseele befreit werden. In einem der ärmlichen Häuser der obern Judenstadt lebte zur Zeit unserer Geschichte ein armer Schneider, Namens Reb Schime Scheftels. Man nannte ihn gewöhnlich das „still Jüdel", weil er sich um nichts als um sein Handwerk und höchstens zu Zeiten um ein „Blatt Mischnajes" kümmerte. Arm wie er war, brachte er das kärglich Erworbene seiner Frau und drei Kindern, die ihn auf's Zärtlichste liebten. Im „stillen Jüdel" hatte die Geschichte der letzten Tage nicht verfehlt, eine tiefe Aufregung hervorzubringen. Lange dachte er nach, wie er seinen Religionsgenossen thätlich beistehen könnte, da reifte endlich in ihm der Entschluß, sich als den Verbrecher auszuliefern. Am Abende des letzten Fasttages küßte er zum letzten Male sein Weib und seine Kinder, und das „still Jüdel" war verschwunden. Eiligst ging er auf das Schloß und gab sich als den Ruchlosen aus, der den Königsmord versucht hatte. Sein Leben war von dem Augenblick an verwirkt — auf dem Altare der Bruderliebe wollte er es hinopfern. — Der Vormittag des obenerwähnten Tages versammelte eine Masse Neugieriger vor den Thoren der Judenstadt. Drinnen war noch alles still wie früher; in der voll-

gedrückten Altneusynagoge stand wieder wie vor acht Tagen der hohe Rabbi vor der Bundeslade; aber heute hatte er der Gemeinde die von Gott beschlossene Rettung zu verkündigen. Freude und Jubel war auf dem Antlitz Aller ausgedrückt, und dennoch war ihr Herz betrübt, daß einer ihrer Genossen das Heil der Ihrigen mit dem Leben bezahlen sollte. Daß aber das „still Jüdel" ein so großmüthiges heldenmüthiges Herz besessen, konnten sie nicht begreifen; aber die alte Schameste Ziperl hatte längst gesagt: „stille Wasser sen tief", und als sie vor der Altneuschul sitzend hörte, ihr „Reb Schimele" — denn das „still Jüdel" war ihr Enkel — habe die ganze Jüdengass' gerettet, da blieb sie vor Freude sitzen, und todt trug man sie weg. Im selbigen Augenblicke auch öffneten sich die Thore des Ghettos und herein strömte die zahllose Menge. Es war ja heute der Tag, an welchem die Juden geplündert werden sollten. — Doch dazu kam's nicht; aber vom Altschulthor her brachte man Reb Schime „das stille Jüdel" von reitenden Landsknechten geleitet, in Ketten. Neben ihm ging der Rabbi und verhieß ihm den reichlichsten Segen für den heldenvollen Märtyrertod, den er leiden wollte. Vor dem Hause der Belelesgasse, aus welchem alles Unglück vor acht Tagen kam, hielt der Zug, und der Richtplatz für das „still Jüdl" war erreicht. Da war kein Judenauge trocken, als man den Reb Schimele, den Schneider schaute, das kleine Jüdel mit der großen Seele; wäre es angegangen, jedes Judenkind hätte ihn zum Abschiede geküßt. Noch einmal umarmte Reb Schime sein Weib und seine Kinder — unten vor dem fluchbeladenen Hause standen mit aufgepflanzten Spießen die Reisigen, oben vom Dache schaute Reb Schime noch einmal gegen „Misrach", und „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen" ausrufend, stürzte er sich in die Spieße. —

Drei Tage trauerte ganz Israel in Prag um den Märtyrer, zehn Tage hindurch ward in der Altneusynagoge sein Seelenlicht gebrannt. Und es war am dritten Tage nach seinem Tode, da träumte dem Rabbi Jonathan, daß Reb Schime ein Abkömmling des Propheten Zacharias sei, der da getödtet wurde von Israel, weil er dasselbe über die entarteten Sitten belehrte.

Zwei Jahre waren seit dem Tode Reb Schime's verflossen, in jedem Juden lebte noch sein Andenken frisch fort, da starb auf

dem Schaffote Zawisch v. Rosenberg, der Staatsrath des Königs Wenzel, des Verbrechens des Hochverraths schuldig erklärt. Noch eine viertel Stunde vor seinem Tode ließ er sich den hohen Rabbi Jonathan aus Prag holen, und gestand ihm reuig, er habe vor zwei Jahren einen seiner Diener angestiftet, den Ziegel in der Judengasse auf das Haupt des Königs zu schleudern, wissend, daß die Schuld nur in die Schuhe der Juden werde geschoben werden. Der Rabbi mußte ihm verzeihen und das feierlichste Versprechen abgeben, für die Hinterlassenen des „stillen Jüdels" auf's eifrigste zu sorgen.

Mönch und Jüdin.

Historische Erzählung aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts.

Von **S. Wasserstein.**

I.

Erzbischof Johann Lohelius.

Auf dem Domplatze in Prag wogte die Menge umher, buntfarbige Trachten aus allen Kreisen des Landes, welche das Fest des Landespatrones Johann von Nepomuk in die Hauptstadt geführt hatte. Um die ambulanten Kramstellen, auf welchen Rosenkränze, Agnus dei Kügelchen, Lebensbeschreibungen des Heiligen u. s. w. feilgeboten wurden, drängten sich die Weiber und Mädchen, während die Männer und Burschen mehr Hinneigung zu den fliegenden Garküchen an den Tag legten, welche frugale Gerichte auf offenem Platze kochten und der Volksernährung zu billigen Preisen Rechnung trugen. Eine große Schaar Neugieriger hatte sich um die erzbischöfliche Staatscarosse gedrängt, die vor der Kirche hielt. Der goldbedeckte Gallawagen, mit den mächtigen Spiegelscheiben, die sechs stolzen Pferde mit den prachtvollen Schabraken, die Vorreiter, die Laufer und der buntscheckige Zwerg, der am Hintersitze kauerte und auf die gaffende Schaar Grimassen hinabschnitt, bildeten Gegenstand genug, um das Interesse der simplen Landleute zu fesseln. Die Musik in der Kirche verstummte, die Domglocken hallten in mächtigen Accorden aus, der Erzbischof, der das Hochamt celebrirt hatte, verließ die Kirche, von dem gesammten

Domcapitel bis zum Portale der Kathedrale geleitet. Beim Anblicke des Kirchenfürsten sank die Menge in die Knie, er spendete den Segen, bestieg den Wagen und langsamen Schrittes rollte er zur erzbischöflichen Burg durch eine von der Menschenmenge gebildete Gasse. In seinem Gemache angekommen, nahten sich ihm die Diener, entkleideten ihn der kostbaren Gewänder, worauf sie sich zurückzogen.

Erzbischof Johann Lohelius von Prag blieb allein im hohen Gemache zurück. Der Kirchenfürst war ein stattlicher Mann, den die Last der Jahre nicht gebeugt hatte, das Gesicht hatte Züge, die man mit dem Ausdrucke „gemeißelt" bezeichnet, selbst in den Mundwinkeln fand man nicht jene schlaffe welke Form, die bei den meisten Geistlichen vorzuherrschen und das beschauliche Leben zuweilen Gutmüthigkeit zu bedeuten pflegt. In dem Augenblicke, als sich Lohelius allein sah, schien eine mächtige Veränderung mit seinem ganzen Wesen vorzugehen, die eiserne Ruhe, die über ihn ausgegossen war, schien wie mit einem Zauberschlage gewichen, die dem Volke gegenüber nothwendig zu beobachtende Repräsentation und Würde glaubte er in seinen vier Pfählen nicht beibehalten zu müssen, unmuthig durchtheilte er den Raum, blieb vor seinem Schreibtische stehen, ließ eine geheime Feder spielen und nahm ein bereits geöffnetes Schreiben in die Hand, begann es nochmals aufmerksam zu lesen und dann scheinbar gedankenlos über dasselbe hinweg zu starren. Das Blatt enthielt aber nur zwei Worte in lateinischer Sprache: „Ibis, Redibis!" (du wirst gehen und wieder kommen). Nach einer Weile schien er endlich zu einem Entschlusse gelangt zu sein, ein leises, kaum bemerkbares, verächtliches Lächeln glitt über die festgeschlossenen Lippen, die Hand schnippte das Papier, als sollte damit die Werth- und Bedeutungslosigkeit desselben gekennzeichnet werden, dann näherte er sich dem mächtigen Kamin, in dem trotz des Frühjahres ein leichtes Feuer brannte, um das Papier zu verbrennen. Als aber die Flammen das Pergamentblatt zu umspielen begannen, traten seltsame Charaktere auf demselben zum Vorscheine, schnell zog der Priester das Blatt zurück, bevor es vernichtet war, und begann mit Hilfe eines aus dem Geheimfache hervorgeholten Dechiffrirquadrates die Hieroglyphen zu entziffern. Der Inhalt des Schreibens schien den als Aushängeschild angegebenen zwei Worten in Räthselhaftigkeit und unangenehmer Vorbedeutung des Inhaltes in nichts nachzustehn; denn Lohelius schien offenbar bestürzt zu

sein und mit einem zu fassenden Entschlusse zu kämpfen. Endlich schien er darüber ins Klare gekommen zu sein, klingelte und rief dem eintretenden Diener den Befehl zu: „Sogleich ins Kreuzherrnkloster schicken und Spontanelli zu mir beordern!"

Die Zeit bis zur Ankunft dieses Mannes schien dem Kirchenfürsten unendlich lange zu dauern, man konnte sehen, daß er seine Ungeduld nicht zu bemeistern wußte, er versuchte zu lesen und klappte die Bücher auf und wieder zu; endlich nahte der Ersehnte, eine Gestalt, wie man sie in den Klöstern reicher Orden, die meist wohlgenährte Geistliche zu ihren Bewohnern zählen, nicht zu finden pflegt, eine hagere, düstere Gestalt mit fahler Gesichtsfarbe, tiefliegenden, intelligent und schlau blitzenden Augen, dünnen schmalen Lippen und regelrecht zugestutzter und sorgfältig und so breit als möglich gepflegter Tonsur, über welche die dürren Finger der Hand von Zeit zu Zeit fuhren, als wollten sie sich von ihrer Anwesenheit überzeugen. Der Eingetretene beugte sich tief vor dem Erzbischofe, der ihm mit dem lateinischen Gruße: Dominus Tecum die Hand reichte, die dieser mit einer erheuchelten oder wirklichen Miene der Verzückung ehrfurchtsvoll küßte. „Spontanelli," begann der Kirchenfürst das mit gedämpfter und in lateinischer Sprache geführte Gespräch — „Spontanelli, die Kirche weiß Eure Verdienste um dieselbe zu würdigen, als Großmeister des Ordens, dessen würdiges Mitglied Ihr seid, denke ich seit Langem daran, Euren Bestrebungen den würdigen Lohn zu Theil werden zu lassen, und was in Eurer Seele Innerstem als geheimer Wunsch verborgen liegt, soll bald in Erfüllung gehen, wenn Ihr den einen Auftrag, den ich Euch jetzt ertheile, zur Zufriedenheit erfüllt. Es ist ein Auftrag ad majorem Dei gloriam, ein Auftrag, der unsre heilige Kirche von mächtigen Stürmen bewahren kann, die über dieselbe hereinzubrechen drohen. Es geht ein Geist der Neuerung durch die Welt, der die alten Satzungen unserer Kirche umzustürzen droht, Aufklärung, dieser Popanz, mit der man den Pöbel bethören will und leider aus dem alten und festen Bande der Anhänglichkeit und Liebe zu den bestehenden Satzungen der Kirche herauszureißen beabsichtigt, bricht sich Bahn und selbst bis in unser treues katholisches Land sind diese atheistischen Ansichten gedrungen. In meinen alten Tagen mußte ich den Schmerz erfahren, daß in meinem Orden, dessen Großmeister ich bin, ein Mann aufgenommen ist, an dessen Ueberzeugungstreue ich zweifle. Wider mein Anrathen hat ihn der Papst als Kreuzherrnordens-

priester bestätigt und nach Prag versetzt. Vom Generale des Ordens des heiligen Loyola aus Rom geht mir nun ein Schreiben zu, das mich in meinem Argwohne bestärkt, mich zur Vorsicht mahnt. Mein Auftrag, lieber Spontanelli, geht daher dahin, diesen Mann scharf zu beobachten, über dessen Thun und Lassen mir genaue Rechenschaft zu erstatten, das aber so einzuleiten, daß der Beobachtete auch nicht den leisesten Verdacht schöpft und keiner außer uns beiden über diesen Auftrag Kunde erhalte. Um es zu ermöglichen, daß Ihr mir täglich Bericht erstattet, werde ich Euch die Ernennung zu meinem geheimen Rathe zukommen lassen, und Ihr werdet dann ungehindert und ohne Verdacht zu erregen, täglich in meiner Burg erscheinen können." „Eminenz diese Gnade," lispelte Spontanelli, während eben über sein fahles Antlitz ein Wetterleuchten der Freude für einen Augenblick hinflog — weitere Reden schnitt der Erzbischof mit einem gnädigen Kopfnicken und einer kurzen Abschiedsbewegung der Hand ab.

II.

Im Kreuzherrnkloster.

Spontanelli verließ raschen Schrittes das erzbischöfliche Palais und eilte dem Kreuzherrnkloster zu; dort angelangt, schloß er sich in seine Zelle ein, nahm auf dem einfachen Sessel Platz, verbarg das Gesicht in beide Hände und überließ sich dort seinen Gedanken. Er überhörte die Klänge der Tischglocke, welche alle Mönche zum gemeinschaftlichen Mahle in das Refectorium berief, und als er endlich aus seinem Nachsinnen über die Ursachen des Auftrages des Erzbischofs erwachte, bereute er es zu spät, die erste Gelegenheit versäumt zu haben, mit dem Gegenstande seiner Beobachtungen zusammengekommen zu sein. „Es ist aber besser so," brummte er vor sich hin — „ich werde zum Quardian gehen und mir eine Zelle neben ihm ausbitten, ich werde da besser Gelegenheit haben in seiner Nähe zu sein und unter dem Scheine der Nachbarschaft mich in sein Vertrauen einschleichen."

Bald darauf fand die gewünschte Uebersiedlung statt, neben der Zelle des neuen Ankömmlings erhielt P. Spontanelli die seinige eingeräumt und ein Laienbruder übertrug dessen armseligen Hausrath. — — — —

Der Abend war hereingebrochen, die Sonne versank hinter

den Bergen und die Glocken der Stadt gaben ihr das Abschiedsgeleite, mit ihren hellen und freundlichen Tönen den Frieden einläutend in das Herz eines jeden Menschen. Auch die Hausglocke des Kreuzherrnklosters wurde in Schwingungen gesetzt und der schrille durch die lange Gänge hallende Klang versammelte auf denselben die Ordensbrüder, die in gemeinschaftlichem Zuge zur Hauscapelle sich bewegten, um dem Abendsegen beizuwohnen, nach dessen Schlusse das gemeinsame Abendmahl verzehrt wurde. Bei der Thür des Refectoriums trennte sich der neue Klosterankömmling von den übrigen Fratres, vorschützend von der Reise ermüdet zu sein, betrat er seine Zelle. Ein vor einem Heiligenbilde brennendes Lämpchen warf einen matten Schein durch den kleinen Raum, den der Geistliche rasch durchschritten hatte und zum Fenster eilte, dasselbe öffnete und sich hinauslehnte. Der Mond streute sein Silberlicht über die rebenbekränzten Halden des Belvederes, die Moldauwellen sangen ihr einförmiges Lied, Ruhe und Frieden schien in den weiten Räumen der Natur zu herrschen, nur nicht in den engen Räumen des alten Mannes, der am Fenster lehnte. Thränen rollten langsam aus seinen Augen, einzelne Seufzer rangen sich aus seiner Brust los, ein wehmüthiges Gefühl zeichnete sich in den starren Zügen ab, das endlich in Worten sich Luft machte.

„So stehe ich wieder auf dem Boden meiner Väter," sprach der greise Ordenspriester vor sich hin — auf einem Boden, wo selbst ich eine glückliche Jugend verlebte, bis ein finsteres Geschick mich trieb in die Fremde und zu einem verzweifelten Schritte, den ich jetzt so tief bereue, den ich rückgängig machen wollte, könnte ich dies nur mit Aufopferung meines eigenen Lebens. Hoffnungsloser Zustand, qualvolles Dasein, wann wirst du ein Ende nehmen! O kämest du nur schon, Mann mit der Hippe, für Viele ein so gefürchteter Mahner, mir der beste und einzige Freund, dem ich mit Sehnsucht entgegensehe, komme, befreie mich von meinen Leiden!"

Die schmerzlichen Erinnerungen hatten den Dulder übermannt, die leisen Töne, die seinen Lippen entschlüpften, wurden lauter, die innere Unruhe, die im Herzen des einsamen Klausners gährte und dasselbe zu zersprengen drohte, ließ ihn nicht auf seinem Platze stehen, in heftiger Aufregung durchmaß er raschen und dröhnenden Schrittes das schmale Geviert der Zelle und lauter wurden die Worte des Selbstgespräches, welches er führte:

„Nun den einen Wunsch noch, gütige Vorsehung, laß mir

in Erfüllung gehen, meine müden Gebeine an jener Stätte ihre Ruhe finden, von der sie sich einst gewaltsam losgerissen haben. Jahre sind dahingeschwunden, die Trennungswunde blutet noch, der Schlangenzahn der Reue nagt daran ... Was habe ich Alles gethan, um diese Mahnrufe zu übertäuben, ich stürzte mich in den Strudel des Vergnügens, aber bei fröhlichem Gelage vergällte mir der Wermuth der Erinnerung den Becher der Freude; ich suchte die Einsamkeit, aber auch da drängte sich der Schmerz als unvermeidlicher Gesellschafter auf, ich suchte zu beten, Stunden lang lag ich auf den Knien und psalmodirte, eitles Versuchen, aus den durcheinanderlaufenden Zeilen des Breviers starrte mir die verhängnißvolle Vergangenheit entgegen, die Engelsköpfe der Initialen in dem Evangelienbuche verwandelten sich in höhnisch grinsende Gespensterlarven und wo ich hinsah, wohin ich mich wandte das Menetekel des Gewissens flammte lichterloh auf .... Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht, der morsche Leichnam ist von der Wucht der schmerzlichen Erinnerungen erdrückt, bald werde ich vor dem Throne des Allvaters stehen, an den Stufen seines Thrones will ich liegen und Gnade erflehen. Der Ewige ist ja ein Gnadengott, er liebt ja Juden und Christen mit gleicher Liebe, theilt in gleicher Weise seine Gnaden aus, er wird mir auch vergeben, mir, o qualvoller Zustand — der beides war und keines ist!" ..

Der unglückliche Greis versank in tiefes Nachdenken, durch die vergitterten Scheiben stahl sich das Mondlicht ein und zeichnete ein Netz am Boden ab, in welches die gefangene Einbildungskraft des vor sich Hinbrütenden sich verstrickte. So stand die schlanke Gestalt des Dulders starr und unbeweglich da, durch nichts herausgerissen aus seinem Nachdenken, nicht gestört durch den Glockenschlag, der in regelmäßigen Zwischenräumen herüberhallte. Endlich rang er sich los aus dem Banne, den der Rückblick in die Vergangenheit über ihn geworfen hatte, er schien zu einem Entschlusse gekommen zu sein, der Plan, über den er gebrütet schien ihm reif, sogar ausführbar und mit den Worten: „Ja, das will ich thun, er wird mir diese Bitte nicht verweigern können," raffte er sich empor, schloß das Fenster und suchte die Ruhe.

Die Scene, die sich in der Zelle des greisen Priesters abgespielt hatte, war aber nicht ohne Zeugen geblieben. Als Spontanelli gesehen, daß der neue Ankömmling die Gesellschaft seiner Ordensbrüder fliehe, hatte auch er sich vom Mahle weggestohlen

und war in seine Zelle geeilt. Dort angelangt war er zur dünnen Scheidewand getreten, welche seine Zelle von der des Nachbars trennte, den zu beobachten seine Aufgabe war, drückte an einem für ein uneingeweihtes Auge unbemerkbaren Knopfe, eine Klappe sprang auf und den Einblick in das Zimmer des Nachbars hinderte nur das über derselben Stelle hängende Heiligenbild, das aber an seinem unteren Ende ein Loch hatte, an welches Spontanelli sein Auge drückte und so das Gemach übersah. Durch die dünne Leinwand hörte er auch jedes der etwas lauter gesprochenen Worte seines Collegen.

„Mir scheint der Erzbischof täuscht sich," brummte er vor sich hin, als er nach Beendigung des Selbstgespräches des neuen Ordensmitgliedes sich zurückzog — „er hält den alten Priester für einen Sendboten geheimer Zwecke, an die der nicht denkt, noch beauftragt ist, solche zu vollziehen, aus dem ganzen Selbstgespräche habe ich ersehen, daß er kein geborener Katholik ist, und den Schritt bereut, der ihn in den Schoß unsrer Kirche geführt hat. Indessen man kann nicht wissen, wir wollen noch auf der Lauer bleiben, und abwarten, was sich aus dieser räthselhaften Erscheinung weiter entpuppt." Nach diesen Worten legte sich auch der Spion schlafen, der den festen Schlaf des Gerechten schlief, während sein greiser Zimmernachbar unruhige Träume haben mußte; denn öfters drang banges Stöhnen in die stille Nacht hinaus.

III.

Die Familie Hinnel.

Pater Josef Calasanzius, so hieß der neue Ankömmling im Kreuzherrnkloster, rief am folgenden Morgen einen Laienbruder in seine Zelle und gab ihm einen Auftrag, dessen Geheimhaltung er ihm beim Cruzifixe beschwören mußte. Als die Dämmerung hereinbrach, verließ der dienende Bruder das Kloster und schlug seinen Weg zum Ghetto ein. Die Pforten desselben waren noch nicht geschlossen, die Wache machte dem im geistlichen Gewande Einherschreitenden ehrerbietig Platz, der nun seine Schritte den winkligen Gassen zulenkte, in welchen am heutigen Abend alles Leben erstorben schien. Dafür drang aus den sorgfältig verschlossenen Fensterladen Lichterglanz und der gedämpfte Ton zusammenklingender Stimmen scholl heraus. Vor einem der stattlicheren

Häuser in der Breitengasse hielt der Bote und pochte an der verschlossenen Hausthür. Nach einer ziemlich langen Pause des Wartens öffnete sich die Pforte und ein rothhaariger Geselle mit einer Lampe in der Hand ließ deren Schein auf den Klopfenden fallen, und frug bei Ansicht des geistlichen Gewandes in demüthigem Tone nach dem Begehr seines Trägers.

„Führe mich zu Deinem Herrn," erwiderte dieser kurz und folgte dem voranleuchtenden Diener durch die winkligen dunklen und ärmlich aussehenden Gänge des Vorbaues in den rückwärtigen Theil des Hauses, das mit vielem Glanze ausgestattet schien. Schwere Teppiche lagen auf dem Boden und dämpften den Schall des darüber Hinschreitenden, in den Nischen standen mächtige Schränke mit großen Schlössern und aus einem der geöffneten blitzte der Glanz silbernen Geschirres und edler Geschmeide entgegen. Eine reichgeschnitzte Thür öffnete sich und gewährte den Einblick in das Prunkgemach des in der Stadt und im ganzen Lande als reich bekannten Juden Hinnel. Die Ausstattung des Gemaches wetteiferte in Glanz und Pracht mit dem eines fürstlichen; seidene Teppiche mit kunstvollen Stickereien und Juwelen reich besetzt verhüllten die Wände, von der reichgemalten Decke hingen drei vergoldete Lampen herunter, die eine Fülle von Licht durch den Saal goßen, die mächtige Tafel, mit den edelsten Speisen besetzt, deren Wohlgerüche sich mit denen der fremdländischen Specereien mischten, welche in einer Krystallvase am Kamine verdampften, umstanden mächtige Lehnsessel, in denen einige Gestalten ruhten, deren Blick sich fragend nach der Eingangsthür richtete, in welcher der Geistliche erschien. Der Hausvater, der am oberen Ende des Tisches saß, erhob sich bei Anblick des Gastes von seinem Sitze, lüftete ehrerbietig das Sammtkäppchen, welches die silberne Fülle seines Hauptbhaares bedeckte und trat dem Fremden entgegen. „Stört Euch nicht in Eurem Feste," sagte der Laienbruder — „ich weiß, Ihr feiert heute ein Fest, seid auch nicht bange, daß ich Euch Euern Freudentag trüben will, die Wolke, die auf Euerer Stirne erscheint, habt Ihr diesmal vergebens heraufbeschworen, ich komme Euch eine Mittheilung zu machen, die Ihr zwar, wie Ihr vorgibt, am Feiertage nicht gerne hört; aber wir kennen das schon, von Geschäften hört Ihr immer gerne."

„Am Feiertage mache ich keine Geschäfte," fiel Abraham Hinnel ein — „seid so gut und entschuldigt hochwürdiger Herr, wir haben so heute schon den zweiten Feiertag des Pfingstfestes,

ich komme morgen zu Ihnen, gnädiger Herr ins Kloster — wenn Ihr es erlaubt" — setzte er hinzu.

„Darin besteht ja der ganze Inhalt meines Auftrages," antwortete der Geistliche, dem unterdessen die Tochter des Hauses einen Sessel und einen Pokal mit Wein angeboten hatte, den derselbe rasch lerrte — „es ist ein neuer Ordenspriester aus Italien angekommen, der will einen Juden haben, wahrscheinlich will er etwas einkaufen." „So, so," murmelte Abraham und fuhr sich mit den beringten Fingern durch den stattlichen Bart, der auf die mit Pelzwerk reichverbrämte Schaube herabfiel, „nun ich danke, ehrwürdiger Herr, ich werde dem Befehle folgen, wann soll ich kommen."

„Das müßt ihr eben schlau anstellen," ergänzte der Bote, während er bereits den zweiten Pokal leerte und mit den Fingern spielend ein Stück Barches [1]) zerbröckelte — „der hochwürdige Herr will eben nicht haben, daß man Euch zu ihm kommen sieht, warum, das weiß ich selbst nicht, aber er ist ein eigener, verschlossener Herr, der seine Grillen hat, er ist schon einige Tage im Kloster, keinen hat er noch vieler Worte gewürdigt. Also kurz und gut am morgigen Abende nach der Vesperglocke kommt Ihr zur Seitenthüre des Klosters, da werde ich warten und Euch zum Pater führen." Mit diesen Worten erhob sich der Bote, wollte sich entfernen, ließ sich aber noch bewegen, einen dritten Pokal als Stehtrunk zu leeren und den goldenen Kelch mit einem unwillkührlich ausgestoßenem Ah des Behagens zurück gebend, konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken: „Euer Koscherwein, Abraham, ist gut," was die angenehme Folge für ihn hatte, daß er zwei mächtige Flaschen mit auf den Weg bekam, die er in den weiten Taschen seiner Kutte barg und dann vom Diener bis zum Hausthore geführt, dasselbe verließ.

Abraham Hinnel blieb mit seinem Tischgenossen im getäfelten Saale zurück. Die Botschaft hatte ihn trotz des Unwesentlichen ihres Inhaltes etwas nachdenklich gestimmt. Der ewig verfolgte und der Willkühr preisgegebene Jude, den alle seine Reichthümer und sonstige Vorzüge vor plumpen Angriffen der rohen Menge nicht schützten, sah in Folge dieser oft gemachten bittern Erfahrungen hinter jeder Rose eine Schlange lauern, zitterte und schreckte vor jedem Ereignisse zurück, welches ihn in eine etwas ungewöhnte

[1]) Festbrod.

Bahn trieb, wie die Blumen Noli me tangere verschloß er sich ängstlich vor jeder fremden Berührung, weil er, wie die Blumen, von jedem fremden Eingreifen Zerstörung fürchtete. Der Befehl, zum Geistlichen zu kommen, stimmte Abraham mißmuthig. Was wollte der Geistlicher von ihm? Gutes gewiß nichts, dachte er bei sich — eingedenk der zahlreichen Leiden, welche zelotische Priester seit Jahrhunderten über seine Glaubensgenossen heraufbeschworen hatten.

„Man hat mich zum Galach [1]) befohlen," murmelte er vor sich hin und schob verdrießlich das Käppchen am Kopfe herum — „nun ja, man kennt mich als den reichsten Juden, ich soll das Bad ausgießen... Ribone schel olem, [2]) ich will es ja gerne thun, wenn es nur zu Geld ausgeht..."

„Aber theuerer, guter Vater, warum verdirbst Du Dir Deinen Oneg Jomtof," [3]) sagte Hinnels Tochter, beugte sich über den Vater herüber, und küßte ihm die Falten von der Stirne weg.

„Judith, meine Judith," rief der Greis mit halb freudig, halb schmerzbewegter, ahnungsvoller Stimme — „mein einziger Schatz, Leuchte und Stütze meines Alters, mein einziger Stolz und Freude, Deine Liebe und Treue stählt mich gegen jedes Ungemach, wenn Du mir nur erhalten bleibst, können mir die Feinde und Dränger Alles entreißen. Deinetwegen habe ich gearbeitet am Tage, deinetwegen habe ich die Nächte durchwacht, allen Gefahren mich ausgesetzt, Reichthümer gesammelt, um sie Dir in den Schoß zu legen. O mein Kind, komme in meine Arme. Ich weiß nicht, was mich heute so schmerzlich bewegt, ich will Dich festhalten in meinen Armen. Eine Ahnung sagt mir, daß ich Dich verlieren soll, Schadai! bewahre mich vor diesem Unglücke..."

Eine heftige Rührung übermannte den Greis, Thränen quollen aus seinen Augen und von des Vaters Schmerz bewegt, fiel Judith schluchzend in die Arme des Vaters. Als sie sich nach langer stiller Umarmung gegenseitig loslösten, konnte man die Gestalt der Jungfrau sehen, deren Züge der Schmerz noch verschont hatte. Judith Hinnel war eine schlanke herrliche Figur, welche die kostbaren und geschmackvollen Gewänder noch hob. Das prachtvolle schwarze Haar fiel in breiten von Perlenschnüren zusammengehaltenen Flechten auf den üppigen blendenden Nacken herab, das keusch geschlossene Kleid ließ nur den ebenmäßig ge-

[1]) Geistlicher. [2]) Herr der Welt. [3]) Feststimmung.



formten Busen ahnen, der die ebenmäßige Form der Antiken Roms haben mochte. Das helle Auge spielte im gegenwärtigen Momente im irisirenden Lichte die Strahlen desselben, die sich in den Thränen brachen, welche das Mädchen erst vergossen hatte, erzeugten diesen fascinirenden Glanz; Wangen und Kinn trugen jenen Pfirsich ähnlichen Reif, welcher für die Frische und Reinheit das sprechendste Zeugniß gibt. Mit diesen herrlichen, selten in einer Person vereinigten Gaben der Natur, besaß Judith ein treues, liebendes und hingebendes Herz für Angehörige und Freunde, eine seltene Opferwilligkeit und eine Frömmigkeit und Ueberzeugungstreue, wie sie nur im Herzen der Edelsten zu wohnen pflegt. Frühzeitig hatte sie die Mutter verloren, und der Vater übertrug den reichen Schatz der Liebe, der in seinem Innern wohnte, auf das einzige Kind, welches wieder Alles aufbot, um dem Vater den Verlust zu ersetzen, den er durch den Tod eines treuen biedern Weibes erlitten hatte. Nur für sein einziges Kind lebend und sterbend, hatte Abraham demselben eine für die damalige Zeit und die Verhältnisse seltene Erziehung angedeihen lassen. Wer nicht wußte, daß die von einer Fülle von Liebreiz umflossene Gestalt eine Jüdin war, hätte sie gewiß für ein adeliges Fräulein gehalten; sie spielte die Laute mit Meisterschaft, begleitete das Instrument mit geschultem Gesange, sprach geläufig rein deutsch, französisch und sogar etwas lateinisch, eine Sprache, welche gebildete Damen der damaligen Zeit pflegten. Das Studium der schönen Wissenschaften war auch ihre einzige Erholung und Zerstreuung in der Einsamkeit, der sie oft Tage lang überlassen blieb, wenn der Vater in Geschäften über Land ging. Oft nahm sie auch die Bibel zur Hand, die sie in der Ursprache zu lesen verstand und die tiefe Poesie, welche aus den Versen des Psalmisten ihr entgegen quoll, fand reine und volle Annahme in ihrem Herzen, in welchem sich das lebendige Gefühl der Liebe und Anhänglichkeit zur Religion der Väter stets wach erhalten hatte. Abgeschlossen von der Welt, nicht beirrt und beeinflußt von deren materiellen Treiben und Drängen herrschte ein idealer, fast schwärmerischer Zug vor, der in ihr den Wunsch aufkeimen ließ, gleich ihrer Namensschwester Judith und anderer Heldinen der Bibel, für den Glauben das höchste und schwerste Opfer zu bringen. Diese schöne Liebe war das einzige Gefühl, das sie beseelte, die irdische Liebe hatte ihre unbezwingbare Gewalt noch nicht an das reine, keusche Herz der Jungfrau versucht und dasselbe höher schlagen lassen. Wohl freiten

die besten Söhne des Ghetto's um ihre Hand, und auch von andern Orten des Landes, wohin der Ruf ihrer Schönheit und Herzensgüte gedrungen war, fanden sich Bewerber ein, manches Männerherz hatte der bezaubernde Blick ihres Auges in ihren Bannkreis gezogen, alle fanden freundliche Aufnahme, keine Erhörung. Für manchen dieser Verehrer legte Judith's Vater selbst ein Fürwort ein, allein sie schüttelte stets verneinend ihr Haupt und sagte: „Du stehst allein auf der Welt, ich kann Dich nicht verlassen, wenn auch die Bibel sagt, daß man über den Bund der Ehe Vater und Mutter verläßt, ich bleibe bei Dir, den Abend Deines Lebens zu einem ruhigen und zufriedenen zu gestalten, ist meine einzige Lebensaufgabe."

Vergebens suchte ihr der Vater diesen Gedanken auszureden und darauf hinzuweisen, daß es seine sehnsüchtigste Hoffnung sei, sie „versorgt" zu sehen, sie scherzte über solche Aeußerungen mit der Frage hinweg: „Bin ich nicht so versorgt, daß mich alle meine Freundinen darum beneiden!"

Abraham ließ endlich diesen Gegenstand fallen, als er sah, daß er seine Beredsamkeit fruchtlos erschöpfe, er hoffte, daß der Zufall siegen werde, wo die Absicht unterlag, er öffnete sein gastfreies Haus den Besuchern und jeder Samstag Nachmittag vereinigte in seinen Prunkgemächern die jungen Männer und die Blüthe der Mädchen des Ghetto's.

Nehmen wir nach dieser nothwendigen Schilderung den Faden der Erzählung wieder auf. Abraham Hinnel war durch die Einladung zum Geistlichen etwas bestürzt, die Tochter suchte es ihm auszureden, nichts destoweniger beschäftigte dieser Auftrag Abraham den ganzen Abend und bevor er zu Bette ging, rief er seinen Diener Zodik herbei und befahl ihm, sich am folgenden Abende bereit zu halten, er werde ihn zum Kloster begleiten, band aber dem Diener auf die Seele Niemanden von diesem Gange etwas zu erzählen, und über den Besuch des Geistlichen überhaupt das unverbrüchlichste Stillschweigen zu bewahren.

Abraham und dessen Tochter hatten sich zur Ruhe zurückgezogen, nur der rothhaarige Zodik blieb allein im Gemache zurück, mit dessen Aufräumung beschäftigt.

IV.

Zodik.

Es ist ein alter, aber oft bewährter Spruch, daß man die Schlange am eigenen Busen nähre. Eine solche Schlange war auch Zodik, der langjährige Diener im Hause Hinnels. Der alte Abraham hatte ihn als Waisenkind, das man eines Morgens in den Straßen der Judenstadt gefunden hatte, in das Haus genommen und ihn gleich einem eigenen Kinde gepflegt. Zodik war zu einem hübschen Burschen herangewachsen, dem nur die rothen Haare ein etwas unheimliches Aussehen verliehen. Allein sein Pflegevater hatte sich an den alten jüdischen Spruch: „An einem Rothkopf ist keine Broche“ [1]) nicht gekehrt und Zodik verrieth durch seine Handlungsweise nicht, daß er diesen Spruch bewahrheiten wolle. Er war diensteifrig, anhänglich und der Judith mit brüderlicher Liebe zugethan. Wo er ihr einen Wunsch von den Augen herablesen konnte, beeilte er sich, denselben zu erfüllen, ein freundliches Wort von ihr — und sie spendete es ihm oft — schien ihn glücklich zu machen, kurz er wurde wie ein Kind des Hauses behandelt und man ließ ihm weder seine Herkunft, noch seine Stellung fühlen; denn sein Amt als Diener des Hauses war ihm leicht gemacht, schwere Arbeiten wurden ihm nicht zugetheilt, er verlebte daher seine Tage in einem angenehmen Nichtsthun, bei guter Kost und stetem Besitze von Geld, mit dem ihn die Freigiebigkeit des Alten und seiner Tochter in reichem Maße bedachten. Diese sorgenlose Stellung hatte ihn aber auf Abwege geführt, das Stillleben im häuslichen Kreise behagte ihm nicht, er sehnte sich darnach, den gefüllten Geldbeutel mit lockeren Gesellen zu verprassen und sich nicht jene Zurückhaltung aufzuerlegen, die ehedem, aber auch jetzt noch, zu den Vorzügen der Juden gehören. Noch eine andere Leidenschaft war in sein Herz eingezogen und erfüllte dasselbe mit namenlosem Schmerze, weil er Befriedigung derselben nicht hoffen konnte. Er hatte sein Auge zu der schönen Judith erhoben, die liebliche Tochter des Hauses hatte in seinem Innern eine Glut angefacht, welche ihn zu verzehren drohte. Wenn sie so dalag auf der Ottomane und die rauschenden Seidengewänder ihre edlen Formen mehr zeigten, als verhüllten, die volle weiße runde Hand herabgesunken, welche in die Saiten der

[1]) Segen.

angelehnten Laute griff und klagende Töne vibriren ließ, da hätte er vor ihr hinstürzen mögen in sinnlicher Glut und aussprechen, was in seinem Innern wogte und gährte, ihn wachend zum Träumer machte, aus Träumen ihn weckte. Da trat das verbitternde Gefühl seiner geringfügigen Stellung ihm entgegen, das Wort auf seinen Lippen erstarrte und der Strom der gewaltsam zurückgehaltenen Empfindungen preßte ihm die Brust, in der zwei der widerstreitendsten Gefühle Platz griffen, eine namenlose stille Liebe zu Judith und ein grenzenloser Haß, weil er diese Liebe als eine vergebliche und unerwiderte kannte. Oft wenn der alte Abraham freundliche Worte ihm schenkte, Judith ihn mit „lieber Zodik" anredete, da trieb es ihn an, dem Vater ein Geständniß abzulegen, von Judith Erhörung zu erflehen. Er legte aber gewaltsam seinen Gefühlen einen Zaum an, knirschend vor Wuth über sein Schicksal, das ihn wie einen Ball in dieses Haus geschleudert, bildeten sich in seinem Innern die bösen Leidenschaften der Heuchelei und Verstellung heraus und die Qualen, die wie ein unterirdischer Vulkan verborgen in ihm brannten, suchte er um jeden Preis zu übertäuben.

An diesem Abende hatte abermals die Leidenschaft in ihm emporgelodert, beim Festmahle saß er an ihrer Seite, ihr Hauch streifte seine Wange, ihr Fuß hatte den seinigen gestreift und ein Wollustschauer überrieselte ihn. So nahe seinem Wunsche und so ferne doch von der Erfüllung desselben, das hatte ihn in stille Raserei versetzt und die Fluth der Gedanken, die in seinem Kopfe zusammenrauschten, wollte er um jeden Preis wegschwemmen. Vom Schlafe war keine Rede, den hätte er umsonst gesucht, er beschloß noch in später Nacht in eine Kneipe zu gehen. Er hatte dies schon oft gethan, der Gang war für ihn nichts Neues. Leise wie eine Katze schlich er sich in seinem Mantel gehüllt hinaus, sperrte das Hausthor auf und trat auf die Gasse. Es war eine silberhelle Mondnacht, Friede und Ruhe war über alle Wohnstätten des Ghetto's ausgegossen, nur ihn trieb die Unruhe aus denselben hinaus. Beim Thore der Judenstadt angelangt, pochte er an dasselbe in eigenthümlicher Weise, es schien ein bekanntes Zeichen zu sein, denn bald knarrte das Schloß und ein bärtiger Thorwarte hielt ihm den Kienspan ins Gesicht, den er mit den Worten: „Du bist's, Zodik, wir haben schon lange Deinen Schimmelpfennig nicht gesehen," ausblies. Zodik hatte auch schon die Silbermünze in Bereitschaft, die er dem Pförtner in die Hand drückte und dann durch die Seitenposten zur steinernen Brücke eilte, in deren Nähe

das stark besuchte Wirthshaus „Zum rothen Hirsch“ sich befand. In der Hinterstube der Schenke, die er wie ein alter Bekannter durch den Seiteneingang gleich betrat, saßen noch ein paar Zecher beisammen, welche den Ankömmling mit einem Halloh begrüßten und ihm die Bierkrüge zum Willkomm! reichten, aus denen er der Reihe nach Bescheid trank.

„Als hätt' des Gottseibeiuns Großmutter auf ihren Besenstiel ihr rothhaariges Söhnlein hergebracht,“ grölzte die Bierstimme eines alten Kriegers, dessen Stirne eine Schmarre zierte, die er eher bei einer Wirthshausprügelei, als auf dem Schlachtfelde davongetragen — „Du kommst gerade recht, das dürre schwatzhafte Männlein da brummt mir jetzt schon zwei Stunden die Ohren von seinem Herrn, dem Erzbischof voll und vergällt mir mit seiner Schimpferei den Schluck Bier, Jude, ist Deine Geldkatze voll, wir wollen sie leeren, he, Wirthshaus, Würfel herein, wir spielen eins. Weh Dir Zodik, wenn Du nicht verlierst, ich hau' Dich zu der Speis' zusammen, die ich als Heiduck des Palatines in Hungarien täglich fressen mußte, Gullasch wird aus Dir gemacht, frommer Jobst, Du spielst ja auch mit. Na verdreh' nur nicht Deine Augen, als wenn Du mit Heuchlermiene in der Kirche stündest, hier wird kein Gebet geplärrt, wir wollen ein Spielchen halten und des Zodik Kram ist grade gut genug dazu, soll's sich's zur Ehre anrechnen, daß ein kaiserlicher Feldwaibel mit ihm spielt, also hollah, Einsatz, Patsch!“ Die Würfel und die Geldstücke rollten, die Bierkrüge wurden geleert und gefüllt, es wurde gelärmt und gejohlt, daß die Runde darauf aufmerksam wurde, der Führer mit der Hellebarde an den Laden schlug und das Kleeblatt zum Nachhausegehen antrieb, welchem Befehle auch Folge geleistet werden mußte.

Der Soldat ging die Altstadt hinab, Zodik begleitete den Kammerdiener des Erzbischofs über die steinerne Brücke. Am Ende derselben angelangt, schieden sie von einander. Zodik, glücklich um die Hand voll Thaler gebracht, die er vom Hause mitgenommen und mit den Kumpanen verwürfelt hatte, eilte wieder in die Judenstadt zurück und suchte sein Lager, auf welchem er noch einige Stunden bis zum Morgen im Halbschlafe zubrachte. Unruhig sich hin- und herwälzend reifte in ihm der Entschluß, die nächste Gelegenheit zu benützen und zum alten Hinnel hinzutreten, bei ihm um die Hand seiner Tochter anzuhalten, und wenn sie ihm verweigert würde, Rache, furchtbare Rache zu nehmen. Um

die Ausführung des Racheplanes war ihm nicht bange, nicht umsonst verschleuderte er sein Geld an die Zechbrüder, die sollten ihm dann Werkzeuge seiner bösen Entschlüsse sein. Mit diesen Vorsätzen lullte er sich in den Schlaf ein.

V.

Ein Wiederfinden.

Am Abende des nächsten Tages verließen zwei in ihre Mäntel sorgfältig verhüllte Gestalten das Ghetto. Abraham Hinnel und sein Diener Zodik schlugen den Weg zum Kreuzherrnkloster ein. Beim Seitenpförtlein harrte schon der dienende Bruder und führte Hinnel in das Kloster, Zodik ging vor demselben schildernd auf und ab. Vor der Thür der Zelle des Pater Josef Calasanz hielt der Pförtner und Hinnel trat in das Gemach. Der greise Priester schien schon mit Ungeduld der Ankunft des Juden geharrt zu haben, mit einem „Ah, schön, daß Ihr Wort haltet“ empfing er ihn und schnitt mit dieser freundschaftlichen Redewendung die demüthigen Begrüßungsworte Abrahams ab, die der gedrückte Jude der damaligen Zeit reich oder arm, dem Nichtglaubensgenossen gegenüber stets im Munde führte.

„Setzt Euch nieder, mein lieber Freund, ganz in meine Nähe, ich habe mit Euch Wichtiges und Geheimes zu sprechen und muß meine Worte dämpfen, daß sie nur für Euer Ohr vernehmlich sind. Kann ich auf Eure Verschwiegenheit bauen?“

„Stumm wie das Grab, hochwürdiger Herr!“ ergänzte der Jude. „Nennt mich nicht, hochwürdiger Herr,“ fiel der Geistliche ein, „nenne mich Bruder. Tritt nicht erschreckt zurück vor dieser Aufforderung; zwar flammt auf meiner Brust ein großes rothes Kreuz, aber nur auf der Außenseite meiner Brust, unter derselben schlägt ein Herz, welches einst das Kreuz nicht verehrte, mit einem Worte, wisse, ich bin Dein Bruder, doch nein“ — setzte er schmerzbewegt hinzu — „ich war es, war ein Jude!“

„Was hör ich!“ rief Abraham, nicht Meister seiner Bewegung und seines Erstaunens, und sprang von seinem Sitze auf. —

„Ja fahre nur entsetzt zurück,“ fuhr der Pater fort — „auch ich fahre schmerzbewegt zurück, denk ich des Jetzt und Einst, aber geschehne Dinge lassen sich nicht ändern — ginge dies, o was gäb ich darum .... doch ruhig, ruhig“ — fuhr er mehr zu sich

selbst gewendet fort — „ruhig, bekämpfe Deinen Schmerz, Deine Aufregung.“

Sich zu Abraham wendend sprach er: „Theuerer Bruder und einstiger Glaubensgenosse, bevor ich Dir den Grund sage, warum ich Dich zu mir gebeten, bevor ich die letzte Bitte eines Sterbenden Dir vorlege, die Du nach den Satzungen Deiner Religion nicht abschlagen darfst, will ich Dir meine Lebensgeschichte erzählen. Ich rufe damit schmerzliche Erinnerungen wach, reiße von Neuem Wunden auf, die die Zeit nicht ganz heilen konnte, aber ich werde wieder Trost darin finden, daß ich mich versenke in jene goldenen glücklichen Tage der Jugend ... Ja, ich war einst ein stattlicher Junge, wenn auch heute keine Spur davon übrig ist, da Schmerz und Gram seine tiefen Merkmale zurückließen. Ja. Das Prager Ghetto kannte den Jochai Rubin als einen feurigen Jungen“ — bei Nennung dieses Namens schien Abraham wie von einem Blitzstrahle getroffen zu sein, eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich seiner, die er nur mit Mühe unterdrückte, der Geistliche aber, der sich in die Jugenderinnerungen versenkte und deren heitere Bilder im Gespräche entrollte, hatte ganz auf seine Umgebung vergessen, mit offenem Auge träumte er sich in die Vergangenheit hinein und lebte für die Gegenwart nicht. Wie in Somnambulismus oder im Halbschlafe sprach er vor sich hin, mehr sich selbst als seinem Zuhörer erzählend.

„Es waren goldene Tage“ — fuhr er fort — „die ich in den Mauern des Ghetto's verlebte, ich fühlte nicht den Druck, der auf uns Juden lastete, was kümmerte mich die Außenwelt, mir blühte das schönste Glück in jenem Kreise, der von allen andern ausgeschlossen war. Sulamith, die Tochter des reichen Jechiel, liebte mich und ich sie mit jener unaussprechlichen Glut, wie sie nur im Herzen zweier jugendlich reiner Wesen lodern kann. Mehr als ein Viertel Jahrhundert ist seit diesem Momente verstrichen, ich gehöre einem Stande an, der die weltliche Liebe abgeschworen hat, aber noch immer schwebt mir das Bild der ersten Jugendliebe vor, der Anfang meines Glückes und meines Unglückes, das mich unstät herumtrieb auf dem weiten Erdballe .....

Die Stunden des Glückes mußte ich mit Jahren des Unglückes erkaufen. Der stolze Jechiel wollte von einer Verbindung seiner Tochter mit mir nichts wissen, heimlich fanden wir uns zusammen und leisteten gegenseitig den Schwur eher zu sterben, als uns zu trennen ..... Weiberschwüre! dabei ließ der greise

Erzähler eine gelle Lache aus, welche als schauerliches Doppelecho von der gewölbten Zellendecke zurücktönte — Abraham war halb ohnmächtig von seinem Sitze herabgesunken.

„Verzeihe, theuerer Freund," bat ihn der Geistliche, der diese Aufregung des Zuhörers seiner eigenen zuschrieb, „ich will mich fassen und ruhiger erzählen, habe Geduld mit mir und höre mich an: Eines Abends kam Sulamith später als gewöhnlich an den Ort unserer Zusammenkunft, einen richtig gewählten Ort; denn an diesem herrscht nur die Liebe, der Haß ist dort begraben, unter einem Hollnnderbusche des Friedhofes erwartete ich sie, sie flog in meine Arme, aber sie war an diesem Abende blässer als die Scheibe des Mondes, welcher seine Strahlen auf uns herabwarf. Thränen zitterten in ihren Augen und mit vor Schluchzen unterdrückter Stimme rief sie mir zu: Jochai, theuerer Jochai, Alles ist verloren, wir müssen uns trennen! Noch hoffte ich immer den harten Sinn meines Vaters zu einer Einwilligung der Ehe mit Dir zu erweichen, aber der heutige Tag hat den Rest meiner Hoffnung vernichtet. Mein Vater trat am Morgen, als er aus der Synagoge kam, zu mir in's Gemach und sagte: Sulamith, lange genug habe ich Nachsicht mit Deinen Schwächen gehabt, aber für die Folge geht es nicht. Ich muß Dir ein trauriges Bekenntniß ablegen. Du weißt, ich habe außer Dir noch mehrere Kinder, sie glücklich zu versorgen, war mein Streben, zu diesem Zwecke habe ich rastlos Tag und Nacht gearbeitet und mir selbst alle Entbehrungen auferlegt. Der Ewige, gepriesen sei sein Name, hat mir aber seinen Segen nicht gewährt, mein letztes Hab und Gut ist durch ein unglückliches Geschäft verloren gegangen, Noth und Elend steht uns allen bevor. Aber der Ewige hat seinen Rettungsengel gesendet, er kam in der Gestalt eines schönen Mannes, der mit Glücksgütern gesegnet ist, er will sie Dir alle zu Füßen legen, reichst Du ihm die Hand am Traualtare. Sieh, mein theueres Kind, ein bekümmerter Vater steht vor Dir, ein Vater, den das Schicksal seiner Familie, die an den Bettelstab versetzt ist, vorzeitig in die Grube bringen möchte, dieser Vater fleht zu Dir, der Du der Schutzengel aller sein kannst, wenn Du das Jawort zu dieser Ehe gibst, erhöre seine Bitten, bringe dem Vater, bringe Deinen Geschwistern dies Opfer, sage Dich los von dem unglückseligen Verhältnisse, an das Du Dich geknüpft hast, ich habe nie eine Bitte an Dich gestellt, ich, der ich Dir das Leben gegeben, Dich unter Noth, Leiden und Schmerzen groß gezogen

habe, ein vom Unglücke gebrochener Vater steht vor seinem Kinde, welches das Unglück in Glück, den Schmerz in Freude umwandeln kann, Sulamith, kannst Du zu diesen Bitten Deines Vaters Nein sagen?

Sie erzählte mir dies mit bebender Stimme, während ihr Arm um mein Haupt geschlungen war, das ich schmerzgebeugt, ahnend das Kommende, gesenkt hatte.

Jochai, fuhr sie fort — theurer Jochai, den ich noch immer mit gleicher Glut liebe, den ich nie vergessen kann und werde, Jochai, sage Du selbst, was hättest Du gethan, wenn ein Vater zu Dir getreten und dies Opfer verlangt hätte. Du kannst die Qualen nicht ermessen, die ich empfand, als mein Vater so zu mir sprach, der Kampf läßt sich in Worten nicht schildern, den ich in diesem Augenblicke durchkämpfte, ich faßte endlich einen Entschluß, Vater, rief ich und der Schmerz und die Seelenangst zitterte in meinen Worten nach, Vater, ich bin zu jedem Opfer bereit, verfüge über meine Hand!

Ich habe das von Dir gehofft, sprach mein Vater ernst und bewegt und legte seine zitternden Hände segnend auf mein Haupt und verließ mich. Ich hatte kaum Zeit meinen Schmerz auszuweinen, als die Thür meines Zimmers sich wieder öffnete und der Vater an der Hand eines fremden Mannes hereintrat, der mich theure Braut nannte, der Vater legte meine Hand in die seinige, ein Kuß brannte auf meiner Stirne, die Sinne entschwanden mir, bewußtlos sank ich zur Erde. Es war schon Abends, als ich in meinem Bette erwachte, mein erster Gedanke warst Du, theurer Jochai, den ich noch immer liebe, von Fieberangst gejagt, durcheilte ich die Straßen, um Dich hier aufzusuchen und Dir Alles zu erzählen. Jochai, es ist das letzte Mal, daß wir uns heute sehen, ich habe meinem Vater, meiner Familie das Opfer gebracht, ich gehe eine freudenlose Ehe ein, aber Gott wird mich stärken, dies zu ertragen, wenn Du mir nur vergibst!

Sprachlos hörte ich Sulamith an, das unerwartete Ereigniß hatte mir die Sinne geraubt, ich hatte mich in diesem Augenblicke hinabgewünscht unter jenem Rasen, auf dem ich saß und unter dem die Gebeine unsrer Brüder und Schwestern lagen, die ausgekämpft hatten, des Lebens Freuden und Leiden nicht mehr kannten. Starr und ohnmächtig sah ich hinauf zu den Wolken, die wie höhnende Gespenster vorüberflogen, ein namenloses Weh durchschnitt mit einem Male alle Fasern meines Herzens, aus

dem alles Blut gewichen war. Mit einem dumpfen Schrei sprang ich von der Seite der Geliebten auf, und wie von Furien gejagt, floh ich den Friedhof, auf dem alle meine Hoffnungen, mein Lebensglück begraben war.

Den andern Tag erzählte man sich schon in der Judengasse, Sulamith sei Braut geworden!"

„Du kannst Dir denken" — fuhr der Pater nach einer Pause fort, während welcher er von den trüben Erinnerungen überwältigt, schwer aufgeseufzt hatte — „mit welchen Gefühlen ich in der Judenstadt herumwandelte. Ich war meiner Sinne nicht recht mächtig, in aller Thätigkeit gelähmt, zu keinem Entschlusse fähig. Ich wollte Prag fliehen, aber ein geheimes Etwas hielt mich mit magnetischen Banden wieder zurück, die Hoffnung war aus meinem Herzen nicht ganz geflohen, ich glaubte noch immer das Alles sei nur ein Traum, ein vorüberziehendes Gewitter, nach welchem eine heitere Friedenssonne wieder lächelt und durch die trüben Schicksalswolken der Regenbogen als leuchtendes und vereinigendes Symbol die Häupter zweier nur auf kurze Zeit getrennten Liebenden bescheinen werde. Eitle Täuschung!

An einem Sonntage, nachdem ich die ganze Woche fieberkrank im Bette gelegen war, betrat ich die Gasse wieder an einem heitern Nachmittage, der seine Reize auch über das verstoßene Ghetto ausgegossen hatte. Nach langer Entbehrung athmete ich die frische, reine Luft mit Wohlbehagen ein, der stille Friede der Resignation war in mein Gemüth eingezogen und das fahle Auge, welches getäuschte Liebe gebrochen hatte, bekam neuen Glanz. Rasch griff ich aus, um einige Stunden im Freien zuzubringen, da, o Augenblick namenlosen Schmerzes, der nach Jahren bei der Erinnerung davon noch immer brennt, naht sich mir ein Zug, Cymbeln und Pfeifen tönen lustig durch die Luft, muntere Rufe tönen rings umher, neugierige Schaaren laufen vor mir her und bilden eine Gasse, durch welche ein Zug schreitet. Es war ein Hochzeitszug, zwei Schalksnarren voran mit rothbemalten Gesichtern, welche komische Grimassen schnitten, die Peitschen in den Händen, mit denen sie rechts und links die Hiebe austheilten, um die johlende Gassenjugend in den Schranken zu halten, hinter ihnen die Zinkenisten und Pfeifer, die ein lustiges Liedlein spielten, und unter dem Baldachine das Brautpaar.

Die Braut war Sulamith, ihr Gesicht noch weißer wie das Atlaskleid, das ihren Leib umspannte, die Perlenschnur um

den Hals, erstarrte Thränen, welche sie vergoßen, aber nein, über ihre Lippen schwebte ein Lächeln, ein Lächeln, das mich rasen machte, das mir das Blut zum Kopfe trieb, mit namenloser Wuth mich erfüllte, daß ich mit den Zähnen knirschte und die Fäuste ballte, ein Fluch trat auf meine Lippen, ein schriller Aufschrei rang sich aus meiner Brust los, aller Augen wendeten sich nach der Gegend, woher er kam, der Zug stockte, die Braut richtete ihren Blick auch dahin, unsre Blicke begegneten sich, schreckerfüllt schauerte sie zusammen, faßte krampfhaft den Arm des Bräutigams, während ich durch die gaffende Menge mir einen Weg bahnte und ins Freie stürzte. Ich fluchte der Braut, dem Bräutigame, ich verfluchte ihre Nachkommen —"

„Haltet ein, um Gotteswillen, haltet ein," schrie entsetzt Abraham und stürzte auf den in Extase gerathenen Priester zu — „fluchet nicht weiter, Euer Fluch traf — ich bin Abraham Hinnel, der Gatte Sulamiths, die bereits dort weilt, wo die menschlichen Leidenschaften verstummt sind!"

„Abraham Hinnel!" rief Pater Calasanz mit einer Stimme, in deren Laute sich Schreck und Ueberraschung mischten — „Abraham Hinnel, mein Nebenbuhler! Schicksal, Du spielst ein grausames Spiel mit mir, oder ist es nur Zufall, der den Urheber aller meiner Leiden mir entgegenführt."

„Doch nein," fuhr der Geistliche nach einigen Augenblicken bangen Stillschweigens fort, während welchen er sein fiebernd Haupt an das Fenster gelehnt hatte, um sich Kühlung zu verschaffen — „nein, der Haß und die Leidenschaft toben nicht mehr in meinem Innern, es ist ein ausgebrannter Krater, den ich nur von den Schlacken reinigen will, ich preise dich Schicksal, das mir gerade diesen Mann entgegenführte. Geist der geliebten Sulamith, der du aus den Wolken herabsiehst auf uns, verzeihe dem reuigen Sünder, vergib ihm die Flüche, die er gegen dich ausgestoßen, und Du Gatte, der einst und noch immer von mir so heiß Geliebten, gib dem zitternden Greise die Hand, Verzeihung, Versöhnung sei unser Losungswort!"

Die beiden Greise sanken sich sprachlos in die Arme und in stiller Umschlingung weinte einer an der Brust des andern seinen Schmerz aus. Nach längerer Zeit konnte der Pater wieder soviel Selbstbeherrschung über sich gewinnen, daß er sich langsam losmachte, Abraham auf die Bank neben sich zog und dann die bange Stille mit den Worten unterbrach: „Erzähle mir Abraham

von Deiner Sulamith, erzähle mir ihr Leben, ihr Sterben, wie ein Ball durch die Welt getrieben, habe ich über ihr Schicksal nichts erfahren können, ich kann in meiner Lebensgeschichte nicht fortfahren, bis ich nur Aufschluß über die Schicksale der so heiß Geliebten erhalten habe . ."

„Das ist in wenigen Worten erzählt," begann Abraham — „ich führte Sulamith als meine Gattin heim. Ich wußte wohl, daß Liebe sie nicht in meine Arme geführt hatte, indessen hoffte ich von der Alles heilenden Zeit, daß sie auch bei ihr wohlthätig einwirken werde. Sie war mir eine liebende Gattin, sie suchte jeden meiner Wünsche zu erfüllen, aber ein stiller Schmerz wohnte in ihrer Seele, selten kam ein Lächeln über ihre Züge, für alle Freuden des Lebens abgestorben, lebte sie nur für dessen Pflichten. Ich hoffte, daß ein Pfand der Liebe dieses mich peinigende Verhältniß lösen werde, daß die Mutterliebe verdrängen werde die Erinnerung an eine unglückliche Jugendliebe, aber der Ewige wollte unsre Ehe mit keinen Kindern segnen. Endlich nach einigen Jahren ging der sehnliche Wunsch in Erfüllung, Sulamith kam mit einem Mädchen nieder, aber das Leben des Kindes kostete das Ihrige, sie starb im Kindbette, ihr letztes Wort war: „Jochai!"

Eine heftige Rührung hatte beide Greise ergriffen, sie schluchzten wie die Kinder. — — — —

„Meine weiteren Schicksale sind in wenigen Worten erzählt," nahm Abraham den Faden des Gespräches wieder auf — „nach dem Tode meines Weibes, das ich trotz ihrer kalten Zurückhaltung aufrichtig und warm geliebt hatte, widmete ich mich nur dem einzigen Kinde, welches mir aus dieser Ehe entsproß, ich hütete Judith, so nannte ich sie, wie meinen Augapfel, ich wies alle Anträge einer nochmaligen Verheiratung, die mir zahlreich gemacht wurden, zurück, ich wollte nur für mein Kind leben. Gott, gelobt sei sein Name, hat mir wenigstens in dieser Blume in Israel, ich kann mit Vaterstolz sie so nennen, einen Ersatz gegeben für die früh dahingewelkten Blüten des häuslichen Glückes. Einsam würde ich durch die weiten Gemächer meines Hauses schreiten, stände sie mir nicht zur Seite, würde sie mir nicht die Falten von der Stirne bannen, welche der Gram auf dieselbe gezogen. Und dennoch, wenn auch mit blutendem Herzen würde ich schon die bange Trennungsstunde gerne schlagen hören, die sie herausführen möchte aus meiner Wohnung in die Arme eines liebenden Gatten. Aber sie will von einer Verheiratung nichts wissen, sie

will bei mir bleiben, um, wenn ich mein müdes Haupt zur Ruhe gelegt, auch einsam dahinzuwelken, der Pflanze gleich, die vom warmen Süden in des Nordens rauhe Gefilde versetzt wurde ... das ist mein ganzer Lebenslauf, einförmig sich hinziehend, wie die Wüste, unterbrochen nur durch den erquickenden Augenblick der Oase, welche Kindesliebe in das dürre Alltagsleben gezaubert hat, erhalten nur durch die zauberische Hoffnung der Fata morgana eines glücklichen und zufriedenen Lebensabends!"

„Beneidenswerther Greis!" fiel der Pater ein — „dessen Lebensschifflein auf ruhiger Flut dahin steuerte, der ohne Reue in die Vergangenheit, ohne Verbitterung in die Zukunft blicken kann! — Mich schleuderte der Sturm umher, eine qualvolle Vergangenheit, eine freudenlose Gegenwart ist mein Los, wann naht das Ende dieser Leiden?!"

„Religion ist ein lindernder Balsam für alle Wunden," tröstete Abraham den Klagenden — „oft wenn ich das Ganze meiner traurigen Einsamkeit überdachte, mich so verlassen sah, die Möglichkeit erwog, wenn auch das letzte Band, das mich ans Leben fesselt, meine Tochter, von mir getrennt, da überkam mich ein namenloses Weh, das Auge suchte nach Thränen und fand sie nicht, da versenkte ich mich in die Bücher der heiligen Schrift, aus den Worten der Propheten quoll mir ein erfrischender Strom des Trostes entgegen und in einem inbrünstigen Gebete zu dem Allerbarmer sprang der starre Eispanzer banger Ahnungen und Qualen, welcher den Quell meines Lebens stocken gemacht hatte."

„Ja, wer auch beten konnte, wie Du," fiel der Priester ein — „ich kann es nicht, ich habe meinen alten Glauben verleugnet, und in dem neuen läßt mich die Erinnerung an die Vergangenheit, diese geißelnde Eumenide keinen Trost finden .... doch ich wollte Dir ja erzählen, wie es so weit kam, ich kann es heute nicht mehr, ich bin zu erschöpft, die Zeit ist überdies so weit vorgerückt, daß ich nicht damit zu Ende kommen kann; denn es ist — setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu — eine lange und schmerzliche Geschichte. Wir müssen uns jetzt trennen, ich hoffe Dich aber bald wiederzusehen und werde Dich davon verständigen lassen."

Die Greise schieden; als Abraham auf die Straße trat, schlug der Nachtwächter mit der Hellebarde auf das Pflaster die Mitternachtsstunde, still und todt war Alles rings umher, Zodik war auch nicht mehr zu finden, der Greis eilte in seine Wohnung, in der ihn seine Tochter noch erwartete, deren Unruhe sie nicht

hatte zu Bett gehen lassen. Beim Anblicke des Vaters entschlüpfte ihr ein freudiger Ausdruck, der Alte legte seine Hände segnend auf das Haupt des Kindes, wie er es allabendlich that, dann suchten Beide die Ruhe. Abraham fand sie nicht so bald, die Erlebnisse des Abends beschäftigten seine Gedanken, freudige und schmerzliche Ahnungen durchwogten ihn, im Halbschlafe zauberte die aufgeregte Phantasie allerlei lachende und düstere Bilder vor, bekannte freundliche und wilde feindliche Stimmen schlugen wirrend um sein Ohr und dieses Chaos unterbrach erst der langhingezogene einförmige Ruf des „Schames", der zum „Frühgebete" rief. Rasch schälte sich Abraham aus den Eiderdunen, in denen er diese Nacht keine wohlthätige Ruhe fand und eilte mit dem „Talisbeutel" [1]) in die Synagoge.

III.

Stilleben.

Sabbath war es, zwei Tage nach der erzählten Begegnung mit dem Pater. In der Behausung Abraham Hinnels war zahlreiche Gesellschaft. Regelmäßig am Samstag Nachmittage fanden sich die jungen Mädchen und Männer des Ghetto's bei Judith zusammen, um daselbst die letzten Stunden des Ruhetages in harmlosem Geplauder und unschuldigen Spielen zu verbringen. Manches Liebesbündniß wurde da geschlossen und unter dem Traualtare besiegelt, die Schaar der Freundinen lichtete sich immer mehr, nur Judith blieb unvermählt zurück. An diesem Nachmittage hatten sich ebenfalls die Gäste nach Gruppen gesondert, manche waren so vertieft in Herzensplaudereien, daß sie ganz vergaßen, wenn im Spiele die Reihe an sie kam und hochaufgethürmt lagen vor Judith die Pfänder, welche die Unachtsamen abliefern mußten. Mitten im Spiele und Geplauder wurden die Paare aber durch das Erscheinen Hinnels gestört, der in Begleitung eines Fremden in die Stube trat. „Gut Schabbes," rief Abraham mit kräftiger Stimme den Anwesenden zu, die sich ehrerbietig vor dem Hausherrn und dessen greisem Haupte erhoben.

„Ich habe mir einen „Orech" [2]) zu „Schaluschudes" [3]) mitgebracht," sagte Abraham — „zum Mittagstische zu kommen

[1]) Gebetmantelbehälter. [2]) Gast. [3]) Dritte Mahlzeit des Sabbaths.

verschmähte er in seinem Stolze und aß lieber in der Garküche, ich muß die Ehre hoch schätzen, daß er der Einladung zu dieser dritten Mahlzeit folgte. Doch ich habe Euch noch nicht gesagt, wer der Fremde ist: Rabbi Alexander von Ferrara, er ist nach Böhmen gereist, um die hiesige „Jeschiwa" kennen zu lernen, selbst berühmt als tüchtiger „Lamden" [1]) . . . Das ist meine einzige Tochter Judith," mit diesen Worten stellte er das erröthende Mädchen dem Fremden vor, dessen flammender Blick das Auge der Jungfrau traf, die es scheu zu Boden schlug.

Der Gast war eine interessante Erscheinung, eine imposante Gestalt, mit bräunlichem Teint, wie ihn die Sonnenglut des Südens erzeugt, ein dunkles feuriges Auge, langes, wallendes, schwarzglänzendes Haar. Er war in einem kostbaren Seidentalar gehüllt, an den Schuhen blitzten Brillantschnallen.

Die anwesenden jungen Männer drängten sich um den Gast, riefen ihm „Scholem Alechem" [2]) zu, das er mit derselben Begrüßungsformel erwiderte, drückten ihm die Hände, während die Mädchen ihn neugierig von der Seite musterten und sich gegenseitig die Bemerkung zuflüsterten, er sei ein schöner Mann.

Judith hatte unterdessen den Tisch gedeckt, ein Stück Fisch vom gestrigen Abend und das letzte Barches aufgetragen, die Becher mit Wein gefüllt, worauf sich die beiden Männer niederließen, während die jüngere Gesellschaft mit einem Dessert von Obst und Backwerk vorlieb nahm und aufmerksam dem Gespräche zuhörte, das Wirth und Gast führten.

„Also, unsre Brüder in Italien sind beawonusenu rabbim [3]) noch immer so gedrückt und gepeinigt," sprach Reb Abraham und legte mit einer schmerzlichen Geberde den Löffel weg, mit dem er ein Stück Fisch aus dem Teller heben wollte — „wann wird denn unsre Pein endigen. Täglich beten wir: „Und für Zion wird der Erlöser kommen!" aber unerhört schallt unser Klageruf zur Decke des Tempels, noch immer behandelt man uns wie den Auswurf der Menschheit. Hier in Böhmen haben wir doch jetzt einige Jahre her Ruhe, wir sind zwar mit Abgaben sehr geplagt, aber man gibt ja Alles gerne her, um des lieben „Scholems" [4]) willen, aber in Italien, meine lieben Freunde, erzählt unser Gast,

---

[1]) Talmudgelehrter. [2]) Friede mit Euch die übliche Begrüßungsformel, welche sich bei allen Orientalen erhalten. [3]) Zur Buße unserer Sünden. [4]) Friedens.

sind unsre Brüder sehr gequält, täglich findet man neue Dinge aus, um sie zu pressen, zu demüthigen und sie den ganzen Druck fremder Macht fühlen zu lassen."

„Ihr lebt hier ruhig und unangefochten, Ihr seid glücklich trotz Reichskammerknechtschaft, denn Euch schützt der Kaiser" — bemerkte der Italiener — „wir aber müssen den Uebermuth eines jeden Podesta ertragen und die Ohrfeige, die der jüdische Vorstand Roms öffentlich erhält, ist ein Schlag, den die ganze Judenschaft Italiens nachempfindet. Aber es soll anders werden, abgeschüttelt soll das Joch werden, welches wir so unverdient tragen, ein neuer Geist wird sich Bahn brechen ..... Ja es soll anders werden" — sprach der Fremde mit einer Extase, welche die ganze Umgebung vergaß, dabei war er von seinem Sitze aufgesprungen und fuhr in visionärem Tone fort: „Nicht immer wird der Druck auf die armen Kinder Israels ruhen, nicht bloß der Geist, sondern auch die Kraft Davids wird über sie kommen und den Riesen Goliath, den höhnenden Gegner, werden sie stürzen. Genug lange hat man das Haupt demüthig gebeugt, aber wir kennen die nimmerrastenden Gegner, die mit frömmelnden Mienen als Diener Gottes sich geberden, und uns, ihre Mitmenschen verderben wollen. Glaubet mir, meine Freunde und Freundinen, der Tag der Vergeltung naht!"

Eine Pause der Ueberraschung und der eigenthümlichen Spannung war eingetreten, man sah auf den Redner hinauf mit einem Gemische von Unglauben und Spott.

In diesem Augenblicke trat eine fremde Person ins Zimmer, es war der Schames [1]) Jokel, der nach den üblichen Begrüßungsformeln auf den Fremden zueilte und sagte: „Hätt' ich mir's doch denken können, daß ich den Orech im gastfreien Hause Reb Abraham Hinnels treffen werde, ich bin schon durchs ganze „Mokim" [2]) gelaufen, Euch zu suchen, in allen Tracteurhäusern gewesen, nun gut, daß ich Euch treff', habt Ihr nichts verloren?"

„Verloren?" wiederholte der Fremde, aus seiner Extase noch nicht erwacht, mechanisch und fühlte sich dabei auf die Brusttasche, wo er den Verlust eines wichtigen Gegenstandes bemerkt haben mußte; denn die Röthe seines Antlitzes wich der Todtenbläße.

„Nun erschreckt nur nicht so," bemerkte der Schames beschwichtigend — „wie ich die Runde durch die Schul' machte, hab'

[1]) Synagogendiener. [2]) Ort.

ich auf Reb Abraham's Sitz einen großen Brief gefunden, auf dem Siegel war ein großes Zelem ausgedruckt und die Aufschrift war in einem fremden „Loschen", [1]) da hab' ich mir gleich gedacht, es wird Euch gehören, Ihr werdet es an irgend einen „Goj" [2]) zu überbringen haben."

„Ihr habt es errathen, ich danke Euch für Eure Mühe, kommt „Moze Schabbes" [3]) zu mir, ich werde Euch den Finderlohn bezahlen." Nach diesen Worten nahm er ihm das Pergament aus der Hand und barg es rasch unter seinem Kaftan.

„Reb Jokel, was ist Neues?" interpellirte jetzt einer der Anwesenden den Schames, der wegen seiner Geschwätzigkeit den Spitznamen „Postantrager" im Ghetto hatte.

Die einfache Frage genügte, um die Schleußen der Beredsamkeit des dünnen, wie ein Kreisel sich bewegenden Jokel zu öffnen.

„Soll ich auspacken," frug er mit einem schlauen Blinzeln auf den Hausherrn, dessen Abneigung gegen den Stadtklatsch er kannte. —

„Bah' ich weiß, bei Euch ist keine „Deige" [4]) um „Stuß" [5]) — erwiderte Abraham — „ich seh', die Gesellschaft ist neugierig, redts zu, nur ka loschen hore." [6])

„Meine „Maißes" [7]) thun keinem weh!" ergriff Jokel wieder das Wort — „ich bin e gut Schof, ich leb' gern' und lass' jeden gern leben, was gehts mich an, wenn Elle „Kropf" sich um ihren dicken Hals die großen Perlen dreht, die ihr der Mann aus lauter Ribisgeld [8]) verschafft hat, „Jomtof" [9]) hat sie sie in Schul' getragen, mein Weib, die Schameste in der Weiberschul', hat mir gesagt, daß alle anderen Weiber von Neid grün und gelb geworden sind. Bah, was soll man thun, wie bleibt man leben, die eine hängt sich den Hals voll echte Steiner, die andere, Sie wissen schon wen ich meine, Feiwel Gawsen's Weib, tragt e falsche Kett! Kuriose Leut' auf der Welt, leiden zu Haus' Noth und Tod, thun aber, als wenn sie alle Truhen mit Ducaten angefüllt hätten, man soll's nicht thun, ich kann das nicht leiden, ein Schlüssellochgucker zu sein, aber den Freitag zu Nacht, wie mein Weib nach Haus' gangen, hört sie bei Feiweln so ein Gejochez, daß sie gemeint hat, die Leute haben e Mezieh [10]) gefunden, mit die

---

[1]) Sprache. [2]) Nichtjuden. [3]) Sabbathende. [4]) Sorge. [5]) Narrheit. [6]) Medisance. [7]) Geschichten. [8]) Wucherlohn. [9]) Feiertag. [10]) Fund.

Teller haben sie geklappert, als wäre eine große Sude,[1]) da hat mein Weib durch die Ladenritz geguckt. Was meinen Sie hat sie gesehen? Die Dalfonimmischpoche[2]) ist um den Tisch gesessen, und mit den Löffeln haben sie in den leeren Tellern herumgeklappert und gesungen haben die Alten, weil die Kinder geschrien haben um Brod. Mein Weib ist hinaufgekommen zu mir und hat mir's erzählt, ich hab gemeint, es gibt mir einen Stich durch's Herz. Elleleben, hab' ich zu mein Weib gesagt, wir haben da ein Stück Fisch auf Morgen und ein fett Scholetel haben mer auch, haben wir nicht am Scholetel genug, ich werde das Stück Fisch den Leuten hinunter schicken. Thu's nicht, hat mein Weib zu mir gesagt, sie werden's nicht nehmen und Dir noch gute Red' geben. Gescheidt muß man's anstellen, hab' ich ihr wieder gesagt, Du mußt es hinuntertragen nicht als Nedowe,[3]) nein als Kibed,[4]) sie sollen verkosten, wie wir unser'n Fisch „gesiedt'" haben. Mein Weib hat es auch so machen müssen. Die Alten haben's um kein Preis nehmen wollen, aber wie sie gesehen haben, wie die Augen der Kinder den Fisch schon aufgegessen haben und wie die Händchen gezittert haben nach dem Barches, da haben sie doch nachgegeben, aber haben sie gesagt, nächsten Schabbes müssen wir von ihnen Fisch annehmen."

„Das war schön, Reb Jockel" — sagte Judith, in deren Augen eine Thräne glänzte bei Erzählung dieses Kampfes zwischen Stolz und Entbehrung — „manchmal ist doch die Neugierde zu etwas gut, Ihr sollt aber um Eueren Fisch nicht kommen, morgen muß Zodik hinuntergehen auf das Ufer und Ihr sollt einen doppelt so großen Fisch als Ersatz bekommen."

„Was haben wir von diesen traurigen Maißes" — rief ein munteres Stimmchen dazwischen, das einer gazellenäugigen Schönen angehörte, die bei Judith ebenfalls in Besuch war — „erzählt uns lieber etwas Lustiges, Jokelleben, ist kein Schidech[5]) in Gang?"

„Sprinzele, Sprinzele," fiel der Schames lächelnd ein und hob seinen gekrümmten langen Finger zur komischen Drohung gegen das Mädchen — „kennst Du nicht das Sprüchle: „Wer Butter am Kopf hat, soll nicht in die Sonne gehen;" von neuen Schiduchim willst Du wissen, was macht Masche jeden Abend in Eurer „Dire".[6]) Klaubt sie bei Euch Arbisen[7]) oder Linsen, oder klaubst Du Dich so?"

---

[1]) Mahlzeit. [2]) Proletarierfamilie. [3]) Almosen. [4]) par Honeur. [5]) Brautwerbung. [6]) Wohnung. [7]) Erbsen.

Das Mädchen wurde bei diesen Worten des Schames, der den Pfeil seiner spitzen Redensarten gegen sie gekehrt hat, über und über roth und die lustige Schaar der Mädchen und jungen Leute brach in ein übermüthiges Halloh aus.

„Du bist ein guter Schidech, Madeleben,“ sagte der Schames — „Du hast recht, wenn Du „herumzamperst“ (zimperlich thust), und vielleicht wird die Woch' noch anderwärts „Scharbele“ zerbrochen werden, Judithleben mein Gold, vielleicht ist Dir e „Chosen“ aus der Fremd' bestimmt,“ bei diesen Worten sah der geschwätzige Schames neugierig fragend auf den Fremden und auf Judith, um die Wirkung seiner Combination zu beobachten. „Jokelleben, weißt Du nicht für mich ach e Schidech,“ fragte der alte Abraham in etwas ärgerlichem Tone den Postanträger — „bei Dir gehen ja die Schiduchim zusammen, wie die Flügel von einem Mantel, ja, ja, „marbe Dworim, marbe schtuss,“ [1]) Dein „Pschettel“ [2]) hast Du einem e runtergesagt, jetzt geh' wieder „lechajim und leschＯlem“. [3])“

Der Schames, der begriff, daß er eine Dummheit begangen, hielt es für das Passendste sich zu entfernen. Nach seiner Entfernung überließen sich die Anwesenden wieder dem heiteren Spiele, an dem aber der Fremde nicht theilnahm, sondern in einer Nische mit dem Hausherrn in einem talmudischen Disput sich vertiefte. Allmälig wurde es dunkler, in der Dämmerung klang das Flüstern und Kichern der Gesellschaft wie Geisterton, der Kreis löste sich aber, als von der Gasse hinauf der sonore Ton des Schulrufers hinaufdrang, der sein „Borche gesagt!“ in die Wohnungen des Ghetto's rief. Der männliche Theil der Anwesenden entfernte sich, um in der Synagoge den Ausgang des Sabbaths mit Gebet zu begehen, die Mädchen eilten ebenfalls nach Haus', um Feuer machen zu lassen, damit die Abendsuppe auf dem Tische nach „Habdalah“ [4]) dampfen konnte, wenn der Hausvater mit dem fröhlichen Gruße: „Gut Woch, gut Jahr!“ die Wohnstätte betrat.

Die Nebenbuhler.

Rabbi Alexander von Ferara dehnte seinen Aufenthalt in Prag auf längere Zeit aus. Es schienen ihn noch andere Beweg-

---

[1]) Viel Rede viel Narrheit. [2]) Dein Theil. [3]) Ziehe in Frieden. [4]) Segensspruch bei Endigung des Sabbath.

gründe, als die des Kennenlernens der Prager Talmudschulen an die Stadt zu fesseln. Worin aber seine anderen Beschäftigungen bestanden, darüber wußte Niemand Bescheid. Der Italiener wußte sich in ein geheimnißvolles Dunkel zu hüllen, ließ Niemanden in seine Wohnung, die er sich am Ende des Ghetto's, wo dasselbe an das Moldauufer mündet, gemiethet hatte, sprach auch mit Niemandem ein überflüssiges Wort. In ein je geheimnißvolleres Dunkel er aber sich zu hüllen bemüht war, desto mehr regte er die Neugierde der Nachbarschaft an und als Resultat dieser unausgesetzten Beobachtung brachten die Aufpasser heraus, daß er zuweilen des Nachts seine Wohnung verlasse, in der Verkleidung eines Mönches auf die Kleinseite eile und von dort erst in der Morgenstunde zurückkehre. Einen neugierigen Frager, der ihn darüber zur Rede stellte, wies er mit energischen Worten zurück und seitdem wagte sich Niemand an ihn heran, es blieb den Neuigkeitskrämern nichts übrig als sich, wie dies bei solchen Gelegenheiten stets der Fall ist, übertriebene Gerüchte in die Ohren zu raunen.

In Hinnel's Haus kam Rabbi Alexander öfters und trotzdem sich die geschwätzige Fama des Ghetto's beeilt hatte, die mysteriösen Geschichten über den Italiener an das Ohr des Hausherrn zu bringen, waren dieselben doch nicht im Stande das Freundschaftsverhältniß zu erschüttern, welches sich zwischen Abraham Hinnel und Alexander von Ferara herausbildete. Der Südländer hatte einen großen Theil der Welt bereist, obgleich noch ein junger Mann, hatte er doch schon mehr Erfahrungen gesammelt, als nothwendig sind, um das Haupthaar weiß zu färben. Eine seltene Bildung hatte er sich anzueignen gewußt, es gab wenige wissenschaftliche Fächer, in denen er nicht vollkommen bewandert gewesen wäre. Dabei besaß er die Gabe in seinem Gespräche, wenn es auch ein dem Laien bekanntes Gebiet verließ, dennoch allgemein verständlich zu sein und den Zuhörer mit sich fortzureißen. Gerieth er für eine Sache in Eifer, dann nahm sein Antlitz einen verklärten Ausdruck an, ein leises Roth überflog das Gesicht, zu welchem der glänzend schwarze, sorgfältig gepflegte Bart eigenthümlich abstach, die funkelnden Augen rollten beweglich in ihren Höhlen hin und her, wie ein entfesselter Strom brauste die Sprache dahin und riß die Zuhörer mit sich fort.

Judith, die bei den Zusammenkünften der beiden Männer stets anwesend war, hörte mit Spannung den Gesprächen zu,

gläubig sah sie zu dem Fremden auf, der aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen die seltsamsten Geschichten hervorzuholen wußte und aus der Verehrung, die sie für den Gast hegte, entwickelte sich allmälig ein anderes Gefühl, das sie bisher nicht kannte und über welches sie sich auch keine Rechenschaft zu geben wußte. Sie konnte nun den Tag und die Stunde nicht erwarten, wenn der Gast die Wohnung betrat, sie sprang freudig von ihrem Sitze auf, wenn sein Schritt über die gedielte Vorhalle klang, ein Schritt, den sie durch ihr Ahnungsvermögen schon erkannte, sie konnte ihr Auge von der charakteristischen Gestalt dieses Mannes nicht lassen, und wenn er sich zum Aufbruche rüstete, da fielen die brennenden Blicke ihres Auges auf ihn und mit jener vibrirenden Stimme, in der sich das Gefühl der Liebe mit dem der jungfräulichen Scham bricht, bat sie ihn noch zu bleiben, sich nicht so rasch zu trennen.

Und wenn er dann die gebräunte Rechte in die ihrige legte, da zitterte die Letztere und ein leiser Wonneschauer überrieselte ihren Leib. Verstrich ein Tag, an welchem er zum Besuche erscheinen sollte, ohne daß er gekommen wäre, da saß sie traurig auf ihrer Ottomane, mißmuthig sah sie auf die Thüre, die sich nicht öffnen wollte, um die geliebte Erscheinung durchzulassen und die innere Erregtheit mußte dann Zodik wenn auch nicht unmittelbar fühlen, indem sie ihm an solchen Tagen kein freundliches Wort schenkte.

Zodik wußte sich früher den Gemüthszustand Judiths zu erklären als diese selbst. Das Auge eines Nebenbuhlers ist scharf, und ein Blick, ein hingeworfenes Wort genügt, um ihn Alles errathen zu lassen. Die verborgene Glut, die in seinem Innern brannte und dasselbe zu verzehren drohte, wurde dadurch zu einem Höllenfeuer angefacht, dessen Ausbruch niederzuhalten das Aufgebot aller seiner moralischen Kräfte in Anspruch nahm. Rothhaarige sind in der Regel leidenschaftlich, das sanguinische Temperament verräth sich durch das äußere Abzeichen. Je mehr sich die Beweise häuften, daß Judith dem Fremden zugethan war, je mehr für ihn die verwegene Hoffnung schwand, doch Judiths Besitz zu erlangen, um so brennender und quälender trat das Verlangen nach ihr vor seiner Seele und von diesen inneren Foltern hin und hergetrieben, beschloß er endlich, mit einem gewagten Schritte sich Gewißheit über sein Schicksal zu verschaffen.

Eines Abends saß Abraham allein in der Vorderstube,

Judith hatte zeitlicher die Ruhe gesucht, da sie etwas unwohl war. Der Alte war heute guter Laune, er summte ein Liedchen vor sich hin und schlug den Tact dazu mit den Fingerspitzen auf die Tischplatte. Es war das ein seltener Fall; denn der Alte war sonst immer ernsthaft. Diesen günstigen Augenblick wollte Zodik benützen, um was ihm so lange auf der Seele drückte, endlich von derselben zu reden.

„Reb Abraham," begann er mit jener zaghaften Stimme, wie sie die Ungewißheit des Erfolges eines Antrages oder einer Bitte verleiht — „Reb Abraham, ich hätte Euch etwas vorzutragen, was ich schon lange thun wollte, nur hat mir der Muth dazu gefehlt und auch jetzt verläßt er mich, so daß ich es nicht wage ...."

„Red' heraus, Zodik," erwiderte der Greis in wohlwollendem Tone — „Du weißt, ich habe Dir noch wenige Bitten versagt, die zu erfüllen möglich waren, was willst Du?"

„Reb Abraham, es muß heraus, was mich so lange quält, mir die Ruhe verscheucht, mit einem Worte, ich liebe Eure Judith, grenzenlos, wahnsinnig, gebt mir Judith zum Weibe, macht mich zum Glücklichsten der Menschen!"

Abraham Hinnel fiel vor Erstaunen und Schrecken in seinen Lehnstuhl zurück. Das Findelkind, der arme geduldete Diener des Hauses, wagte es um die Hand der einzigen Tochter, der schönen und reichen Erbin anzuhalten. Dem Alten kam die Sache so sonderbar vor, daß er eine helle Lache aufschlug, deren einzelne Laute Zodiks Brust wie Dolchstiche durchbohrten.

„Wenn Du meschugge [1]) bist, laß Dich binden, oder geh' ins Hekdisch [2]) und laß Dich heilen," sagte Abraham nach einer langen für den Diener schrecklichen Pause, während welcher derselbe mit einer Armensündermiene und schlotternden Beinen vor dem Greise stand — „so tief ist meine Judith nicht gesunken, daß ich sie dem ersten Besten, der von der Gasse aufgelesen wurde, an den Hals werfen werde. Meine und Judiths Güte hat Dich verführt, wir haben Dich zu gut behandelt und wie es von Israel in der Bibel heißt: „Und Israel wurde übermüthig und schlug aus," so ist es auch mit Dir der Fall, Du wagst es den Blick zu Deiner Herrin zu erheben. Hebe Dich hinweg und beeile Dich durch fleißige Arbeit den Eindruck mich vergessen zu machen, den Deine frechen

---

[1]) Wahnsinnig. [2]) Spital.

Anträge bei mir hinterlassen haben. Meiner Judith will ich von diesem ganzen Vorgange nichts erzählen, auslachen würde sie den kühnen Burschen, der es wagt, seine Augen zu ihr zu erheben .... Willst Du heiraten, so wird sich für Dich schon irgend ein Josem [1]) finden, das Du nehmen kannst, aber die Tollhausgedanken, Judith Hinnel heimzuführen, schlag Dir aus dem Kopfe."

Nach dieser kurzen und strengen Entgegnung erhob sich der Alte aus seinem Lehnstuhle, zündete die Lampe an, welche auf einem Seitentische stand und suchte sein Schlafgemach auf.

Zodik blieb allein zurück. Obgleich er geahnt hatte, daß er nutzlos an Hinnel diesen Antrag stellen werde, so hatte doch im tiefsten Winkel seines Herzens eine leise Hoffnung gelebt, welche ihn dazu angetrieben hatte, endlich einmal den Bann zu brechen, der auf seiner Seele lag. So schmählich aber zurückgewiesen zu werden, das versetzte ihn in die größte Aufregung und Wuth. Starr wie eine Bildsäule stand er noch lange da, nachdem der Alte das Zimmer verlassen hatte, der letzte Tropfen Blutes war aus seinem Antlitze gewichen, die Zähne knirschten an einander und bissen die darüber zusammengepreßten Lippen blutig. Verzweiflungsvoll fuhr er sich mit den Händen durch die borstenartig emporgesträubten Haare, bald wühlte die Hand an der Brust, die durch die heftige Erregung gehoben, zu zersprengen drohte und die langen Nägel der Finger bohrten sich in das Fleisch. Aber er schien für physische Schmerzen in diesem Augenblicke unempfindlich zu sein, die Schmach und Demüthigung der Zurücksetzung, der schnöde Abweis lähmte alle seine Sinne. Die aus deu Augenhöhlen hervorgequollenen Augen waren stier auf einen Punkt gerichtet, ohne daß irgend ein Bild von ihnen aufgenommen worden wäre, die Wuth raubte ihm die Sprache. Wie ein Rasender stürzte er sich endlich auf die Ottomane, auf der Judith so oft geruht, verzweiflungsvoll vergrub er sein Antlitz in die Kissen.

Endlich löste ein wohlthätiger Thränenstrom den starren Schmerz, in dumpfen Klagetönen vibrirten die fieberhaft gespannten Saiten seines Gemüthes, aber mit der Rückkehr des Bewußtseins erwachte in seinem Innern noch ein anderes Gefühl, das Gefühl des Hasses, in das sich jenes der Liebe, der verschmähten und verachteten, rasch verwandelt hatte und dem Schlangenhaupte des

[1]) Waise.

Hasses wuchs wie dem der Hydra noch ein anderes nach, das der Rache.

„Sie sollen nicht lachen!" rief er mit heiserem Tone — „nein, bei Gott, oder besser bei allen denen, die mich in ihrem Bunde nehmen werden, nein, sie sollen nicht lachen . . . aber ich werde dann lachen, haha, ich kann auch lachen und mein Lachen wird noch schauerlicher klingen, als das des Alten, welches er aufschlug, als ich ihm meinen Antrag stellte, mein Lachen wird ihnen durch Mark und Bein gehen. Nicht ruhen will ich fortan, bis ich sie zu Grunde gerichtet, den stolzen Alten und die übermüthige Dirne, Tag der süßen Rache Du wirst kommen. Willkommen im Vorhinein! . . . doch fortan in diesem Hause zu bleiben wäre Wahnsinn, fort von hier, aus jeder Ecke grinst mir hier ein hohnlachendes Gespenst entgegen, sie sollen nicht den Triumph erleben, daß ich mein Haupt demüthig vor ihnen beuge, fort, fort!"

Den Worten folgte der Entschluß, Zodik erhob sich, wischte sich die Thränen aus den Augen und sah wild umher.

„Leer soll ich von hinnen ziehen" — murmelte er vor sich hin — „nein, so dumm ist Zodik nicht, ich werde mir ein anständiges Jahrgeld und meinen Lohn für so viele Dienstjahre schon mitnehmen."

Leise schlich er sich mit dem Nachttigel ins Vorhaus, trat zu einer Spinde, zog einen Haken aus dem Kasten, ein Druck und die Thür sprang auf. Gold- und Silberrollen blitzten ihm entgegen, kostbare Geschmeide lagen in Ledertruhen herum, er packte in die Taschen soviel Gold und Silber, als sie nur fassen konnten, hüllte sich in seinen Mantel und verließ das Haus. Vor demselben blieb er eine Weile stehen, hob die geballte Faust zu den Fenstern empor und flüsterte: „Fluch über Dich und Deine Bewohner! Niemehr führe mich mein Schritt über diese Schwelle, als bis an dem Tage, der der Rache bestimmt!"

Nach diesen drohend herausgestoßenen Worten eilte er davon.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als Abraham am andern Morgen erwachte, wunderte er sich, den Diener nirgends zu finden. Die Ereignisse des verflossenen Abends waren ihm wie im Traume verschwunden, er dachte derselben nicht mehr und als er sich an der Brautwerbung Zodiks zurückerinnerte, zwang ihm dies mehr nur ein komisches Lächeln ab, als daß er der ganzen Sache eine höhere Bedeutung beigelegt hätte.

Erst als der ganze Tag verstrich und Zodik sich nicht zeigte, faßte er dies etwas ernster auf, indessen glaubte er dies noch immer auf Rechnung des Schmollens zu setzen. Der Zufall führte ihn, da er ein Geschäft abgewickelt hatte und das Geld dafür auszahlen wollte, zum Geldkasten. Er fand denselben aufgebrochen und eine beträchtliche Summe aus demselben entwendet. Nun war ihm Alles klar. Er beschloß aber keinen Lärm zu machen, sondern sagte vor sich hin: „Undank ist der Weltlohn! Ich habe diese Erfahrung öfters in meinem Leben gemacht, ich sollte sie noch am Ende desselben wieder verkosten, nun, die Paar Rollen Ducaten machen mich nicht ärmer, ich bin den Rothkopf poter [1]) geworden, und wie sagt Jokel: Patern [2]) ist Alles Geld werth." Mit diesen komischen Trostworten suchte er sich über den Verlust hinwegzusetzen. Judith theilte er von dem Vorgefallenen nichts mit, er erzählte ihr nur, daß es ihm unbegreiflich sei, wie Zodik plötzlich aus seinem Hause, in dem er sich es doch so gut gehabt hatte, plötzlich verschwunden sei.

Verschwunden war aber Zodik; denn im Ghetto sah man seine Gestalt nicht wieder.

Nach wenigen Wochen hatte man ihn aber vergessen. — Die Ereignisse gingen unterdessen ihren gewöhnlichen Gang. Rabbi Alexander kam nach wie vor in Hinnels Haus, allmälig öfter und öfterer, auch dann, wenn Hinnel nicht zu Hause war; denn dieselbe Sehnsucht, welche Judith nach ihm empfand, hegte er auch für die herrliche Jungfrau und die zartesten Liebesbande umschlangen Beide. Der Alte sah diesem im Stillen sich entwickelnden Liebesverhältnisse mit Freuden zu. Sein höchster und letzter Wunsch ging der Erfüllung nahe, er sah sein Kind eine würdige Wahl treffen; denn Alexander von Ferara's Ruf war ein ausgezeichneter, er entstammte aus einer berühmten Familie und alle die Gerüchte, welche der geschwätzige Leumund über seinen Aufenthalt in Prag und der seltsamen Verkleidung, in der er sich des Nachts bewegen sollte, verbreitete, hielt Abraham Hinnel für müßige Ausgeburten der Phantasie.

Konnte es da Wunder nehmen, daß Abraham Hinnel des Italieners Bewerbung um die Hand seiner Tochter mit Freuden aufnahm, daß auch Judith erröthend ihr Haupt an der Brust des Vaters barg und ihre Liebe zu Alexander gestand.

---

[1]) los. [2]) Sich entledigen.

Die Verlobung fand bald statt, es war ein Festabend, wie ihn nur der reiche Hinnel veranstalten konnte. Die halbe Judenstadt war geladen, Lust und Glanz erfüllte die Räume, neuverjüngt nahm der Alte die Glückwünsche der Menge entgegen. Ein Schmaus endete den feierlichen Verlobungsact.

Als der Hausvater zum Schlusse der Tafel den Pokal mit Rebensaft gefüllt in die Höhe hob und mit dem Rufe: Lechajim! [1]) dem Brautpaare zutrinken wollte, da entfiel plötzlich der Pokal seiner Hand, der Wein floß in Strömen über die weißen Linnen und färbte sie roth.

Ein Simen Ra [2]) flüsterte eine klatschsüchtige alte Jungfer ihrer Tischnachbarin zu.

Indessen war ein zweiter Pokal gefüllt und auf das Wohl des Brautpaares geleert worden und mit einem allseitigen nochmals vorgebrachten Masel tof [3]) trennte man sich.

VIII.

Eine Leidensgeschichte.

Eines Nachmittages erschien der Laienbruder aus dem Kreuzherrnkloster wieder bei Abraham Hinnel und bat ihn, dem Pater Kalasanz einen Besuch abzustatten, der seit einigen Tagen bettlägerig sei. Am selben Abend fand sich der Jude in der Zelle des Geistlichen ein, dessen bleiche Züge ein Schimmer freudiger Röthe überflog, als er den ehemaligen Nebenbuhler, nun seinen einzigen Freund, eintreten sah. Er streckte ihm die magere abgezehrte Hand entgegen und ließ ihn am Kopfende des Bettes Platz nehmen.

„Mit mir geht es rasch abwärts," sprach der greise Priester mit pfeifender Stimme, wie sie den Lungenkranken eigen — „und bevor ich scheide, will ich noch meinen letzten Wunsch vorbringen, dessen Erfüllung mich ruhig sterben lassen wird. Allein bevor ich ihn laut werden lasse, muß ich den Rest meiner Leidensgeschichte erzählen, diese wird dann mein Begehren begründen können."

Als wollte er die Erinnerungen der vergangenen Tage in einen Punkt concentriren, fuhr sich der Kranke mehrmals über die Stirne, schloß sinnend die Augen und begann dann:

„Als der Hochzeitszug vorüber kam an mich, der ich

[1]) Zum Leben! üblicher Toast. [2]) Böses Zeichen. [3]) Glück auf.

nun einsam und verlassen auf der Welt stand und meine einzige Liebe und Hoffnung mir geraubt und in die Hände eines Anderen gelangt sah, da überkam mich ein unnennbares Gefühl des Schmerzes und wie das von unbarmherzigen Jägern gejagte Wild floh ich die Bannmeile einer Stadt, deren Mauern den Urquell alles meines Elendes einschloßen. Draußen in der freien Natur, die so still und friedlich vor mir ausgegossen lag, zog auch sanfteres Gefühl in meinen aufgeregten Busen ein, der starre Trotz, die blinde Wuth gegen das feindliche Geschick löste ein wohlthätiges Weinen und mit den Thränen floß auch das herbe schmerzliche Gefühl allmälig dahin. Ich gewann wieder Besinnung und Fassung und konnte einen Plan für die Zukunft fassen. Fest stand es in mir, nach Prag nicht mehr zurückzukehren und so wanderte ich weiter, bis ich in ein Städtchen Böhmens kam, dessen freundliche Lage mich anheimelte. Hier wollte ich bleiben, es gelang mir auch. Durch meine Kenntnisse verschaffte ich mir eine Stelle als Schreiber bei dem dortigen Richter, der in dieser Kunst wenig bewandert war. Ich hatte mich nicht als einen Juden ausgegeben und man erkannte mich auch nicht als solchen. Resignirt fand ich mich in meinen neuen Verhältnissen zurecht, die sich sogar zu angenehmen gestalteten. Der Richter besaß eine Tochter, ein schönes und braves Mädchen, welche eine Zuneigung zu mir gewann. Anfangs beachtete ich ihr Entgegenkommen gar nicht, aber wer hat noch nicht die wohlthuenden Empfindungen kennen gelernt, Aufmerksamkeiten zu finden, und ein so zerrissenes Gemüth, wie das meinige, mußte dadurch noch tiefer, wie jedes andere bewegt werden. Ich erwiderte ihre Freundlichkeit und bald hatte sich daraus ein Liebesverhältniß entwickelt, dessen Folgen ich nicht absah, die aber in ihrer ganzen Schrecklichkeit vor mir hintraten, als das Mädchen mir eines Tages schluchzend ein Bekenntniß ablegte, ein Bekenntniß, welches auch mir eines abzwang, das den Abstand zwischen uns beiden grell hervortreten ließ und für uns beide eine Quelle unsäglicher Leiden werden sollte. Der strenge Vater gerieth in Raserei, als die Tochter ihm zu Füßen stürzte und das Schuldig hinseufzte, aber noch namenloser entbrannte seine Wuth, als ich ihm gestehen mußte, daß ich ein Jude sei. O diesen Abend, an welchem sich diese Scene im stillen Orte abspielte, habe ich nie vergessen und in Träumen tritt mir noch das wuthverzerrte Antlitz des Vaters, die jammervolle Gestalt des unglücklichen Mädchens vor Augen! Mit Flüchen jagte er sie vom väterlichen Hause, ich

aber ward von Schergen erfaßt und in einen dunklen Kerker geworfen. Da lag ich Wochen lang, trübes Wasser und verschimmeltes Brod war meine einzige Nahrung und durch den ungesunden Aufenthalt, durch die elende Kost war ich geistig und körperlich tief herabgekommen. Schon glaubte ich, mein Los sei ewiger Kerker, bis der Tod mich von allen Qualen und Fesseln befreit habe, als eines Tages die Schlösser meines Kerkers rasselten und ich vor dem Richter geführt wurde. Man frug mich nicht viel, das Damnatur wurde über mich ausgesprochen, ich wurde auf öffentlichem Marktplatze geführt, dort wurde ein Ausweisungserlaß verlesen uud von einigen Bütteln geleitet, ward ich über die Ortsgrenze geschafft. Erst als ich zu rechter Besinnung gelangte, trat das Geschehene mit der furchtbar quälenden Gewißheit vor mich hin, aber zu spät, es ließ sich nicht mehr ändern. Aller Hilfsmittel entblößt, bettelte ich mich von Ort zu Ort, bis ich eines Tages vor der Schwelle eines Klosters ohnmächtig zusammenbrach. Wie lange ich dalag, was mit mir sodann geschah, ich wußte davon keine Rechenschaft zu geben, ich erwachte erst zu vollem Bewußtsein nach langer hitziger Krankheit in einem saubern Bette eines Klosterspitales und neben mir saß ein frommer Bruder, eine milde Gestalt, die ich in meinen Fieberträumen oft zu sehen geglaubt hatte. Es war ein wahrer Priester der Mildthätigkeit, der die Qualen meiner Verzweiflung zu lindern verstand und nicht blos Balsam für den leiblichen Schmerz zu träufeln wußte, sondern auch in dem Lebensüberdrüssigen neue Lebenshoffnungen erweckte. Die Eisesrinde des Hasses schmolz unter den frühlingswarmen Trostworten des Geistlichen, der den Verlorenen wie seinen Sohn behandelte und pflegte. Auch dann als ich mein Schmerzenslager schon verlassen konnte und durch die stillen Gänge des Klostergartens wandelte, war er mein Begleiter und seine religiösen Trostworte fanden willigen Eingang bei mir. Was bot sich mir dem Geächteten, dem Verschlossenen für eine Aussicht? Welche Freuden konnte ich im Getriebe der großen Welt finden, die sich mir nur als Welt des Lugs und Trugs gezeigt hatte. . .

In solchen Augenblicken erschien mir die Mission des Priesters, der mich begleitete, wie ein Vater mir zur Seite stand, als eine erhabene. Körperliche Leiden zu pflegen, den kranken, gesunkenen Geist wieder aufzurichten, das schien mir ein edler Beruf zu sein und die Selbstverleugnung, einer Welt nur zu nützen, von der man

nur das herbe Gegentheil erfahren hatte, war mir das schönste Ziel, mir, der ich mit der Welt schon abgeschlossen hatte. Ich offenbarte dem Priester meinen Wunsch, die Mauern dieses Klosters nicht mehr verlassen zu wollen, mich in gleich edler Mission, wie er, dem Dienste der Kirche und der Menschheit zu weihen. Diese Eröffnung machte auf den Geistlichen einen freudigen Eindruck, er umarmte mich, führte mich sogleich zum Prior, den er von meinem Entschlusse in Kenntniß setzte. Ich mußte nun täglich zum Prior in die Zelle kommen, der mich in die Lehren der christlichen Religion einweihte. Er stellte mir sie dar als eine Religion der Liebe und Humanität, ich sah in dem engen Kreise des Klosters so viel Beweise davon, daß ich begierig diesen Worten lauschte. Die ceremonielle Pracht der katholischen Kirche übte auch ihren bezaubernden Einfluß auf mich ein, wenige Wochen später ward ich getauft, und trat als Novize in das Kloster der Barfüßermönche.

Lasse mich rasch über diese Zeit hinwegeilen, sie brachte mir nebst Tagen innerer Seelenruhe auch solche der größten Aufregung. Jugendbilder tauchten vor meiner Seele auf, ich sah mich versetzt in meine Vaterstadt, hörte jüdische Laute an mein Ohr schlagen, sah die gramgebeugte Gestalt meines Vaters, der nun nach mir Schüweh[1]) saß, hörte das Flüstern und Wispern der Nachbarsleute und hörte auch die Stimme meines Innern, die mir Vorwürfe machte, ein Renegat geworden zu sein, den Glauben meiner Väter verlassen zu haben. Was ich in solchen Momenten empfand, welch nagender Schmerz in meiner Brust arbeitete, o dafür gibt es keinen Ausdruck. Der Mensch besitzt aber eine seltene Spannkraft, gleich dem Salamander, der nach dem Volksglauben aus dem Feuer unversehrt hervorgeht, zerstören auch ihn die brennenden Schmerzen der Verzweiflung nicht, geläutert nur geht er daraus hervor. Ich fand endlich die nöthige Resignation, um mein Schicksal zu ertragen. Nach und nach sehnte ich mich auch hinaus aus dem lebendigen Kerker der engen Klostermauern, und um meinen Wunsch zu erfüllen, erhielt ich vom Klosterobern den Auftrag zu terminiren. Als terminirender Bruder zog ich von Ort zu Ort, bis ich auch an jenen kam, aus welchem ich so schmählich hinausgewiesen ward. Das Bild des Mädchens trat vor meine Seele, des Mädchens, das ich unglücklich gemacht, das durch mich vom väterlichen Hause

---

[1]) Sieben Trauertage.

verstoßen, in die rauhe mitleidlose Welt hinausgejagt worden war. Ich suchte ihr ferneres Schicksal zu erkundigen und es gelang mir auch. Wenige Wochen nach meiner Ausweisung aus diesem Orte war an den Richter der Todtenschein seines Kindes angelangt, das im Spitale zu Prag verstorben war. O eine gemeinsame Kette von Leiden hatte uns umschlossen, nur daß der Tod sie früher davon befreite, als mich. Ich reiste nach Prag, um etwas Näheres über das von dem Himmel, wenn auch nicht von den Menschen angetraute Weib zu erfahren, meinem Habite öffneten sich alle Thüren, alle Register. Auf dem Sterbebette hatte sie einen Krankenwärter in ihr Vertrauen gezogen, ihm bekannt, daß sie ein Kind geboren, das sie, weil es einen jüdischen Vater hatte, heimlich ins Ghetto trug und vor einem Hause dieses Viertels niederlegte"...

„Ein Kind vor einem Hause des Ghetto's niedergelegt!" rief Abraham im Tone der größten Ueberraschung, „wann war das, trug es kein Kennzeichen am Leibe?"

„Deine Theilnahme rührt und erfreut mich, Abraham, nicht wahr, gleich mir empfindest Du wie drückend die Wucht der traurigen Erfahrungen auf mein müdes Haupt lastet, ja, letzter und einziger Freund, man übergab mir ein Kennzeichen, die Hälfte einer Schaumünze, welche die Sterbende in den Händen des Wärters zurückgelassen und dessen andere Hälfte sie um den Hals des weggelegten Kindes gehängt hatte."

„Laßt es sehen dieses Kennzeichen, laßt es sehen" — rief Hinnel in großer Aufregung.

„Ich habe es wohl verwahrt, wie ein Amulet trug ich es auf meiner Brust," fuhr der Pater fort — „vergebens waren alle meine Nachforschungen, die Spur meines Kindes konnte ich nicht entdecken. Doch hier ist die Denkmünze." Beim Anblicke derselben entfuhr dem greisen Abraham ein schrill ausgestoßener Schrei des Schreckens und Aufregung mit bebenden Lippen rief er: „die zweite Hälfte trug Zodik am Halse!"

„Was sprichst Du da," fiel hastig der Mönch ein und fuhr im Bette auf — „wer ist Zodik, weißt Du etwas über mein Kind?"

Abraham erzählte nun, wie vor seinem Hause das Kind gelegen, wie er es aufgenommen, erzogen, bis zum Tage vor Zodiks Flucht. „Also die Spur des Kindes nur gefunden, um sie wieder verloren zu haben," klagte der Greis, „Himmel, Du prüfst mich hart und strafst mich auch härter, kaum aufgefunden die Spur meines Kindes und sie wieder verloren, . . . es hätte mich

ruhiger und friedlicher sterben lassen, wenn ich sein geliebtes Antlitz noch einmal gesehen hätte, in dessen Züge sich die des geliebten unglücklichen Mädchens widerspiegeln, doch Fassung, Fassung! Ich will mit Geduld Alles tragen, was der Herr thut ist wohlgethan!"

„Ja Gott führt Alles zum Guten," tröstete Abraham den Dulder — „wie aus dunklem Schoße der Nacht die freundliche beglückende Sonne bricht, wie über die finster zusammengeballten Wolken des entfesselten Orkanes das milde vielfarbige Friedenszeichen des Regenbogens sich wölbt, so genießt auch das geprüfte Menschenherz nach den Wellenschlägen des herben Geschickes die Ruhe und Segnungen des Friedens."

„Ja das gläubig fromme Gemüth findet Trost, Beruhigung und Frieden in seinem Glauben, aber ich . . . . laß mich den Gedanken nicht aussprechen, ich will lieber fortfahren in der Erzählung meiner Leiden, es soll auch ein wollüstig Gefühl sein, im eigenen Schmerze, in den eigenen Wunden zu wühlen!"

„Ich kehrte von meiner Entdeckungsreise wieder in das Kloster zurück, dem ich angehörte, dort lebte ich mehrere Jahre, mich der Krankenpflege widmend. Der leidenden Menschheit beizustehen, geistigen und leiblichen Trost, wie Hilfe den Unglücklichen zu spenden, war die letzte Aufgabe, die ich meinem Leben setzte und ich führte diese Aufgabe durch mit Aufopferung, mit Entbehrung aller Genüsse. An Krankenlagern wachte ich ganze Nächte, den Todesschweiß der Agonisten wischte ich von deren Stirne; sinnliche Liebe hatte mich auf fremde Bahnen getrieben, die betreten zu haben ich bereute, die geistige Liebe, die Humanität waren meine Leitsterne, welche die kurze Strecke meines ferneren Lebenspfades erhellten. Was ich aus innerstem Antriebe meines Herzens that, was ich mit Selbstverleugnung that, um jene lauten Mahner des Gewissens zu übertäuben, die Tags und Nachts in mir laut wurden, wurde mir auch zu hohem Verdienste angerechnet, die glänzendsten Zeugnisse meiner Obern belohnten mich dafür. Im Auftrage des Priors reiste ich nach Rom und wurde in Audienz zum Papste zugelassen. Er war freundlich und herablassend erkundigte sich nach meinem Schicksale und die ungeschminkte Darstellung desselben verfehlte nicht, auch auf ihn Eindruck zu machen. Seiner Gnade hatte ich es zu danken, daß ich in den Orden der Kreuzherrn übersetzt wurde. In einem Kloster, an der Grenzscheide Deutschlands und Italiens liegend, verlebte ich eine Reihe von Jahren, meine einzige Erholung im Studium findend.

Aber immer mehr griff in meinem Innern die Sehnsucht nach dem Heimatlande Platz. Wenn ich von dem Fenster meiner Zelle hinaussah auf die schneebedeckten Kuppen der Alpen, diese treuen Grenzwächter des Landes, da traten vor meiner Seele die Bilder des Heimatlandes, des schönen Böhmen, dessen Marken auch dieser von der Natur gebaute Wall umgibt; wenn das Glockenspiel herübertönte vom nahen Lustschlosse des adeligen Grundbesitzers, da rief mir der melodische Ton die Klänge des Glockenspiels des heimatlichen Lorettos ins Gedächtniß — ins Vaterland zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt und der einzigen Bitte, die ich noch zu stellen hatte, ward Erfüllung.

Wie schwoll mir das Herz, als ich die alte Königsstadt erreichte, die sich in dieser Reihe von Jahren nicht verändert hatte. So nahe war mein Aufenthaltsort an jenen gerückt, wo ich die glücklichsten und bittersten Stunden meines Daseins verlebt hatte.

Vorüber zogen vor mir die wohlbekannten Gestalten meiner einstmaligen Brüder, die Bewohner des stillen abgeschiedenen Ghettos. Im Leben konnte ich nicht mehr unter ihnen weilen, ein undurchdringlicherer Wall als das Fallthor am Ende der Judenstadt, trennte mich von ihnen.

Aber ein anderer Gedanke wachte in mir auf, ein Gedanke, der mich mit aller Macht erfaßte, der mich nicht mehr verließ und in meiner Seele immer festere Wurzeln faßte, der Gedanke — wenn nicht im Leben so doch im Tode mit meinen Brüdern vereint zu sein!"

Ja, Abraham, im Tode will ich mit den Meinigen vereint sein. Tritt nicht schaudernd zurück, mach keine abwehrende Bewegung, ein günstiger Zufall führte Dich grade mir entgegen, Du mußt mir diesen letzten Wunsch erfüllen, von Dir es zu verlangen, habe ich sogar ein Recht. Nicht anklagen will ich Dich in diesem Augenblicke, daß Du mir das Jugendglück zerstört, die Manneskraft gelähmt, den Trost des Alters geraubt hast, ohne Dein Verschulden warst Du doch der Urquell aller meiner Leiden und Qualen. Ich will, ich kann Dir keinen Vorwurf machen, aber diese Bitte des Sterbenden mußt Du erfüllen, mit diesem Troste mußt Du mich ins Jenseits scheiden lassen, daß ich bei den Vätern ruhe, mit denen ich nach dem Tode Vereinigung finden will, nachdem ich mich im Leben von ihnen getrennt habe." „Wo denkt ihr hin, hochwürdiger Herr," fiel Abraham mit der Miene des

Schreckens ein und ließ den vertraulichen Ton fallen, der zwischen ihnen geherrscht — „wie könnte ich ein solches Verlangen erfüllen, ohne über mein und meiner Brüder Haupt das größte Unheil heraufzubeschwören. Laßt diese Ideen fahren, ich bitte Euch, der Leib ist ja fühllos nach dem Tode, es bleibt sich ja gleich, wo er liegt, er zerfällt, verweht, die Seele kömmt zu Gott und vor seinem Gnadenthrone findet ja jede Erbarmen und Verzeihung."

„O diese Trostgründe kenne ich wohl auch, aber ich finde eine Beruhigung darin, mich dort begraben zu sehen, wo sich der Grabhügel über die Leichen meiner Verwandten wölbt, Du mußt diesen letzten Wunsch erfüllen. . . . . Fürchte nichts für Dich und Deine Brüder, keine Menschenseele soll von diesem Vorgange Ahnung, vielweniger Wissenschaft erhalten, der Laienbruder, der Dich immer zu mir herbescheidet, ist mir treu, ergeben, liebt mich wie seinen Vater, er ist mir auch viel Dank schuldig. Ich hab' ihm viele Wohlthaten erwiesen und verschwiegen ist er auch, also zögere nicht, martere mich nicht länger mit der Ungewißheit, ja ja, Mensch, Greis, lass' Dich erweichen, sprich das Wort aus!"

„Nun, es sei," antwortete tief aufseufzend Abraham Hinnel — „aber beschwöre ich nicht damit ein Unglück über vieler Haupt herab —"

„Sei unbesorgt," erwiderte der Pater — „ich habe Alles sorgfältig vorbereitet, kein Mensch wird von dem Vorgange ahnen. Komme näher, lege Dein Ohr an meinen Mund, das lange Reden hat mich erschöpft, ich kann nicht so recht fort, ich will Dir noch mittheilen, in welcher Weise die Vorbereitungen getroffen sind."

Nach kurzem Gespräche erhob sich Abraham Hinnel. Der greise Priester hielt ihm noch die rechte Hand fest mit den Worten: „Schwöre mir die Erfüllung meiner letzten Bitte, beim Glücke und Seelenheile Deiner Tochter!"

„Beim Glücke und Seelenheile meiner Tochter!" rief der Greis mit schluchzender Stimme und wankte hinaus. Die Erfahrungen und Ereignisse dieses Abends hatten den alten Abraham tief erschüttert, fast betäubt erreichte er seine Wohnung, sein Kind trat ihm entgegen, ein jäher Schmerz durchzuckte ihn bei ihrem Anblicke, gebeugt schlich er in sein Gemach und machte sich die heftigsten Vorwürfe, daß er dem Geistlichen das Versprechen abgegeben habe.

„Das Glück und Seelenheil meines einzigen Kindes hab' ich dafür verpfändet," murmelte er vor sich hin — „ich muß das Versprechen halten, das Glück meines einzigen Kindes hab' ich ja dafür eingesetzt!"

IX.
Die Verschworenen.

Die Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, ist eine der bewegtesten in der Geschichte, und das alte Prag bildet den Ausgangs- und Brennpunkt von Ereignissen, die ihren blutigrothen Schein auf eine lange Reihe von Jahren werfen und denselben ein düsteres Colorit verleihen. Der unseligste, erbitterste aller Kämpfe, der Religionskampf, ließ das schauerliche Fanal über die gesegneten Fluren unseres Vaterlandes aufsteigen und äscherte dieselben ein. Der Katholicismus und der Protestantismus traten mit der Erbitterung, die unterdrücktes oder verkürztes Recht verleiht, einander gegenüber und je länger und verhaltener der gegenseitige Groll war, mit desto größerer Heftigkeit und Schonungslosigkeit kam er zum Ausbruche. Und lang verhalten war der Groll, den die Protestanten in Böhmen gegen ihre vermeintliche Unterdrücker hegten; schon im Jahre 1616, als Kaiser Mathias seine Gemalin Anna zu Prag feierlich zur Königin von Böhmen krönen ließ, und da er keinen Leibeserben besaß, beschloß, den Erzherzog Ferdinand zu seinem Nachfolger in der Regierung zu designiren, brach die Unzufriedenheit der protestantischen Stände los. Auf den im Jahre 1617 in Prag einberufenen Landtage erschienen dieselben, machten aber da ihre Bedenken laut, daß der Kronprinz sich gegen den Protestantismus unduldsam verwiesen, den protestantischen Gottesdienst verboten, die Prediger verwiesen und Steiermark, wo er als Statthalter regierte, katholisch gemacht hatte. Ihre Opposition war eine vergebliche, die meisten Stände erklärten sich bereit, Erzherzog Ferdinand als Kaiser anzuerkennen und die Protestanten verließen zornig den Landtag. Bald sollten heftigere Mißhelligkeiten die Katastrophe herbeiführen. Kaiser Rudolfs Majestätsbrief bildete den Zündstoff zu jener verheerenden Flamme des religiösen Fanatismus, die mit gierigen Zungen um sich griff. Erzbischof Johann Lohelius, ein starrer Katholik und wie es heißt, im geheimen Bunde mit den Jesuiten, welche alle

Mittel aufboten, dem Weitergreifen der protestantischen Lehren in Böhmen hemmend entgegenzutreten, ließ die protestantische Kirche zu Klostergrab zerstören. Der Abt von Braunau wieder ließ die protestantische Kirche in Braunau sperren und als die Abgeordneten Braunau's über diese Maßregeln bei der böhmischen Statthalterei klagbar auftraten, wurden sie als Störer des Landfriedens in das Gefängniß geworfen.

Die zum Schutze des Protestantismus bestellten Defensoren konnten solchen Vorgängen gegenüber nicht gleichgiltig bleiben, sie beriefen die protestantischen Stände zu einer allgemeinen Versammlung nach Prag. Im großen Saale des Carolinums, ein schönes Bauwerk Kaiser Karl des Vierten, fanden sich die protestantischen Herren zu einer Berathung zusammen. Die Doppelreihen der geschnitzten Bänke waren gefüllt mit diesen Männern, Vertretern aller Classen der Bevölkerung, durch das Band gemeinsamen Religionsbekenntnisses vereint zu gemeinsamen Handeln. Noch standen die Gruppen im weiten Saalraume und besprachen sich mit einander, ohne daß die Versammlung sich geordnet und in einer regelmäßigen Debatte eingegangen wäre, aber aus den lauten, abgerissenen Worten, aus den heftigen Gesticulationen konnte man schließen, daß sich der Gemüther eine heftige Erregung bemeistert hatte, die sich auch in den glühenden Gesichtern der Sprechenden abzeichnete.

Jetzt bestieg die Tribune, auf der sonst nur Licentiaten und Baccalaurei ihre gelehrten Disputationen hielten und das jus romanum interpretirten, ein Mann, bei dessen Anblicke ein Murmeln der Ueberraschung durch den Saal lief und die Neugierde jedem andern Gefühle, welches die Brust dieser Leute durchwogte, Platz machte. „Judaeus est!“ Ein Jude — ein Jude — hörte man Rufe der Ueberraschung durch den Saal laut werden, die aber athemloser Stille wichen, als die charakteristische Gestalt mit klingendem Organe in lateinischer Rede begann: „Ja, hohe und edle Herren, ich bin ein Jude, aus dem Lande stammend, wo der Thron des Katholicismus steht und der Statthalter des Herrn auf Erden sein mächtiges Scepter führt, ich bin aus dem Lande, wo jener Orden seinen Hauptsitz aufgeschlagen, der mit dem Wahlspruche: „Ad majorem dei gloriam!“ auch den vereinigt: „Der Zweck heiligt die Mittel“ und kein Mittel scheut, den Zweck zu erreichen, der ihm als Höchstes vorschwebt, der Verbreitung jeder andern Religion entgegen zu arbeiten. Ein mächtiges Netz haben

die Brüder Loyola's über alle katholischen Länder gezogen und wollen die Anhänger einer andern Religion nicht in den engge=zogenen Fäden dieses Netzes für immer gefangen bleiben, so be=darf es ernsten Willens, thatkräftigen und raschen Handelns. Seit Jahren aus Rom geflohen, aus Gründen, die hier nicht zur Sache gehören, lebte ich in Wien und Eure protestantischen Brüder in diesem Lande haben mich, den Juden, zu ihrem Vertreter und Anwalte in dieser hohen Versammlung erwählt, die Wahl fiel auf meine Person, weil sie mich als einen treuen und zuverlässigen Mann erkannten, und weil sie wußten, daß auf mich, als den Bekenner des Judenthumes, kein Verdacht fallen werde, und ich den strengen Nachforschungen entgehen werde, denen die Anhänger des Protestantismus ausgesetzt sind, deren einzelne Schritte und Tritte überwacht werden. Und so ist es mir auch gelungen, über die Grenze jenes Schreiben Eurer Brüder zu bringen, welches ich den hohen und edlen Herren dieses Landes in dieser Ver=sammlung vor einiger Zeit bereits überbracht habe."

Bei diesen Worten machten sich die beiden Herren Mathias von Thurn und Wenzel von Raupowa Bahn durch die Menge, welche sich um das Emporium geschaart hatten, von welchem herab der Fremde sprach, bestiegen dasselbe, entfalteten eine Per=gamentrolle und Mathias von Thurn las der Versammlung den Inhalt dieses Schreibens vor, in welchem die Protestanten Oester=reichs sich in heftigen Klagen über die Unterdrückung ihrer Lehrer ergingen, die böhmischen, protestantischen Stände zu thatkräftigem Handeln aufforderten und ihre Hilfe und ihren Beistand im Falle der Noth und des Bedarfes erklärten. „Ihr seht, theure Brüder!" rief Graf Thurn mit donnernder Stimme in die Versammlung herab — „nicht allein hier in Böhmen, in unserem Vaterlande, auch jenseits dessen Grenzen haben unsere Brüder zu kämpfen und zu dulden, und der düstern Gegenwart kann noch eine düstere Zukunft folgen, wenn der katholische Ferdinand, der Vetter des gegenwärtigen Königes unseres Landes, den Thron besteigt. Schon hat das traurige Vorspiel begonnen, der Majestätsbrief wird gedeutelt, unsere Kirchen geschlossen oder dem Boden gleich gemacht, da kann nicht länger gezaudert werden . . . Deliberante Roma, Saguntum perit! Hier heißt es handeln, . . . Principiis obsta! Den Anfängen trete gleich entgegen, ruft der edle Römer und diesen Spruch beherzigend wollen wir unsere Zeit nicht mit leeren Berathungen vertrödeln, jeder versäumte Augenblick kann

in alle Ewigkeit nicht eingebracht werden. Wie wir alle sind, wollen wir uns zu einem engen gemeinsamen Bund vereinigen, treu ausharrend in demselben im Siege oder im Untergange. Blut und Leben für unsern Glauben!

„Blut und Leben für unsern Glauben!" hallte es donnernd von der Decke des mächtigen Saales, als die ernsten Männer wie aus einem Munde in diesen Ruf einstimmten. „Wir wollen aber nicht voreilig handeln," fuhr hierauf der Redner fort — „nicht als Rebellen gegen unsern angestammten Herrn und König auftreten, sondern auf gesetzlichem Wege um Abhilfe einkommen. Wenn aber unsrem gerechten Verlangen Gewähr verweigert, wenn wir zum Aeußersten getrieben werden, nun, dann geschehe Gottes Wille und Sieg oder Tod sei unser Losungswort!"

„Hohe und edle Herren!" nahm der Jude hierauf das Wort — „erlaubt, daß ich auch einige Worte an Euch richte. Ich habe Jahre lang in der Residenz unseres Kaisers und Königs gelebt, ich kenne seine Neigungen, ich weiß er ist ein edler, aber schwacher Herr, der sein Ohr den Einflüsterungen der Umgebung leiht, die ihm, jene Starrheit und Abgeneigtheit gegen den Protestantismus einflößen, die ihn auf Bahnen leiten, welche ihren Zwecken entgegenführen. Der Beichtvater des Königs gehört dem Orden der Jünger Loyola's an, und was dieser sagt, dem schenkt der Herrscher ein gläubiges Ohr. Die Jesuiten sind die Gegner, welche Eurer Religion die empfindlichsten Schläge versetzten, die Jesuiten sind es, die Euch verketzern und durch diese Darstellungen jenen unseligen Riß hervorriefen, der sich zu einer Kluft ausbildet, an deren Rändern die Parteien nur im feindlichen Sinne einander gegenüber stehen können. Wenn Ihr bewirken könnet, daß diese Ordensbrüder aus dem Lande gejagt werden, wenn Ihr so das schleichende Gift entfernt habt, das an dem Marke Eures Bekenntnisses zehrt, dann wird der getrübte Friede wieder hergestellt werden, dann werden die Vertreter der verschiedenen Religionsbekenntnisse in friedlicher Eintracht neben einander wohnen, und die Kutte des Zeloten wird nicht als dunkler Schatten zwischen Euch und Euern Brüdern treten!" „Ja, sie sollen hinaus aus dem Lande," brauste es durch den Saal, indem die Ruhe erst wieder hergestellt wurde, als Graf Thurn durch eine Handbewegung das Zeichen zum Stillschweigen gebot. In längerer Rede setzte er nun die Pläne und Vorschläge auseinander, welche die protestantischen Stände Böhmens gefaßt, und welche Schritte ein-

zuschlagen wären, um Abhilfe der gerechten Beschwerden zu finden. Es wurde eine Petition niedergeschrieben, von den Wortführern der Partei contrasignirt, worauf sich die Versammlung auflöste. Der Jude, man wird in demselben Alexander von Ferrara erkannt haben, wandte sich an Grafen Thurn mit der Bitte, ihn begleiten zu dürfen, er habe ihm auch etwas an's Herz zu legen.

„Folge mir und laß Dein Anliegen hören," sprach der Graf und verließ mit seinem Begleiter den Saal.

„Edler Graf," begann Rabbi Alexander — „wir gehen ernsten und bewegten Zeiten entgegen, im prophetischen Geiste sehe ich die kommenden Tage mit ihrem Gefolge schwerer und erbitterter Kämpfe herantreten; denn das Vertrauen auf die Macht der Waffen in Oesterreich ist so groß, daß sie dem Herrscher widerrathen werden, der Bitte der Protestanten Gehör und Gewährung zu verleihen — und so wird es dazu kommen, daß die Nothwehr die Faust rüsten wird zur Gegenwehr und das Schwert den Rangstreit der religiösen Confessionen wird lösen müssen. In diesem Kampfe der Parteien steht der Jude in der Mitte, der widerstandlose Stoff, der zwischen den sich reibenden Mühlsteinen geräth und zermalmt wird. Gebt mir das Versprechen, daß Ihr, wenn die gesetzliche Ordnung in der Stadt aufgelöst ist, wenn die Glocken zum Sturme heulen und der Handwerker seinen Arbeitstisch verläßt, und das friedliche Geräth seines Gewerkes mit der Streitaxt oder anderen Waffe vertauscht, der Juden dieser Stadt und des ganzen Landes Euch annehmen werdet, daß Ihr abwehren werdet jenem in solchen Zeiten stets auftauchenden Verlangen, die Judenstadt zu stürmen und das mühsam erworbene Hab und Gut der armen Bewohner derselben zu plündern. Ihr kämpft ja um freie Ausübung Euerer Religion, Euer Ringen und Streben geht ja dahin, Euch von dem Drucke, der Uebermacht zu befreien, ihr fühlt das Traurige eines solchen Druckes, gedenket in dieser Stunde jenes Stammes, der seit Jahrhunderten geduldig dieses Joch trägt ......

„Ich habe einer Sache," fuhr der in Erregung Gerathene fort — „die nicht meine heiligsten und innersten Interessen berührt, viele Opfer gebracht, ich habe meine Heimat verlassen und mich Eueren protestantischen Brüdern als Rathgeber, Helfer und Vermittler angeschlossen, ich habe mein Leben aufs Spiel gesetzt, um den Verkehr der Protestanten Böhmens mit denen des Landes Niederösterreichs rege zu halten, für alle diese Bemühungen



verlange ich keinen Dank, keine Belohnung, nur einen Wunsch, eine Bitte habe ich — lasset meinen Brüdern entgelten, was ich gethan, seid ihnen ein Schützer und Schirmer in den Tagen der Stürme und Gefahren!"

„Du hast mein adeliges Wort zum Pfande!" sagte der Graf und trennte sich dann von Rabbi Alexander, der den Weg in die Judenstadt einschlug.

Die Berathung hatte lange gedauert, zu vorgerückter Nachtstunde gelangte er in seine unscheinbare Behausung. Die Aufregung des Abends ließ ihn aber nicht den Schlaf suchen, gedankenschwer das Haupt in die Hände bergend, warf er sich in den Lehnstuhl und saß still und sinnend da. „Bist du nicht ein Wahnwitziger," murmelte er vor sich hin — „daß du mit deiner schwachen Hand das sausende Rad der Ereignisse einhalten willst, wirst du das Ziel erreichen, welches du dir gesteckt hast? Und was treibt dich an, aus deinem Wirkungskreise herauszutreten, die Handhabe zu bilden für eine Partei, die dich nicht anerkennen wird, wenn sie ihren Zweck erreicht hat, welche den Schemel wegstößt, auf dem sie sich erhoben . . . .

Dich wollte ich ja rächen, theuerer Vater! O noch sehe ich Deine Jammergestalt vor mir, wie sie aus der Folterkammer zurückkam, in die man Dich geschleppt, noch denke ich jener gräßlichen Stunde, wo man mich hinzerrte an jene Stätte, wo man meinen unglücklichen Vater marterte und folterte, noch schwebt mir die grinsende Gestalt des Richters in der dunklen Kutte vor, der in unerschütterlichem Gleichmuthe den Zuckungen des armen gepeinigten Schlachtopfers folgte, das man beim geistlichen Tribunale denuncirt hatte, daß es Kirchengeräthe gekauft und entweiht habe. Standhaft bliebst Du armer Vater bei allen Martern, mit einem falschen Geständnisse erkauftest Du Dir nicht eine Freiheit, die Dir in Aussicht gestellt wurde, und als die Folterleiter vergebens verlängert wurde, um Deine schwachen Glieder auszurenken, als Daumschrauben und spanische Stiefel wirkungslos an Deine magern Glieder sich anpreßten, daß das versengte Fleisch derselben zischte, als man Dich endlich unter die Bleidächer des Gefängnisses warf, daß die Sonnenglut Dir das Mark aus Deinem Leibe brannte und Du geistig und körperlich gebrochen mir entgegenwanktest, ein unglücklicher Krüppel, da, als bei solchem Anblicke mein Herz brach und die tausend Folterqualen, die Dich zerschmetterten, auch mich zerrissen und namenlos elend

machten, da schwur ich Rache, ewige Rache jenen Heuchlern, welche das erste Gebot ihrer Religion, das Gesetz der Liebe nicht beachteten; Untergang schwur ich ihnen. Und der schwache Arm gewann Riesenkraft, der arme Geist Erfindungs- und Spannkraft, der getretene Wurm krümmte sich, und . . Jahre sind seit jenem verhängnißvollen Tage vergangen, wo das heitere unbefangene noch kindliche Gemüth vergiftet wurde von solch schrecklichem Vorgange und das Gift der Rache schwoll. Staunend blicke ich selbst zurück, auf das, was mir, dem verachteten Juden gelungen ist, es wankt der Boden unter diesem mächtigen Orden, die Allgewalt des Jesuitismus ist gebrochen und bald werden sie Böhmen, bald auch die andern Länder verlassen müssen . . . . Nachzittern in aller Herren Länder wird die von Böhmen ausgehende Bewegung und nicht früher will ich mir Rast und Ruhe gönnen, bis ich an das Ziel gelangt.

Thu ich nicht Unrecht, fuhr er nach einer Pause trüben Nachdenkens fort — „an mein so gefahrvolles Dasein das eines Weibes zu ketten, soll ich die schöne und gute Judith mitreißen in den Strudel des Verderbens, in den ich noch immer gerathen kann? Soll ich nicht zum Vater, zum Mädchen, zu der geliebten Braut hintreten und ihnen alles bekennen? Doch nein, das Geheimniß soll in meiner Brust vergraben bleiben, ... aber nicht früher will ich Judith die Hand unter dem Trauhimmel reichen, bis ich meine Aufgabe gelöst . . . . und die Lösung ist nahe. Gehe ich früher unter, dann bricht das Unglück nur über mein Haupt zusammen und die Umgebung bleibt vom Wetterstrahle des Verhängnisses unberührt, gelingt aber das Unternehmen, dann führe ich die Sonne des Friedens und des Glückes über die Häupter meiner Brüder herauf, ich habe ja das Versprechen des Grafen, daß er ein treuer Freund und Beschützer der Juden dieses Landes sein wird. Möge dies in Erfüllung gehen!" Mit diesem Wunsche und Gebete lullte sich der Mann in den Schlaf ein, den er nach der Aufregung des Tages im harten Lehnstuhle fand.

X.

Der Verrath.

Im Wirthshause „zum rothen Hirschen" waren wieder drei alte Zechkumpane zusammengekommen, der alte militärische Knasterbart, der Kammerdiener des Erzbischofs und Zodik, den wir

schon lange aus den Augen verloren hatten. Seit seiner Flucht aus Hinnels Hause hatte er sich einem müßigen, liederlichen Leben ergeben, mit wilden Gesellen trieb er sich bei Tag und des Nachts in allen Schänken und Herbergen herum, solange der letzte der aus Hinnels Hause geraubten Goldfüchse sich noch vorfand. Durch dieses wüste Leben hatte Zodik ein verwildertes Aussehen erhalten, Trotz und Haß gegen die Menschheit malte sich auf seinen Zügen, einen Humpen oder eine Kanne nach der andern stürzte er herunter, um den an ihm zehrenden Gram zu übertäuben. Heute schienen aber diese gewaltsamen Hilfsmittel auch die gewohnte Wirksamkeit zu versagen, schwermüthig lehnte der Kopf in seinen Händen, kein erzwungenes Lächeln wollte über seine dünnen, zusammengepreßten Lippen gleiten, vergebens strengten sich die Saufbrüder an mit rohen Witzen dies Ziel zu erreichen. Selbst spielen wollte er nicht, kurz er war, wie der Kammerdiener des Erzbischofs mißmuthig sagte „zu nichts zu gebrauchen". Die Zahl der Stammgäste des Hinterzimmers, des Wirthshauses wurde durch einen Ankömmling vermehrt, dem man als Honoratioren einen Sitz in diesem Raume ebenfalls abtrat, es war ein Laienbrüder aus dem Kloster der Kreuzherrenbrüder, der mit kurzem Gruße eintrat, aus den dargereichten Krügen Bescheid trank und bald in das Gespräch sich einmischte.

„Da seh' ich ja einen Bekannten," rief er Zodik zu — „wir haben uns schon lange nicht gesehen, warst Du verreist, Zodik?"

„Verreist? Nein!" gab dieser einsilbig zur Antwort und vergrub wieder den Kopf in beide Hände.

„Bringt mir einen guten Wein," sprach der Laienbruder den durch das Zimmer wackelnden Wirth an — „aber einen ungetauften, ich muß mir heute Labung und Stärkung antrinken, habe heute Nachtdienst, unangenehmen Dienst, puh, Todtenwacht!"

„Was für eine Todtenwacht?" frug der Kammerdiener neugierig.

„Der Pater Calasanz ist heute Nachmittags gestorben, er hat lange gekränkelt, nun, um den weint auch kein Mensch, vielleicht höchstens die Ju —" Bei diesem noch nicht zur Hälfte ausgesprochenen Worte hielt der dienende Bruder inne und legte, als wollte er sich selbst in seiner geschwätzigen Zunge Schweigen gebieten, die Hand auf den Mund.

Zodik war aber aufmerksam geworden, die Silbe genügte, um seinen Verdacht rege zu machen, es war ein Gedankenblitz,

der eine Reihe von Vermuthungen und Combinationen in seinem Kopfe wachrief. Was hatte sein ehemaliger Herr bei dem verstorbenen Pater so oft zu suchen, was war der Inhalt ihrer langen Conferenzen, deren Ende er niemals abwarten konnte? Dem Geheimnisse beschloß er auf die Spur zu kommen und wohl wissend, daß Wein das beste Mittel sei das Siegel der Zunge zu lösen, ließ er dem Laienbruder einen Schoppen nach dem andern auffahren, der ihren Inhalt in gierigen Zügen heruntertrank.

Bald befand sich die Kumpanei in der seligsten Stimmung, der Soldat war unter den Tisch gesunken und schnarchte einen fürchterlichen Baß, der Kammerdiener, der einen leichteren Rausch hatte, sang lateinische Lieder, der Laienbruder konnte sich auch kaum aufrecht erhalten und nur Zodik hatte die Regsamkeit seiner Sinne behalten, von denen er den richtigen Gebrauch zu machen beschloß.

„Bruder!" sagte er und stieß den Klosterdiener an — „Du verpaßt ja Deine Zeit, die Vesperglocke hat schon längst den Abend eingeläutet, erhebe Dich, Du sagst ja selbst, Du habest heute Todtenwache, also komm, ich begleite Dich bis zum Klosterthore, es sind zwar nur wenig Schritte, aber Deine Füße könnten Dir heute doch den Dienst versagen."

Zodik wollte den Laienbruder aus der lästigen, behorchenden Gesellschaft entfernen, die obgleich betrunken, dennoch vielleicht etwas merken konnte von der Absicht, die Zodik leitete, als er dem dienenden Bruder unter den Arm greifend, aus der Schänkstube auf die Gasse zog. Nicht Mitleid mit des Betrunkenen hilflosen Zustand war es, aus Zodiks Gemüthe waren solche edle Regungen längst verbannt, statt des edlen, erwärmenden Feuers der Nächstenliebe flammte in seinem Innern die wilde, verzehrende und verderbende Lohe der Rachsucht, deren Erfüllung ihm jetzt nahe gerückt schien, eine Ahnung sagte ihm dies, eine Ahnung, die sich erfüllen sollte.

„Also ist er gestorben, der arme Pater Josef Calasanz," wendete sich Zodik mit scheinheiliger Miene an seinen Begleiter, der sich nur mühsam aufrecht erhielt — „nach langen Leiden, einsam und verlassen, wie dies das Schicksal eines Mönches ist!"

„Laß mich mit Deinen Jeremiaden in Ruh!" brummte der Laienbruder, — „ich bin froh, wenn ich von der Geschichte nichts höre, nach dem kräht kein Hahn mehr, der liegt steif und starr da, pah — nur die Lebendigen haben Recht!"

Zodik sah, daß er dem Begleiter doch gar zu wenig Zurechnungsfähigkeit zugetraut hatte; denn er wollte mit der wahren Farbe nicht herausrücken, er beschloß daher auf Umwegen zum Ziele zu gelangen.

„Die Klosterpforte ist schon geschlossen," sprach Zodik — „es ist also alles eins, lieber Freund, eine halbe Stunde früher oder später an dieselbe zu pochen, wir gehen ein bischen an's Ufer spazieren, die milde Nachtluft wird Dir wohlthun und die vom Weine aufgeregten Lebensgeister beschwichtigen, es thut Dir noth, Dein Gesicht glüht ja, wie die Sonnenscheibe an hellen strengen Wintertagen und die Strenge des Obern kennst Du ja, der Dich Deinen jetzigen Zustand durch achttägiges Nachdenken in einsamer Zelle, wo Dir nur Junker Schmalhans als Küchenmeister Gesellschaft leisten würde, abbüßen ließe."

„Du hast recht, Kamerad," lallte der Klosterdiener und hing sich fester in Zodiks Arm, der ihn an das Ufer geleitete, wo die beiden im Mondenscheine auf und abwandelten.

„Es ist wohl schon lange her" — begann Zodik nach einer Pause — „daß Abraham Hinnel in Euer Kloster nicht gekommen ist. Weißt Du nicht, was er immer bei dem verstorbenen Pater wollte?"

„Was er früher bei ihm fortwährend gemacht hat, das weiß ich nicht" entgegnete der Trunkene — „aber was er das letztemal dort machte, hihi, na das wär' eine schöne Geschichte, das darf ich nicht sagen."

„Dummkopf, mit Deiner Geheimnißkrämerei," rief zornig Zodik — „geh damit auf Jahrmärkten hausiren, Geheimnisse, schöne Geheimnisse, es pfeifen es ja alle Spatzen auf den Dächern."

„Was? man weiß davon, daß Pater Calasanz ein Jude ist und was Abraham Hinnel mit ihm vor hat —" rief erschrocken der Laienbruder — „um Gotteswillen, Zodik sag mir, was man davon weiß, was man davon spricht, es geht mir um den Hals."

„Werde einen Narren machen und Dir erzählen," brummte der Rothhaarige — „ha, ha, das möchte noch fehlen, friß die Suppe auf, die Du Dir eingebrockt hast, wirst schon ein Haar darin finden."

„Lieber, bester, einziger Zodik! hilf, rathe mir, ich bin ja unglücklich, wenn die Geschichte an den Tag kömmt, o sancta simplicitas, der ich glaubte, daß so etwas verborgen bleiben werde."

„Nun geberde Dich nicht so närrisch," fiel beschwichtigend Zodik ein, und ein schadenfrohes, triumphirendes Lächeln über

das Gelingen seiner List überflog auf einen Augenblick sein Gesicht — „es gibt ja für alles Mittel, vielleicht weiß ich Rath zu schaffen, aber nur unter einer Bedingung, daß Du mir haarklein und wahrheitsgetreu den ganzen Hergang dieser verworrenen Geschichte erzählst, die ich vielleicht entstellt, übertrieben, falsch hörte; wenn man einen Plan fassen will, muß man über jeden einzelnen Punkt im Klaren sein."

„Ich will Dir ja Alles erzählen," rief der Laienbruder mit angsterfüllter Stimme — „ich Thor, der ich die Hand zu diesem frevelhaften Spiele gab. Höre also: Gleich nach der Ankunft des Pater Calasanz in unser Kloster erhielt ich von ihm den Auftrag, einen Juden zu holen, ich brachte ihm Abraham Hinnel, weil ich glaubte, daß es sich um Geschäfte handle, und Abraham, als reicher Mann bekannt, dieselben am besten und leichtesten abwickeln werde. Du bist ja im Hause Abraham's und hast den alten Juden öfters bis zur Klosterpforte begleitet, weißt also auch um diese Gänge und vielleicht früher und richtiger um den Zweck derselben, den ich erst vor wenigen Tagen erfuhr. Als nämlich das Sterbeglöcklein unseres Klosters in schrillen und klagenden Tönen die letzten Augenblicke des Pater Calasanz verkündete, da ward ich in seine Zelle entboten. Gelähmt lag die blasse magere Gestalt auf dem ärmlichen Lager und ein gebrochenes, glanzloses Auge stierte mich an. Aber, neues Leben schien in die morsche Hülle gefahren zu sein, als er mich erkannte, ein leises Roth der Erregung überflog das gespensterhaft blasse Angesicht, das gebrochene Auge füllte sich mit neuem Glanz, die Starrheit der Glieder schien auf wenige Augenblicke gelöst, der Flamme gleich, die vor dem Verlöschen noch einmal heller aufflackert, schienen auch die verlöschenden Lebensgeister des agonistischen Paters neue Nahrung erhalten zu haben, mit röchelnder Stimme sprach der Greis zu mir: Ich scheide aus einem Leben voll Kämpfe und Drangsale, als willkommener Erlöser naht sich mir der Tod, wenige Stunden noch und der Pulsschlag meines Herzens hat aufgehört, das von tausend Leiden und Qualen zerrissen langsam verblutete. Einen letzten Wunsch hab' ich, bin ich dessen Erfüllung gewiß, dann scheide ich gerne aus diesem Leben, das für mich kein Leben war, ... einen Wunsch hege ich und dessen Erfüllung sagte mir Abraham Hinnel zu und nur deiner Mithilfe bedarf es, um ihn auszuführen. Hebe die Hand gegen den Himmel und schwöre, fuhr der Sterbende zu mir fort — daß nie eine Silbe von dem

über deine Lippen kömmt, was ich dir jetzt vertraue. Nachdem ich den Schwur geleistet, fuhr der Greis mit immer schwächer werdender Stimme fort — wisse denn, ich war ein Jude und in den letzten Jahren meines Lebens erwachte in mir die Liebe und Anhänglichkeit zur Religion meiner Väter und Brüder. Im Leben kann ich mit ihnen nicht mehr vereint sein, möge es denn im Tode geschehen. Mein einziger und letzter Wunsch besteht darin, auf dem jüdischen Friedhofe begraben zu werden. Hinnel hat mir das Versprechen gegeben, diesen Wunsch zu erfüllen, er bedarf nur deiner Mithilfe, du wirst sie ihm und mir nicht versagen. Ich hatte von dem sterbenden Pater während der Zeit seines Aufenthaltes im Kloster soviel Beweise seiner Güte erhalten, er hatte den geringen Betrag seines Vermögens zur Unterstützung meiner Angehörigen mir eingehändigt — ich konnte nicht Nein sagen, obgleich es mich einen harten Kampf kostete; denn ich überdachte mir die Folgen meines Schrittes. Aber Hinnel kam am Tage, an welchem der Pater gestorben war, zu mir, stellte mir eine große Summe als Belohnung in Aussicht, wenn ich bei der Ausführung dieses Planes hilfreiche Hand leisten wollte, dies beschwichtigte meine Skrupel .... Ohnehin dieses Geschäftes überdrüssig als Diener Tag und Nacht auf den Beinen zu sein, bot sich mir eine verlockendere Aussicht, diese Stadt zu fliehen und mit der mir übergebenen Summe in der Ferne einen angenehmeren Herd zu gründen. Doch halt, ich höre Ruderschläge, sie kommen, ich muß ans Werk. Lebt wohl, Zodik!" In der That durchschnitt ein Kahn die Fluthen der Moldau, im Kahne stand eine verhüllte Gestalt, die furchtsam umherspähte, ob das Fahrzeug nicht beobachtet werde. Es war aber Todtenstille rings umher und keine menschliche Gestalt sichtbar, Zodik hatte sich unter eines der Fischerhäuschen am Ufer verborgen und harrte daselbst mit Spannung beobachtend, was nun weiter vorgehen werde. Der Kahn landete, die verhüllte Gestalt, in die der alte Hinnel zu erkennen war, pochte an das zum Wasser mündende Ausfallspförtchen des Klosters, dasselbe drehte sich geräuschlos in den Angeln, der Klosterdiener stand mit einer Blendlaterne im Eingange und leuchtete durch den dunklen Klostergang. Auf den Zehen schlichen beide denselben entlang, bis sie an die Todtencapelle des Klosters gelangten. Auf der Trauerbahre lag die bereits in den Sarg eingeschlossene Leiche des Priesters. Einige Kirchenkerzen, die um den Katafalk standen, streuten ein trübes Licht durch den dunklen Raum.

Drohend sahen die Gesichter, der an den Wänden hängenden Bilder, auf die Kühnen herab, welche sich zur Ausführung dieses gewagten Unternehmens entschlossen hatten. Im entscheidenden Momente überkam beide eine namenlose Angst und Furcht, der Windstoß, der die Gitterscheiben der Capelle zittern machte, durchschauerte auch sie. Doch da galt es kein Bedenken mehr, der Schritt war einmal gethan — zurück konnte man nicht mehr.

Ein Ruck und der Sargdeckel sprang auf. Da lag die starre kalte Leiche des Dulders. — Vom schwarzen Ordenshabite, das man ihm zu seinem letzten Gange mitgegeben hatte, stach seltsam das geisterblasse Gesicht ab, welches die silbernen Locken umkränzten. Ein Zug der Milde und des Friedens umspielte die für immer geschlossenen Lippen. In den über die Brust gefalteten Händen hielt er eine Bibel ... Der Laienbruder hob die Leiche aus ihrer engen Behausung. Der Sarg wurde mit schweren Gegenständen ausgefüllt, der Deckel hierauf verschlossen und die beiden Männer trugen die Leiche durch den Gang zum Kahne. Hier wurde die Leiche hineingelegt, der Kahn stieß vom Ufer ab und wie in der alten Mythe fuhr Hinnel als Charon über den Strom, der aber nicht der Lethestrom war, denn aus dem Strome erhob sich als dräuendes Gespenst die Rachegestalt in der Person Zodik's. Hinter dem Fischerhäuschen lauernd hatte er den ganzen Vorgang gesehen, schadenfroh lachte er in sich hinein, rieb sich die Hände, ein dämonischer Zug überflog sein Gesicht, von dem Wollustkitzel der Rache angestachelt, sprang er mit einem Satze in die Höhe und rief: „Hab ich dich, alter Aufgeblasener! Du hast den Knecht verachtet und mit Füßen getreten, aber die Schlange krümmt sich unter den Füßen und sticht in die Ferse. Ja, ich will dich in die Ferse stechen, daß das Gift das Blut in deinen Adern wird stocken machen. Verderben über euch, ihr hochmüthiges Volk, ihr klagt immer über den Druck und Stolz der Christen. Legt selbst den Fehler ab. Auch bei euch herrscht der Sonderungsgeist, eine weite und tiefe Kluft trennt den Armen vom Reichen. Nun, der „meschugene" Zodik wird dir zeigen, du auf deinen Geldsack prahlender Hinnel, ob er „meschugge" ist. Du mit deiner ganzen Sippschaft sollst es fühlen, so wahr ich Zodik heiße!"

Während der Rachsüchtige seiner Wohnung zueilte, war Hinnel mit der Leiche an jener Stelle des Ufers gelangt, von wo er sie leicht auf den Friedhof bringen konnte. Der Fährmann, ein Glaubensgenosse Hinnels, trug mit demselben die Leiche auf

den Friedhof, wo der ins Einverständniß gezogene Gräber bereits ein Grab ausgeschaufelt hatte. Lautlos senkten sie den verstorbenen Priester in das dunkle Grab hinab, dumpf rollten die Schollen darüber zusammen und der Grabhügel wölbte sich über den Leichnam, ehe noch der Mondesglanz verblichen war, dessen magischer Schein auf die nächtlichen Gestalten fiel. Stumm reichten sich die Drei zum Zeichen des Einverständnisses und des Stillschweigens über diesen ganzen Vorfall die Hände, und bald war der Friedhof, das „Haus des Lebens" das, was er eigentlich bedeutet, das Haus der Ruhe und der Todtenstille. Nur einige Raben und Eulen und andere Nachtvögel umflatterten kreischend die Stelle, an der der Priester die ersehnte Ruhestätte gefunden hatte.

Zwei Personen fanden aber in dieser Nacht die ersehnte Ruhe nicht; Hinnel und Zodik. Nach vollbrachter That trat erst die Tragweite derselben dem Alten mit der folgenschweren Wucht für ihn, seine Familie und vielleicht für die ganze Gemeinde lebhaft vor Augen, die quälende Ungewißheit, ob das Geschehene ein strenges Geheimniß bleiben werde, malte ihm unaufhörlich die entsetzlichsten Bilder der Zukunft aus; so, von innern Qualen hin- und hergetrieben, ward ihm die Lagerstätte ein brennender Pfuhl, der ihm Geistes- und Leibestorturen bereitete. — Aber auch Zodik wachte in dieser Nacht in seinem Kämmerlein, der bleiche Mondstrahl, der durch das Fenster fiel, welches er geöffnet hatte, weil er es im engen dumpfigen Raume nicht aushalten konnte und die innere Glut sich auch seinem Leibe mittheilte, beleuchtete ein wuth- und racheverzerrtes Gesicht, welches das wild aufgerichtete rothe Haar grell umrahmte. Mitten durch das tobende Chaos der wilden Leidenschaften drängte sich aber doch von Zeit zu Zeit eine bessere Stimme, die ihm abrieth von dem Schritte des schrecklichsten Verrathes an seinen Wohlthäter und an seine Glaubensgenossen. Wenn diese bessere Regung, wie das den Frieden ankündigende Symbol des Regenbogens, durch die wilde Nacht des Sturmes seines aufgeregten Gemüthes brach, da löσten sich aus den im wilden Glanze dämonisch leuchtenden Augen die Thränen los, welche in schweren Tropfen über die fieberhaft brennenden Wangen langsam herabrollten. Das gute und böse Element, das in jedes Menschen Brust wohnt, kämpfte in diesem Gemüthe einen harten und verzweifelten Kampf aus, unter dessen qualvollen Leiden der schwache Leib sich schmerzlich aufbäumte. Ein unerquickender Halbschlaf führte einen kurzen Waffenstillstand in diesem Seelenkampfe herbei.

XI.
Der Sturm.

Erzbischof Johann Lohelius ging in seinem Gemache unruhig umher, sein Antlitz war Gram durchfurcht, die stolze Gestalt gebeugt. Stürmische Ereignisse waren über die Hauptstadt des Landes hereingebrochen und der mächtige Kirchenfürst hielt sich in seiner Burg nicht mehr für sicher. Was eine prophetische Hand vor Jahresfrist ihm in mystischen Worten angedeutet hatte, daß seiner Macht und seinem Einflusse ein Ziel gesetzt wurde, es schien in Erfüllung zu gehen. Die Zerstörung der protestantischen Kirche zu Klostergrab, welche der Erzbischof angeordnet hatte, rief eine mächtige Erbitterung in den Gemüthern der protestantischen Stände wach.

Die allgemeine Gährung und Unzufriedenheit darüber zeigte sich in bedenklicher Weise. Auf den Straßen stand das Volk in Haufen, in ernstlichem und tiefem Gespräche zusammen, bis zum Palaste des Erzbischofes wallfahrteten die Schaaren, standen vor dem Thore des Gebäudes, sahen mit finsteren Blicken hinauf zu den Fenstern der „Zwingburg", wie sie dieselbe nannten. Dem Erzbischofe konnte das nicht verborgen bleiben. Besorgt hatte er sich in eines der innersten Gemächer zurückgezogen und ging, von innerer Unruhe hin und hergetrieben, in dem schmalen Gevierte auf und ab. Ein eigenthümliches Pochen an einer geheimen Tapetenthüre weckte ihn aus seinem finstern Hinbrüten, ein Schimmer der Freude überflog die Züge, er öffnete die Thüre, in der Spontanelli in seltsamer Verkleidung erschien.

„Das Volk flutet über die Brücke zur Burg," rief er im erregten Tone den Erzbischof kaum begrüßend — „ein mächtiger Sturm bereitet sich vor, laut hört man gegen Euch und gegen die katholischen Priester Schmähungen ausstoßen, aus Furcht in die Hände des erbitterten Pöbels zu fallen, wählte ich diese Verkleidung. Wie wird das enden, wird der fanatisirte Pöbel siegen und die wahre, einzige Kirche unterliegen? Noch hält die Liebe zur Ordnung, die gerechte Furcht vor einem Umsturz alles Bestehenden die Menge von Thätlichkeiten zurück, sie murrt, aber des Funkens bedarf es nur um das Pulverfaß in die Luft zu sprengen."

„Ja, Spontanelli," sprach der Erzbischof seufzend, „die Zeiten sind ernst und traurig geworden und besorgt sehe ich als Ober-

hirte für die mir angetraute fromme Heerde in die Zukunft. Wer hätte das auch ahnen sollen. Spontanelli, wir waren auf einer falschen Fährte. Nicht jener, ein unbedeutender Jude, der als Kreuzherrnpriester im hiesigen Kloster starb und bereits begraben ist, drohte und brachte uns Gefahr, er hatte eine stille Marotte, er verfiel in ein Sehnsuchtsgefühl zum alten Glauben seiner Väter; nicht dieser Mensch war uns gefährlich, sondern ein anderer italienischer Jude, ein gewisser Alexander von Ferara war der Ränkeschmied, der sich zum Handlanger und willfährigen Boten der Umsturzpartei gebrauchen ließ. Ein gefährliches Individuum, das bei der ersten Versammlung der akatholischen Stände im Carolinum eine so aufregende Rede hielt. Kraft des vom Kaiser an die böhmischen Statthalter erlassenen Auftrages, die Aufrührer zur gerechten Strafe zu ziehen, habe ich den Verhaftsbefehl gegen ihn erwirkt. er ist aber nicht aufzufinden, er soll sich wieder in geheimer Mission der Unzufriedenen, fern von Prag befinden, ein geheimer Agent dieser Partei, der mit allen Mitteln und Kräften dahin arbeitet, dem Orden der Brüder Loyola's den letzten Stoß zu versetzen . . . Ja, die Nemesis hebt ihr Schlangenhaupt gegen mich. . . . .

Wer hätte das ahnen sollen, Spontanelli, daß ein schwacher ohnmächtiger Jude ein so furchtbares und gefährliches Werkzeug der gegnerischen Partei werde. Hätte ich es damals geahnt, als dieser Jude, den Kinderschuhen kaum entwachsen, halb ohnmächtig niedersank, da man seinen Vater in meiner Gegenwart folterte, der Bursche hätte die Schwelle jenes Kerkers nicht verlassen. So achtete ich seiner nicht und nun soll ich die Folgen dieser unzeitigen Milde hart büßen. Ein unversöhnlicher Gegner unseres Ordens setzte er sich es zu seinem Lebenszwecke, demselben auf jede mögliche Weise Schaden zuzufügen, als protestantischer Priester verkleidet, überfloß sein Mund von Beredsamkeit, deren Ziel es war, die protestantische Bevölkerung gegen uns aufzureizen, und unser Thun und Lassen, unsre Zwecke und Ziele in den schwärzesten Farben zu malen — der machiavellische Plan dieses Menschen ist nur zu gut gelungen . . . . Aber nun, Spontanelli, da das Geschehene sich nicht ändern läßt, zu etwas Anderem. Ich habe Euch herbeschieden, um mit Euch zu berathen, welche Schritte wir der drohenden Bewegung und Gährung gegenüber einschlagen sollen. Haltet ihr die Rolle der Dulder für zweckmäßiger, oder sollen wir mit aller Entschiedenheit und Strenge auftreten, unbe-

kümmert was draußen vorgeht, eingedenk des Spruches des alten Römers: „Si fractus-illabatur orbis, impavidunt feriunt ruinae!“

Spontanelli war während dieser ganzen Auseinandersetzung des Erzbischofs auf seinem Tabouret unruhig hin und hergerückt. Er wäre am liebsten aus dem erzbischöflichen Schlosse und aus der Stadt überhaupt, schon draußen gewesen. Die schwüle Atmosphäre, die über den Häuptern der katholischen Geistlichen und der in letzter Zeit besonders verhaßten Jesuiten lagerte, schien ihm nicht zu behagen, sein Leben war ihm zu lieb, als daß er dem Spruche seines Herrn und Meisters gehuldigt hätte, die Trümmer eines Weltalls unbekümmert über sein Haupt zusammenstürzen zu lassen; doch ehe er noch dazu gelangte, auf die lange Rede mit den in derselben zusammengedrängten Fragen des Erzbischofes eine Antwort zu geben, pochte es neuerdings an der Thür und der Kammerdiener des Erzbischofes erschien mit der Nachricht, daß draußen ein Jude harre, der sich unter keinem Vorwande abweisen lasse, indem er vorgebe, er habe etwas Wichtiges und äußerst Dringendes, aber nur dem Erzbischofe selbst, mitzutheilen.

Der Eintritt des Juden wurde bewilligt, währenddem Spontanelli in ein Nebengemach sich zurückzog. Ueber die Schwelle des erzbischöflichen Penetrale schritt Zodik, blaß, in furchtbarer Erregung. Er nahte sich demüthig dem Erzbischofe, küßte den Saum seiner Kutte und begann hierauf in kurzen, fliegenden Worten, den ganzen Hergang der Entfernung der Leiche des Priesters aus der Kreuzherrncapelle und deren Uebertragung auf den jüdischen Friedhof zu erzählen.

Sprachlos vor Erstaunen und vor Erregung über diesen unerhört kühnen Schritt blieb der Erzbischof stehen.

„Unglaublich, unglaublich,“ murmelte er einigemal leise vor sich hin und maß den Angeber mit forschenden und durchbohrenden Blicken vom Scheitel bis zur Sohle — „sollte die unerhörte Frevelthat doch wahr sein, es kann mir nicht einleuchten, und wenn es sich wirklich so verhält“ — fuhr er dann laut fort — „sage mir, Jude, was treibt Dich an, mir diese Eröffnung zu machen. Ihr Juden haltet ja immer fest und treu zu einander, ihr seid ja stets bereit, Einer für den Andern Gut und Blut zu weihen, sage mir Jude, ich frage Dich hier ernst und strenge, was hat Dich bewogen, Deine Glaubensgenossen zu verrathen? Es muß einen fürchterlichen Grund haben, was diesen Treubruch herbeiführte.“

„Hoher und gnädiger Herr! Buchstäblich wahr ist alles, was ich soeben mitgetheilt, und was mich antrieb, die Bande zu zerreißen, welche gemeinsame Abkunft und Heimat mich und meine Brüder knüpften, das ist, weil sie selbst dieses Band lösten, weil sie mich schnöde hinausstießen aus ihren Kreisen, das Findelkind verächtlich behandelten und für einen Knecht noch zu schlecht hielten. O das schmerzt und brennt auf der Seele und wenn man so einsam und verlassen steht auf der Welt und kein liebendes Herz kennt, das mitfühlt mit diesen Leiden, keine treue Brust kennt, an der man die Thränen der Verzweiflung ausweinen kann, dann faßt der finstere Geist des Menschenhasses in diesem verbitterten Gemüthe Platz, und die Rache regt gierig und geschäftig die Schwingen .... Wer, wie ich, aber die Qualen dieses Alleinseins und dieser Verachtung in doppeltem Maße ertragen mußte, der kennt keine Schonung. Ich liebte die Tochter des alten Hinnel, in dessen Hause ich aufgezogen wurde. Einmal in einer fröhlichen Stunde, in der er sich besonders gut gelaunt befand, versprach er mir die Hand seiner Tochter. Diese Aussicht stählte meine Kräfte, ich kam mir immer vor wie der Erzvater Jakob, der um die Rachel freite, und um derentwillen sieben weitere Jahre schweren Dienstes in den Kauf nahm. Da plötzlich kam ein Jude aus Italien, Alexander von Ferara, seines Namens" —

„Alexander von Ferara," fuhr der Erzbischof erregt auf, „muß bei Allem dieser ominöse Name mitunterlaufen? Doch weiter!"

Zodik erzählte hierauf seine ganze Leidensgeschichte und was ihn zu dem Entschlusse getrieben, Abraham Hinnel's That zu verrathen.

„Trete in's Nebenzimmer ab und bleibe da," gebot ihm der Erzbischof — „ich werde indessen meinen Entschluß fassen."

Spontanelli ward wieder in's Gemach gerufen und ihm der Vorgang mitgetheilt.

„Ich bin entschlossen mit aller Strenge vorzugehen," sagte Lohelius mit gerunzelter Stirne. —

„Keine Uebereilung!" fiel Spontanelli ein — „die Strafe, die sie träfe, wäre auch eine gerechte, aber wie gesagt, keine Uebereilung. Sollen wir denn den Worten dieses Juden unbedingten Glauben schenken, kann es nicht eine Falle sein, die man uns legt?"

„Du hast Recht, Spontanelli, wir wollen vorsichtig handeln und mit Bedacht zu Werke gehen. Der Jude bleibt in Gewahrsam

hier, in der Abenddämmerung wird er von einigen Leuten meiner Leibgarde auf den jüdischen Friedhof geführt, dort wird er die Stelle bezeichnen, an welcher die Leiche des Priesters verscharrt wurde. Man wird dort die Nacht über Wache halten und am Morgen wird das Grab geöffnet werden. Sind die Angaben des Juden wahr, dann wehe über die Häupter der Thäter!"

Nach diesem Gespräche trennten sich die beiden Priester.

XII.
Die Schreckensnacht des Ghettos.

Seitdem Abraham Hinnel den letzten Willen des Priesters erfüllt und ihn auf den jüdischen Friedhof gebracht hatte, wurde er von namenloser innerer Unruhe herumgetrieben. Wohl waren seit jenem verhängnißvollen Augenblicke des gefahrvollen Wagestückes einige Tage vergangen und der Schleier des Geheimnisses, der über den ganzen Vorgang gebreitet war, schien von Niemandem gelüftet, aber dennoch erfüllte namenlose Bangigkeit sein Gemüth und wie ein Schatten schlich er durch die Straßen. Das Gewissen drückte ihn, er mied den Umgang mit seinen Glaubensgenossen, jeder Einzelne erschien ihm als strenger Mahner an eine That, deren Ruchbarwerden die ganze Gemeinde zweifellos ins Verderben gestürzt hätte. Aber auch die schöne Judith, seine einzige Tochter, ließ ihr niedliches Köpfchen traurig hängen, Gram erfüllte ihre Seele. Ihr Bräutigam, Alexander von Ferrara, war seit mehreren Tagen ausgeblieben. Ohne sich zu verabschieden, war er aus dem Hause weggeblieben, aus dem Ghetto verschwunden, denn in seiner Wohnung hielt er sich auch nicht auf, wie Judith durch ein vertrautes Weib erfahren, der sie diese Mission übertragen. So war Trauer und Gram in das Haus Hinnels eingezogen, öde und leer standen die prunkvollen Räume, in denen sich die Bewohner unheimlich und bange fühlten.

Abraham Hinnel kam gerade von Mincha [1]) aus der Altneuschule. Gesenkten Hauptes wollte er seiner Behausung zuschreiten, da weckte ihn Stimmengeräusch und das Tosen der Menge aus seinem Brüten. Er blickt auf, und wer beschreibt seinen Schrecken, als er vier erzbischöfliche Gardisten erblickt, die

[1]) Abendgebet.

in voller Waffenrüstung durch die Belelesgasse einherschreiten, in ihrer Mitte den ehemaligen Diener Hinnels, Zodik. Die Blicke dieser zwei Männer kreuzten sich, in diesem Blicke lag mehr als lange Auseinandersetzungen ausdrücken konnten; auf der einen Seite Wuth, Schadenfreude, Trotz, Rachetriumph, auf der andern Seite das Gefühl namenlosen Elends, endlosen Unglücks; denn wie mit einem Zauberschlage stand vor Hinnel die ganze Wucht der Ereignisse, die über sein und der Gemeinde Haupt hereinstürmen sollten, Zodik mußte von der Entfernung der Leiche aus dem Kloster erfahren haben, die Richtung, welche die Gardisten einschlugen, sie bewegten sich zum Beth-Chajim, ließen Hinnel keinen Augenblick zweifeln, daß Zodik das Geheimniß erfahren und den Verräther gespielt habe.

Von Angst und Gewissensqualen getrieben, eilte Abraham Hinnel zum „Parneß“. Ahnungslos saß der in seinem Lehnstuhle, als der Alte in das Zimmer stürzte und mit dem Rufe: „Schma Jisroel!“ zusammenbrach. Mit keuchender Brust rang sich aus derselben das Geständniß des Vorfalles los, erstarrt hörte der Parneß dieser schrecklichen Enthüllung zu und rathlos erhob er sich, um zum Rabbi zu eilen, vielleicht aus dessen weisem Munde einen Ausweg aus diesem Labyrinthe des Schreckens und der Verwirrung zu erfahren. Allein auch der würdige Rabbi starrte mit einem Blicke dumpfer Verzweiflung hinaus auf den Friedhof, auf den er von seinem Zimmer aus die Aussicht hatte, die Grabsteine ragten wie drohende Gespenster heraus aus dem dunklen Boden, den vielleicht bald das Blut der Gemeindeglieder tränken sollte.

Vom namenlosen Schmerze gebeugt, rang der Rabbi verzweiflungsvoll die Hände, die bebenden Lippen schienen ein Gebet zu murmeln. Abraham Hinnel stand aber da, gesenkten Hauptes, niedergeschmettert von dem unerwartet über ihn und über die Gemeinde hereingebrochenem Verhängnisse.

„Lischuosecho kiwisi Adoschem!“ [1]) seufzte der Rabbi Ephraim Luntschitz und wischte sich die glühenden Thränen aus den Augen, die als Vorboten des in Resignation sich auflösenden Schmerzes über die bleichen Wangen herabrollten — „ja, meine Freunde, zu Vorwürfen ist jetzt keine Zeit, und sie ändern auch nichts an dem Geschehenen, auch sehe ich keinen Ausweg, bei Gott ist Gnade, bei ihm Hilfe. Kommet Brüder, wir wollen in

[1]) Auf Deine Hilfe hoffe ich, o Herr!

die Synagoge, vor dem „Oren hakodesch“ wollen wir flehen, „Schadai rachamim“ wird uns befreien aus diesem namenlosen Drangsale, er wird die furchtbare „Gesere“ von uns abwenden. Die drei Männer eilten in die Altneusynagoge, vor derselben standen zahlreiche Gruppen der Bewohner des Ghettos, Schrecken und Angst malten sich auf ihren Gesichtern, die Mähr eines ungewöhnlichen gefahrbringenden Ereignisses hatte sich blitzschnell verbreitet, die Ungewißheit, um was es sich eigentlich handle, ließ das Vorgefallene in noch grellerem, übertriebenerem und schauerlicherem Lichte erscheinen. Schon glaubten sie, den in solchen Zeiten plünderungs- und mordsüchtigen Pöbel heranstürmen zu sehen wie die Lawine des Verderbens alles vernichtend.

Die Synagoge füllte sich mit den armen Schlachtopfern, die hineinströmten, um ihre Rechnung mit dem Himmel zu schließen, bevor sie gezwungen, dieselbe auch mit der Erde zu schließen. Ueber die Betpulte gelehnt standen da die Jünglinge, Männer und Greise, laut schluchzend und ihre letzten inbrünstigen Gebete zum Throne des Allvaters emporsendend; da klopfte einer die „Widde“ und die ohnehin geängstigte Brust erbebte unter den „Schlägen“, die der verzweifelte Beter gegen dieselbe führte, um durch diese Selbsttortur die auf sich geladene Sündenlast abzuschütteln, dort lag einer auf dem Boden der Synagoge und ließ sich „Malkes“ schlagen, die erbittersten Gegner nahten sich einander, reichten sich die Hände und baten sich um Verzeihung. Es war ein rührender Anblick, wie die gemeinsame Gefahr jene vereinte, die sich im Leben erbittert und feindlich entgegenstanden. Aber mit dem Beten und Psalmodiren konnte man das Damoclesschwert des Verderbens nicht abwenden, Stunde um Stunde verrann und immer näher rückte der verhängnisvolle Morgen, der das traurige Schicksal der Gemeinde im Gefolge führen sollte. Was sollte aber in dieser allgemeinen Rathlosigkeit.

Eine unheimliche Stille war über die Räume des Gotteshauses gelagert, von Zeit zu Zeit nur hörte man leise Seufzer der Brust eines Lebenslustigen sich entringen, dem es nahe ging, so jung und so schuldlos aus dem Leben zu scheiden, wie düstere Grabgewölbe starrten die dunklen Mauern der Synagoge die gespensterbleichen Opfer an, und der matte zitternde Strahl der „Ner tomid“ warf seine trüben Reflexe auf die zerknirschten Gestalten, die auf den Treppen lagerten, welche zum „Aron hakodesch“ führten, vor dem die Lampe, nun eine Sterbelampe für alle, hing.

Der Raum, in den sich die todesgewisse Schaar geflüchtet, war geeignet, die trübsten Gedanken und Erinnerungen wach zu rufen. Noch leuchtete vom dunklen Grunde der Mauern das blutige Zeichen des „Schem hakodesch“ entgegen, welches vor zweihundert Jahren die Brüder mit ihrem Herzblute an die Pfeiler des Gebäudes geschrieben, ach, sie fürchteten, daß dieses blutige, unheimliche „Mene tekel upharsin“ sich bald erneuern sollte.

Aus dem dumpfen Hinbrüten wurden die unglücklichen Flüchtlinge durch eine eigenthümliche Erscheinung gerissen. Durch die dichtgedrängte Schaar der Männer bahnte sich eine weibliche Erscheinung den Weg, es schien ein Versöhnungs- wenn nicht ein Rettungsengel zu sein. Gespensterhaft huschte die Gestalt durch den Raum, stieg die Treppen zur Bundeslade empor und machte, auf dem letzten Treppenabsatze angekommen, Halt. Judith Hinnel war es, welche gekommen war, das Leid der Glaubensgenossen zu theilen, vielleicht Trost und Hoffnung zu bringen. Einem Engel des Friedens, einem überirdischen Wesen gleich, stand die Jungfrau da, gehüllt in die weißen Sterbelinnen, umflattert von den schwarzen Locken, die aufgelöst über den Nacken herabfielen. Ueber ihr bleiches Antlitz war der Hauch der Ruhe und des Friedens gebreitet, ihr Auge leuchtete in überirdischem Glanze.

Ein Murmeln des Erstaunens durchlief die Reihen der Männer, selbst Abraham Hinnel wurde durch dasselbe aus seiner dumpfen Verzweiflung gerissen, und als er seine Tochter sah, rang sich aus seiner schwergepreßten Brust ein Schrei los, ein Schrei, in dessen Tone sich die ganze Stufenleiter der Empfindungen von höchster Freude bis zum tiefsten Schmerze ausdrückte.

„Mein einziges, geliebtes Kind!“ rief der unglückliche Greis — weiter konnte er nicht reden, der namenlose Schmerz schnürte ihm die Kehle zu, und gleichsam sich selbst anklagend, schlug er sich verzweiflungsvoll in die Brust und raufte sich Haupt- und Barthaar aus.

„Weinet nicht meine Brüder, verzaget nicht!“ rief jetzt die edle Jungfrau hinab in den Kreis der Männer — „der Allerbarmer wird abwenden vom Haupte seiner frommen und treuen Gemeinde das furchtbare Verhängniß, das über dieselbe schwebt. Ein Einzelner trägt Schuld daran, daß es so weit gekommen, mein theurer Vater hat diese schrecklichen Stunden heraufbeschworen. O klaget ihn nicht an, verdammet ihn nicht, er that es

„leschem schemajim", [1]) den letzten Willen eines Sterbenden wollte er erfüllen, er hatte einen heiligen Eid geleistet. Und wißt Ihr, was als Preis dieses Schwures eingesetzt war, mein Glück, mein Leben. Vom unbegrenzten Gefühle der Vaterliebe getrieben, that er, was er hätte vermeiden sollen, weil das Heil der ganzen Gemeinde auf dem Spiele stand. Aber nun ist es unabwendbar geschehen. Sehet nicht mit den verdammenden Blicken auf den armen Greis, auf meinen einzig geliebten Vater, er ist unschuldig, ich bin es allein, welche Noth und Gefahren herbeiführte, von Liebe zu mir getrieben vergaß der Vater die Pflichten gegen die Gemeinde. Und habe ich Euch, meine theuern Brüder, ins Elend gestürzt, habe ich Euern Frauen das namenlose Elend bereitet, daß auch sie als Opfer der Rachsucht fallen müssen, vielleicht auch der unschuldigen Kindlein nicht geschont werden sollte, so möge das Verderben über mein Haupt zusammenbrechen. Der Prophet Jonas wurde ins Meer gestürzt um die Stürme zu beschwichtigen und das Schifflein auf ebene Bahn zu führen. Auch hier verlangt die stürmische Stunde ein Opfer ... Brüder, ich habe es gebracht! In diesen Adern schleicht schon das verderbliche Gift, schon fühle ich meine Kräfte abnehmen, der Leib wird starr und kalt, bald wird mir auch die Zunge ihren Dienst versagen und mein gebrochenes Auge wird das Unglück dieser Gemeinde nicht sehen. Aber nicht nutzlos will ich mich hingeopfert haben, es lebt in mir die Hoffnung, daß mein Tod die Rettung der Gemeinde herbeiführen wird; darum habe ich den Giftbecher geleert und Hand angelegt an mich selbst. Der Ewige wird mir diese Sünde verzeihen. Wo so Vieler Leben und Wohlfahrt auf dem Spiele steht, da fällt das einer Einzelnen nicht in die Wagschale. Und nun, meine theuern Brüder und Freunde, lebt wohl, lebt wohl für immer, auf Wiedersehen in einer schönen und bessern Welt! Verzeiht mir, schließt mich in Euere Gebete ein und bewahret mir in Freud oder Leid ein treues Andenken!"

Die Jungfrau sprach die letzten Worte schon mit schwächerer Stimme, die Glieder begannen ihr den Dienst zu versagen und hilfreiche Hände sprangen ihr bei, um sie von den Stufen des „Aron Hakodesch" herabzubringen. Unten angelangt stürzt ihr der Vater entgegen.

„Kind, mein einziges Kind!" rief er mit jenen herzerschütternden

[1]) Aus höherem Antriebe.

Lauten, welche nur die Verzweiflung aus dem gepreßten Menschenherzen losringt — „mußte dieses Unglück über mein und Dein Haupt kommen, o Gott, o Gott! Wo find ich Trost, wo find ich Beruhigung, Du stürzest vor der Zeit in die Gruft und ich weiß nicht, was Dein Opfertod der Gemeinde nützen soll?"

„Die Augenblicke meines Lebens sind gezählt, Vater!" begann Judith mit brechender Stimme, während über das bleiche Gesicht der dämonische Schein einer verhängnißvollen Fieberröthe fuhr — „stille Deine Klagen, ermanne Dich! neig' Deinen theuern Mund an den meinen, den Abschiedskuß reiche mir und höre, was ich Dir sagen will, welchen Plan ich ersonnen."

Schluchzend drückte der Vater sein geliebtes Kind an sich, segnend breitete er seine Hände über ihr Haupt aus, das sie schmerzlich und müde neigte, wie die Blume ihren Kelch, wenn der versengende Strahl der Sonne dieselbe getroffen. Eine kurze Weile flüsterte die sterbende Tochter dem Vater Worte ins Ohr, aufmerksam hörte er zu, ein Freudenstrahl zitterte über sein gramgebeugtes Gesicht, und den eigenen Schmerz vergessend, jubelte er auf: „Ja, das ist Rettung! der Stimme der Natur wird er sein Ohr nicht verschließen können."

Judith's Kräfte wurden immer schwächer, das herrliche Auge, welches in seltener Reinheit und Klarheit geleuchtet, begann sich zu verglasen, die schwellenden, kirschrothen Lippen nahmen die furchtbare bläuliche Färbung an, in den Schalkgrübchen, in denen sonst Amor seinen Wohnsitz aufgeschlagen, breitete der Tod seine Lagerstätte aus, der runde volle Arm fiel schlaff und welk herab und langsamer und matter wurden die Schläge des einst ungestüm wogenden Busens.

„O warum hast Du mich verlassen, Alexander!" lispelte sie noch — „Dein Blick hätte mir die Qualen der Todesstunde erleichtert. Ach mit dem Bewußtsein aus dem Leben zu scheiden, das überall Verrath lauert, das ist schmerzlich!"

Mit einem leichten Seufzer entfloh die Seele aus ihrer Hülle. Gramgebeugt umstanden die Männer die Leiche der zarten, edlen Jungfrau, und des eigenen Schmerzes und Elendes vergessend, vergoßen sie Thränen über das Los der armen Jungfrau. Die Hoffnung auf Rettung der Gemeinde schien aber dem alten Abraham neue Kräfte verliehen zu haben, so groß und heftig sein Schmerz über den Verlust seiner Tochter war, das Heil der Gemeinde schwebte ihm als sicheres und edleres Ziel über die

Interessen der Familie und mit seltener Ruhe und Fassung wandte er sich an die trauernden Gruppen mit den Worten: Nicht Zeit ist es jetzt zu klagen und zu jammern, die Stunden fliegen rasch dahin, nicht lange wird es dauern, und das Verhängniß kann uns ereilt haben. Während wir aber trostlos in dumpfer Verzweiflung nur Gebete und Klagen fanden, hat man einziges Kind einen möglichen Rettungsweg entdeckt, den sie mit ihrem Leben erkaufen mußte. Ich eile auf den Friedhof, um mit dem Verräther Zodik zu sprechen, lebt noch in seiner Brust der Funken einer menschlichen „Neschome“, dann sind wir gerettet! Bleibet indessen ruhig hier, rühret nicht mit der Leiche, ich komme bald zurück! Sicherer Tod oder sichere Rettung ist unser Los!"

Nach diesen Worten eilte Abraham Hinnel aus der Synagoge auf den Friedhof. Der Morgen begann eben zu grauen, die Wächter um das von Zodik bezeichnete Grab waren auf den runden Leichensteinen eingeschlafen. Nur Zodik hatte keinen Schlaf gefunden, beim Anblicke des alten Hinnel riß sich ein Schrei der Wuth und des Trotzes aus der Brust des Rachsüchtigen los. Hinnel ließ sich aber nicht abschrecken, er trat auf ihn zu und sagte: „Zodik, in ernster wichtiger Stunde trete ich Dir nochmals gegenüber. Deine ungezähmte Rachsucht droht eine ganze Gemeinde ins Verderben zu stürzen. Hast Du Dir die Folgen Deines Schrittes überdacht, regte sich nicht in Deinem Innern eine bessere Stimme, welche Dir von dieser That abrieth? Doch, wenn die Stimme des allgemeinen Menschlichkeitsgefühles vergebens verhallte, so höre einer andern Stimme, die nicht mehr selbst an dich sich wenden kann, die aus meinem Munde zu Dir spricht. Ahntest Du nie, wer Dein Vater sei?"

„Mein Vater!" rief Zodik mit unheimlicher Stimme und ein gellendes Lachen erschallte über den Friedhof, welches an den fernen Leichensteinen einen gespenstigen Wiederhall fand — „mein Vater! habe ich denn einen Vater, habe ich denn eine Mutter gehabt, habe ich je das beseligende Gefühl der Elternliebe gekannt! wie ein Thier hob man mich von der Straße auf, fütterte man mich groß und nun, wo ich in gerechter Entrüstung die Zähne zeige, will man mich mit leeren Liebkosungen wieder gewinnen. Nein Zodik kennt kein Erbarmen!"

„Zodik," rief der alte Hinnel in namenloser Angst und die Erregung verlieh ihm Ueberredungs- und Ueberzeugungsgabe. — „Zodik, weißt Du, wem ich mit Gefahr meines Lebens und des

der Gemeinde den letzten Liebesdienst erwies, Deinem Vater that ich es!"

„Meinem Vater!" entgegnete Zodik — „plumpe Lügen, suche Dir einen andern aus, den Du beschwatzen kannst, hochmüthiger Hinnel!"

„Ja, es war Dein Vater, Zodik. Denkst Du noch daran, wie Du als Knabe mit einem Medaillon spieltest, das ich Deinen Händen entriß, es war um Deinen Hals geschlungen, als ich Dich von der Straße nahm und in mein Haus brachte. Die andere Hälfte dieses Medaillons fand ich bei dem Priester, der nun hier ruht. Zwei Wünsche hatte er noch im Leben, sein Kind noch einmal zu sehen und auf jüdischer Erde begraben zu werden. Warum er das Letztere wünschte, dies Dir jetzt zu erzählen, bleibt nicht Zeit, die Gefahr ist im Wachsen. Zodik! bei dem Andenken an Deinen Vater beschwöre ich Dich, bei dem Andenken an Deinen Vater, dessen letzten Wunsch zu erfüllen ich mein eigenes Leben in Gefahr brachte, beschwöre ich Dich, vergiß der Rache und gehe auf den Plan ein, den ich Dir jetzt vorschlage."

„O, mein Gott, mein Vater!" schluchzte Zodik, die starre Rinde des Trotzes, der Wuth und des Menschenhasses löste sich und der entfesselte Strom der Thränen brach lindernd hervor — „so bin ich doch nicht so allein und verlassen gewesen, gab es doch eine menschliche Seele, welche mit wärmeren Gefühlen an mich dachte. O doppelter Schmerz, der in dem Augenblicke der Gabe sie den dürstenden Lippen, wieder entreißt!"

„Beim Seelenheil Deines hingeschiedenen Vaters, bei Deinem Seelenheile beschwöre ich Dich," rief jetzt Hinnel — „vergiß der Rache, vergebe und willige in Alles ein, was ich Dir jetzt vorschlage."

Abraham Hinnel erzählte ihm nun, wie Judith sich für die Gemeinde geopfert, wie sie den Plan entworfen, mit Entfernung der Wächter und mit Einwilligung Zodiks sich in dasselbe Grab legen zu lassen, in welchem bereits der Pater ruhte, damit, wenn die erzbischöflichen Commissarii kämen und die Oeffnung des Grabes befehlen würden, ihnen aus demselben die Leiche der Jungfrau entgegenstarre.

Menschlichere Regungen waren in Zodiks Brust eingezogen, er willigte ein. Es gelang durch eine List die vier Wächter auf eine Stunde zu entfernen, indeß Zodik sich erbot, Wache zu halten, und Hinnel eilte rasch in die Synagoge zurück, um die Leiche seiner Tochter auf den Friedhof bringen zu lassen.

In der Synagoge hatte sich indessen ebenfalls eine heftige und bewegte Scene zugetragen. Nach Hinuels Entfernung waren die besorgten Gemeindeglieder in dumpfer und banger Erwartung zurückgeblieben. Als stumme Mahnerin des Kommenden lag die Leiche der Jungfrau an den Stufen der Bundeslade. Da brach sich durch den Kreis der Männer eine Gestalt Bahn, staubbedeckt stürzte Alexander von Ferara herein, mit einem dumpfen Schrei der Verzweiflung über die Leiche hin und nur mit Mühe rissen ihn die Uebrigen aus der Umarmung mit der Todten.

„Was ist hier vorgegangen!“ rief er mit bebender Stimme — „was bedeutet diese Bestürzung, welchen Todes starb die Jung-Frau, meine Braut. Judith, theure Judith, o öffne noch einmal Deine geschlossenen Augen, noch ein Lächeln von Deinen Lippen falle als zitternder Sonnenstrahl in mein gramumnachtetes Herz.“ Trostlos brach er neben der Leiche zusammen, als er sich wieder erholte, theilte man ihm das Vorgefallene mit, „O warum mußte ich in diesen Tagen verreist gewesen sein,“ klagte er in verzweiflungs-vollen Tönen — „nur wenige Stunden früher zurückgekehrt und das Leben der Theuern wäre gerettet gewesen. Aber Fassung, Muth, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gelobt sei sein Name! Kann ich das Leben meiner einzig geliebten Braut nicht retten, so soll das Eure, theuere Brüder, nicht mehr in Gefahr schweben. Ermannet Euch, laßt das Klagen und Jammern, die Hilfe ist nah. Verschließet die Thüre der Synagoge, nur Hinnel öffnet sie, wenn er vom Friedhof zurückkommt. Selbst wenn die Schergen oder Pöbelhaufen kommen, lasset sie pochen, stürmen, leistet Widerstand, nur auf kurze Zeit, ich bringe Euch bald Rettung. Mathias Thurn, der Augenblick der Vergeltung ist gekommen, ich werde sehen, ob du Wort gehalten, ob du mir und deinen Brüdern Schutz und Hilfe gewähren wirst.“ Mit diesen Worten eilte Alexander athemlos aus der Synagoge.

In peinlicher Stille harrten die Beter des Kommenden. Der zitternde Strahl des Morgenlichtes fiel durch die schmalen Luken der Synagogenfenster und beleuchtete matte und blasse Gesichter. Immer höher stieg die Königin des Tages am Horizonte empor, aber die Nacht der Verzweiflung, die in den Gemüthern der unglücklichen Juden Platz gegriffen, konnte sie nicht erhellen. Glockengeläute schlug jetzt an ihr Ohr, stürmisch tönte dasselbe, es schienen alle Glocken des hundertthürmigen Prags in Schwingung versetzt worden zu sein. Plötzlich tönte lautes Geschrei

in die Synagoge hinein, aber es war nicht das wilde Geheul einer fanatischen Menge, es waren freudenverkündende Simmen und die Alexander von Feraras tönte heraus: „Oeffnet theure Brüder!" rief er — „öffnet, Ihr seid gerettet!"

Die Thore flogen auf und auf die Gasse strömten die eingepferchten Schlachtopfer zu neuem Leben, zu neuer Freude. Draußen aber harrte Alexander von Ferara umgeben von einer Schaar Gewappneten, die eine tüchtige Schutzwehr für die armen Ghettobewohner bilden konnten. In die Arme Hinnels fiel Alexander von Ferara und beide weinten an der Brust des Anderen den Schmerz aus.

Am Friedhofe war aber alles leer geworden, die bischöflichen Gardisten waren geflohen, Zodik verschwunden.

Die eine Nacht hatte nicht bloß das Schicksal des Ghetto's, sondern auch das der ganzen Stadt Prag entschieden. Die 30 Directoren hatten am selben Morgen (am 9. Juni) den Prager Erzbischof und alle Jesuiten verjagt. An dem Morgen, an welchem Johann Lohelius zum letzten Male seine geistliche Macht fühlen lassen wollte, die Juden ihres Vergehens wegen zu bestrafen, mußte er mit Spontanelli und andere Jesuiten schleunigst die Stadt räumen. Das Directorium gab hierauf gegen die Jesuiten eine Verordnung heraus, deren Wortlaut die furchtbare Erbitterung bekundet, welche gegen diesen Orden herrschte.[1])

Schluß.

Nachdem die von außen drohende Gefahr so von den Häuptern der armen Juden abgewendet war, dachte man erst daran, sich dem Schmerze und der Trauer über das Opfer hinzugeben, welches dieselbe, freilich nutzlos gebracht hatte. Das Begräbniß Judiths brachte die ganze Bevölkerung der Judenstadt auf die Beine, Klein wie Groß ging schluchzend hinter der Bahre. Der damalige Prager Rabbi, Ephraim Luntschitz, ordnete an, daß die ganze Gemeinde für die Jungfrau Schiwe sitzen möge, welche durch ihren Opfertod „mekadesch haschem"[2]) gewesen und die ganze Gemeinde „vor der Gesere" bewahren wollte. Diese allge-

---

[1]) Siehe Pelzel „Geschichte Böhmens." [2]) den göttlichen Namen geheiligt hatte.

meine Trauer und Theilnahme goß den Balsam des Trostes in das Herz des alten Hinnel. Alexander von Ferrara konnte aber nicht getröstet werden. Ihn peinigte der Vorwurf, daß er von der Jungfrau geschieden, ohne ihr Lebewohl gesagt zu haben. Zwar hatte er eiligst Aufträge Thurns zu erfüllen gehabt, aber der Gedanke, daß Judith mit einem Vorwurfe für ihn auf den Lippen gestorben war, verdüsterte ihn und machte ihn betrübt. Der Aufenthalt in Prag konnte ihm nicht länger erträglich sein, es war alles ringsum ihm stummer Vorwurf, stiller Mahner. Seinen Zweck hatte er erreicht. Wenn auch nicht durch ihn allein, so hatte seine Mithilfe dennoch zum schleunigen Sturze der Jesuiten beigetragen, nun er dieses Gelübde vollzogen, beschloß er von nun an sich von allen politischen Bewegungen fernzuhalten. Hatten sie ihm ja die schönste Hoffnung zerstört, die geliebte Braut entrissen. Einsam stand er nun in der Welt und beschloß von nun an nur edleren Zwecken den Rest des Lebens zu weihen. In die Hände des Prager Rabbiners that er das Neder, [1]) sein übriges Leben nur dem Dienste der jüdischen Religion zu widmen. Er verließ Böhmen und zog nach Italien, in sein Heimatland, wo er in einer armen Gemeinde umsonst das Amt eines Rabbis versah.

Der alte Hinnel überlebte es auch nicht lange, seine letzte Stütze verloren zu haben. Er folgte der Tochter rasch ins Grab nach. Die dankbare Gemeinde hatte die heldenmüthige That der Tochter Hinnels nicht vergessen, sie verewigte dieselbe durch einen Grabstein.

Wer den jüdischen Friedhof besucht, wird den Leichenstein gesehen haben, die auf demselben befindlichen charakteristischen Figuren erregen besonderes Interesse. Die Spitze des kleinen Steines trägt das Bild einer Person, die in einen weiten Rock gehüllt ist, welchen man eben so gut als Frauenkleid, wie als Kutte annehmen kann. In beiden Seiten der Figur befinden sich Hühner ausgemeißelt. Wer mit den Sitten des Judenthumes vertraut ist, wird das Symbol dieser Hühner verstanden haben, es sind die „Kaporahühner“. Ein mächtiger Fliederbusch breitet seine Zweige über den Leichenstein, dessen Inschrift lautet: „Sie verschied die weise Jungfrau im Alter von 25 Jahren, Tochter des Weisel aus der Familie Hinnel, hier begraben, die bescheidene Jungfrau, lieblich allen, die sie sahen.“

---

[1]) Gelübde.

Der heldenmüthige Opfertod der Jungfrau lebt noch heute im Angedenken und im Munde der Bevölkerung der Prager Judenstadt. Die rührende Geschichte ist im Strom der Zeit nicht untergegangen.

— — — — — — — — — — — — —

Jahre waren dahin geschwunden, die Schrecken des dreißigjährigen Krieges waren über ganz Deutschland hereingebrochen, das blutige Drama neigte sich seinem Ende zu und in der Stadt, in der es seinen Anfang genommen, spielte es auch die letzten Scenen aus. Ottowalski's Verrätherei hatte dem schwedischen Generale Königsmark die Thore des Hradschins geöffnet und es begann der bekannte heldenmüthige Kampf der Bewohner Prags gegen den Feind. Auch die Juden nahmen daran Theil, sie hatten den Auftrag in den Gassen die vom Feinde in die Altstadt herüberfallenden glühenden Kugeln zu löschen, um so die Stadt vom Brande zu bewahren. Ein Theil der Juden kämpfte auch vor dem Wyschehrader Thore gegen den Feind. Jene Schanze, auf welcher sie Posto gefaßt hatten, führt noch heute den Namen „die Judenschanze".

Unter den Leuten, die mit wahrer Todesverachtung daselbst kämpften, zeichnete sich ein greiser Jude aus. Vor einigen Jahren war er nach Prag gekommen, ein stiller Mann, der scheu jedem auswich, den ganzen Tag in der Synagoge lag und betete und von geringem Almosen, das er theilnamslos empfing, sein Leben fristete. Als er vom Kampfe gegen den Feind hörte, glänzte sein Auge heller auf, er bat mit der Schaar ziehen zu dürfen und zeichnete sich durch Heldenmuth, durch wahre Todesverachtung aus. Er schien den Tod suchen zu wollen und er fand ihn auch. Eine feindliche Falkonetkugel traf seine Brust. Vom Schlachtfelde getragen, verlangte er nach dem Rabbi. Dieser kam; ein Strahl der Freude überflog die Züge des Dulders, die Vernunft, die seit Jahren aus dieser gebrechlichen Hülle geflohen zu sein schien, kehrte auf wenige Augenblicke zurück.

„Rabbi," sprach er mit röchelnder Stimme — „ich habe schwer und bitter bereut einen Schritt, den ich vor dreißig Jahren that, und der die Prager Gemeinde in das größte Unglück gestürzt hätte, wenn nicht Gottes Vorsehung das Unglück abgewendet hätte. Rabbi, könnt Ihr mir vergeben, ich habe mein Vergehen abzubüßen gesucht, lasset mich nicht ohne Trost aus diesem Leben scheiden."

„Gott vergibt den Sündern," sprach der Rabbi gerührt — „so sie bereuen und zurückkehren auf den Weg des Rechtes."

„Ich danke, jetzt sterbe ich ruhig," seufzte der Greis und schloß die Augen auf immer.

Zodik, denn dieser war der Greis, wurde auf dem Friedhofe neben dem Vater begraben. Dicht daneben befindet sich ein zweiter Leichenstein, unter welchem Abraham Hinnel ruht. So fanden die Personen, die im Leben bald in freundlicher, bald in feindlicher Beziehung zu einander standen, im Grabe Vereinigung und Frieden, die Leidenschaften hatten ausgetobt und der Geist der Versöhnung schwebte als milder Engel über deren Häupter dahin!

Reb Paltiel, oder der „chomezige Borchu".

Von **Michael Klapp.**

Wir befinden uns in den ersten Tagen des Aprilmonats, wo bekanntlich die Unbeständigkeit des Wetters mit der der Erdbewohner Hand in Hand zu gehen pflegt. Es war bereits Abend und der Himmel hatte sein griesgrämiges Gesicht, das er den Tag über geschnitten, mit einem letzten Sonnenlächeln gut zu machen sich bestrebt, sich aber bald darauf wieder in seine schwarze Kutte gehüllt. In einer der belebteren Straßen des Prager Ghettos ging es noch sehr laut zu, und doch war es Freitag Abend, wo man gewöhnlich aus der trockenen Prosa eines vielseitig gedrückten Werketaglebens in die lächelnde Poesie des Familienlebens zurückzukehren bemüht war. Wenn wir uns bestreben, der erwähnten Lebhaftigkeit nachzuspüren, so sehen wir bald, daß sie von einem dicht sich drängenden Menschenknäuel, der mit Mühe aus dem etwas engen Thore der „Altschule" herauszukommen sich beeilt, herrühre. Die Leute, die sich aus der „Altschule" drängen, bestehen zumeist aus „Balbatim" [1]) und „Bocherlech", [2]) vom andern Geschlechte kann es uns nicht wundern nur äußerst wenige zu bemerken, weil am „Erew Schabbes" die Hausfrauen des Ghetto den wöchentlichen gerne gesehenen Gast, der am siebenten Tage kömmt, zu empfangen haben. Darum bemerken wir unter den Auszüglern

---

[1]) Familienväter. [2]) Jünger.

der Altschul höchstens die „Schamiste“,[1]) die, wie man zu sagen pflegt, um „joeze“[2]) zu sein, die Weiberschul geöffnet, und einige andere alte Weiber, die, weil ihnen die göttliche Freude eines Familienlebens mangelt, den Sabbath in „Schul“ empfangen. Die dichten Männermassen, die wie der aufwirbelnde Staub immer größer und größer werden, zerstreuen sich nicht etwa wie sonst in die verschiedenen Ghettostraßen, sondern sammeln sich, einzelne Cirkel bildend, an den einzelnen Straßenecken um die „Altschul“ herum. Es muß etwas bedeutendes, ja etwas ungewöhnliches sein, das bei dunkler Nacht die eifrige Aufmerksamkeit dieser friedlichen Leute in Anspruch nimmt, die sonst ohne sich einer um den andern zu kümmern, nach Hause eilen, um ihr „Schalem alechem“[3]) zu sagen. Die gebrauchte Begrüßungsformel „gut Schabbes“, die in ihrer Einfachheit eine Fülle von Herzensgüte ausdrückt, will heute keinem „Balbos“ von den Lippen, so sehr sind alle Augen nach der Seitenpforte der „Altschul“ gerichtet, aus der soeben zwei Männer treten, die im Augenblicke von der ganzen Menschenmasse draußen umzingelt sind. Aus hundert Kehlen ertönt jetzt ein „Jeschikoch“,[4]) das dem jüngern der beiden Männer gilt. Die allgemeine stumme Bewunderung hat sich bei der ganzen Menge in einem Worte Luft gemacht, das die gewöhnliche Anerkennungsformel für alles Gute und Schöne bei den Juden bildet. Wir brauchen wohl nicht lange zu rathen, wer der Glückliche sei, dem die Huldigung so vieler Anstauner gezollt wird. Es ist der „neue Chasan“ Berl Altman.

Wer da weiß, wie der öffentliche Gottesdienst in den Bethäusern gehandhabt worden, mit welcher Pietät man an die Wahl desjenigen ging, der dazu bestimmt war, im Namen der Gemeinde das Wort zum Herrn zu erheben, dem wird die Aufmerksamkeit, mit der man einen Mann begrüßte, den noch nicht achtundvierzig Stunden die Stadt in ihren Mauern hatte, durchaus nicht auffallen. Auf die schöne Form des Gottesdienstes ward bei den Juden seit Jahrtausenden gesehen, und ein schöner Gesang gehörte von jeher zu den nothwendigsten Erfordernissen desselben, freilich ist es unthunlich, den Maßstab des heutigen gebildeten Choralgesanges auf das damalige „Singen“ anzuwenden; aber es wäre nicht so schwer zu behaupten, daß den formlosen,

[1]) Die Synagogendienerin. [2]) Der Pflicht zu genügen. [3]) Friede sei mit euch. [4]) Bedeutet einen Segensspruch: Deine Kraft erhöhe sich.

mitunter inarticulirten Tönen des alten Judengesanges eine Poesie innewohnte, die unserem heutigen correcten Chorgesange abgeht; man möchte sagen, daß mit den alten Melodien auch der Geist des alten Gesanges geflohen ist, und die nationale Färbung des Gesanges nicht zu seinem Vortheile verwischt ist. Doch kehren wir nach einer gerade nicht unnöthigen Abschweifung wieder zu unsrer „Altschule" zurück. Die Reihen der Anstaunenden hatten sich alsbald gelichtet, und mit Ehrerbietung ward überall dem „neuen Chasan" und seinem Begleiter Platz gemacht. Benützen wir die gerade von der halbbeleuchteten Mondscheibe auf die Erde fallenden Strahlen, den Helden unseres „Erew Schabes" näher zu betrachten. Von kleiner, etwas gedrückter Gestalt hatte Berl Altman eben nicht die Eigenschaften einer schönen Persönlichkeit, die man aber auch nicht an Leuten seines Schlages, die man gewöhnlich zur Race der „Schlemils" [1]) zu zählen pflegte, zu suchen gewohnt war. Sein kleines, mit einer etwas hervorragenden Nase geziertes Gesicht zeigte zwei hellblickende Augen und einen Mund, dem man ansah, daß er mehr als zu singen verstehe. Das Einzige vielleicht, das man an ihm bewundern konnte, war eine ausdrucksvolle Stirne, die mit dem blonden Haupthaare seinem Aussehen etwas ungewöhnliches verlieh. Höchst interessant soll aber Berl gewesen sein, wenn er vor dem „Omed" [2]) stand, und mit seinem herzerfreuenden Gesange die Gemüther aller Zuhörer hinriß. Sein „Oren" [3]) war in der jüdischen Welt von damals weit und breit berühmt, aus allen Ecken und Enden, wo nur eine größere „Kehile" bestand, sandte man Einladungen an den „schönen Chasen", [4]) um ihn zu Gastrollen zu bewegen; freilich mußte mit der Einladung auch überall die Garantie des „Rosch hakohls" erfolgen, daß man in der „Khile" „gute Geschäfte" machen werde. Unter solch' „guten Geschäften" darf man sich nicht etwa denken, daß das Gastspiel „des neuen Chasans" mit schwerem Golde erkauft werden mußte, nein, weit entfernt davon, war der „neue Chasan" ganz zufrieden, wenn er in der „Kehile", in der er gastirte, seinen nöthigsten materiellen Bedarf gesichert hatte. Vor allem gehörte dahin die freie Verköstigung von Seiten der Gemeinde für ihn und seine sechs „Singerlech", [5]) die eine Art von Capelle um ihn bildeten. Er selbst

---

[1]) Der Ungeschickten. [2]) Vorbeterpult. [3]) Beten oder vorbeten. [4]) Guter Vorbeter. [5]) Chorsänger.

mußte für den ganzen Zeitraum seines Aufenthaltes von den Notabilitäten der Gemeinde zu Tisch geladen sein. Nebenbei wurde außer dem kleinen Honorar für das jedesmalige „Oren" noch das verabreicht, was am Schabbes beim „Leinen" [1]) von den entzückten reichen Balbatim „geschnodert" [2]) wurde.

Man hatte kaum in Prag von der Nähe des „schönen Chasans", der eben in „Köll" (Kollin) gastirte, gehört, als ihm von dem „Rosch hakohol" die glänzendsten Anträge zu einem Gastrollencyklus in Prag gemacht wurden. Daß der „neue Chasan", von dem man überall hörte, daß er „Gottswunder" singe, der Einladung Folge geleistet, haben wir bereits ersehen, nicht minder den glänzenden Erfolg nach dem ersten „Oren" in der „Altschul". Man war von den fremdartigen Melodien, „Nigunim" wie man zu sagen pflegte, ganz bezaubert; eine solche Fülle von Erbauung soll noch nie ein anderer Chasan, seitdem die Welt steht, in seinen Tönen geborgen haben, wie Berl Altman. Die frommsten Balbatim behaupteten damals ganz frei, daß sie gar nicht das „Mairiw" [3]) mitgebetet hätten, und trotz dem nie so ergriffen gewesen wären, wie vom „Oren" Berl Altman's. Sein „Mekable Schabes sein" [4]) verfehlte nicht durch die Einfachheit und Innigkeit des reizenden Vortrags den gewaltigen Eindruck zu machen, den es überall in allen „Kehiles" zu machen wußte, und ehe noch Berl in allen übrigen Schulen „herumzuoren" anfing, mußte er schon aus dem Munde aller seiner Hörer das größte Lob, das man einem schönen Chasan zu spenden vermag, hören, nämlich daß er im Stande wäre in „Bes-hamikdosch" [5]) vorzubeten. Noch mehr, viele Balbatim wollten wissen, daß es ihnen bei seinem „Oren" gewesen, als hätten sie „tausendmal lehawdel" [6]) die „Teinglocken" läuten gehört. Kein Wunder also, wenn dem „neuen Chasan" von allen Seiten die ehrenvollsten Anträge „zu Tisch" auf einige Tage hinaus gestellt wurden. Der „Rosch hakohol", der „Rebbe" und die ganze Aristokratie machten förmlich Jagd auf ihn; der wollte ihn zum „Nachtessen", der zum „Obeißen", [7]) der zum „Mittagessen"; daß es Viele gab, die zufrieden waren, die Seligkeit seiner Nähe nur auf die gar kurze Zeit des „Schalessudes" [8]) zu genießen, und wieder andere, die es sich für eine

---

[1]) beim Thoravorlesen. [2]) gespendet. [3]) das Abendgebet. [4]) den Sabbath begrüßen. [5]) Tempel zu Jerusalem. [6]) zum tausendfachen Unterschiede. [7]) Imbiß, Frühmahl. [8]) Nachmittags-Mahlzeit am Sabbath.

Ehre anrechneten, seine „Singerlech" zu beherbergen, versteht sich von selbst. Der Genuß für den ersten „Freitig zu Nacht" war jedoch schon früher dem obenerwähnten Begleiter des „neuen Chasans" aufgehoben. Es war das Paltiel Kozen, an den Berl Altman aus Amsterdam, seiner Vaterstadt, eine ausgezeichnete Empfehlung hatte, und dem er somit den ersten Freitag Abend versprochen.

Wir folgen dem Gang Berl Altmans und seines Wirthes, der mehr einem kleinen Triumphzug als einem gewöhnlichen „Ausschulgehen" zu vergleichen. Beide Helden der Nacht sind im eifrigsten Gespräche begriffen, aus dem die Nebengehenden nichts, trotz aller Anstrengung erfahren können. Man muß wissen, daß der Umstand, daß Paltiel Kozen der Glückliche ist, zu allererst den werthen Gast zu bewirthen, nicht wenig Eifersucht erregte. Auf den ersten Augenblick konnten sich die Leute gar nicht genug wundern, wie das komme, daß der neue Chasan den „Rebbe" und den „Rosch hakohol" „mewaisch" [1]) gewesen sei, während er einem Manne, den man in der Kehile nicht zum liebsten hatte, den Vorzug verlieh. Man mochte sich den „Kopf zerbrechen" wie man wollte, und man kam nicht heraus; genug, Paltiel Kozen war der Beneideteste aber auch der Verhaßteste für heute. Man wußte, jetzt hat er's „aus" bei „Khol" [2]) und „Besdin", [3]) aber man wußte auch, daß Paltiel nicht der Mann, der sich daraus etwas machen werde. Mit Paltiel hatte es damals folgendes Bewandtniß.

Es war schon einige Jahre her, seitdem er nach Prag gekommen, woher? wußte man nicht. Wenn man gewöhnlich auf neue Glieder der „Khile" alles Augenmerk zu richten gewohnt war, so mußte das noch durch die mystische Haltung, die der Paltiel seinem ganzen Hauswesen gab, gesteigert werden. Paltiel hatte kein Weib, dagegen sechs Kinder mit nach Prag gebracht, von denen jeder, der sie in der „Khile" gesehen, sagen mußte: daß sie „Pesel-penimer" [4]) seien. In die innere Constitution seines häuslichen Waltens war noch nie Einem zu blicken vergönnt; den Schleier zu lüften, der darüber gebreitet war, glückte Keinem. Das gestand jeder, daß man einen eigenthümlichen Respect vor dem Manne bekam, wenn man in seiner Nähe war. Daß er sehr reich sei, das wußte man, woher dieser Reichthum stamme, gelang Keinem zu erforschen. Von allen Fremden, die jährlich

---

[1]) beschämen. [2]) der Gemeinde. [3]) Rabbinats-Collegium. [4]) wohlgestaltet.

nach Prag kamen aus allen Judengemeinden, wußte nie ein Einziger, wer der Paltiel Kozen sei. Der „Khile" gegenüber hat er seinen guten Ruf immer zu bewahren gewußt; er war stolz, nicht jedermanns „Chawer",[1]) wie man sagte, und wendete diesen Stolz zumeist den Männern gegenüber an, die das erste Wort zu führen pflegten. Ihnen gegenüber zeigte er eine gewisse Ueberlegenheit in allen möglichen Dingen. Dem „Rebbe" hatte er sich verhaßt gemacht, weil er, obwohl er keinen einzigen „Schir"[2]) besuchte und nirgend seine talmudischen Kenntnisse zur Schau trug, dennoch immer, wo es in einem „Pilpul"[3]) gewitterschwül zuging, den gordischen Knoten mit einer Seelenruhe zerhaute, die den „Rebonim",[4]) die da mit Fäustenballen immer an's Werk gingen und sich hin und her drehten, als wollten sie die Quadratur des Cirkels finden, unbegreiflich war. Der „Rosch hakohl" konnte ihn „nicht schmecken", weil er immer ein „Ober-Chochem"[5]) sein wollte; was ihn aber zumeist in den Augen der ganzen „Khile" zu einem Monstrum stempelte, war die Chower-Geschichte.[6]) Den althergekommenen Gebrauch, daß ein ordentlicher Balbos bei seinem Eintritt in den Gemeindeverband den Titel „Reb"[7]) nehmen müsse, wollte Paltiel übergehen; er hatte sich vorgenommen, daß ihm die „Geschichte" keinen Kreuzer kosten dürfe, wenn er wirklich den „Chower" nehmen sollte, doch hatte dieses sein Benehmen nicht etwa seinen Grund in der ängstlichen Bewachung seiner Finanzen, nicht in seiner Knauserei; nein, denn Paltiel war sehr reich und das Dunkel, das über die Zunahme seines Reichthums verbreitet war, vermehrte nur noch mehr den märchenhaften Glauben an die Schätze Paltiels. Er wollte aber den Leuten zeigen, daß man auch ohne „Chower" ein ordentlicher Balbos sein könne und müsse und darum wendete er keinen „Lear", wie er sich ausdrückte, für den „Chower" auf. Daß man ihm taxfrei den Reb-Titel nicht verleihen wollte, versteht sich bei der Sprödigkeit des damaligen „Beth-dins" von selber und die „Chower-Geschichte" war ganz dazu geeignet, den Paltiel, den man ohne allen Chower nur „Kozen" bezeichnend nannte, noch mehr in Ruf zu bringen. Was war das Ende immer? Die „Pers"[8]) der „Khile" richteten nichts aus, und die merkwürdige Charakterstärke

---

[1]) Genosse. [2]) dem Talmudvortrage beiwohnen. [3]) Wissenschaftlicher Dispnt. [4]) Talmudgelehrten. [5]) der Klügste. [6]) Die Geschichte vom Vorzugstitel. [7]) Herr. [8]) Honoratioren.

Paltiels war an der Tagesordnung. — Daß nun bei der Ankunft Berl Altmans Paltiel noch mehr ins Gerede kam, versteht sich von selbst. —

Der „neue Chasan“ hat mit seinem „Balbos“ soeben das Haus erreicht, das ihn gastlich heute aufnehmen soll. Der „Schames“, der nach Gebrauch den „neuen Chasan“ als Ehrengard begleitete, sagt ganz feierlich mit allem Aufwande seiner Ehrerbietung: „gut Schabbes“ und geht wie außer sich, ganz erfüllt von dem Ungewöhnlichen, was ihm heut zugekommen, nach Hause. Paltiel hatte sich in der Nähe des Ufers, wo heutzutage der sogenannte „Goltz'sche Hof“ steht, ein bescheidenes Häuschen gebaut, dessen zwei Stockwerke er allein mit seiner Familie bewohnte. Weit entfernt von allem Prunk, setzte er auch in seinem häuslichen Leben jenes Prinzip der Einfachheit durch, nach dem er sich im Außenleben richtete und dessen Festhaltung ihm überall heilig war. Ein geräuschvolles Hin- und Hergehen gab sich heute bei Paltiel kund; da blieb nichts unberührt von der Nachricht, daß auf die Nacht der „neue Chasan“ bei Tische sein werde. In der ganzen Nachbarschaft hatte man zwar nicht ohne Staunen die rege Geschäftigkeit wahrgenommen, die sich in dem Hause des „Kozen“ offenbarte und man dachte sogleich an ein „Schreiben“ oder andere derartige Vorkommnisse, die in einem Hause sich treffen können, wo es zwei Töchter gibt, die, außerdem daß sie schon heiratsfähig, auch noch die nicht genug zu schätzende Eigenschaft haben, schön zu sein. Und daß Paltiels zwei ältesten Töchter wirklich „jose“ [1]) sind, das mußte selbst des Rosch hakohols „lang Maierl“ gestehen, dem, obwohl er selbst mit allen Attributen gesegnet, die das Prädikat „häßlich“ zulassen, dennoch keine „Mad“ [2]) genug schön war. Daß aber alles, was in Paltiels Hause geschah, keinem andern als Berl Altman galt, davon sollte man sich erst am Abend überzeugen.

Berl hatte kaum den Fuß über die Schwelle des hellerleuchteten Zimmers im ersten Stockwerke gesetzt, als er sich von allen Seiten schon von Kindern umringt sah. Jene ursprüngliche Gastfreundlichkeit, die ohne alle raffinirte Convenienz thatsächlich, ich möchte sagen handgreiflich, dem Betreffenden darthut, daß er willkommen sei, ist seither bei den Juden zu Hause. Auch Paltiels Kinderschaft hatte dem neuen Chasan gleich bei seinem Eintreten

[1]) schön. [2]) Mädchen.

ein herzliches Willkommen entgegengebracht; er konnte genau jedem dieser Kinder die Herzlichkeit von der Stirne lesen. Der kleinste von den vier Rangen, mit denen der „Kozen“ [1]) gesegnet war, „Cheimele“ benannt, drückte sein Erstaunen über das schnelle Fertigwerden in „Schul“ aus, und der neugierige Bursche konnte die etwas naive Frage an den Chasan nicht unterdrücken, ob er denn nicht etwa „überschluppert“ [2]) habe. Wahrscheinlich hoffte er, zu der Genossenschaft der „Ueberschlupperer“, mit deren Gründung er immer umging, an Berl Altman ein Mitglied zu bekommen. Sehen wir uns, indeß Paltiel etwas zu „besorgen“ hat, mit Berl näher im Zimmer um. Groß wie es ist, hat es den Anschein eines Familienzimmers, ist aber in Wahrheit das nur für den jedesmaligen Gast bestimmte. Die hellen Strahlen, die von der achtzackigen über dem breiten mit Silber servirten Tisch hängenden Lampe auf die bunten Gemälde an den weißen Wänden fallen, geben denselben ein eigenthümliches Colorit. Es sind dies zumeist Portraits berühmter Juden der Vorzeit und Gegenwart, eine Art gemalter Culturgeschichte des Judenthums. Sie mögen dem Sammler Paltiel keine kleine Barschaft gekostet haben, denn sie waren sonst das Jahr über mit einer Hülle umgeben und keinem seiner Kinder zugänglich, wenn nicht ein Gast in's Haus gekommen. Vor einem an der Seitenwand aufgehängten Portrait eines überaus schönen Weibes steht unser „neue Chasan“ lang in Anschauung versunken und die Züge des neben ihm stehenden „Cheimeles“ lassen ihn bald in dem von ihm so bewunderten Weibe, die Mutter des Kindes, Paltiels Eheweib erkennen. Er mochte sich noch kaum vom Anstaunen dieser schönen, seit lange den Todten angehörenden Frau erholt haben, als sein Wirth Paltiel in's Zimmer tretend, ihn überraschte. „Nit wahr, Reb Berl! eine gewaltig schöne Frau gewesen, das, in Gan-eden [3]) ruht sie,“ redete Paltiel seinen Sängergast an, und dabei sah man in den schwarzen Augen des Biedermannes eine Thräne der Erinnerung perlen. Aber gleich faßte er sich wieder und stellte seine eben zur Seitenthür eintretende Tochter „Kele“ (Zilie) dem „neuen Chasan“ mit den Worten vor: „Meine jüngere Tochter „Kele“, ein wahrer „Ozer“, [4]) gut und schön wie die Mutter war.“ Und dabei drückte er ihr einen Kuß auf

---

[1]) Der Reiche. [2]) Manches im Gebetbuche übersprungen. [3]) Paradies. [4]) Schatz.

die Stirne, daß ihr das Blut in die Wangen schoß. „Aber wo is mei schön Hannele?“ rief er wie verwundert aus, seine älteste Tochter, der Stolz seines Hauses, der Schmuck des Ghettos, bisher noch nicht gesehen zu haben. Man merkte der Rede des Mannes deutlich an den Unwillen, den die Abwesenheit seiner „schönen Hanne“ in ihm hervorgebracht: Zorn und Besorgniß stritten in diesem Augenblicke im Gemüthe dieses strengen Vaters, da man in keinem Theil des Hauses erfuhr, wo „Hannele“ hingegangen. Er war gewöhnt sich allabendlich zu allererst von seinem liebsten Kinde empfangen zu sehen; daß das grade heute, wo er dem „neuen Chasan“ den Juwel zeigen wollte, den sein Haus birgt, nicht der Fall war, machte ihn mißmuthig. Die vagesten Vermuthungen durchkreuzten sein Hirn, Ausgeburten einer ausschweifenden Furcht stiegen in ihm auf und erst als das kleine „Cheimele“ mit der Vermuthung herbeikam: „schön Hannele werde um „Kideschwein“ [1]) gegangen sein“, wurde es im Herzen Paltiels heller und er erinnerte sich, daß er den „neuen Chasan“ zum Gast habe. —

Wenn das kategorische Urtheil des Ghetto's von „Hannele's“ Schönheit ganz kurz lautete: „das wachst nit“, so war dies ebenso bezeichnend, als es begründet gewesen. Hannele war in der That ein Meisterstück der Schöpfung. Hier schien die Natur all ihre Reize an eine einzige Form verschwendet zu haben. Sie verband mit der schlanken Gestalt des Morgenlandes die feinen Züge des Abendlandes; ihr schwarzes Auge glühte wie die Sonne am Libanon; der rosige Mund, der die schneeweißen Zähne verbarg, mochte wohl sehr einladend gewesen sein, wenn schon „lang Meierl“ von ihm zu sagen pflegte, daß man ihn mit „ein Dekoten [2]) belegen könne“. So war nun „Hannele“ ganz dazu eingerichtet, das Aufsehen nicht nur des Ghettos, sondern auch der ganzen Stadt zu erregen. Die Verehrer theilten sich bei ihr nicht in mehrere streitende Lager, wie es bei anderen Schönheiten zu sein pflegt, sie kamen alle in dem Punkt überein, daß so was „nit wachst“. Ihrer körperlichen Begabung stand keineswegs die geistige nach. Als sie etwa zwölf Jahre alt nach Prag gekommen, wußte

---

[1]) Der Wein, über den man am Sabbath und Festtagen den Segen spricht. [2]) Dukaten.

man Erstaunliches von ihren Geistesanlagen zu erzählen. Sie war „gescheidt wie der helle Tag", konnte „vorm Malchus[1]) reden" und Viele waren versucht zu glauben, mit „Hannele" habe der „Malech"[2]) selber das Alef-beth[3]) gelernt. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß Hannele, die zur Zeit unserer Erzählung bereits das neunzehnte Jahre erreicht hat, der Gegenstand und die Sorge aller „Schatchentes"[4]) gewesen. Mit ihr standen sie auf und mit ihr gingen sie „legen", sie war ihr Sinnen und Trachten, und von der ganzen Zunft dieser Mäklerinen, die mit „Kale-Maden"[5]) handelten, war auch nicht **eine**, die nicht bei Paltiel ihr Glück versucht hatte. Aber „Paltiel Kozen" gab ihnen immer zu erkennen, daß sie sich umsonst das „Maul verderben", weil sein Hannele keinen „Präger"[6]) nehme. Die aufgebrachten „Schatchintes" machten mit allem Aufwand ihrer gottgesegneten Klatschmäuler dieser Antwort Paltiels „lor"[7]) und sie verfehlte auch nicht, den gewünschten Eindruck zu machen. Konnte es denn anders kommen? Der „Rebbe" hatte einen Sohn, der gut „Schir"[8]) lernte, ein paar Blätter „Mischnajes" waren ihm ein „Paschtes";[9]) aber für Paltiel's Hannele war er doch ein „unseliger Bocher". Des „Rosch hakohls" „lang Meierl" war ein „Pflastertreter", und wenn die öffentliche Meinung von ihm sagte: „er taugt nit zu Kidesch[10]) und nit zu Hawdule,[11]) so war das jedenfalls charakteristisch. Und doch hatte er seine Augen „allsenan"[12]) auf Hannele. Paltiel schien mit seiner Hannele ganz andere Pläne zu haben; wie diese aber geschlagen worden sind, werden wir im Laufe unserer Erzählung hören. Es war eine Stunde zuvor, ehe das „Gedräng" beim „neuen Chasan", das seitdem sprichwörtlich geworden, stattfand, als sich Hannele, nachdem sie sich von „in Schul gehen" ihres Vaters überzeugt hatte, vom Hause wegbegab. Sie schlug von ihrer Wohnung aus den Weg an's Ufer ein, dort, wo heutzutag der dritte altstädter Holzgarten sich befindet, blieb sie einen Augenblick stehen, um sich zu blicken. Es fing bereits an finster zu werden und man sah nur hie und da einen vereinsamten Wandler den Weg in die Judenstadt einschlagen. Nachdem sich

---

[1]) König. [2]) der Engel. [3]) das Alphabeth. [4]) Heiratsvermittlerinen. [5]) heiratsfähige Mädchen. [6]) Prager. [7]) bekannt. [8]) Talmud. [9]) gleichgiltig. [10]) Segenspruch über den Wein. [11]) Segenspruch über die Abscheidung des Sabbaths oder der Festtage vom Werketage. [12]) fortwährend.

Hannele gewissenhaft überzeugt, daß ihr keiner folge, beflügelte sie ihre Schritte und ging auf eine dort am Ufer stehende Fischerhütte zu. Kaum einige Schritte vom Eingange in die Hütte entfernt, kam ihr eine Männergestalt entgegen, die sie, sichtlich erfreut, in die Arme schloß. Benützen wir den Augenblick uns den Mann näher anzusehen, auf den einige spärliche Lichtstrahlen aus der Hütte fallen. Ein Jüngling, in der schönsten Frische des Jugendalters, wallt sein bräunliches Haar um das stolz getragene Haupt. Die etwas länglichen Gesichtszüge, von zwei hellblickenden blauen Augen belebt, zeigen gleich, daß wir es mit keinem Sohne Israel's zu thun haben. Aber — ist's wahr, Hannele? — wo die Natur Lieblichkeit und Herzensgüte hingeschrieben, da fällt einem nicht ein zu fragen, welcher Nation das Herz angehört, das so laut wieder für ein anderes schlägt. Hannele hätte wirklich, wenn sie uns antworten wollte, gar keine Zeit dazu; so sehr war sie bemüht, dem schönen Jüngling ihre glühende Liebe an den Tag oder vielmehr an den Mund zu legen.

„Hanne, Hanne, warum so spät?" unterbrach der Jüngling das Stillschweigen, und sein liebevolles Auge ruhte so auf dem Hannele's, als wollten sie in einander aufgehen. „Weißt Du nicht, daß heute der „neue Chasan" bei uns zu Tisch sein wird?" antwortete Hannele. Bei diesen Worten verdüsterte sich das Antlitz des Jünglings merklich, etwas längst Verschollenes schien sich in seinem Gedächtniß zu erneuern. „Also doch ist es wahr geworden, was Du mir vor einigen Wochen als Vermuthung aussprachst, also doch ist der Rabe geflogen gekommen, der mir mein Täubchen rauben will?" frug er, und bei diesen Worten machte sich sein beklommenes Herz am Halse Hannele's in Strömen von Thränen Luft. Wie sie da beide einander umfingen, war es Ein Schmerz, Eine Klage, die von ihren Lippen kam; es waren erst wenige Wochen, seitdem die jungen Leute, die für einander geschaffen waren, das feierliche Bündniß der Liebe geschlossen. Der junge Prokop war in der „Jüdengaß" aufgezogen; als Hannele nach Prag kam, starb sein Vater, ein Bäcker in der Judenstadt, der sein Haus neben dem stehen hatte, das sich Paltiel „Kozen" gekauft. Hannele hatte keine Mutter, denn diese hatte das Leben ihres Kindes „Kele" mit dem eigenen Tode bezahlt, Prokop keinen Vater, weil ihm die Pest ihn entrissen. Die jungen Kinder zeigten schon zeitlich die zärtlichste Neigung für einander; ein später mit der Mutter Prokop's geführter Proceß, der dem „Kozen" viel

Geld gekostet und den er dennoch verlor, weil er ein „Jüd" war, war nur geeignet, die jungen Herzen immer mehr und mehr aneinander zu ketten, je mehr sich auch die Eltern der Kinder zu hassen anfingen. Die Bäckerswitwe, Prokop's Mutter, die keinen „Jüden" schmecken konnte, hielt Paltiel, der sie ihr halbes Vermögen gekostet, für ihren Todfeind, und Paltiel wieder hatte von seiner christlichen Nachbarin nicht bessere Meinungen. Die alte Prokop zog mit ihrem Gewerbe in einen anderen Theil des Ghetto, um den „Kozen" aus dem Gesicht zu bekommen, aber das schöne Hannele und das „kleine Prokopl", wie ihn die Juden nannten, gingen sich nicht aus dem Wege, sondern suchten sich vielmehr zu begegnen. Wie nichts, so entging auch dies nicht den Späheraugen der „Pflastertreter", einer Classe von Juden, die nichts anderes zu thun haben, als die „Jüdengaß zu Recht zu legen". Damals schon war es den Leuten ein Dorn im Auge, wenn sie das „schön Hannele" mit dem „Bäckerschegizel" [1]) herumlaufen sahen. Als Hannele aber die Jahre hatte, die sie zur Jungfrau machten, da hatten freilich die Kinderfreuden ein Ende, und mit ihnen war auch die Zusammenkunft Hannele's mit dem „jungen Prokop", der inzwischen auch schon ein „schöner Jung" geworden war und das Gewerbe seines Vaters angetreten hatte, ein Ende. „Hannele" mußte nun auf Befehl ihres biederen Vaters zu Hause bleiben, die Wirthschaft führen und Mutterstelle bei ihren Geschwistern vertreten. Gerne füllte sie dieses Amt aus, wenn es ihr Vater nur wünschte, aber eben so gerne, vielleicht noch lieber, hätte sie hie und da mit ihrem Prokop zusammenkommen wollen, an den sie noch öfter dachte als früher. Auf dies Vergnügen jedoch mußte sie bei der Strenggläubigkeit ihres Vaters verzichten; wenn es ihr glückte, aus dem Fenster in die „Gaß" zu sehen, und sie da zufällig ihren „Prokop" vorbeigehen sah, der ihr dann einen Kuß verstohlen durch die Lüfte sandte, so war sie mehr als glücklich. Aber auch das ließ die Gelegenheit nur sehr selten zu, denn in der „Jüdengaß" haben auch die Wände Augen, und das wußte Hannele nur zu gut. Aber es sollte auch für sie eine glücklichere Zeit kommen, und sie kam auch, wenn auch nicht auf lange. Paltiel hatte einige Tage in der „Christenstadt" zu thun, und da kam er immer spät am Abend nach Hause, um in der ersten Frühe wieder hinauszugehen. Das war gerade einige Wochen,

---

[1]) Bäckerburschen.

bevor der „neue Chasan" in Prag ankam. Hannele hatte einen dieser Abende benützt, um in Begleitung einer alten Köchin „Krösel", die sie aufgezogen, den jungen Prokop aufzusuchen. Es war ein herrlicher glücklicher Abend, als sich damals die beiden von Kindheit an festgeknüpften Herzen wieder gegenüber sahen, und selbst die alte „Krösel" soll sich in ihre Jugendzeit zurückgeträumt, aber im vollen Gefühle ihres abgestorbenen Gemüthes klagend ausgerufen haben: „Schad, werklich, daß ich nicht mehr jung bin!"

Von diesem Abend an sahen sich die Liebenden öfter; Prokop hatte von einem ihm bekannten Fischer für die kurze Zeit von einer Stunde die Hütte sich ausgebeten, um mit seiner Hanne diese wenigen ihm gegönnten Augenblicke glücklich und ungestört zu verleben. Der Fischer wußte seinen Mund zu halten, die alte „Krösel", die späterhin, um alles Aufsehen zu vermeiden, zu Hause blieb, wußte immer die etwa von den Geschwistern wahrgenommene Abwesenheit Hanneles zu „vertutschlen";[1]) und so kam es, daß alles einige Wochen ohne alle Spur eines Aufsehens seinen glücklichen Weg ging. Wenn nun die Liebenden in der Fischerhütte bei einem vom Fischer angeschürten Feuer saßen, waren sie manchmal auch versucht, von der spiegelglatten Gegenwart in die ferne Zukunft hinüber die Blicke schweifen zu lassen. Konnte das, was ihnen der schwachgelüftete Schleier zeigte, Hoffnung in ihren Herzen wecken? Prokop, wie ein Jüdenkind erzogen, hatte sich seit seiner Kindheit mit allen Gebräuchen und Gesetzen des Judenthums bekannt gemacht; er hatte mit Hannele immer nur „jüdisch" geredt, und immer seine Freude daran gehabt, wenn es das „Jüdisch-deutsch" aus ihrem Munde radebrechen hörte; da war es ihm immer, als bekämen diese klappernden Laute in ihrem Munde eine ganz andere Färbung, als gäbe sie ihnen eine Umbildung. Die offenbare Unmöglichkeit einer je zustande kommenden Vereinigung zwischen ihm und Hannele hatte ihn oft mit trüben Gedanken erfüllt. Wenn er Hanne manchmal darüber zur Rede stellte, senkte sie ihr schönes Auge und erröthete, dann aber verscheuchte sie mit einem Kuß die trübsinnigen Falten seiner Stirne. Prokop wußte, was Hannele für ihn fühle, aber er wußte auch wie ergeben sie ihrem Vater war. An eine Umwandlung ihres Glaubensbekenntnisses durfte er gar nicht denken, so lang seine Mutter und Hanneles Vater lebten. Was ihn aber noch mehr entmuthigte,

[1]) vertuschen.

was ihm viel trauriges Nachsinnen verursachte, war eine Entdeckung, die ihm Hannele vor kurzer Zeit gemacht. Es war gerade der „Purim“ [1]) im Land und in den „Schulen“ des Prager Ghetto „klopfte man den Haman nach Herzenslust aus“, als Hannele ihrem geliebten Prokop die traurige Eröffnung machte, daß man Anstalten treffe, sie von einander zu trennen. Ihr Vater hatte ihr gesagt, daß sie sich bereit machen sollte am „Schabbes hagodl“ den Mann zu empfangen, dem sie bestimmt sei; er habe sich lange um einen „Schidach“ [2]) umgesehen und jetzt endlich den rechten Mann gefunden. Er kündigte ihr zugleich an, daß ihr künftiger „Choßen“ Berl Altman der „Wunderchasan“ aus ihrer Mutterstadt Amsterdam sei, ein Mann, wie er ihn haben wollte: „beliebt bei Gott und den Menschen“. Hannele hatte für den Augenblick mit der gewohnten Ergebenheit gegenüber dem Willen des Vaters die Nachricht entgegengenommen, aber auch nicht angestanden, ihren Prokop zeitig davon zu verständigen; wie gerne hätte sie ihm das Leid erspart, aber sie konnte es nicht über ihr Herz bringen, etwas zu verschweigen, was in seinen Folgen für sie von unberechenbarstem Unheil sein könnte. Prokop war zwar anfangs überrascht, denn einen Freier von „draußen“ hatte er sich nicht vorgestellt. Und er glaubte auch noch nicht daran und verschob alle Pläne für die Zeit, wo die Unglücksmäre wahr werden sollte. Wie wir wissen, ist nun die Zeit wirklich gekommen, der „Schabbes hagodl“ war da und mit ihm auch der „Wunderchasan“ Berl Altman. Jetzt konnte sich Prokop gar nicht fassen, bald machte er sich Vorwürfe über den Unglauben, den er in dieser Sache gehegt, bald wieder verfluchte er den „Chasan“ sammt seinem Gesange und wünschte ihm die Stimme einer Krähe. Inmitten dieser gräulichen Zerrissenheit seines Herzens klangen die süßen Mahnungen Hanneles, ja bald ein Mittel zu ergreifen, um sich und sie zu retten, wie die Auferstehungsrufe der Osterglocken. Muthbeseelt umarmte er Hannele und sie noch einmal küssend, trennte er sich von ihr mit den thatenglühenden Worten: „Du wirst mein, Hannele! und wenn Berl Altman wie ein Gott singt!“ Prokop war verschwunden, Hannele eilte rasch nach Hause, an ihr vorüber huschte tief verhüllt eine große Männergestalt — es war „lang Meierl“.

---

[1]) Das Losfest. [2]) Eine Partie.

Als Prokop mit sich allein war, überkam ihn erst recht, wie eine schwüle Gewitternacht, die Verzweiflung. War er wirklich von dem Muthe beseelt, den seine letzten Worte an Hannele athmeten? Wer ihn so in sich versunken in die schwarze Nacht hineingehen sah, der mochte es bezweifeln. Als ob ihn, wie einen armen Sünder, die racheschnaubenden Furien des Hochgerichtes verfolgten, rannte er hin und her; einigemal stand er schon vor dem Thore seiner Wohnung, aber jedesmal trieb es ihn wieder zurück; er fürchtete sich, in die Einsamkeit seines Schlafgemaches den gewaltigen Schmerz hinüberzunehmen und zog es vor, draußen seine Klagen in alle Lüfte austönen zu lassen. Wo waren all' die schönen Pläne, die im ersten Rausche seiner Glückseligkeit sein Hirn zur Welt brachte? Das waren Schlösser in den Aether gebaut, Hütten an's Ufer der wogenbrandenden See gestellt. Prokop war wie „verschlagen", sein Schmerz wollte sein Denken nicht zu Worte kommen lassen. Bald sah er schon im voraus, wie sich Berl Altmans Arm um seine Hannele schlingt, da kam ihm plötzlich der Gedanke, zu Hanneles Vater zu gehen und ihm alles einzugestehen; wenn aber ein Fünkchen Verstand aus der Leidenschaft emporzudringen wagte, da sah er die Gehaltlosigkeit seines Vorhabens ein und mußte es aufgeben. Zu Paltiel gehen, dachte er, hieße sich selber aus dem Paradiese jagen, das noch nicht für ihn verloren. In solchem Zustande einer verwirrten Ohnmacht, wie Prokop da vor sich hinging, fühlte er sich mit einem Male von einer Hand stark gefaßt. Prokop wandte sich zornig um, die dunkle Nacht verbarg ihn das Antlitz seines Gegners; aber als er sich losreißen wollte, da erkannte er an dem „Prokop! Prokop! was treibst Du?" das ihm dieser zurief, die Stimme seines Freundes, des Bäckersohnes Waclav. Wie vom Donner gerührt stand er da, er fluchte, daß man auch mit seinem Leide nicht allein bleiben könne. Doch bald bekam die Stimme seines Busenfreundes die Oberhand. „Prokop! ich bitte Dich, laß jetzt das wunderbare Treiben. Weißt Du, warum ich Dich jetzt aufgesucht? Prokop, Deiner harrt ein großes Werk, eine That, die Tausende glücklich, Dich zum Glücklichsten machen kann." Prokop hörte gedankenlos dem Freunde zu, aber sein Sinn war jetzt für solche räthselhafte Nachtgebilde nicht eingerichtet. Die Hand Waclavs ergreifend, brach er in die klagenden Worte aus: „Laß mich, bei unserer wahren Freundschaft beschwöre ich Dich, laß mich, nur für jetzt. Ich bin der Unglücklichste auf diesem Erdboden." Die Worte waren von einem Thränen-

strome begleitet. Prokop schüttete die Fülle seiner Leiden in das empfängliche Herz seines Waclav; er brauchte ihm nur von der Nachricht, die ihm heute Hannele gebracht, zu erzählen und er war dessen gewiß, daß er einen Mitfühlenden hatte. Zwei treuere Freundesherzen durfte es nicht geben, so weit die Sonne ihre nährenden Strahlen versendet. Es war, als ob die Natur bei Erschaffung des Einen von der Rippe des Andern Gebrauch gemacht hätte. Ein Herz und eine Seele, ein Fühlen und ein Wollen. Darum war auch Waclavs Herz der rechte Ort, wo die Leidenschaft Prokops auszutoben Gelegenheit hatte. Waclav hatte schon seit Längerem von der Liebe Prokops zu des reichen Juden Tochter Kenntniß genommen; auch ihm hat „Hannele" sehr gut gefallen und mehr als einmal begleitete er Prokop zu seinen abendlichen Zusammenkünften. Aber war auch das Herz bei ihm ebenso ausgebildet als bei Prokop, der Verstand war es noch mehr; darum hatte er auch schon früher über das Ende vom Liede nachgedacht und immer schien ihm dieses ein tragisches werden zu wollen. Heute aber, wundersamer Weise, schien er eine freudigere Zukunft für seines Freundes Glück zu ahnen; denn als Prokop keine Worte mehr fand, ihm seine Lage zu schildern, da sprach er: „Prokop, mir kömmt ein Gedanke, der, wenn er Dich jetzt durchblitzte, Deine Lage mit einem Male erleuchten könnte; doch, vor allererst folge mir, wohin ich Dich führen werde!" Und mit diesen Worten faßte er seinen Freund unter dem Arm und führte ihn mit sich fort. Von keiner Seite fiel auch nur ein Wörtchen, jeder der beiden Jünglinge war mit sich beschäftigt, und doch liefen die Gedanken Waclavs auf denselben Punkt zu, wie die Prokops. So schweigend schritten sie das Ufer entlang, bis Waclav seinen Freund in der Nähe des letzten Hauses am „Tummelplatze" stehen hieß. Neugierig durch den ganzen Weg, wohin ihn sein Freund zu führen beabsichtige, mußte er jetzt noch mehr erstaunen bei dem „Halt", das ihn Waclav hier machen ließ. Einige Augenblicke standen sich die Freunde gegenüber, auf diesem großen wie ausgestorbenen Platze wollte es Prokop scheinen, als befände er sich im entferntesten Winkel des Erdballes auf einer menschenleeren Insel; das Brausen der gerade hochgehenden Moldau bestärkte ihn noch mehr in seinem phantastischen Traume. Aus diesen Gaukeleien weckte ihn Waclav mit den Worten: „Du mußt mir versprechen, Prokop, mich nie zu verrathen. Was Du binnen wenigen Augenblicken sehen und hören wirst, dort in dem kleinen

Häuschen am Ufer, mußt Du in Dich aufnehmen, ohne ja einen Laut von Dir zu geben, sonst sind wir beide über Hals und Kopf im Unglücke drin. Hast Du aber aufmerksam gehorcht, dann bleibt Dir nichts übrig als zu handeln und es wird Dich nie reuen, Deinem Freunde Waclav gefolgt zu sein." Prokop umarmte seinen Freund, und als ihre Hände in einander lagen und ihre Augen in einander sahen, da war der Schwur auch ohne Worte besiegelt. Das Häuschen, auf das die Freunde zuschritten, war hart am Ufer gelegen. Dem äußern Ansehen nach schien es schon unbewohnbar, denn das Dach zeigte nicht unbedeutende Blößen. Das ganze schien mehr ein halbverfallenes Gemäuer, das nur Grillen und Nachteulen noch zur Behausung dient. Den vordern Theil des Häuschens sah man beleuchtet, obwohl die matten Fensterscheiben das Licht nur schwach durchschimmern ließen. Die beiden Freunde verschwanden im Innern des Häuschens, als grade die Glocke von St. Veit ihre zwölf Schläge über die Schlafenden der Stadt dahindröhnen ließ.

Wir kehren wieder in das Haus unseres alten Bekannten Paltiel Kozen zurück. Drei Tage sind bereits seit jenem „Schabbes hagodel" verflossen, an dem wir der Ankunft des „neuen Chasans" beiwohnten. Berl Altman war schon wie zu Hause; durch die Anmuth und die Güte, die er in seinem Umgange mit jedem in Paltiel's Hause an den Tag legte, ward er bald der Liebling aller Hausgenossen. Die ersten zwei Tage des Passahfestes waren bereits zurückgelegt, und hatten dem „Wunderchasan" Gelegenheit gegeben, immer mehr und mehr den allgemeinen Enthusiasmus zu erregen. Er hatte bereits in drei Schulen „geort" und jedesmal konnten die betreffenden Hallen, in denen seine Glockenstimme erklang, nicht genug der Zuhörer fassen. Alles, selbst die größten „Amrazim",[1]) sah man wallfahrten in das Gotteshaus, das sie bisher mieden, und beim Ausgange waren sie so erbaut, als wäre der Geist Gottes über sie gekommen. Wenn man sonst in der „Khile" gewohnt war, bei den „Chasonim" der verschiedenen „Schulen" nur einzelne Theile ihrer Gebete lobend oder mit Auszeichnung zu erwähnen; wenn man von dem schönen „Schacharis"[2])

---

[1]) Unwissenden. [2]) Morgengebet.

Reb Hillel's oder dem „gewurevollen Mussiff“ [1]) Reb Anschel's zu sprechen genöthigt war, so war das bei dem Allgemeinurtheil über Berl Altman durchaus nicht der Fall. Er mochte „Schacharis“ und „Mussiff“, „schel Schabbes“ [2]) oder „schel Jomtof“ [3]) beten, er mochte das „Hallel“ [4]) sagen, oder den „Tall benschen“, [5]) so war es gleich ausgezeichnet, im kleinsten wie im großen Ganzen. Daß er unter solchen Umständen auch Neider hatte, von denen er bekritelt wurde, versteht sich von selbst und zwar zumeist unter seinen Zunftgenossen in der „Khile“, doch wußten auch diese nur zu gut, daß er auf einer viel höhern Stufe der Ausbildung stand als sie, und daß ihnen all' ihr „Eiertrinken“ und „Kehlenschmieren“ nie die Stimme des „schönen Chasen's“ verschaffen werde. Aber nicht allein „herumgeort“ hatte er schon bald in der „Khile“, sondern auch „herumgegessen“. Es hatten sich schon der „Rosch hakohl“ und der „Rebbe“ seiner Gegenwart beim Mittagmahl zu erfreuen gehabt, und hatten bei dieser Gelegenheit auch lobend eingesehen, wie unterhaltend Berl Altman sei. Der „Rebbe“ erstaunte über die Geläufigkeit seiner Reden; er meinte früher wahrscheinlich, daß der „neue Chasen“ auch so ein „Pumpmaul“ sei, wie die meisten „Chasonim“, [6]) mußte aber von dieser irrigen Meinung bald zurückkommen. Der „Rosch hakohl“, der sich immer rühmte ein „Weltmann“ zu sein, kam zur Einsicht, daß Berl Altman „in politicis“ mehr „dreinzuplaudern“ verstehe, als er mit sammt seinem „lang Meierl“.

Besonders war es „lang Meierl“, der viel von Berl auszustehen hatte; in seiner arroganten Manier glaubte er immer mehr zu wissen als jeder andere in der Welt, und doch sagten die „Khileleut“ von ihm, daß er weniger wisse als ein „Bethhamidraschjüngel“. [7]) Berl Altman wußte aber bald, wo er mit ihm „halt“ und gab ihm recht oft zu verstehen, daß einer, der noch „nit drei Meilen hintern Bachofen gewesen, das Maul halten müsse“. War nun Berl Altman bei allen „Balbatim“ sehr willkommen, so befand er sich doch am liebsten in Paltiel's Hause. Den Leuten in der „Khile“ ward das noch immer unbegreiflich; freilich dachten sie an Hannele, aber daß Paltiel „Kozen“, der die schönsten Partien

---

[1]) Zugabsgebet beim Morgengottesdienst. [2]) Für Sabbath. [3]) Für Festtag. [4]) die Lobgesänge. [5]) Das Gebet über den Thau. [6]) Vorbeter. [7]) Lehrhausschüler.

in der „Khile“ ausgeschlagen, einen „Chasen“ „einsetzen“ werde, wollten sie sich nicht einreden.

Im Hause Paltiel's war wunderbarerweise „Kele“, die jüngere Schwester Hannele's, immer die Erste, die sich um Berl Altman zu thun machte. Sie hatte, seit sie ihn „Schabbes hagodel“ bei Tag in der Altschule gehört, ihn sehr lieb gewonnen, doch bald sah sie ein, es komme bei ihrer Neigung für ihn nicht alles auf die Rechnung des schönen Gesanges. „Kele“ war, was man so sagt, ein „hübsches“ Mädchen. Man konnte ihrer Schwester Hannele gegenüber immer nur ihr zum Nachtheil urtheilen, denn sie vereinigte nicht diese außerordentliche Fülle von Reizen, wie es bei Hannele der Fall war. Kleiner von Wuchs, war ihre Persönlichkeit schon nicht dazu geeignet, den imponirenden Eindruck schon im ersten Augenblick auf den Beschauer zu machen; dagegen brauchte man nur einige Zeit in ihrer Nähe zu weilen, um sie für immer lieb zu gewinnen. Ihr schwarzes Haar floß in langen Flechten über den zartgebauten Nacken; das blaue Auge gab dem brünettfarbenen Antlitze einen wohlthuenden Ausdruck, und man fühlte sich bei ihrem Sprechen wie von zarten Frühlingslüften umsäuselt. Auch auf „Berl Altman“, der der schönen Mädchen in der Welt so viele schon gesehen, daß er sie nicht auf den Fingern herzählen konnte, verfehlte das liebliche Mädchen nicht, die unvertilgbarsten Eindrücke zu machen. Hannele war seit jenem Abend, da wir sie bei Prokop sahen, sehr niedergeschlagen. Der Vater, der bei dem schönen Mädchen den hellsten Frohsinn herrschen zu sehen gewohnt war, hatte sich im Stillen Vorwürfe gemacht über die harte Behandlung, die er ihr hatte angedeihen lassen, als sie so spät mit dem „Kideschwein“ zurückkam, wenn diese auch nur in bösen Worten bestand; aber daß bei Hannele etwas anderes am Herzen nage, konnte er freilich nicht wissen. Je mehr er ihr die Gesellschaft „des neuen Chasens“ aus bekannten Gründen anempfahl, desto mehr suchte sie derselben auszuweichen. Berl Altman, der selber das Glück ahnte, das ihm von Seiten seines Gastherrn zugedacht war, fühlte sich mehr „Kele“ zugeneigt, und er konnte sich auch sehr leicht bei jeder Gelegenheit überzeugen, daß er ihr näher stehe, als das mit Hannele der Fall war. „Kele“, die um den Anschlag Paltiels mit ihrer Schwester Hannele wußte, konnte sich das sonderbare Benehmen Hannele's Berl Altman gegenüber, gar nicht erklären. Aber bei der ihr zustehenden natürlichen Eitelkeit glaubte sie es sich selbst

schuldig zu sein, die Rolle ihrer schönern Schwester geschickt durchzuführen. Paltiel selbst meinte, daß sich das bei Hannele, wenn er einmal mit seinem Vorhaben herausrücken werde, legen müsse, und schob alle ihre Gleichgiltigkeit ihrem zarten Schamgefühle in die Schuhe, während er die Belebtheit „Kele's" im Umgange mit dem „neuen Chasan" dem ihr eigenthümlichen lebhaften Naturell zuschrieb.

Hannele brachte den größten Theil des Tages, wenn sie nicht im Hauswesen beschäftigt war, auf ihrem abseits gelegenen Zimmer zu. Hier hatte sie Muße ungestört ihrem Prokop nachzudenken. So schmerzlich als jetzt hatte sie es nie gefühlt, keine Mutter zu besitzen. Wie hätte sie ihr zu Füßen stürzen mögen, um ihr alles zu gestehen! Aber dem strengen Vater alles sagen, das hieße ihm eigenhändig den Tod geben. In den Augenblicken, wo sich ihr die Zukunft entgegenstellte, ausgemalt mit allen furchtbaren Schrecknissen eines seelenkranken Gemüthes, dachte sie an den Tod durch eigene Hand. Da aber kam ihr wieder ihr Prokop in den Sinn, und sie weinte bittere Thränen über den frevlerischen Gedanken, ihn unglücklich allein in dieser Welt zurückzulassen. Durch drei Tage hatte sie ihn schon nicht zu Gesicht bekommen, nicht einmal durch das Fenster ihres Schlafgemaches. In der peinigendsten Ungewißheit, ob und wie Prokop ihre Qualen endigen wolle, verbrachte sie die durchwachten Nächte. Die alte „Kresel" war noch die Einzige, der sie ihre Leiden anvertrauen konnte, aber die war einestheils schon zu schwach, um sie trösten zu können, anderntheils mußte bei dem großen Leiden Hannele's ihr „Gott wird schon helfen" wirkungslos bleiben. So aber verrannen die Stunden, und mit jeder ward Hannele trauriger und trauriger. Warum? das war allen im Hause Paltiel's bis auf „Kresel" ein unlösbares Räthsel.

Bis jetzt war der Friede nur aus dem Herzen Hannele's verschwunden; sie war die Einzige, der die Ankunft Berl Altman's Schmerz verursachte. Aber es sollte nicht lange dauern, und der Friede des ganzen Hauses Paltiel's sollte auf eine Zeit hinaus gestört sein. Man sprach seit einigen Tagen nicht mehr von Berl Altman, das Stadtgespräch im Ghetto hatte sich von ihm zu Paltiel's „Hannele" gewendet. In allen Straßen munkelte man, daß etwas in des „Rozens" Haus vorgehe, man bildete sich seine

Vermuthungen und sprengte sie aus, wo man nur immer konnte; aber es gab auch Leute, die was „Rechtes" wußten. „Paltiel", wenn man ihn auf der Straße sah, war der Gegenstand scheeler Blicke, ja man ging gar so weit, daß man, wenn sich der Biedermann in „Schul" zeigte, mit Fingern auf ihn wies. Paltiel war das ewige Geheimthun und die Verachtung, mit der man ihn behandelte, nicht gewohnt; er konnte sich nicht überreden, diese Behandlung aus den längstbekannten Ursachen, und der dazu nun gekommenen von Berl Altmans Aufenthalt in seinem Hause abzuleiten, dem klugen Manne schienen ganz andere Gründe vorzuschweben, vielleicht auch die rechten, nur daß er über letztere nicht nachzudenken wagte. Wenn er so Früh und Abend durch die Reihen der „Schmuser" [1]) in „Schul" ging und neben seinem Namen auch den seiner „Hannele" hörte, da lief ihm das Blut in die Wangen, und der Mann, der vor Niemanden sich scheute, dessen Leben klar wie der lichte Tag vorlag, mußte unwillkürlich schamroth werden. Sollte er hingehen zu diesen Leuten und sie um Rechenschaft über ihr Treiben, seiner und seines Hauses Ehre gegenüber, fragen? Dazu war Paltiel viel zu stolz. Er ließ der Fama ihren Lauf, bis sie ihn endlich zu erdrücken drohte. Es war gerade der dritte Tag „Chal-hamoed". Berl Altman hatte seinen „Balbos" gebeten, ihm einmal heute die Einrichtungen des „Bachhauses" der „Khile" zu zeigen und Paltiel hatte, wie in alle Bitten seines ehrenwerthen Gastes, so auch in diese gewilligt. Das „Bachhaus" ist eine Art Nationalwerkstätte der Juden. Es ist eigenthümlich das Treiben in diesem Hause, wo der Mundvorrath für das ganze Passachfest, bestehend in den „Mazes", den Juden zubereitet wird. Das „Bachhaus" befand sich damals in „Kezowes" [2]) zu ebener Erde. Durch das kleine Vorhaus, wo einen eine egyptische Finsterniß erwartete, mußte man sich hindurchwinden, um in die eigentliche Werkstätte zu gelangen. Da empfing einen im großen Saale, dessen schwarze Wände ihm das Ansehen gaben, als ob hier das heimliche Vehmgericht seine Sitzungen gehalten hätte, entweder das Geschrei und Gejodel der darin hausenden Arbeiter und Arbeiterinen, oder, wenn man in den kurz zugeschnittenen Mußestunden kam, das brüllende Geschnarche der Müden. Mit ihren Füßen auf dem Ziegelbogen stehend, zogen sich mehrere Tische oben mit Kupfer-

---

[1]) Schwätzer. [2]) in den Fleischbänken.

platten beschlagen durch die ganze Länge des Zimmers. Zwei Oefen, die einen mit ihren großen Mündungen angähnten, und eine kleine Seitenkammer machen das Uebrige dieser Werkstätte aus.

Die Individuen, die im „Bachhause“ durch die wenigen Wochen, während welcher man die „Mazes“ bäckt, ihren Erwerb suchen, sind zumeist solche Leute, deren Faulheit oder Ignoranz sie zu keinem andern Gewerbe zuläßt. Jedoch will dieses nur von jenen Leuten gesagt sein, die dem „Mazesteig“ die eigentliche Form verleihen. Die Recrutinen, die das „schöne“ Geschlecht liefert, stehen auf keiner höheren Stufe. Daß bei diesen Leuten, wenn ihnen der Schweiß von der Stirne rinnt, der gute Ruf so manchen Khilemitgliedes leiden muß, um ihnen ihre Arbeit zu würzen, versteht sich von selbst. Da wird die „Khile“ im wahren Sinne des Wortes „zu Recht gelegt“, jeder einzelne von diesen Leuten, über Hals und Kopf im Schlamme eines wüsten Lebens steckend, spielt hier den „Gottspolizei“ und bricht über manches edle Judenkind der Gasse den Stab, den man über ihn schon längst gebrochen. Einer würdigeren Gattung von Menschen gehören die höheren Beamten dieses Institutes an. In erster Reihe, als das geachtete Oberhaupt, steht der „Mischkich“ [1]) da, gewöhnlich ein Mann, den seine „Morena“ [2]) nicht vor Armuth geschützt. Er hat die Arbeiten zu besichtigen, ob sie den bestehenden Gesetzen gemäß vollführt werden. Ihm zunächst ist der „Kneter“, der den Teig, nachdem er geknetet in seiner formlosen Rohheit, an die Arbeiter zum Formen der eigentlichen Mazen austheilt, und ihm an der Seite steht der „Gießer“, der den „Kneter“ in seinem Geschäfte unterstützt, indem er den Beruf hat, das Mehl, das sich im Knetbecken befindet, mittelst des Wassers anzufeuchten. Als letzter Würdenträger ist endlich im „Bachhause“ noch der sogenannte „Schießer“ zu erwähnen, der gleichsam als Gouverneur der Oefen zu fungiren und dafür zu sorgen hat, daß die ungesäuerten Kuchen genießbar aus der Feueresse herauskommen. — Es war um die Mittagszeit, als Paltiel „Kozen“ mit seinem Gaste den Weg nach dem „Bachhaus“ einschlug. Der „neue Chasen“ hatte noch immer seine Augen herumschweifen zu lassen, denn die Prager Judengass' hatte sein ganzes Wohlgefallen erregt und er konnte sich nicht satt sehen. Paltiel war wieder mit sich selbst beschäftigt, der gekränkte Mann ging schweigend

[1]) Aufseher über rituelle Angelegenheiten. [2]) Rabbititel.

einher und schlug nicht einmal die Augen auf. Vor dem „Bachhause“ angelangt trafen sie in der Thüre die dürre Gestalt „lang Maierls“, der sie beide mit verachtendem und triumphirendem Lächeln ansehend, aus dem Bachhause ging. Der ist so lang als das „Goles“,[1]) redete Berl Altman seinen „Balbos“ an. „Wenn ich ihn seh, möchte ich vor ihm ausspucken,“ antwortete ganz ruhig Paltiel. Unterdessen waren sie im Innern des erwähnten Institutes angekommen; bei ihrem Eintritte konnte man ein auffälliges Murmeln an den kupfernen Arbeitstischen deutlich wahrnehmen. Der „Mischkich“ war der Einzige, der den beiden Ankömmlingen die Hand schüttelte und sie freundlich willkommen hieß. Warum er das that, dazu hatte er, wie jedermann wußte, seine guten Gründe; Paltiel ließ ihn nämlich wochentlich am Sterbetage seines Weibes in seiner Behausung „lernen“ und bezahlte dieses sehr gut. Der neue Chasan hatte nach und nach einzelne Institutionen in Augenschein genommen, und da und dort Bemerkungen über die Güte oder Unzulänglichkeit der Einrichtungen fallen lassen. Natürlich kam ihm da das Viele, was er in den verschiedensten „Khiles“ gesehen, zum Vergleich zu gut. Seine Kritik hatte aber eben so natürlich unter den dortigen Arbeitern viel Mißfallen erregt, und es fehlte darum auch nicht an hie und da fallengelassenen spöttischen Bemerkungen: „Er soll hergehen und es besser machen, wenn er's könn.“ Derartige Antikristen ließ der „neue Chasan“ wie überhört vorübergehen; Paltiel, der sich immer an seiner Seite befand, hatte gar kein Ohr für das Verschiedene, das ihm Berl Altman bemerkte, denn er mußte hören, was er sich gerne erspart hätte. Die satyrischen Anzüglichkeiten bezogen sich alle auf sein „Hannele“, und die Beleidigungslust dieser Leute ging so weit, daß einer aus ihrer Mitte die freche Frage an ihn stellte: „Nun, Reb Paltiel, was macht Euer Aden[2]) Prokop?“ Paltiel, wie vom Blitze getroffen, blieb vor dem Frager stehen. Er wollte reden, aber die Sprache versagte ihm; sein Blut kochte und das Herz drohte ihm zu zerspringen. Da riß er sich von dem Frager los, und stürzte wie wüthend hinaus in's Freie, seinen Begleiter Berl Altman zurücklassend. Durch Winkelgassen schlug er taumelnd den Umweg nach seiner Wohnung ein. Die Frage jenes Elenden wollte ihm nicht aus dem Sinne, er brauchte nicht lange darüber nachzudenken, um die furchtbare Thatsache zu

[1]) Exil. [2]) Eidam.

ahnen, die ihr zu Grunde lag. Jetzt erst wußte er, was die Leute seit wenigen Tagen von ihm wollten, und gerade vor seinem Hause angelangt, fiel er besinnungslos zu Boden.

Das Verhältniß zwischen „Prokop" und „Hannele" war dem Ghetto kein Geheimniß mehr; überall wußte man zu erzählen, daß das „fromme" Judenkind mit dem Bäckerburschen gehe. Das Aufsehen, das die Nachricht verursachte, war unermeßlich; wer noch ungläubig war, der brauchte sich nur in die Vergangenheit zurückzuversetzen, um über alles sich Aufschluß geben zu können. Daß man hie und da noch immer zweifelte, hatte seinen Grund darin, daß die Nachricht von einer Person herstammte, zu deren Tugenden grade nicht die Wahrheitsliebe gehörte. Man wird sich wohl noch erinnern, daß bei der letzten Zusammenkunft Hannele's mit Prokop an dem verhängnißvollen Abend des „Schabbes hagodel" in demselben Augenblicke, da Hannele auf der raschen Heimkehr begriffen war, eine lange Männergestalt an ihr vorüberhuschte, die wir als „lang Maierl" erkannten. Der „Pflastertreter", der schon längst auf „schön Hannele" einen „Stich" hatte, war seit längerer Zeit dem Treiben der beiden Liebenden auf der Spur; mit Ungeduld harrte er des Augenblicks, wo er sich an Hannele rächen könnte. Er war gekommen. An jenem Abende hatte „lang Maierl", der den ganzen Tag hindurch „schlinke schlange" in der Judengaß umherging, eine Stunde bevor man „in Schul" rief, Hannele aus dem Hause ihres Vaters gehen sehen. Neugierig, da er schon einigemal sie um dieselbe Zeit weggehen sah, schlich er Hannelen unbemerkt nach. Ohne im geringsten Aufmerksamkeit zu erregen, hatte er sich in eine der Nischen an der Außenseite der Fischerhütte postirt, und hier dem lebhaften Gespräche der beiden Liebenden zugehört. Die teuflische Freude, die der Elende empfand, ließ ihn sogar das „erste Oren" des „neuen Chasen's" in der „Altschul" versäumen, und wie froh wäre er gewesen, wenn neben ihm die „ganze Khile" vor der Fischerhütte gestanden hätte. Daß nun „lang Maierl" am folgenden Tage das Seinige gethan, um die Sache unter die „Khileleut" zu bringen, haben wir aus der Art und Weise, wie man auf allen Seiten Paltiel Kozen begegnete, deutlich ersehen.

Wir lassen für eine kurze Zeit die Lage im Paltiel'schen Hause, seit dem letzten unglücklichen Ereignisse ungeschildert, und

gehen zu etwas über, was auf unsere Geschichte von großem Einfluß sein wird. Wir haben Prokop verlassen, als er von seinem treuen Freunde Waclav geleitet, das geheimnißvolle Häuschen am „Tummelplatz" betrat. Was sich dort seinen Augen und Ohren erschloß, werden wir später erfahren. Genug, Waclav hatte Recht, wenn er das, was dort vorging, mit dem Glücke Prokop's in engster Verbindung brachte. Als Prokop in dieser verhängnißvollen Nacht seine Wohnung aufsuchte, war er wie umgewandelt. Die zwei Stunden, die er in jenem Häuschen zugebracht, hatten ihn ganz verändert. Man hörte keine Klage über seine Lippen kommen, daß aber etwas Wichtiges ihn bewege, konnte sich keiner verhehlen, der den jungen Prokop früher, noch vor einigen Tagen, und jetzt gesehen. Durch volle fünf Tage hatte er sein Haus nicht verlassen, keinem als seinem Waclav war es vergönnt, in sein Inneres zu schauen. Die Berathungen zwischen den Freunden währten ganze Nächte hindurch, denn bei Tag hatte Waclav, der im Herrndienste stand, nicht Zeit, um zu Prokop zu kommen. Es muß etwas Einflußreiches in seiner Lage eingetreten sein, daß ihm keine Thräne die ganze Zeit hindurch entkam. Nur wenn sich alles in seinem Kopfe zusammendrängte, und er an sein „Hannele" dachte, da sprang er auf und wollte hinausstürmen, aber ein anderer Gedanke bemächtigte sich seiner, der ihn wiederum bleiben hieß. So war es ein harter Kampf, den Prokop in den Tagen zu führen hatte, wo auch aus dem Hause seiner „Hannele" der Friede verscheucht war. So treffen wir an demselben Tage, an dem die Schmach im „Bachhause" auf Paltiel „Kozen" so erschütternd wirkte, Prokop vor dem Thore des jüdischen Rathhauses stehen und die drei gewöhnlichen Schläge thun. Der „Meschores",[1]) der darauf öffnet, macht nicht wenig große Augen, als er den Bäckersohn vor sich sieht; vor Schreck fällt ihm das lose auf dem Haupte sitzende Sammt-Käppchen herunter, und er steht unversehens baarhaupt vor dem Burschen. Doch allsogleich sich fassend, ruft er Prokop spöttelnd zu: „Was wollen Sie da?" „Den Rosch hakohl sprechen," antwortete kurz Prokop. „Der hat jetzt was anders zu thun," wendete der „Meschores" ein. Prokop aber, ohne sich weiter um den Alten zu kümmern, hatte bereits die Treppen erreicht und schritt hinauf. Im ersten Stockwerke angelangt, öffnet er das erste der ihm in's Auge fallenden Zimmer,

---

[1]) Gemeindediener.

und wird darin von einem zweiten „Meschores“ freundlich empfangen, der ihm auf seine Anfrage bedeutet, in den anstoßenden Saal zu treten. Dem Rathe des freundlichen Meschores folgend, tritt er in den Saal, in dessen Mitte an einem langen Tische ein bereits gealterter Mann, tief in Schriften eingegraben sitzt. Der Rosch hakohl, der den Eintretenden gar nicht bemerkt zu haben scheint, ist ein stattlich gebauter Mann von mittlerer Größe. Das spärlich auf dem kahlen Scheitel aufliegende graue Haar, die ziemlich hohe Stirn, die großen Augen, die mit einer goldgefaßten Klemmbrille bewaffnet sind, geben dem Aeußern des Rosch hakohl's nicht wenig Imponirendes. Prokop bleibt betroffen einige Augenblicke stehen, er wagte es nicht, den Würdenträger aufzustören. Doch eben wendete sich der Greis plötzlich um, und war nicht wenig erstaunt, Prokop, der ihm genau bekannt war, vor sich zu sehen. Mit der gewohnten Zuvorkommenheit, von der der „Rosch hakohl“ beseelt war, besonders wo es galt den Christen gegenüber seine Würde zu vertreten, ging er auf Prokop zu und frug ihn, was sein Begehr. Auf die von Prokop erhaltene Antwort, daß er ihn wo möglich allein in einer äußerst wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche, führte er ihn in's anstoßende kleine Cabinet. „Mein Herr!“ beginnt Prokop, „während Sie und die ganze Judenschaft mit Ruhe und Zufriedenheit das Passachfest verleben, sorglos, weil sie sich abgeschlossen von der Außenwelt wähnen, werden in derselben Judenstadt, die Sie und Ihre Gemeinde beherbergt, Ränke geschmiedet, die allen Prager Juden das Leben kosten sollen.“ Der „Rosch hakohl“ blieb wie versteinert stehen, das frühere Roth seiner Wangen hatte einer fahlen Blässe Platz gemacht. „Ich bin andern Glaubens als Sie und Ihre Mitbrüder“, fuhr Prokop bewegt fort, „aber wie Sie wissen, seit meiner frühesten Kindheit in diesen abgeschlossenen Mauern aufgezogen, bin ich, trotz dem, daß ich Christ bin, mit den hiesigen Juden enge verwachsen. Das und etwas, was ich Ihnen später noch gestehen will, bewegt mich, Ihnen eine Schandthat zu verrathen, an deren Ausführung man begriffen ist. Ihr Tod und der der ganzen Gemeinde ist beschlossen, wenn nicht schnell Rath geschafft wird; beschlossen von Leuten, die, so klein sie auch an Zahl sind, furchtbar werden können, weil sie einen Bundesgenossen an der Zeit haben. Mit dem Abend des achten Tages hört bei ihren Glaubensgenossen das Verbot auf, Gesäuertes zu essen; dieser Abend ist dazu bestimmt, die ganze Judenschaft Prag's

auszurotten. Wissen Sie: an diesem Abend Sie und Ihre ganze Genossenschaft aus dem Wege zu räumen, ist von wenigen Ruchlosen entschieden. Das „Wie" kann Ihnen nach meiner Rede nicht mehr verborgen sein. Der Zudrang, der an diesem Abend zum Kaufe von Brod und anderem Gebäcke stattfindet, ist Ihnen bekannt; aber das ist Ihnen nicht bekannt, daß dasselbe Brod, nach dem sie sich sehnen nach achttägiger gesetzlicher Entbehrung, die ganze Gemeinde in die Arme des Todes führen soll."

Der „Rosch hakohl", während der ganzen Rede Prokop's sichtlich ergriffen, konnte sich nicht länger halten, und sank einen Schrei ausstoßend rücklings zur Erde. Es dauerte nur einen Augenblick und der Meschores im anstoßenden Zimmer war zur Hilfe herbeigeeilt. Prokop selber war mehr einer Salzsäule ähnlich; er wollte sich anschicken zu gehen, aber der indeß wieder zum Stehen gebrachten „Rosch hakohl" bedeutete ihm zu bleiben. Der Meschores nichts als ein Unwohlsein ahnend, ging wieder aus dem Zimmer, und im selben Augenblicke ging der Greis auf Prokop zu und umarmte ihn unter einer solchen Fluth von Thränen, daß sein Dank gar keine Worte finden konnte. Nach längerem Stillschweigen begann er endlich: „Großer Gott! Herr Prokop, Sie müssen gar kein Christ sein, eine wahre Judenseele." Doch Prokop bat ihn, in seiner Extase einzuhalten, und ihn erst den Kelch ganz ausleeren zu lassen. Der „Rosch hakohl" und Prokop mögen noch eine Stunde beisammen geblieben sein, bis ersterer den frevelhaften Anschlag einiger unseligen Fanatiker in seiner Gänze vor Augen hatte, und die Trennung mochte eine schwere gewesen sein, wenigstens staunte alles bei „Khol", als der „Rosch hakohl" den Bäckerburschen Prokop persönlich bis an's Hausthor geleitete und ihm dort noch herzlich die Hand drückte.

Von dem Tage an, wo Paltiel beim Heimgang aus dem „Bachhaus" bewußtlos in der Hausflur niedergesunken war, war dem Unglücke in Paltiel's Hause das Thor geöffnet. Auf sein Zimmer gebracht, ermattet, verlangte er „Hannele" allein zu sprechen. Die schauderhafte Scene, die damals zwischen dem ehrgekränkten Vater und der liebenden Tochter vorgefallen war, erlasse man uns zu schildern. Hannele hatte alles, was der Vater forderte, gestanden; mit der Geduld einer starken Seele hatte sie den wüthenden Groll Paltiel's, der seine furchtbaren Ahnungen in

Erfüllung gegangen sah, über sich hintoben lassen, selbst dann, als ihr der Vater, einen Fluch auf der Zunge, die Thüre wies. Am selbigen Abend noch mußte man Paltiel zu Bette bringen. In ein Fieber verfallen lag er da, bewußtlos, der Sinne beraubt. Bald sah er athemlos, einem Leblosen ähnlich, bald erhob er sich, von fieberhaften Träumen aufgeschreckt, die Hände gegen den Himmel hebend. Wenn man aus seinen abgerissenen Reden ja etwas zu entnehmen im Stande war, so waren es zumeist nur die Namen „Hannele" und „Prokop". Beim letztern erhob er sich immer krampfhaft vom Lager, als wollte er hinausstürmen, aber kraftlos sank er wieder zurück. „Hannele", von so schwerem Leid gebeugt, ließ es sich doch nicht nehmen bei ihrem Vater zu bleiben, Tag und Nacht saß sie vor seinem Lager, weinend über ihr Los; was mußte sie fühlen, wenn sie den Namen „Prokop" in so wild bewegten Lauten aus dem Munde ihres Vaters hörte, und wenn sie an Prokop dachte, von dem sie seit Tagen nichts gehört? Niedergedrückt von der Gewißheit, die Ursache der Krankheit ihres Vaters zu sein, gequält von furchtbarem Zweifel, ob nicht zwischen Prokop und Paltiel etwas vorgefallen, saß sie da am Krankenlager ihres Vaters, selber eine Leiche. Hatte „Krösel" nicht recht, wenn sie sagte, „Hannele komme jetzt alle ihre Chatoim [1]) ab?" Und die andern Geschwister Hannele's? „Kele" tröstete fortwährend ihre Schwester, daß der Vater sich ja bald erholen werde, wie der „Balbirer" gesagt hat; ach, sie wußte ja nicht, was im Herzen ihrer Schwester vorgehe! Die kleinen Burschen lagen niedergekauert zu Hanneles Füßen, und sahen starr auf den Vater hin; unbewußt dessen, was da vorgehe, rollte dennoch mehr als eine Thräne über ihre frischen Wänglein. „Cheimele" aber betete fleißig und sagte zu „Hannele", daß er ja nicht mehr „überschluppern" wolle in seinem ganzen Leben, wenn nur der Vater wieder gesund werde. Die alte „Krösel" saß am Fenster abseits mit ihrem „Thilemel" [2]) und betete vor sich hin, und jedes Blatt, das sie „ummischte", war von Thränen des Mitleids gebadet.

Was machte aber Berl Altman? War er vielleicht weniger bedrängt, als die ersten Glieder der Familie? Nein. Ueberall, wo es galt, für Paltiel etwas zu thun, war er obenan; wie viele Mal in der Nacht hat er nicht ungeheißen den „Balbirer" geholt? Das Ereigniß im „Bachhaus" hatte auch bei ihm nicht verfehlt,

---

[1]) Sünden. [2]) Psalmenbüchlein.

den traurigsten Eindruck zu machen. Jene vom Spott getragene Frage an „Balbos" hatte ihn empört, nachdem er sie verstanden. Er war Paltiel nachgerannt, ein Unglück befürchtend, hatte ihn aber zu Hause nicht getroffen, weil, wie wir wissen, Paltiel Umwege eingeschlagen, um den Leuten aus dem Wege zu gehen. Er hatte ergriffen mit angesehen, wie man seinen ihm so lieben „Balbos" in's Haus gebracht, als er das zweite Mal dahin zurückkehrte; und nachdem ihm „Krösel" alles erzählte, was mit Hannele vorgehe, konnte er sich alles in diesem Hause in wenigen Tagen Erlebte zurechtlegen und ordnen. Er schreckte zwar zurück, als er hörte, daß Prokop kein Jude sei, aber wiederum konnte sein Herz, das für die Leiden der Menschen empfänglich war, auch Hannelen die Theilnahme nicht versagen.

So stand es um die erste Zeit in Paltiel's Hause. Mit den folgenden Tagen trat aber eine Erleichterung in den physischen Leiden Paltiel's ein. Das Fieber wich nach und nach, er konnte manche Stunde ruhig liegen. Sein erster Blick, als er zu Bewußtsein kam, fiel auf Hannele. Sie drückte und küßte seine Hand, er konnte nur mit einem Seufzer antworten; doch Hannele verstand, was dieser zu bedeuten habe. In diesen einen Seufzer war sie im Stande, die Geschichte der Leiden ihres Vaters zusammen zu fassen; denn wer auch kannte diese besser als sie? Wenn Paltiel sich aufrichtete und seinen Blick auf die Umstehenden warf, und der auch bei ihr sanft ruhen blieb, da waren Centnerlasten von ihrem Herzen gefallen, und es war ihr, als ob sie schönere Tage hereinbrechen sähe.

Der letzte Tag des Passachfestes war da, ein Tag, wie ihn der Frühling dieses Jahres noch nicht gehabt. Der Himmel hatte sich in's Feierkleid geworfen, und blickte lächelnd auf das ruhige Ghetto hinab, als wollte er mit den Juden freudig von dem Feste Abschied nehmen, das sie durch acht Tage hindurch, im Andenken an die einstige Befreiung ihrer Vorfahren aus dem egyptischen Joche, feierten. Ja, das Brod, das ihre Väter damals aßen, war nicht gesäuert, die Sonne nur hat es mit ihren wärmenden Strahlen genießbar gemacht; das Brod, das sie aber jetzt aßen, war auch ungesäuert aus dem Ofen des „Bachhauses" gekommen, aber doch ward es sauer denen, die es aßen, durch die Bedrängnisse und das Trübsal, das ihnen von Seiten ihrer

christlichen Mitbürger angethan wurde. Mit den Feiertagen verschwindet aber jede Klage bei den Juden; da ist es, als ob alles in's Meer der Vergessenheit getaucht wäre, was nicht erhebend für die Seele, stärkend für das Herz ist, und wenn auch bei Manchem ein nicht zu unterdrückender Seufzer über die Lippen will, so stirbt er, bevor er zu Worte kömmt. Und so kam es, daß auch in diesem obenerwähnten letzten Feiertage alles rege im Ghetto war; wenn man die freudigen Gesichter sah, auf denen der Passach beim Scheiden noch lächelte, so mochte man gar nicht glauben, daß der künftige Morgen wieder die alte Plage in ihre Häuser bringen sollte. Es war bereits die Mittagsstunde vorbei, und aus allen Straßen sah man Spazierende einherschreiten. Freilich erstreckte sich damals die Promenade nicht wie heute bis auf die buntbewachsenen Parkanlagen oder in die grünumschatteten Alleen und Gänge des Baumgartens, sondern der Jude erging sich in den belebten Straßen seines Ghettos, wo er Menschen finden konnte, die sich mit ihm freuten an demselben Tage aus derselben Ursache; er hatte kein Verlangen die Thore zu öffnen, die ihm nur zu deutlich an den Tag legten, was er von da draußen zu erwarten habe. In den schönsten, buntfarbigsten Kleidern angethan, Arm in Arm schritten die „Balbatim" einher, über die mannigfachsten Dinge ihrer Gemeinde lebhaft sprechend. Dort sah man orientalische Schönheiten im tiefen Gespräche verwickelt, man sah diesen jungen freudestrahlenden Augen an, daß sie noch wenig geweint und das Leben, wenn auch in enger Begrenzung, dennoch nur noch in seinen Lichtseiten kannten. Man mochte sie hören hin- und widerreden, immer kamen sie zu Ende ihres Gespräches darauf hinaus, daß man doch bei „Jentels" oder „Fradeles" „Chasene" [1]) tanzen werde oder daß „Jokewel" schöner sei als „Schmule". Auf andern Seiten gruppirte sich wieder die junge Männerwelt des Ghettos, „jomtowige" [2]) Leute, wie sie die Mädchen zu nennen pflegten. Aber heute malte sich noch etwas ganz anderes als an andern Jomtowim auf den Gesichtern der Ghettobewohner; es war die Neugierde. Die ganze „Khile" war nämlich um drei Uhr Nachmittags in die „Altneuschul" geladen zur „Drosche", welche der ehrenwerthe „Rebbe" führen werde. Der Umstand, daß der „Rebbe" forderte, es sollen nicht wie sonst die „Lamdonim" [3]) und „Bocherlech" nur zur „Drosche" [4]) kommen, sondern die „Balbatim",

---

[1]) Hochzeit. [2]) fesche. [3]) Gelehrte. [4]) Predigt.

so viel ihrer die „Schul" fassen wird, hatte die größte Spannung hervorgebracht. Die Zusammenkunft Prokops mit dem „Rosch hakohl" auf der „Kohlsstub" hatte allgemeines Aufsehen erregt; die verschiedensten Vermuthungen machten sich breit, man rieth in's Blaue hinein, ohne irgend festen Boden fassen zu können. Anhaltspunkte gab es zwar genug, wenn man die Geschichten von „Paltiel" und dem „neuen Chasan", die die vergangenen Tage brachten, berücksichtigen wollte. Man wußte bereits überall, daß Paltiel „Kozen" schwer darnieder gelegen, und machte sich über den Vorfall im „Bachhause" lustig; ja es fehlte auch jetzt nicht an Spötteleien. So hörte man auf einigen Seiten sagen: „Der Kozen laßt sich lieber aufhängen, eh' er dem Balbirer e Heller gibt." Solche Urtheile fällten noch immer Leute über einen Mann, der die Zierde des Ghettos genannt werden konnte. Der „neue Chasan" war schon längst im Mißcredit, weil er bei Paltiel aus- und einging, aber „oren" hörte man ihn noch gern zu.

Die meisten „Rädlech", wie man die Menschen-Gruppen zu nennen pflegte, standen um den Eingang der Altneuschule und harrten auf den „Schames".

Hervorragend unter diesen war eine Männergestalt, die der Gegenstand alles Spottes war. Groß und hager mit abgebleichten Wangen von gelblicher Gesichtsfarbe stand der Mann umringt von etwa zwanzig „Balbatim", die ihre Zungen an ihm abschliffen. Es war „Mordche", genannt der „Fresser". Er erzählte mit einem nicht genug zu lobenden Freimuthe und einer erstaunlichen Aufrichtigkeit seine Herkules-Thaten bei der heutigen Mittagstafel. Er hatte unter andern eine „Mazelokfch" [1]) „zu Wege gebracht", wie er sich gewöhnlich per paraphrasin auszudrücken pflegte, von der er erzählte, daß ihre inneren Räume so groß waren, daß „eine Musikbaude darinnen spielen hätte könne". Unter allgemeinem Gelächter, das von humoristischen Gemüthern noch durch witzige Anspielungen auf seinen ewig jungen Hunger gewürzt wurde, ward da die Unterhaltung fortgesetzt, bis endlich der Schames von der „Altneuschul" kam mit seinem Zunftzeichen, dem langen Bund Schlüssel. Ihm auf dem Fuße folgte der „Rebbe" vom Rosch hakohl und „Besdinschames" umgeben. Stromweise ergoß sich die Menge in die schwarzen Hallen der Altneuschule, es dauerte kaum einige Augenblicke und die bis hinaus stehenden Balbatim bewiesen die Ueber-

[1]) Eine jüdische Ostermehlspeise.

füllltheit des Gotteshauses. Heilige Stille herrschte, als der „Rabbi“ mit dem goldbebordeten „Tales“ bekleidet vor die Bundeslade trat. Nach einem kurzen Eingangsgebete die Wichtigkeit des Passachfestes, das jetzt seinem Ende entgegennaht, an den Tag legend, geht er auf die Schwäche des Menschen über, auf die Unzulänglichkeit seines Denkvermögens und ihm gegenüber auf die feste Unwandelbarkeit der göttlichen Gesetze. Zum Beispiel kündigt er der versammelten Menge an, daß auch er und das ganze „Besdin“ heuer einen Beweis ihrer Schwäche gegeben haben. Die Menge ist gespannt auf das, was da kommen werde; wer malt aber ihr Erstaunen, als sie aus dem Munde des „Rebbe“ vernehmen, daß durch eine irrthümliche Angabe das heurige Passachfest um einen Tag zu früh angefangen habe und daß der Rabbi erst heute das schwere Versehen, das er und das gesammte Besdin sich habe zu Schulden kommen lassen, eingesehen habe. Der „Rebbe“ forderte sie daher auf, ihre Enthaltsamkeit mit dem heutigen Abende noch zu zeigen und das Passachfest nach den heiligen Gesetzen am morgigen Tage zu beschließen. „Wie Gott überall helfe, so habe er es auch jetzt gezeigt, indem im „Bachhause“ für die ganze „Khile“ ein großer Vorrath an ungesäuerten Brod vorhanden sei, und wenn es nöthig sein sollte, auch noch heute Nacht zu Ehren Gottes die Arbeiten im „Bachhause“ würden fortgesetzt werden.“ Zum Schlusse noch bemerkte er, daß am morgigen Tage die ganze „Khile“ in den verschiedenen Schulen zahlreich beim Schachris und Mussifgebete eintreffen solle, weil ihnen dort alsdann etwas für das allgemeine Wohl Wichtiges werde vorgelesen werden. Nach diesen Worten, die nicht wenig Aufregung hervorbrachten, verließ die Menge die Altneuschule. Die Rede des „Rebbe“ hatte nicht überall gleichen Eindruck hervorgebracht. Man theilte sich mit seiner Meinung in mehrere Parteien. Die Einen sagten: „Nun e Mensch is mer, hat sich das „Besdin“ auch „thoe“ gewesen“ und standen gar nicht an, den Befehl des Rabbi als bindend und giltig zu erklären. Andere, denen der Irrthum etwas wunderbar, unglaublich vorkam, ahnten, daß da etwas Wichtiges darunter stecke, und brachten mit dieser Ahnung die auf morgen festgesetzte Vorlesung in allen Schulen in Verbindung. Endlich gab es noch Andere, die, sei sie wahr oder nicht wahr, die Rede des „Rebbe“ nur deßwegen verdammten, weil sie gern schon heute den „chomezigen Borche“ gehabt hätten; wahrscheinlich war den Leuten nach ein

„Stückel Chomez" [1]) schon sehr bang und sie glaubten ihr „Heimweh" nach dem „Bierhause" nicht noch einen Tag aushalten zu können. Daß „Mordche Fresser" zum Advocaten dieser letzten Fraction gehörte, brauchte man nach den oben über diesen Herkules in der „Echile" [2]) gegebenen Andeutungen gar nicht zu bezweifeln.

Doch fügte sich Alles dem Willen des Rabbi und die Wallfahrt nach dem „Bachhause" war noch eine besuchtere, als die in die Altneuschule.

Den wahren Grund dieser Anordnungen hielten der Rosch hakohl und der „Rebbe" noch unter dem Schleier.

Wir müssen, da unsere Geschichte ihrem Ende zueilt, zur Verständlichkeit des hier vorgeführten Ereignisses der Altneuschule, wieder auf den Tag zurückgehen, an dem die wunderbare Zusammenkunft Prokops mit dem Rosch hakohl, die zu solch' zärtlichem Ende führte, stattfand. Der junge Prokop hatte dem Rosch hakohl in allen Theilen auseinander gesetzt, was der ganzen Judengemeinde mit dem Abend des „chomezigen Borche" drohe. In jener Nacht, in der wir ihn nach dem traurigen Abschiede von seinem „Hannele" mit seinem Freunde Waclav das verfallene Häuschen betreten sahen, hatte er die Entdeckung des abscheulichen Complottes einiger ruchlosen Seelen gegen tausende arme Menschen gemacht. Das Complott ging von den fünf Bäckern, die die Judenstadt beherbergte und denen sie ein schönes Auskommen verschaffte, aus und entsprang aus einer schändlichen Rachsucht gegen die Juden, weil diese vor einiger Zeit eine Verschwörung gegen die obersten Stadtbehörden, die von Bäckern angezettelt war, an's Tageslicht brachten. Mit einem Vertilgungsplane längst sich herumtragend, glaubten sie beim Herannahen des Passachfestes die schönste Gelegenheit gefunden zu haben, um ihre Mordgedanken in Ausführung zu bringen. Waclav, der seit längerer Zeit bei einem der Bäcker des Ghettos in Diensten stand und dessen Freundschaft zu Prokop wir kennen gelernt haben, hatte es nicht über sein Herz bringen können, Prokop, von dessen Liebe zu Paltiels Tochter er wußte, das zu verschweigen. Daß er ihn in jener Nacht aufgesucht, gefunden und an den Ort, wo der frevelvolle Plan ausgebrütet worden, geführt, haben wir erfahren. Dort hatte Prokop mit Schrecken wahrgenommen, daß seine Mutter unter den Verschwörern durch ihren Altgesellen vertreten war.

[1]) Ein Stückchen gesäuertes Brod. [2]) im Essen.



Es ward beschlossen, sämmtliches Gebäcke für die Juden, die sich nach achttägiger Entbehrung zu den Kramladen am Abend des achten Tages gewöhnlich in Massen zu drängen pflegten, zu vergiften und so am leichtesten den Untergang des ihnen verhaßten Geschlechtes zu ermöglichen. Der Leser wird sich jetzt leicht den Kampf, der in den vergangenen Tagen im Herzen Prokops durchgekämpft wurde, erklären können. Es war die eigene Mutter, die er dem Untergange, einem schmählichen Tode preisgeben mußte, wenn er die einzig geliebte Hannele und ihre Familie erhalten wollte. Konnte er das Eine thun, das Andere lassen? Endlich reifte der Entschluß in ihm. Waclav hatte Recht, wenn er die Abwendung dieses Unglückes von den Juden mit einer glücklichen Lösung seines trostlosen Verhältnisses zu Hannele in Verbindung brachte; es stand bei ihm mit einem Male fest, die Mutter bei Zeiten zu retten und Hannele zu gewinnen. Was er zu diesem Behufe für einen Weg einschlug, haben wir gesehen. Nachdem ihm der „Rosch hakohl" nach mehrstündiger Unterredung mit großer Gerührtheit gedankt, und ihm zu erkennen gegeben, wie er dem Unglücke noch zeitig vorbeugen nnd die Verbrecher bei frischem Unternehmen ertappen wollte, hatte ihm noch unter lautem Weinen Prokop zwei Versprechen abgenommen, erstens: seine Mutter gänzlich aus dem Spiel zu bringen, und zweitens: bei Paltiel gute Worte für ihn einzulegen. Der Rosch hakohl besann sich lange, ehe er in diese beiden Versprechen zu willigen wagte, besonders war es das Verhältniß Prokops mit Hannele, das ihm Schwierigkeiten zu machen schien, weil er nicht voraus zu bestimmen wagte, ob der strenge, charakterfeste Paltiel ihn in dieser Angelegenheit anhören werde. Endlich aber konnte der von der Biederkeit des christlichen Jünglings ganz eingenommene Rosch hakohl den Bitten Prokops nicht länger widerstehen. Die geschickte Art und Weise, wie er in Verbindung mit dem „Rebbe" dem Unglücke vorzubeugen suchte, haben wir kennen gelernt; es ward beschlossen, damit alles seinen gewöhnlichen ungestörten Gang gehe und die Habhaftwerdung der Verbrecher nicht gestört werde, zu der erwähnten List Zuflucht zu nehmen.

Am Abende, an dem der eigentliche „chomezige Borche" fiel, herrschte an den Punkten des Ghetto, wo sich Bäckerbuden befanden, ein großer Tumult. Die massenhaft noch in den Straßen versammelte Menge hatte mit Erstaunen die Maßregeln angesehen, die man plötzlich ergriffen. Ein Trupp Stadtpolizisten hatte

nämlich beim Oeffnen der Bäckerbuden an allen Punkten zugleich, die Confiscirung sämmtlichen Gebäckes vorgenommen. Niemand konnte diesen Vorgang begreifen. Noch geeigneter die Verwunderung und geheimnißvolle Spannung der „Khile“ zu vermehren, war die eingetroffene Kunde, daß von Seiten der Stadtpolizei sämmtliche Bäckerwerkstätten umzingelt und die darin sich befindenden Individuen allsogleich verhaftet wurden. Die alte Prokop war allein von dieser Haussuchung verschont geblieben, doch traf sie die Strafe des Himmels. Als sie von dem Vorgange hörte, wurde sie vor Schrecken vom Schlage gerührt, und nicht lange dauerte es, so war sie unter den Todten.

Wichtige Ereignisse haben uns auf einige Zeit vom Hause Paltiel's entfernt gehalten. Paltiel wurde Tag für Tag ruhiger, und mit der Verminderung der Leiden trat auch eine größere Sanftmuth bei ihm ein, die sich vorzüglich Hannele gegenüber zeigte. Gottergeben, schien er alles der Zukunft anheim zu stellen und von ihr all' sein Heil zu erwarten. Er nahm sich vor, dem „neuen Chasan“ nichts von seinen frühern Plänen mit Hannele zu verrathen, weil er die Abneigung beider gegeneinander nur zu wohl eingesehen. Ob aber Hannele je Prokop werde entsagen können, dieser Gedanke drückte ihn noch sehr; doch erst, wenn er gänzlich hergestellt, meinte er Hannele zu überreden. Die Vorgänge in der „Khile“ während der drei letzten verhängnißvollen Tage Passach, die wunderbare Unterredung Prokops mit dem Rosch hakohl, die räthselhafte „Drosche“ in der Altneuschule, von der ihm Berl Altman erzählte, und der verschobene „chomezige Borchu“ waren auch ihm bekannt geworden. Zumeist aber war es die Mystik der „Drosche“, die den Scharfsinn Paltiels sehr in Anspruch nahm, aber versteht sich fruchtlos. Der kluge Mann wußte so gut wie der „Rebbe“ und das ganze „Besdin“, daß der Passach seinen richtigen Anfang in der „Khile“ genommen habe und daher mit dem Tage der „Drosche“ endigen müsse; was konnte den Rebbe bewogen haben, den „chomezigen Borchu“ auf den andern Tag zu verlegen? Das war dem Manne, der sonst das feinste Gewebe mit seinem Scharfblicke zu durchdringen vermochte, gänzlich unbegreiflich. Freilich ahnte er nicht, daß das alles mit dem Frieden seines Hauses so eng verknüpft sei; auch

in seinem Hause sollte bald das schwarze Gewölk einem heitern blauen Himmel Platz machen.

Tags darauf, nachdem die Confiscirung des Gebäckes und die Inhaftnehmung der Bäcker vorgenommen worden war, wurde der ganzen „Khile", versprochener Weise, der Schleier von allen Geheimnissen gelüftet. In allen Schulen ward die wunderbare Anwendung eines frevlerischen Vorhabens von Seiten der Bäcker laut verkündigt und Prokop als Retter der Juden bezeichnet. Der Jubel der ganzen „Khile" konnte da nicht ausbleiben; von allen Seiten hatte der über den Todesfall seiner Mutter tiefbetrübte Prokop die größten Ehrenbezeigungen entgegenzunehmen; doch war dies Alles für ihn nichts, denn er harrte mit Sehnsucht eines Lohnes, der ihm all sein Leid der letzten Tage aufwiegen sollte.

Am Abende dieses freudenvollen Tages waren alle Straßen des Prager Ghettos dicht belebt, besonders um Bäckerbuden und Bierschänken herum sah man die größten Gruppen. Man kaufte und aß das frisch gebackene Brod um so mehr mit Lust, als man denken mußte, wie, ohne Prokop, das gestrige Brod geschmeckt hätte. Auch der Volkswitz sollte von dem freudenreichen Ereignisse des Tages nicht unberührt bleiben, denn ganze Schaaren von Gassenjungen durchzogen die Straßen und sagen mit lauten Stimmen die improvisirten Verse:

Rothe, blaue Stern,[1])
Harndlech[2]) eß ich gern
Grünbart, Rothbart
Allerlei Stern.

In Paltiels Hause war man wie aus den Wolken gefallen, als man vernahm, wie und durch wen die Khile gerettet worden. Auf Paltiel selbst war diese Nachricht von wohlthuender Wirkung, umsomehr, da mit der Rettung der Gemeinde der Name dessen engverbunden war, der ihm so viel Kummer verursacht. Auch Hannele traute ihren Ohren nicht; es war ihr, als finge sie

---

[1]) Noch heutzutage kann man diese Strophe am Ausgangsabend des Passachfestes von vereinzelten Stimmen singen hören. Die verschiedenen Bartfarben, über die sich das Lied lustig macht, haben ihren Ursprung in der Sage, daß unter den Verschwörern sich ein Grünbart und ein Rothbart befunden haben soll, was wir (besonders was den Grünbart anbelangt) jedoch nicht verbürgen wollen. [2]) Harndl, Kipfel (eine gewöhnliche Gebäcksorte).

erst wieder zu leben an. So stand es, als nach zwei Tagen der Rosch hakohl in Begleitung des „Rebbe“ und des jungen Prokops in die Wohnung des nicht wenig überraschten „Kozen“ kamen. Was da vorgefallen, kannst du dir, lieber Leser, vorstellen; zumeist war die Freude Hanneles, die nach 10 Tagen Prokop wieder sah, unbeschreiblich.

Die Unterredung zwischen den Gästen und Paltiel währte lange und hatte ein wunderbares Resultat, denn bald darauf sprach man im Ghetto von nichts anderem als der bevorstehenden Verlobung Hanneles mit dem Retter der „Khile“. Die ganze Gemeinde war nun wie umgewandelt, Paltiel mit seiner ganzen Familie der Gegenstand allgemeiner Verehrung, und als nach 14 Tagen die Abreise Hanneles und Prokops nach Amsterdam stattfand, in welcher letzteren Stadt Prokop zum Judenthum sich bekehren wollte, da war die ganze Khile auf den Füßen, den Ausziehenden das Geleite gebend; kein einzig Auge blieb thränenleer, und ein „Masel tow“ [1]) kam aus dem Munde Aller. Der junge Waclav, voll Freude über das Gelingen seiner Pläne, begleitete das junge Paar.

Und Berl Altmann? Der ward — du wunderst dich doch nicht, lieber Leser! — mit seiner hübschen „Kele“ Bräutigam, und so war es denn doch dem „Kozen“ bestimmt, den „schönen Chasen“ als seinen Eidam vor sich zu sehen. Paltiel bekam nach diesen Vorgängen nicht den „Chower“, den man ihm noch früher verweigerte, sondern die „Morenu“; [2]) der Rebbe in eigener Person hatte ihm dieselbe überbracht. Unzufrieden bei dem allen waren nur zwei Personen in der „Khile“, „lang Maierl“ nämlich und die alte „Krösel“. Ersterer, weil man ihm beide Töchter Paltiels nun weggeschnappt, letzere aber meinte immer: „Schad werklich, daß ich nit mehr jung bin!“ —

Bald darauf mußten die vier Rädelsführer der Verschwörung ihren mißlungenen Anschlag mit dem Tode büßen, und am selben Tage wurde auf allgemeines Verlangen „Reb Paltiel Kozen“ zum Nachfolger des inzwischen verstorbenen „Rosch hakohl“ ernannt.

---

[1]) Gut Glück. [2]) Gelehrtentitel.

Jude und Prinzessin.

Erzählt von **Moritz Popper.**

Jenseits des Meeres liegt ein Wunderland mit ewigem Sommer, mit Bäumen, die gebratene Kastanien tragen, und Kirschen, wie die Kinderköpfe, kurz ein Schlaraffenland. Aber die Menschen, die dort wohnen, haben keine Industrie, sie bezahlen für eine bloße Stecknadel einen halben Centner Gold, und für einen eisernen Nagel eine Hand voll Diamanten. Man kann sich daher leicht denken, daß dort von jeher viele Juden hausirt haben, und wenn die Gelehrten über die Lage dieses Landes Auskunft geben wollten, so würde heutzutage gar mancher dorthin reisen. Nun aber gab es in Prag einen armen Hausirer, der viel von diesen einträglichen Geschäften gehört hatte. Sein eigener Vater hatte sich in dem herrlichen Lande große Reichthümer gesammelt, und wenn es auf der Rückreise keinen Sturm gegeben und das Schiff kein Loch bekommen hätte, so ist gar kein Zweifel, daß die Firma: „Finkeles und Compagnie“ noch heutzutage in großer Achtung stände. Dieses Unglück jedoch brach dem alten Manne das Herz, und er starb. Aber auf dem Todtenbette liegend, ließ er seinen Sohn schwören, niemals eine Reise auf das Meer zu machen. Dieser Sohn hatte außer den angeborenen Talenten eines Hausirers zwei merkwürdige Eigenschaften: Er konnte stundenlang über seinem Mischnajes sitzen ohne Langweile zu bekommen, und beim Beten wackelte er so schön und regelmäßig hin und her, wie das Perpendikel einer Uhr. Da er nun drei Viertel des Tags durchwackelte und durchstudirte, blieb ihm blos ein Viertel zum Hausiren, und in Folge dessen ein ganzer Tag zum Hungern.

Mit ihm aber hungerten seine Ehehälfte und zwei Kinder, die keinen geringeren Appetit hatten als die sieben mageren Kühe Egyptens.

Da geschah eines Tages ein Wunder. Das Mischnajes, welches in ein Fell des unreinen Thieres gebunden war, blieb unberührt und unaufgeschlagen, einige wenige Habseligkeiten wurden verpackt, und nach genommenem Abschied trat der Hausirer eine Reise in das Wunderland an, um seinen Kindern Brod zu verschaffen. Ein guter Capitän nahm ihn unentgeltlich auf, die

Anker wurden gelichtet, und das Schiff gewann die hohe See. Einen Monat lang hatten sie das günstigste Wetter von der Welt, aber wie einem Pechvogel das Huhn wegfliegt, wenn er es schon im Topfe hat, so ging das Schiff zu eben der Zeit mit Mann und Maus zu Grunde, als man schon die Küste mit ihren blauen Bergen von ferne erblickte. Da die Geschichte noch nicht zu Ende sein kann, so begreift jeder, daß der Held der Erzählung auf eine wüste und unfruchtbare Insel hinausgeschleudert wurde, ohne Baum oder Grashalm, ohne Quelle oder Lache.

Seinen schrecklichen Hunger stillte er nur mit etwas Hoffnung, und als diese schlechte Mageneſſenz ausgegangen war, mit gar nichts. Da kam just zur rechten Zeit ein ungeheuerer Vogel auf den Entkräfteten heruntergestoßen, da er sich gerade in's Meer stürzen wollte, faßte ihn, und trug ihn so reißendschnell durch die Lüfte, daß dieser erst auf der Terrasse eines prächtigen Palastes wieder zur Besinnung kam. Dieser Palast war aus diamantenen Quadern gebaut, und trug goldene Thürme, gerade so hoch wie der Prager Laurenziberg, die Thurmknöpfe waren von Elfenbein, das Dach aus schwarzem Marmor und Rubinen, die Thore eitel Silber und blanker Stahl, Schwelle und Treppe aus funkelndem Smaragd und mit Teppichen von Purpur und Pfauenfedern belegt. Was soll ich erst lange erzählen, daß dieser Palast einer wunderschönen Prinzessin gehörte?

Ihr goldenes Haar floß lockig über den Nacken hinunter, und ihr blaues Auge hatte einen Blick, daß man die Besinnung verlieren konnte, wenn sie einen ansah. Denkt man sich noch ein Gesicht so blaß und sanft wie Mondschein, und ein paar Lippen wie Abendroth hinzu, so kann man sich ordentlich Glück wünschen, daß sie heutzutage nicht mehr lebt, denn wer müßte sich nicht in sie verlieben? Diese herrliche Prinzessin und Besitzerin eines so merkwürdigen Palastes, wie man ihn in keiner Güterlotterie gewinnen kann, ging gerade auf der Terrasse auf und ab, als der bereits erwähnte Vogel den Hausirer dort fallen ließ. Ich weiß zwar nicht, ob aus Verwunderung über diese Luftreise, oder ob aus Furcht, daß sich der arme Mann eine Beule gefallen hätte, genug die Prinzessin erschrak und stieß einen so lauten Schrei aus, daß der Jude seine Augen aufschlug. Er sah und konnte vor Staunen gar nicht sprechen. Was waren seine Großmutter, seine Mutter, seine Frau und seine alte Magd, die vier Personen des schönen Geschlechts, die er am besten gekannt hatte,

was waren sie alle gegen diese wundersame Prinzessin aus Schneeglöckchen und Lilien, mit dem Flachshaar und dem Kirschenmunde, mit den Augen wie blauer Himmel und Augensternen wie Himmelssterne? Da sie den guten Mann so verdutzt sah, nahm die Prinzessin das Wort und sprach oder vielmehr sang mit Nachtigallentönen: 'Wer bist Du, unglücklicher Fremdling, den das Schicksal auf sonderbare Weise hierher führt und dem Tode entgegen? Nie ist noch ein Sterblicher in die Gegend dieses Schlosses gedrungen, wo ein strenges Gesetz meines Vaters jedem Ankömmling den Tod droht. Denn wisse, dieses Land ist ein Land der bösen Geister, der Schedim, und mein Vater ist ihr König.

Gnädigste Prinzessin! stammelte der Jude erschrocken, helft mir armen unglücklichen Mann, helft mir um meines Weibes und meiner Kinder willen, daß ich nur nicht um's Leben komme; helft mir um der Ehre willen Eures eigenen königlichen Vaters. Denn so wenig ein Löwe Ehre davon hat, wenn er eine Maus tödtet, und der Walfisch, wenn er einen Häring verschlingt, ebensowenig Ruhm bringt es Seiner Majestät, einen verhungerten Prager Hausirer umgebracht zu haben. Gnade, Prinzessin, Gnade!

Stehe auf, sagte die Wunderschöne, höre meine eigene Geschichte, vielleicht kann ich Dich retten. Es gibt Menschenweiber, die mit den Schedim im Bunde stehen, die neugeborenen Kinder stehlen, und Wechselbälge unterschieben, und die man Benemmerinnen heißt. Daß solche Benemmerinnen wirklich existiren, davon kann ich Dich dadurch überzeugen, daß meine eigene Mutter von ihnen gestohlen wurde. Sie wurde als ein sehr schönes Kind für meines Vaters Serail auferzogen, und übertraf, als sie herangewachsen war, alle frühere Erwartung. Ihre Gestalt war gehauener Stein, ihr Antlitz Malerei, ihr Auge Poesie, ihr Gang, Tanz und ihre Stimme Musik. Wo sie hinging, wuchsen freiwillig die schönsten Wunderblumen auf, und die Lüfte zankten um die Ehre mit ihren Locken spielen zu dürfen. Aber sie starb als sie mich der Welt vermachte, und ihre Schönheit vermachte sie Niemand. Mein Vater war damals außer sich, und ließ, um sich zu trösten, allen seinen Sclaven die Köpfe abschlagen; gegen mich aber faßte er eine unüberwindliche Abneigung und sperrte mich hierher in dieses einsame Schloß, das er bloß einmal des Jahres besucht. Der schändlichen Langeweile, die mich hier seit Jahren quält, ein Ende zu machen, habe ich nun plötzlich beschlossen, mir einen Mann zu nehmen, und zwar keinen andern als Dich, liebenswürdiger Sterblicher. Ich bin, wie ich

aus meinem Spiegel sehen kann, von einer außerordentlichen und hinreißenden Schönheit und nicht minder witzig als schön, Du wirst daher eine ganz ausgezeichnete Partie machen und zugleich dadurch Dein Leben erretten. Deine früheren Verhältnisse auf der Oberwelt sind als aufgelöst zu betrachten, und ich will Dir das durch ein ganzes Doctorencollegium von Geistern beweisen lassen.

Angebetene Prinzessin! versetzte entzückt der Angeredete, hättet Ihr auch keine andere Beredtsamkeit, als die Eurer blauen Augen, so wäre ich schon unwiderruflich Euer; da Ihr aber noch so einleuchtende Gründe anführt, bin ich von heute an Euer Sclave. Auch zweifle ich nicht, daß die hiesigen Doctoren die Rechtmäßigkeit unserer Verbindung beweisen werden. Denn wenn schon die Doctores juris auf der Oberwelt beweisen können, daß gerade krumm, und krumm gerade ist, was müssen nicht erst Doctoren beweisen können, die zugleich Geister sind?

Die Prinzessin war über den hellen Verstand und den Scharfsinn ihres Mannes, welchen dieser vermuthlich durch anhaltendes Talmudstudium sich angeeignet hatte, hoch erfreut, und sie sprach zu sich selbst: Die Frauen auf der Oberwelt haben doch nicht ganz Unrecht, wenn sie gewöhnlich die geistreichen Männer den schönen vorziehen. Mein Mann ist zwar ziemlich garstig, aber sicher ist er ein Genie.

Da hier einige Tagebücher fehlen, welche bei der Abfassung dieser wahrhaftiglichen Historie dem Verfasser vorlagen, kann er das darauf folgende nur in Kürze, jedoch aus einer sehr verläßlichen Quelle ergänzen.

Die Liebenden vermälten sich, wobei die Festlichkeiten sieben Tage lang dauerten, liebten darauf einander noch fernere drei Wochen, dann aber fügten sie sich einer Nothwendigkeit, welcher selbst die Geister nach der Verheiratung unterliegen, sie bekamen Langweile. Die Langweile aber und das brennende Verlangen nach einem Honorar sind eigentlich die Erzeuger der Gedanken, und wirklich fingen beide Theile zu denken an: Die Prinzessin an die Ankunft des Geisterkönigs, der Hausirer aber an seine ferne Heimat. Er bekam das Heimweh wie ein Schweizer, der in der Fremde den Kuhreigen blasen hört, dazu hatte er noch einen gar wunderlichen Traum. — Da kam's ihm vor, als stände er am Freitag-Abende wie ehemals in der Altneuschule zu Prag, und der Vorbeter sang das Lied, das den Sabbath begrüßt, nach

einer polnischen oder Zigeunermelodie, gurgelte und näselte, hielt beide Hände an den Kopf gestemmt, und schüttelte sich dabei nach allen vier Weltgegenden. Und zu dem Träumenden sprach ein behaglicher Nachbar schmunzelnd: Es geht doch nichts über unsern Chasan; er hat eine Stimme wie ein Glöckele. Um das Glöckele aber standen noch zwei kleine und ein paar große Glocken, die man im Judendeutsch Singer und Baß heißt. So oft der Vorbeter einen Triller schlug, da zwitscherten die „Singerlech", als ob man sie gekneipt hätte, und die Bassisten grunzten dazwischen wie gewisse gemästete Thiere, die zwar gespaltene Klauen haben, aber nicht zu den Wiederkauern gehören. Die Stimmen der Kinder schienen dem Träumenden bekannt, es wareu die seiner Knaben, und sie sangen und sahen zeitweilig nach dem Vater hin, als wollten sie ihn fragen, ob sie denn ihre Sache verstünden. Der aber wandte kein Auge von ihnen bis selbst das letzte Lied gesungen war, dann legte er die Hände auf ihr Haupt und segnete sie. Ein „Gut Schabbes" nach dem andern riefen sich die Andächtigen zu und die Treppen hinauf wälzte sich der Strom nach der Straße. Dann sah er die erleuchtete Stube mit der zackigen Schabbeslampe, sein grüßendes festlich geschmücktes Weib, und er sang das „Friede mit euch" und das Lied vom Weibe, welches köstlicher als Perlen ist. — Da aber erwachte er. An seinem Bette stand die schöne Prinzessin und sah ihn mitleidig an.

Du träumtest, begann sie, ohne Zweifel von Deiner Vergangenheit. Ich bemerke schon seit einiger Zeit, wie überhaupt alle Deine Gedanken nicht mehr hier sind, und will Dir aus besonderer Liebe erlauben, ein Jahr auf der Oberwelt zuzubringen, wofern Du versprichst, wieder zurückzukommen.

Ich verspreche es, sagte er.

Die Prinzessin sprach einige unverständliche Worte aus, und sogleich erschien ein Postillon mit zwei Flügeln am Rücken und knallte mit der Peitsche zur Abfahrt. Da die Postillone jener Gegend nur höchst selten betrunken sind und niemals Trinkgelder verlangen, so war gewiß diese Reisegelegenheit eine sehr angenehme. Der Jude nahm unter Thränen Abschied, wobei er nach Verlauf eines Jahres wiederzukommen versprach, dann aber bestieg er keine Kutsche sondern den Rücken des wunderseltenen Postillons.

Der gute Schwager blies lustig auf seinem Posthorne, und dann sausten sie so schnell und unaufhaltsam durch die Luft, daß der Reisende nicht einmal die Aushängeschilder der Wirthshäuser

lesen konnte, die er auf verschiedenen vorübergehenden Wolken zu seinem großen Erstaunen entdeckte. Wunder Gottes! sagte er zu sich selbst, was man nicht alles erleben kann! Postillone, die nicht betrunken sind, und Wolken mit Wirthshäusern darauf! Er machte noch einige andere interessante Bemerkungen, welche aber leider für die Nachwelt verloren gegangen sind, z. B. über Meilenzeiger im Monde, eine Thatsache, über die er sich ungemein verwunderte, da diese damals noch nicht durch die Astronomie als ausgemacht festgestellt worden war. Die Charaktere der Landschaften wechselten immer schneller, die fantastischen Bäume der Geistergegenden mit morgenländischen Palmen, und diese mit den Laubwaldungen Europas, und die südliche Hälfte dieses Welttheils zog wie in einer bekannten Wiener Localposse als Decoration vor dem Auge vorüber. Endlich lag der böhmische Kessel da, die Moldau und Prag, das vielthürmige, und das alles nach einer Fahrt von 12 Stunden, 23 Minuten und 36 Secunden (mittlere, pariser Zeit).

Von Stationen, Heu für die Pferde, Steinkohlen für den Dampfwagen, Reisepässen und andern solchen Dingen, war hier natürlich gar keine Rede gewesen. Nun schwebten sie immer langsamer herab und der in geographischen und topographischen Dingen sehr bewanderte Kutscher lenkte nach der Judenstadt und dem sogenannten Hampasse zu, wo ein gerade nicht im elegantesten Styl gebautes Haus die Ehre hatte, die Familie des Hausirers zu beherbergen. Da aber unweit der Hausthüre etwa ein Dutzend bärtiger Leute stand, welche beim Scheine einer Laterne jene astronomischen Studien betrieben, welche man das Levanah-Mekadesch-Sein heißt, das im Ablesen eines Segensspruches über den Mond besteht, so konnte der Reisende nicht auf natürlichem Wege in's Haus gelangen, ohne sammt seiner wunderlichen Equipage gesehen zu werden. Der Geist flog daher mit ihm auf das Dach, machte eine kunstvolle Wendung wie eine Ballet-Tänzerin, und ließ den Hausirer in den Schornstein herabgleiten, worauf er verschwand. Der Gestürzte machte nun, mit dem Kopfe voran, eine wenig unterhaltende Reise durch den Kamin, bis er etwas unsanft niederfiel. Zugleich entstand ein furchtbares Krachen. Denn da von jeher die Häuser der Prager Judenstadt sich durch Solidität der Bauart ausgezeichnet haben, fiel, wie leicht begreiflich ist, bei dieser Einfahrt ein Theil des Kamins mit Gepolter zusammen. Mit einem kreischenden „Weh geschrieen! Weh geschrieen!“ stürzte

die Frau des Hausirers in die Küche, ganz leichenblaß vor Angst und sah die rußigen Trümmer und unter den Trümmern zwei nach vorn ausgestreckte Hände und ein etwas unregelmäßig tätowirtes Gesicht, welche Inventarien ihrem Ehegemale erb- und eigenthümlich zugehörten. Man erlasse mir die Scene des Wiedersehens zu schildern, denn Jedermann begreift, daß ein bloßer Gänsekiel unmöglich die erhabenen Gefühle eines Prager Hausirers schildern kann, der seine wohlbeleibte Ehehälfte nach so langer Trennung kerngesund wiedersieht, eines Mannes, der sich auf Talmud und Mischnajes versteht, den ein Vogel auf eine Terrasse, und ein Postillon in den Schornstein fallen lassen hat, ohne daß selber eine Beule davon getragen?

Nach der mir erlassenen poetischen Schilderung der ersten Freuden des Wiedersehens aber tritt die treue geschichtliche Erzählung wieder in ihre Rechte ein und berichtet in ihrer Wahrhaftigkeit wie folgt: Da nach einem bekannten Philosophen Ich gleich Ich ist, und eine Frau nichts anderes als eine Frau, folglich die Frau des gedachten Hausirers ebenfalls eine Frau, so folgt daraus unwiderleglich, daß sie neugierig war, woraus wieder folgt, daß sie die Abenteuer ihres Mannes wissen wollte, woraus endlich die Schlußfolge zu ziehen ist, daß er eine erdichtete Geschichte zum Besten gab. Zufolge dieser einfach und glaubwürdig scheinenden Geschichte, wäre der gute Mann anfangs hausiren gegangen, später aber zu einem Könige gekommen, der seine Prinzen, die er zu Rabbinern bestimmte, von ihm in den Anfangsgründen des Hebräischen unterrichten ließ. Für diese Bemühungen nun habe er einen großen Klumpen Gold erhalten, so groß als ihn einst Robinson auf seiner Insel gefunden, und sei damit nach Prag gereist. — Um nun dem Leser klaren Wein einzuschenken, damit er sich über die leichtgläubige Frau lustig machen könne, bemerke ich, daß der in Rede stehende Klumpen ein Goldquader aus dem Palaste der Prinzessin war, den ihm diese mitgegeben hatte.

Damit lebte von jetzt an der Hausirer wie ein König, das heißt er ging dreimal täglich in die Synagoge, las die übrige Zeit hindurch in hebräischen Folianten, aß fleißig Gerichte mit Zwiebeln, und hatte drei Röcke: einen für Werketag, einen für Sabbath und Festtage, und einen für Neumonde und Halbfeiertage. Da er jetzt Geld hatte, beehrte ihn die ganze Judenstadt mit ihrer Achtung und der Rabbiner mit dem Ehrentitel Morenu, und mit der Versicherung, ihm einst eine Leichenrede zu halten.

(Denn damals hielt man bloß dann Leichenreden, wenn dafür brav bezahlt wurde.) Zugleich wurde er Vorstand in der Synagoge, Präsident eines Andachtsvereines, den man die Stiko-Jose Chewere heißt, und war folglich ein höchst nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft.

Mittlerweile aber verfloß ein Jahr und die Zeit der Rückkehr zur Prinzessin war gekommen, ohne daß der Held der Erzählung im mindesten daran gedacht hätte. Er hatte längst die goldhaarige Prinzessin vergessen, ihre wasserblauen Augen, ihre abendröthlichen Lippen und ihr sanftes Mondscheingesicht. Nur ihres Palastes gedachte er zuweilen, und berechnete dann, wie viel durchschnittlich die Diamanten- und Goldquadern und die übrigen Seltenheiten werth sein könnten, und er freute sich, daß er in der Jugend etwas gelernt hatte, nämlich das Abschätzen aller im Hausirhandel vorkommenden Dinge, vom alten Eisen bis zum goldenen Quader, und vom Seegras bis zum Roßhaar. Die Prinzessin dagegen zählte jeden Tag bis das Jahr abgelaufen war mit höchlicher Ungeduld, und als sie im Leitmeritzer Kalender für das damals laufende Jahr blätternd sah, daß der rothangestrichene Tag der Wiederkunft gekommen war, schickte sie jenen Curier, dessen Bekanntschaft zu machen wir bereits die Ehre hatten, um ihren Ehemann nach Prag auf den Hampaß. Dieser Curier eilte so schnell, daß selbst ein kleines Liebesverhältniß, welches er unterwegs mit einer Kellnerin angesponnen hatte, ihn nicht verhinderte noch am selben Tage in Prag anzukommen. Er traf gerade seinen Mann im Nachhausegehen vom Abendgebete und ging gerade auf ihn los. Als ihn der ehemalige Hausirer erblickte, spielte er vor Schrecken alle Farben, und hatte ebensowenig Lust mit ihm eine Landpartie oder vielmehr Luftpartie anzutreten, als Glöckner zu Notre-Dame in Paris zu werden. Jetzt, wo die Geschichte sich dem Ende zu nähern anfängt, kann ich es freilich insgeheim dem Leser vertrauen, daß unser Hausirer eigentlich nicht so recht gescheidt war, seine häßliche Ehehälfte einer so herrlichen Prinzessin vorzuziehen; bedenkt man indeß, welche wichtigen Gemeindeämter er bekleidete, daß er ein Morenu war, und in einer „Gallerie berühmter Zeitgenossen", welche als Supplement eines damaligen Conversations-Lexikon erschien, in einem Artikel von zwölf gespaltenen Zeilen angeführt wurde, so findet man seine Weigerung mindestens nicht unsinnig. Kurz und gut, der Geist zog mit langer Nase ab, und schon glaubte der Synagogen- und

Andachtsvereinsvorstand seine Ruhe für immer gesichert, als er des Morgens auf dem Wege zur Synagoge der Prinzessin selbst begegnete. Sie war schöner als jemals, und für einen der schwermuthsvollen Blick ihres Auges würde mancher Besucher der letzten Theatergallerie bis in's Pfefferland gelaufen sein. Traurig sagte sie zu ihm. Wohlan, da Du mir nicht auf mein Schloß folgen willst, komm zum Rabbi, er mag entscheiden zwischen uns beiden. Sie gingen darauf hin. Der in Rede stehende Rabbi, ein großer Gelehrter, beschäftigte sich viel mit Naturwissenschaft, und war gerade in eine Abhandlung über den Salamander vertieft, welcher nach dem Talmud durch siebenjähriges Heizen eines Backofens erzeugt wird. Er hörte mit vieler Aufmerksamkeit diesen in seiner geistlichen Criminal-Praxis noch nicht dagewesenen Fall an, und es versteht sich von selbst, daß dabei das Sammtkäppchen gar oft hin- und hergerückt und zeitweilig der Bart gezupft wurde. Er schlug mehrere berühmte Werke nach, als: den Magen-Adam, die Diwre-schof und die von der Akademie zu St. Petersburg gekrönte Preisschrift: Jakpiri-Tekufal-Schnack, welche letztere im chaldäischen Dialect geschrieben ist. Endlich kam er zu folgender Entscheidung:

Sintemalen und alldieweilen die Trauung weder von einem Kreis- oder Ortsrabbinen oder sonst einer befugten Person vorgenommen worden ist, als auch insbesondere Klägerin weder einen Trauschein noch Beglaubigungen durch Zeugen aufweisen kann, item die Heirat zwischen einer Geisterprinzessin und einem Präger Hausirer nach mosaischen Gesetzen nicht zu Recht bestehen kann, so wird Klägerin hiermit bedeutet, daß ihre Ehe aufgelöst sei, und selbe sich wohin es beliebt verfügen könne.

Beim Anhören dieses Salomonischen Spruches brach die schöne Prinzessin in Thränen aus und wandte sich; dann aber kehrte sie um und bat, ihren ehemaligen Mann noch zum Abschiede küssen zu dürfen. Dies geschah — und der Arme sank todt von dem Kusse hin. Von der schönen Prinzessin aber hat man seitdem weder etwas gesehen, noch gehört.

Junker und Judenmaid.

Scenen aus dem 17. Jahrhundert

von Joach. Rosenauer.

Gespenst der Vorwelt.
„Was rufst du mich herauf aus meinem dunklen Grabe?"

Zauberer.
„Damit du Zeugniß gäbest von einer dunklen Zeit?"

Diese Zeilen, die wir auf dem Titelblatte eines der trefflichsten deutschen Romane der Jetztzeit lesen, haben uns auch die passendsten für unsre folgenden Darstellungen geschienen. — Mögen sie zugleich andeuten und rechtfertigen einen Inhalt, der, wie grell er auch sei, und wie natürlich und berücksichtigungswerth uns auch die Scheu vieler unserer Glaubensbrüder vor dem Wiederwecken der Schauerscenen einer längst verschollenen Zeit mit längst überwundenen Anschauungen erscheine — es ist die Scheu des redlichen, sich keiner Schuld bewußten Mannes vor den Erinnerungen aus den Tagen einer unschuldig erduldeten Kerkerhaft — doch nicht ohne Nutzen, wie uns däucht, erkannt werden dürfte. — Möge der Nachkomme Jakobs daraus erkennen, daß zu allen Zeiten, in allen Ländern der erklärteste Feind seiner Ruhe jene abgeschlossene Zurückgezogenheit war, jenes sonnenscheue Dunkel, in welchem naturgemäß nur giftiges Unkraut emporwuchern konnte, jene Abgesondertheit von allem geselligen Umgang mit Andersgläubigen, welche den furchtbarsten Boden für schädliche Ideen, für jede Art lächerlicher und trauriger Verdächtigung darbieten mußte. Der gebildete, gefühlvolle Christ aber wird einen neuen Beleg für die alte Wahrheit gewinnen, daß die Toleranz eines Volkes der sicherste Maßstab seiner Civilisation ist, daß Religion und Glaube, die veredelnden Potenzen des irdischen Daseins, zu den gräßlichsten Waffen des Menschenhasses, die Losung zur Entfesselung jedes bösartigen Triebes werden, wenn nicht das Licht einer geläuterten

Vernunft ihr Heiligthum durchstrahlt, daß, wenn es das vorzüglichste Streben des jetzigen Zeitgeistes ist, die gähnende Kluft zwischen Mensch und Menschen auszufüllen, er aber nur Jahrhunderte langes Leid, maßlos erlittene Schmach und Unbill an dem bedrängten Volke der Bibel wieder gut zu machen strebt! —

I.

Unfern jenes Punktes, wo die königliche Wltawa, so hoch gefeiert in altczechischen Gesängen, ihren Ursprung nimmt, um vorerst in südöstlichem Laufe, parallel beinahe mit der böhmisch-baierischen Grenzlinie die noch nicht erstarkte Kraft zu versuchen, gleichsam als scheute sie sich — in jenem bescheidenen Selbstbewußtsein noch vorherrschender, jugendlicher Ohnmacht, wie sie die wahre, künftige Größe kennzeichnet — sogleich der eigentlichen, stolzern Bestimmung sich zuzuwenden, beginnt auch das Flüßchen Wollinka seinen kürzern Lauf, durch ein langes, seine Richtung scharf bedingendes Felsenthal in einer Gegend, wo die unwirthlichen Höhen des Böhmerwaldes in terrassenförmigen Abdachungen allmälig zu den gesegneten Ebenen des mittlern Böhmens sich verflachen, zu der gewerbfleißigen Stadt Strakonitz sich hinwindend, um von hier mit den Fluten der größern Wottawa vereint, der prangenden Hauptstadt zuzuziehen. Als ein vorzüglicher Abfluß der beinahe zerronnenen Schneemassen, die in dem hercynischen Urwalde der strenge Winter angehäuft, ist es ein wahres Bild launenhafter, wankelmüthiger Jugend; denn wenn der ganze Sommer dasselbe in klarer Strömung im kaum ausgefüllten Bette hinziehen gesehen, und schon die ersten Nordhauche des nahenden Winters das melancholische Grau des Eises über sein harmloses Dasein hingehaucht, schwellt es der Frühling zu einer für die Anwohner um so gefährlichern Höhe an, als die Metamorphose des segenspendenden Bächleins in den verheerenden Waldstrom gewöhnlich kaum das Werk weniger Stunden ist. — Diese jugendliche Unart — nicht minder schädlich als die Meisten ihres Gelichters — mag wohl dem sonst gutmüthigen Flüßchen den Namen des tollen zu Wege gebracht haben. —

In der Mitte seines Laufes berührt es das Städtchen Wollin, dessen Größenverhältnisse so ziemlich den seinen entsprechen dürften. —

Diese ganze Gegend, den von der Wottawa durchflossenen Theil mit eingezählt, war von jeher ein Sitz des Friedens. Dank sei es dem schützenden Grenzwalle, nie ist ein äußerer Feind verheerend in diese Fluren niedergestiegen, sie sind glücklich genug des traurigen Ruhmes zu entbehren, der Schauplatz mächtiger Kriegsthaten gewesen zu sein. Ruhig bepflügt hier der Landmann sein Feld, ohne Furcht auf die traurigen Spuren der ewig zwischen den Menschen wüthenden Erinnys zu stoßen, kein Monument verewigt hier den Triumph eines Helden und das Unglück der Zeugen desselben. Zwar auch hier hat die denkwürdigste Periode der böhmischen Geschichte sich Unvergeßlichkeit gesichert, auch hier hat der wilde Taboritenführer sich seine Monumente — zerstört — war es doch diese Gegend, die nicht nur seine Wiege, sondern auch die Hußens gesehen, blickt doch noch jenes ihm so verhängnißvolle Rabbi wie ein versteinertes Schauermärcheu düster auf den Wanderer nieder — doch schon sind sie im Nebel der Sage verschwommen, jene grausigen Zeiten — schou haben sich die Gestalten zu mythischen Gebilden verklärt, und nur am traulichen Heerde, am wärmenden Kamine erschallen noch ihre Namen. —

Wie die Pflanze dem Lichte sich zuwendet, so wendet sich der Jude dem Frieden zu. — Es ist also nicht zu verwundern, daß er von jeher diese Gegend sich zur stillen Niederlassung erkoren, auch liegt die Vermuthung nicht fern, daß die verheerenden Stürme, die im Laufe des 15. Jahrhunderts im benachbarten Oesterreich über das Volk Gottes hereingebrochen, manche Menschensaat in diese Gegend verstreut, daß einen guten Theil der jüdischen Bewohner die Wuth der Messnerin aus Ems und die nur allzu große Bereitwilligkeit des damaligen Herrschers jenes gesegneten Landes, das vollziehende Werkzeug derselben zu sein, in diese Gegend gescheucht habe. —

Ob sie übrigens immer hier ungefährdet ihr der Religion geweihtes Dasein gefristet, versichert uns die Geschichte nicht, und es ist auch sehr zu bezweifeln, man kennt ja das Mittelalter und den Geist, der es beseelte. Doch der arme Jude, an Unterdrückung gewöhnt, wußte sich und seine Ansprüche stets den Zeiten zu fügen, und wenn im 19. Jahrhunderte seine Hoffnungen und Wünsche schon nicht zu kühn bis zur völligen Gleichstellung sich versteigen dürfen, und sein gutes Recht, im Principe wenigstens, schon von der gebildeten öffentlichen Meinung anerkannt wird, so mochte er damals wohl mit gelinder Knechtschaft zufrieden sein, um so mehr,

da selbst die Stellung seiner christlichen Nachbarn gegenüber ihren Herren keine beneidenswerthe war, wenn nur kein Uebermaß des Druckes sein Leben, eigentlich dem Drangsal geweiht, ihm zum völligen Fluche umwandelte.

So viel jedoch ist gewiß, daß im 17. Jahrhunderte eine Periode eintrat, wo das Los Israels in diesen südlichen Grenzgegenden nicht mehr erträglich genannt werden konnte. Es liegt für dieses Volk eine eben so erhebende als verhängnißvolle Wahrheit in dem Ausspruche: „Alle Israeliten sind Bürgen für einander.“ [1]) Wer weiß es nicht, daß von jeher unter ihnen einer für den andern, einer mit dem andern gelitten, daß was einer unter ihnen etwa gethan, allen angerechnet wurde, zwar nie im Guten, doch immer im Bösen. —

Noch heut zu Tage geschieht es ja nicht selten, daß ein Jude, sei es durch besondern Edelmuth, oder in Kunst oder in Wissenschaft sich auszeichnend, von den Widersachern nur als Ausnahme hingestellt wird, der Bösewicht hingegen wirft den Schatten seiner That auf die Gesammtheit des Volkes. — Wie viel mehr mochte das nicht erst in jenen finstern Zeiten des Fanatismus und eines kaum von den Gelehrtesten überwundenen Aberglaubens der Fall sein, ein Jahrhundert früher, bevor noch die ersten Strahlen der Sonne bürgerlicher und religiöser Duldung — im Westen Europas emporleuchteten!

Die harmlose Stadt Strakonitz war damals der Heerd, auf dem eine für den ganzen Umkreis verderbliche Flamme entglomm. —

Von dem Ringplatze derselben, der sich mehr durch seine Länge als durch schöne Gebäude auszeichnet, führt ein schmales Gäßchen hinauf zu dem sogenannten Straz. — Hier soll einst (so verkündet die Sage) die Judenstadt gewesen sein; noch will man in dem Eckhause die Spuren der einstigen Synagoge finden.

Es war im Vorfrühlinge, jener für das Judenthum wie für die Natur bedeutungsvollen Zeit, da man das Jahr 1683 zählte. Eine stürmische Nacht lag auf der Gegend. Die Wellen der Wottawa, von dem Winde gepeitscht, rauschten unheimlich durch das schauerige Dunkel, pfeifend durchstrich der Nord die eng gewundenen Gassen und rüttelte an den morschen Thoren der kleinen Häuser. Nichtsdestoweniger lagen die Bewohner, nach den Mühen des Tages, in tiefen Schlummer versenkt, auch im Ghetto

---

[1]) כל ישראל ערבים זה בזה

herrschte tiefes Schweigen, und die Oede dieses, bei Tage eben nicht unbelebten Stadtwinkels hätte nur mit jener eines Friedhofes verglichen werden können, wenn nicht durch das niedrige Fenster eines mehr Hütte als Haus zu nennenden Gebäudes ein matter Lampenschein auf den nächstgelegenen Raum gefallen wäre. Einzelne schwache Töne, von der originellen Art Rabbi Falks aus Prag, und von den Schwingen des Aeolus weiter getragen, deuteten dem verspäteten Wanderer an, daß hier noch jemand wache und — Gemarah lerne. Es war in der That so. Drin, im engen Stübchen, welches, reinlich wie es war, das Bild eines beschränkten und genügsamen Daseins darbot, saßen um einen runden Tisch drei lebensfrische Gestalten, deren Gesichter, von einem nicht längern Barte umsäumt als eben genügte, ihnen das Ansehen würdevoller Männlichkeit zu verleihen, deutlich ihre Verwandtschaft verriethen. — Alle drei nannten sie sich die Söhne eines Weibes, wohl desselben, welches wir in der Ecke auf einem einfachen Lager von ruhigem Schlummer umfangen erblicken. Ihr Schlaf mochte die Ursache sein, daß die Männer, wiewohl offenbar im hitzigsten Pilpul begriffen, ihre Stimmen bis auf die untersten Sprossen der Tonleiter hinabgedrückt hatten. — Ueber ihre Folianten geneigt, suchten sie mehr durch Mienen als durch Worte ihre Meinungen zu verfechten. — Dies hatte so eine Stunde gewährt, als vom nächsten Uhrthurme der Wind die zwölf dröhnenden Schläge der Mitternacht herübertrug.

„Awruhem," wandte sich einer der Brüder an den ihm zunächst sitzenden, als zufällig sein Blick über das Lager der hochverehrten Mutter hingeschweift war, „sieh' nur mal, wie unruhig die Mutter zu schlafen scheint. — Ich bin nicht ohne Besorgniß! — Sieh, wie alles auf ihrem Gesichte arbeitet."

„Pschah," erwiderte der Angeredete, „sie wird einen bösen Traum haben, wie das nicht selten geschieht. — Ich versteh' aber da den Marschuh nicht!" —

Das Weib mochte in der That von schweren Phantasien gequält werden; denn unruhig begann sie sich auf ihrem Lager hin und her zu wälzen; auf ihrem vorher so friedlichen Antlitze malte sich Schrecken und Angst und einzelne bange Rufe entrangen sich dem gepreßten Busen. Ob wohl die nächsten, verhängnißvollen Ereignisse ihren Schatten voraus in ihr Gemüth geworfen hatten? — Plötzlich fährt sie mit einem lauten Schrei in die Höhe und krampfhaft den Rand der Bettstelle erfassend ruft sie: „Um Gott

den Allmächtigen, ich bitt eick Kinderl, was ist das draußen im Vorhaus?"

Die Talmudisten sprangen von ihren Sesseln empor. — In der That war es draußen leise rege geworden. — Sie glaubten deutlich zu hören, wie jemand die Thüre sacht öffnete und hereinschlich. — Dann wurden ein leises Geflüster und hin- und herwandelnde Schritte gehört, verschiedene verdächtige Bewegungen machten sich vernehmlich. — Die drei Brüder, obschon tüchtige Talmudisten, waren nicht frei von Aberglauben, sie meinten also im ersten Schrecken nichts anderes wähnen zu dürfen, als daß die Ausgeburten der Finsterniß, die in den kabbalistischen Büchern viel herumspukenden Schedim, für heute ihr Quartier in ihrer armseligen Hütte aufgeschlagen, wiewohl es auffallen mußte, daß sie mit ihren traditionellen Hahnenfüßen gar so plump auftraten; denn daß Diebe von ihrer Dürftigkeit angelockt worden sein konnten, mochte ihnen eben so wenig einfallen, wie jenem bekannten witzigen Rabbi, der, nachdem er sich dennoch überzeugt, daß ein Artaxerxes Langhand seiner splitterdürftigen Behausung die Ehre erwiesen, diesen mit stämmiger Rechten erfassend bei allem Heiligen beschwor, zu sagen, wo etwas bei ihm zu stehlen sei, damit er es redlich mit ihm theilen könnte.

Der Talmud, welcher mit seinen Pendanten, deren Zahl wir wohl zu gering mit Legion bezeichnen würden, und mit dem nicht minder zahlreichen Heere seiner Commentatoren, nach einer noch jetzt vielseitig gehegten Ansicht, eine Art Brockhaus'schen Conversationslexikons, und nichts weniger als auch eine Realencyklopädie aller Wissenschaften, unmittelbar vom heiligen Geiste redigirt, sein soll, hat natürlich auch den Fall eines Gespensterbesuches seiner Beachtung gewürdigt. Er lehrt also auch ein Mittelchen gegen Schedim. Es heißt Umkreisen. Man könnte sagen: Vile remedium sed probatum. Nochim, so hieß der älteste der Männer, säumte auch nicht von diesem unfehlbaren kabbalistischen Präservativ Gebrauch zu machen und war eben im Begriff, mit schlotternden Beinen sich der Thüre zu nähern, als diese plötzlich mit polterndem Geräusche aus ihren Angeln gestoßen wurde. — Heulend stürzte ein Weib herein, mit aufgelösten Haaren, wild gerungenen Händen und funkelnden Augen, mehr einer Furie gleichend. „Ha, Du feiles Natterngezücht," rief sie mit schäumendem Munde, „und solches hofftest Du ungestraft verüben zu können? — Ah, mein Kind, mein theueres Kind, mein

armes Söhnlein! — Diese Menschenfresser haben Dich Ihrem Götzen geopfert. Doch noch hab ich eine Faust, um euch die Schädel einzuschlagen, noch habe ich Nägel, um Euch die Gesichter zu zerkratzen, Gottlob, noch haben wir Holz genug, um für Euch Scheiterhaufen zu errichten!"

Das Entsetzen, welches die Erscheinung des Weibes bei den Bewohnern der Stube hervorgebracht, wurde durch ihre Rede natürlich noch gesteigert. Doch trotz der Aufregung, in der sie sich befanden, hatten sie alsbald in der Wüthenden eine in ihrer nächsten Nachbarschaft wohnende, im höchsten Grade übel berüchtigte Person erkannt. — Die gelbe Durel, so hieß die Furie allgemein, war schon durch längere Zeit durch einen sträflichen Umgang mit einem ihrer würdigen Manne associirt. — Ein Kind war die Frucht davon gewesen. Da sie viel zu feige war, um dem bedauernswürdigen Geschöpfe sogleich das Lebenslicht auszublasen, so hatte sie, vom ersten Momente seiner Geburt an, nicht aufgehört, dasselbe mit den ausgesuchtesten Martern zu quälen, um es auf die möglichst strafloseste Weise aus der Welt zu schaffen — Glücklicher oder unglücklicher Weise hatte jedoch, wie dies schon zu geschehen pflegt, die zähe Natur des Knaben bisher allen ihren Bemühungen den kräftigsten Widerstand geleistet.

„Durel, was ficht Euch an, was fällt Euch ein, um des Himmels Willen;" rief ihr Nochim mit zitternder Stimme entgegen, „was wissen wir von Eurem Knaben? — Er war Abends bei uns, es ist wahr, sein Anblick jammerte uns, Ihr hattet ihn eben erst wieder erbarmungslos mißhandelt, und wir gaben ihm die Reste unseres Abendmahles; denn er klagte über Hunger. Dann verließ er uns; was weiter mit ihm geschah, wissen wir nicht!"

„Ihr wißt es nicht? o ihr gottesleugnerische Brut! — Ihr wißt nicht, was mit meinem Knaben geschehen?"

Bei diesen Worten faßte das immer rasender sich geberdende Weib den armen Nochim bei den Haaren, und schleifte ihn hinaus vor die Thüre.

Gräßlicher Anblick, der sich ihm hier darbot! — So schwach auch der Schein war, welchen das matte Licht des Zimmerchens in dem Vorhause verbreitete, so konnte er doch in dem Halbdunkel deutlich eine Wahrnehmung machen, die ihm das Haar zu Berge sich sträuben ließ. —

In der Mitte des kleinen Raumes an einem eisernen Haken, mit abwärts gekehrtem Haupte hing die Gestalt eines Knaben.

Gräßlich verstümmelt war sein Leib, der aufgeschlitzte Bauch ließ frei die Eingeweide heraushängen, auf dem rückgebeugten Kopfe, voll klaffender Wunden, auf welchem das Haar durch das immer noch strömende Blut gräulich zusammengekittet worden, waren kaum mehr die Spuren eines Antlitzes wahrzunehmen.

Der geneigte Leser hat sicherlich schon in dieser Scene, die wir ihm mit widerstrebender Feder hier wahrheitsgetreu geschildert, eine ältere Auflage der Geschichte des Pater Thomas in Damaskus erkannt. — Von wieviel schrecklicherer Bedeutung aber ein solcher Vorfall in jener finsteren Zeit sein mußte, wird jeder leicht ermessen!

Noch hatte sich Nochim von dem entsetzlichen Anblick nicht erholt, noch war sein Kopf völlig betäubt von dem plötzlich auf ihn niedergefallenen Schlage, noch war es ihm nicht recht zum Bewußtsein gekommen, welch fürchterliches Unheil über ihn, seine Familie und wahrscheinlich die ganze Judengemeinde des Ortes hereingebrochen, als schon die wüthende Magd gegen die Thüre gesprungen war und diese mit einem Drucke aus den Angeln werfend eine in horchender Stellung vorwärts geneigte Gestalt sehen ließ mit dem Ausdrucke der thierischesten Roheit in dem aufgedunsenen Gesichte, in welchem ein Paar Augen voll boshafter Schadenfreude und Rachgier funkelten. — Es war der Geliebte des Weibes. — Mit einer Schnapsflasche bewaffnet schien er nur auf ein Gebot von innen gewartet, und sich mittlerweile durch einige tüchtige Schlucke Muth zu fernerem Frevel geholt zu haben: „Mathes," rief sie ihm zu, „lauf in die Stadt und weck' alles Volk. Rüttle sie aus dem Schlafe, laß die Sturmglocke läuten; denn es ist Schreckliches geschehen in diesem Hause. Lauf zu St. Prokop, weck den Thürmer, daß alle Leute kommen, und wir ausrotten dieses Gezücht, und wir vertilgen dieses Gewürm von der Erde."

Mit dem innigsten Ausdrucke der Befriedigung hatte der Knecht diese Worte angehört. All' seine viehischen Begierden, seine thierische Mordlust wurden rege. — Jene den verwahrlosten Menschen eigenthümliche Freude am Unheil schien gekitzelt und ein entsetzliches Lächeln umzog sein Antlitz, als er sich eilends aufmachte, um die in Schlaf gewiegte Stadt zu Tumult und Aufruhr aufzurütteln.

Schüchtern nur gehen wir nun daran, unsere schwache Befähigung an die Schilderung von Scenen zu wenden, die besser die Phantasie des Lesers sich selbst ausmalen würde. Nur den

Sprachgewaltigen, den Helden an Geist und Rede, jenen, die mit schöpferischer Bildungskraft begabt, längst verschollene Personen und Thaten durch den Hauch ihres Genies zu neuem, lebensfrischem Dasein erwecken, könnte es gelingen, Momente treu zu schildern, die, alle bösen Leidenschaften entfesselnd und völlig die verborgene Hölle des menschlichen Gemüthes bloßstellend, den Herrn der Schöpfung tief unter das Thier hinabziehen, und welche weit jede Dichtung überflügelnd, die ganze maßlose, entsetzliche Verwilderung uncultivirter, zum Fanatismus aufgestachelter Seelen vor dem thränumflorten Auge des Menschenfreundes enthüllen.

Von der Prokopskirche her erklangen die ersten Töne der Sturmglocke, herz- und seeleerschütternd. — Durch das schauerige Dunkel der Nacht hallte bald von den übrigen Thürmen der Gruß wieder, dumpf antwortete das Echo der nahen Berge dem Geläute. —

Wie die Wogen eines aufgeregten Meeres wälzten sich tobende und heulende Menschenmassen durch das enge Gäßchen, mit einem Wuthgeschrei, das allein schon fähig gewesen wäre, die bangen Herzen der armen jüdischen Mütter und Greise in Angst vergehen zu machen. — Auf das Haus der armen Witwe war zuvörderst der Sturm gerichtet. —

Im Fortschreiten von Mund zu Munde, der Lawine vergleichbar, hatte der Ruf der gräßlichen That sich natürlich bis ins Unendliche vergrößert. — Das nahe bevorstehende jüdische Osterfest gab den willkommenen Vorwand zu allerlei schauervollen Auslegungen des aufregenden Begebnisses. Schon sah man um einzelne Demagogen die Volkshaufen sich sammeln und mit Spannung ihren entsetzlichen Erörterungen lauschen. „Das längst durch Sagen Ueberlieferte, und doch von Vielen nur mit ungläubigem Kopfschütteln Vernommene, was die ehrwürdigen Klatschmäuler alter Mütter nie müde geworden waren warnend zu erzählen, hatte somit seine endliche, schreckliche Bestätigung gefunden. — Ein armes Christenkind war geschlachtet worden — schon hatte sein Fleisch der ganzen Gemeine der Juden zum kannibalischen Mahle gedient — eben sollte sein Blut zum Anmachen des Osterteiges gebraucht werden, als plötzlich — mirabile dictu — ein Donnerschlag mitten unter die Frevler gefallen wäre. Ein Blitz hätte die Gegend in Flammen gesetzt, und so die endlich ermüdete Langmuth Gottes das Haus des Frevels der schlummernden Gerechtigkeit geoffenbart." — —

So ungefähr lauteten die Berichte, die man anfangs in gedämpften Tönen schüchtern einander ins Ohr raunte, bald aber kühner und zuversichtlicher werdend mit immer größerem Aufgebot der rauhen Kehlen unter Flüchen und Verwünschungen ertönen ließ. — Der martervollste Untergang, Tod und Verderben wurden mit wüthenden Geberden und schäumendem Munde den Frevlern angedroht. Da wurde plötzlich ein herzzerreißender Jammerschrei vernommen, unverkennbar aus dem Munde eines Weibes und das ganze Wogengebrause unheildrohender Stimmen durchdringend. Derselbe kam aus dem Hause der Witwe. —

Hier hatte beim ersten Andrange des racheschnaubenden Pöbels die rasende Magd sich zwischen denselben gestürzt, um durch ihr Geschrei, wüthendes Händeringen und die immer reichlicher ihre Wangen überströmenden Basiliskenzähren diesen zu wachsender Gereiztheit aufzustacheln. — Nochim, wiewohl niedergeschmettert, hatte doch im dunklen Drange des nie schlummernden Erhaltungsinstinktes die Thüre kräftig hinter ihr zugeschlagen und mit Hilfe der Brüder fest verrammelt. — Die Armen! Welch schwacher Schutz in solchem Momente! — Die Thüre war auch kaum geschlossen worden, als schon Axtschläge gegen dieselbe fielen, immer hageldichter, mit immer größerer Kraft gespendet. — Als das Holz jedoch dem ersten Andrange widerstand, rief eine Stimme: „Schlagt die Fenster ein, macht kürzern Proceß!“ — Im Nu klirrten die Scheiben von fünfzig Armen getroffen. Den ersten in das Zimmer fallenden Scherben folgten die Wüthendsten aus der Menge. — Zuvörderst wurde nun das halbtodte Weib bei den Haaren erfaßt und mit wildem Hohngelächter hinaus durch das Fenster geschleudert. — „Meine Mutter, meine arme Mutter!“ rief Nochim in herzzerreißenden Tönen, indem er ihr, von den Brüdern gefolgt, nachsprang und sie den Händen der tobenden Menge zu entreißen suchte. „O, schonet ihres grauen Haares, habt Erbarmen mit der Greisin! Gott meiner Väter, was haben wir Euch gethan, was haben wir verbrochen?“

So jammerte der Unglückliche unter den Händen seiner Würger. — Doch schon war die Frau bis in das dichteste Gewühl geschleift worden. — Nichtsdestoweniger suchte Nochim mit der Wuth und Kraft einer Hyäne sie zu vertheidigen. — Aber von allen Seiten fielen die dichtesten Faustschläge auf ihn nieder, auch mörderische Eisengeräthe schimmerten schon durch das Dunkel, unter ihrer Wucht betäubt zusammensinkend wurde der Arme

anfangs mit Füßen getreten, dann hin- und hergezerrt, endlich — in Stücke gerissen — das erste, wohl können wir sagen, Opfer einer schändlichen Verleumdung. — Und seine Mutter? — Schon war ihr Leib an hundert Stellen verwundet, schon waren Aexte über ihrem Haupte geschwungen, um ihr den letzten Rest zu geben, als die Scene plötzlich eine andere Wendung erhielt. —

„Platz dem Bürgermeister," riefen mehrere Stimmen vom Marktplatze her. Das Volk drängte sich, um dem Gebote zu willfahren, es dauerte aber eine gute Weile, bevor eine beleibte, vierschrötige Figur, mit einem eben so feisten Antlitze als umfangreichen Bauche unter dem ganzen Kraftaufgebote ihrer walzenförmigen Füßchen daher keuchen konnte. „Ruhe, sag ich Euch, silentium!" so begann die Figur ihren erbaulichen Vortrag, „Achtung dem Gesetze! — Was greift Ihr vor der Gerechtigkeit? — O divina justitia, welche Hände sind deine Vollstrecker! O templum sanctae legis, wer wagt es, in deine ehrwürdigen Hallen einzudringen, welches sind deine Priester! Platz, sag ich Euch, Ihr Sodomiten, schon habt Ihr der gesetzlichen Strafe ein Opfer entzogen!"

Mit einem Murren, welches wenig Erfolg für den salbungsvollen Sermon verhieß, wurden die Worte aufgenommen, trotz der Hochachtung, die man der Wohlbeleibtheit des Vorstandes zu zollen schien, waren doch die aufgeregten Wogen der Volkswuth schon zu sehr über ihr Bette geschritten, als daß sie so leicht gehemmt werden konnten. — Die Raserei des Pöbels schien vielmehr durch die erfahrene Einsprache ihren Culminationspunkt zu erreichen. Wie ein zündender Funke fiel plötzlich der Zuruf in die Gemüther: „Nieder mit den Judenhäusern!" — Im Nu hatten tausend Hände sich mit Zerstörungswerkzeugen gewaffnet. — Kein Zureden, kein Bitten, kein Ermahnen und Drohen des von Schweiß triefenden Bürgermeisters und seiner Begleiter vermochte mehr die rasende Thätigkeit zu hemmen. — —

Da wurden nun Scenen des Jammers erlebt, der Verzweiflung und des Unheils, die jeder Schilderung spotten. Mütter, die mit zerrauften Haaren, ihre Kinder auf den Armen, im Begriffe aus den zusammensinkenden Hütten zu eilen unter dem plötzlich einstürzenden Mauerwerk ihr frühzeitiges Grab fanden; Greise, die, zusammenbrechend unter der Last der Jahre und des Jammers, unter Hohn und Mißhandlungen ihr schwaches Leben verhauchten; Männer, die mit der Kraft der alles bewältigenden Familienliebe ihre Frauen und Kinder zu schützen suchten, aber

bald unterliegend, mit dem letzten Hauche Gott um Hilfe und Rache anriefen; Kinder, die in unsäglicher Angst die Füße ihrer Erzeuger umschlingend mit diesen zugleich den Tod erlitten. —

Welch ein Ungeheuer kann doch der Mensch werden, wenn das Licht seiner Vernunft erlischt und die Teufel böser Leidenschaften sich seiner bemächtigen! —

Der ehrwürdige Präses, dem man es nachsagen muß, daß es ihm eigentlich mehr um Conservirung seines Ansehens als der Judenstadt zu thun war, da er endlich sein Bemühen als völlig fruchtlos erkannte, hatte einem seiner Begleiter einige Worte zugerufen, worauf dieser sich mit Mühe durch die Menge drängte, eilends ein Pferd bestieg und mit verhängtem Zügel aus der Stadt eilte. „Wartet Ihr Frevler!" rief der Bürgermeister, indem er sich von dem Platze entfernte, „in wenigen Stunden wird ein Fähnlein kaiserlicher Reiter hier sein, um Euch pro merito zu züchtigen." Dann an die sämmtliche ihn begleitende städtische Sauvegarde (in zwei Policisten bestehend) sich wendend, fügte er mit dem Aufwande seiner ganzen bürgermeisterlichen Dignität hinzu: „Man bringe die Witwe mit ihrer fluchwerthen Sippschaft in Verwahrung!" — Und in dem süßen Bewußtsein, nun seinen Obliegenheiten vollkommen Genüge gethan zu haben, keuchte er von dannen.

Der erste Schimmer des Morgens beleuchtete eine Scene, die nicht jammervoller gedacht werden kann. — Die Naturgeschichte erzählt, daß gewisse Raubthiere, wenn sie einmal Blut gekostet, nicht mehr in ihrer Mordgier gehemmt werden können. — So geht es dem Pöbel, wenn er einmal die wilde Lust des Zerstörens empfunden. — Die ganze entsetzliche Bodenlosigkeit der finstern Abgründe seines Gemüthes wird er dann enthüllen, mit der Befriedigung derselben wird seine Wuth nur gesteigert werden! —

Die ganze Judenstadt war ein Schutt- und Trümmerhaufen geworden, die Synagoge, wo noch gestern eine andächtige Versammlung ihr Herz vor ihrem Schöpfer ausgeschüttet, bot jetzt kaum einige nackte Mauerreste dem Anblicke dar, manche Leiche der Frommen, die in ihr Schutz und Trost gesucht haben mochte, unter ihrem Schutte bergend; die heiligen Gesetzesrollen über die Gasse zerstreut! —

Ach, wie wenig, wie gar so wenig Zeit hatte nur dazu gehört, um alles Glück, allen Frieden, alle Seligkeit so vieler Familien auf immer zu vernichten! Doch Heil denen, die den

Untergang alles dessen, was ihnen hienieden theuer gewesen, nicht überlebten, aber wehe jenen, die das Elend ihrer Freunde mit ihren leiblichen Augen ansehen mußten! von welcher namenlosen Qual wurden nicht die Herzen der Armen zerfleischt, die da gefesselt ihrem Schicksale entgegenharrten, von dem siegreichen Pöbel nur darum verschont, um ihm bald das über alles werthe Schauspiel einer öffentlichen Execution darzubieten.

Mit den triumphvollen Gefühlen eines Helden betrachtete eben die endlich müde gewordene Menge ihre nächtliche That, noch hie und da nachhelfend, wo es ihrer bessern Einsicht nothwendig schien, als sich plötzlich das schreckensvolle Gerücht verbreitete, daß die Drohung des Bürgermeisters in Erfüllung gehe, und durch das Piseker Thor eine Schaar kaiserlicher Reiter so eben ihren Einzug halte, mit entblößten Schwertern, ohne Zweifel bereit in die Menge einzuhauen. — Mit Sturmeseile waren sogleich die Massen zerstoben, alles lief, was es nur konnte, sich und sein Bewußtsein des entsetzlichsten Frevels in der dunklen Behausung zu bergen.

Wie es gewöhnlich geschicht, war auch diesmal die Hilfe zu spät angelangt; die Reiter kamen nur, um das fliehende Volk und das verlassene Schlachtfeld, von einer Staubwolke überdeckt, zu sehen. —

Sie hielten auf dem Marktplatze, den Trompeter an der Spitze, der eine kriegerische Fanfare blies. Lauter kräftige Burschen mit blanken Helmen, nett glänzendem Rüstzeug und Waffen, die fernhin in der Sonne — eben war sie prächtig über die blutgedüngte Wahlstadt der Lynchjustiz aufgestiegen — glänzten und schimmerten. — Ihr stolz zu Pferde sitzender Anführer, mit wehendem Helmbusch, glatt geschniegeltem und funkelndem Lederkoller, mit hohen Reiterstiefeln, an welchen silberne Sporen blitzten, schien ein Adeliger, von jedenfalls merkwürdigem Aussehen.

Sein kaum mehr jugendlich zu nennendes Antlitz, eben so bleich als hager, mit stark hervortretenden Backenknochen, straff am Beine anliegenden Muskeln und den, einem angespannten Trommelfelle gleichenden Wangen, beurkundeten in ihm auf den ersten Anblick einen jener bedauernswürdigen Männer, die früh für alle, das Mark des Leibes und Geistes aufzehrende Lüste gereift, ihr ganzes Thun und Streben nur auf die Befriedigung des in ihnen stets regen Wollustteufels richten. — Düster brannte das Feuer seiner grauschwarzen Augen, die unter dicht buschigen

Brauen hervorblitzten, ein stereotypes, höhnisches Lächeln umschwebte einen Mund, welchen ein mehr langer als dichter Schnurrbart beschattete. —

Er hatte kaum auf dem Marktplatze seinen Reitern ein kräftiges „Halt“ zugerufen, als in demüthigster Haltung sich ihm der Bürgermeister näherte.

„Willkommen, edler Herr von Duba“, rief er ihm mit seiner heisern, kreischenden Stimme zu, „habt wahrlich einen scharfen Ritt gethan heut zu Nacht. Nur thut mir leid, thut mir wirklich leid, Euch vielleicht aus den Armen eines Liebchens aufgescheucht zu haben. — Doch habt Ihr wohl gehört, was sich hier zugetragen in dieser fürchterlichen Nacht, die mir nicht vergeßlich sein wird, und wenn ich das Alter Methusalems erreichen sollte. He, was sagt Ihr dazu?“

„Was ich dazu sage?“ erwiderte barsch der Angeredete, „gelacht hab ich anfangs, dann aber mich geärgert, ja geärgert, mit Verlaub, Herr Bürgermeister, über Eure Pedanterie! — Und war's auch nöthig, solcher Kleinigkeit halber fünfzig schmucke Burschen aus dem Schlafe aufzustören? — O Ihr meint wohl auch noch, daß es nur die Sache sanctae justitiae sei, armen Sündern das Lebenslicht auszublasen, und es gelte gar nichts, wenn nicht über jede Bagatelle einige Centner Papier verschmiert werden. — Sie werden es Euch schlecht Dank wissen, glaubt mir, die edlen Herren vom Rathe, daß Ihr ihnen so eine ungelegene Procedur auf den Hals geschoben. — Das konnte rascher und billiger abgemacht werden paratis semper ad occidendum populi manibus, um in Eurer Lieblingssprache zu reden. — Ja, man muß zu Zeiten verstehen, ein Auge zuzudrücken, Herr Bürgermeister, und gar bei solchem lächerlichen Handel!“

„Das ist Euch eine causa ridicula, gnädiger Herr?“ sprach kopfschüttelnd der Bürgermeister, „wenn ein Kind von verruchten Händen abgeschlachtet wird, um zu einer coena Thyestis vel Harpagonis zu dienen, um mit seinem Fleisch zu sättigen, mit seinem Blut zu tränken aquae instar?“

„Lappalien!“ lachte der Herr von Duba. „Ha, ha, ha, und Ihr ließt Euch auch von solchen Ammenmärchen verblenden? — Wahrlich, ich kenne viele Juden, aber so dumm, und von so absonderlichem Geschmack hab' ich noch keinen gefunden, daß er über den magern Genuß eines dürren Bastarden Hals und Kragen, Gut und Blut aufs Spiel setzte. — Nichts desto weniger aber

durfte dem Pöbel sein Gaudium verkümmert werden. Ihr hättet ihn immer ruhig wirthschaften lassen sollen. Wird ihm doch so selten Gelegenheit, sich eine Recreation zu schaffen. Die Zeitläufte sind schlecht, Herr Bürgermeister, Juden gibt es genug, und ich sag' Euch, für den nahen Türkenkrieg wird unser Kaiser und Herr manches Bürschlein aus dem Volke brauchen. — Gönnt ihm also eine unschuldige Spielerei, und sucht's nach Kräften bei guter Laune zu erhalten."

Zutraulich gemacht durch solche Reden des Führers und die ruhige, harmlose Haltung der Krieger, hatten sich die verlaufenen Volkshaufen bald wieder gesammelt.

Freundlich und mit den Fingern schalkhaft drohend lächelte ihnen der Herr von Duba zu.

„Ihr könnt Euch Euren Morgenimbiß wohl schmecken lassen," sprach er in gnädigster Herablassung, „Ihr habt ein eben so mühevolles als undankbares Werk gethan heut zu Nacht. Beelzebub wird sich drob freuen, Ihr habt ihm manchen Höllenbraten geliefert!"

Ein lautes „Vivat" erscholl nach diesen Worten.

Eben war Jaroslav (so war der Vorname des Ritters) im Begriffe, durch dankendes Kopfschütteln seine Fraternisation mit dem Pöbel fortzusetzen, als ein Ruck an seinen Stiefeln und ein leises „gnädiger Herr!" seine Aufmerksamkeit nach abwärts in seine nächste Nähe lenkte. Er hatte auch kaum den Blick gesenkt, als ein freudiges „Ach Hynek" aus seinem Munde ertönte, und er im nächsten Momente gewandt sich vom Pferde schwingend an der Seite eines Menschen stand von eben so rohem als verschmitztem Aussehen. „Bringst Du gute Nachricht, Hynek?" fragte der Ritter. „Ich wußte nicht bessere zu bringen, gnädiger Herr, das hat der Zufall gut gefügt, daß er Euch grade hieher nach Strakonitz geführt, auf halbem Wege mir entgegen."

Und indem sich der Knecht an das Ohr des Edelherrn neigte, schien er ihm ein Weilchen etwas angelegentlich zuzuflüstern, was den höchsten Ausdruck von Freude auf das Antlitz des Ritters hervorzauberte. — „Bravo, Hynek," rief er in heiterster Laune. „Aber nun ist mir dieses nächtliche Ereigniß wirklich fatal," fügte er hinzu, „das hätte trefflich in meine Pläne gepaßt."

Und an den Bürgermeister sich wendend, fuhr er fort:

„Drei der Hauptthäter dieser nächtlichen Greuel, ich meine die Witwe und zwei ihrer Söhne, sind doch in Euren Händen? —

Nun wohl! — Ihr wißt ohne mich, was Eures Amtes ist. — Wollt sie also in strengem Gewahrsam halten und vor den Händen des Pöbels schützen. — Bin ich Euch etwas werth, so seid so gut, mich von Allem in Kenntniß zu setzen, was sie betrifft über die genauern species facti, über die sonstigen Ergebnisse der Amtshandlungen und welchen Verlauf überhaupt diese seltsame Affaire nimmt."

Ueberrascht von dieser plötzlichen Sinnesänderung des Ritters, vermochte der Angeredete nur durch eine tiefe Verbeugung seine Zustimmung zu geben.

Der Ritter aber, nachdem er seine Leute in die verschiedensten Quartiere der Stadt commandirt, warf sich wieder zu Pferde, und nur von Hynek, der ebenfalls ein Roß bestiegen, begleitet, galoppirte er eilends von dannen.

II.

Der freundliche Leser begleite uns nach Wollin.

Dieser Ort ist zwei Stunden von Strakonitz entfernt und liegt an der Wollinka, wie wir bereits zu sagen Gelegenheit hatten. Ob übrigens der Fluß dem Orte oder der Ort dem Flusse den Namen entlehnt, wüßten wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben; das Erstere scheint jedoch wahrscheinlicher. — Am Fuße und Abhange eines jener terrassenförmig abfallenden Berge erbaut, durch welche der Südwest Böhmens, nicht unähnlich einem riesigen Amphitheater zu den schneeigen, weit hin sichtbaren Höhen des böhmisch-baierischen Grenzwalles emporsteigt, kann diesem, sonst wenig ausgezeichneten Oertchen eine recht freundliche, pittoreske Lage nicht abgesprochen werden. Mit Vergnügen wird der Wanderer von dem im Nordosten vereinzelt sich erhebenden, mit einer halbverfallenen Capelle geschmückten Bergkegel aus eine reizende Vogelperspective der kleinen Stadt genießen. — Schon hat das Flüßchen die Mitte seines kurzen Laufes erreicht, und windet sich wie ein Silberband in anmuthsvoller, leiser Strömung durch die Gegend hin, zwischen blumigen, triftenreichen Auen, die den Norden und Westen des Ortes umschließen. —

Wollin mag übrigens von jeher eine Judengemeinde in seinem Schoße geborgen haben; ein vergessener Gebirgswinkel

Böhmens, wie wir diese Gegend füglich nennen könnten, mochte sie nur um so verlockender erscheinen dem die möglichst geräuschloseste Lebensfristung anstrebenden Volke Jakobs.

Wenige Tage waren seit jenen Ereignissen zu Strakonitz verflossen. Es war an einem Freitag Abende. — Die milde Sabbathstille, in die engen Räume der Judengasse einziehend, sah bei einbrechendem Dunkel, wie gewöhnlich, die ganze Gemeinde in der Synagoge sich versammeln. — Aber welch ein düsterer, brustbeengender Geist wehte heute durch die friedlichen Hallen des Gotteshauses! — Nicht auf die altherkömmliche, eben so gemüthlich-wohlthuende als feierliche Weise wurde diesmal die Sabbathbraut empfangen; nicht in heitern Tönen stimmte die Gemeinde in jene idyllische Ruhe und Seelenbehagen athmenden Worte des frommen Sängers der Elegie an die Burg Zion [1]) ein; düster und still, wie am klagereichen Vorabende des neunten Aw ging es her; kaum daß Jemand es zu wagen schien, die Augen zu der mit allerlei Arabesken, Schriftstellen und sonstigem phantastischen Schnörkel wunderlich genug ausgeschmückten hölzernen Decke der Synagoge emporzuheben; mit einer Stimme, die vor innerer Aufregung zitterte, folgte man gedankenlos der Leitung des Chasan; wo doch blieb sie diesmal die neschema jesera, die, nach dem sinnvollen Ausspruche des Talmudisten, am Sabbathe in jedem Gläubigen ihr sanftes Licht entflammt?

Es wird kaum nöthig sein, hier beizufügen, daß auf der Versammlung der entsetzliche Eindruck der Nachrichten aus Strakonitz lastete; die Seelenqual, von der die Armen gefoltert wurden, mußte um so größer sein, als auch der hiesige Pöbel es bereits nicht an drohenden Anzeichen eines nahenden Sturmes fehlen ließ.

Zwei Männer nahe dem Eingange der Synagoge ziehen unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. — In bei weitem höherem Grade als die übrige Versammlung tragen sie den Ausdruck der tiefsten Niedergeschlagenheit auf den bleichen Gesichtern; von schwerem Kummer muß ihr Herz erfüllt sein, von quälender Sorge das gebeugte Haupt; denn nur die peinigendste Unruhe scheint sie auf diesen letzten Plätzen des Gotteshauses zurückzuhalten, wohin sie nur gekommen sein mochten, nicht dem Drange

---

[1]) Juda ben Halevi, Verfasser des lcho dodi und vieler anderer herrlicher ritueller Gesänge.

andächtiger Gefühle folgend, sondern nur um keinen Anstoß zu geben, um kein Aufsehen zu erregen.

Der eine von ihnen, ein bereits ältlicher doch noch rüstiger Mann im pelzverbrämten, kaftanähnlichen Ueberrocke, die hohe polnische Mütze auf dem gebleichten Haupte, zeigt einen solchen würdevollen Anstand in Miene und Haltung, daß er offenbar zu den vornehmsten und reichsten Gliedern der Gemeinde zählen muß. — Sein Nachbar ist ein Jüngling von eben so edler, freier Haltung als blühender Schönheit, mit einem Gesichte, in welchem jugendliche Anmuth mit männlichem Ernst um den Vorrang streiten; einer hohen Stirne, sanft und würdevoll blickenden Augen und einem leichten Bartflaum um das gerundete Kinn.

Die Ungeduld der Beiden schien mit jedem Augenblicke im Wachsen begriffen, so daß sie endlich nicht umhin konnten, gleich nach dem Kidusch mit leisem Schritte die Hallen des Gotteshauses zu verlassen.

Schweigend schritten sie anfangs nebeneinander her; endlich begann der Jüngere:

„Es scheint mir, mein theurer Vater, daß Ihr heute Nachrichten aus Prag erhalten habet. — Ich sah einen Boten bei Euch einkehren, er hat Euch Briefschaften gebracht. — Entschuldiget, wenn ich Euch daran zu erinnern wage, daß Ihr mir noch nicht davon gesprochen."

Nach einem, mehrere Secunden andauernden Schweigen erwiderte der Alte:

„Mein Kind, es ist wahr, ich habe heute Nachrichten aus der Heimat erhalten; mir sind Mittheilungen zugekommen vom Parneß der Prager Gemeinde; auch unsere theuern Anverwandten haben mich ein Wort von sich wissen lassen. — Es war schon Zeit. — Sie sind alle wohl!"

„Täuschet mich nicht, ich bitte Euch, theurer Vater," sprach der Jüngling wehmüthig bewegt; „denn Eure Miene straft Eure Worte Lügen; das ist nicht die Weise, in der man Erfreuliches mitzutheilen pflegt! — Ihr seid von schwerer Sorge niedergedrückt, ich lese eine ungewöhnliche Bangigkeit auf Eurem Antlitze. — Verzeihet, aber Eure tröstlichen Worte heitern mich nicht auf; ich kann und darf wohl nicht mich darüber freuen!"

„Nun, sie sind wohl," wiederholte der Alte mit Nachdruck, offenbar beflissen, dem Gespräche ein Ende zu machen. „Gesegnet sei ihr Sabbath und Freude komme in ihr Herz!" fügte

er mit innigem Ausdrucke bei; „mögen sie nie hören, was sich in unserer unglückseligen Gegend zugetragen. — Nochmals, mein theuerer Nephtali, sei beruhigt ihretwegen; ihr Friede ist nicht gestört!“

„Und wird er es immer bleiben?“ fragte bang der Jüngling.

Die beiden Männer hatten bei diesen Worten gerade den Eingang eines kleinen Hauses erreicht, welches etwa in der Mitte der Judengasse lag. Offenbar war dies ihre Wohnung; denn schon hatte der alte Mann seinen Fuß über die Schwelle gesetzt; doch bei diesen Worten seines Begleiters wandte er sich rasch um und zog ihn wieder mit sich zurück ins Freie. Schweigend legte er hier die Hand an die Stirne, in Nachsinnen verfallend; endlich sprach er:

„Du hast Recht, mein Kind, wenn ich's eigentlich bedenke. — Du hast die Jahre des Leichtsinnes und sorgloser Lebensfristung schon hinter Dir. — Und ob Du gleich nur mein Pflegesohn bist, so hat sich Deine Treue und Anhänglichkeit doch besser bewährt als so manches eigenen Kindes. — Was sollte ich also zögern, Deinen Schultern auch einen Theil der Sorgen aufzubürden, die mich niederdrücken; Dein Verstand scheint mir schon zur Genüge gereift, um den Tücken des Schicksals mit den Waffen des Geistes zu begegnen, um den ganzen bittern Ernst des Lebens zu fassen. — Was also unsere theuern Freunde und Anverwandten in Prag betrifft — so sind sie allerdings zur Stunde wohl — ich habe keine Unwahrheit gesagt. — Was aber ihr ferneres Schicksal sein wird, welches Los ihrer harrt, das, mein theurer Sohn, steht in der Hand jenes oben, der die Sterne in ihren Bahnen lenkt, und der schon so lange, ach, allzu lange seinem Volke Israel zürnet. — Eine schwere Anklage ist auf ihre schuldlosen Häupter gewälzt worden. — Du weißt, hast es schon gehört, daß der Erbfeind des Christenthums, der Türke, schon wieder im Osten sich regt — die Fackel des Krieges, kaum gelöscht, wird bald wieder von Neuem verheerend flammen und die Bewohner Oesterreichs und Ungarns sind aus ihrer kurzen Ruhe zu peinvollen Sorgen aufgescheucht. — Aber unsere armen Brüder sollen wiederum nicht nur das allgemeine Leid mittragen, ihnen ist abermals eine absonderliche Qual dazu beschieden. — Es geht nämlich das verhängnißvolle Gerücht um und findet leider allzu leicht Glauben bei unsern Widersachern, allzu leicht Verbreitung durch unsere Hasser, daß einige Mitglieder der Prager Gemeinde dem Reichsfeinde Spionir-

dienste geleistet, daß sie ihm Alles verrathen hätten, was die Rüstungen, Pläne und Kräfte unseres Staates beträfe. — Und das würden sicherlich, die Vermuthung liegt nahe, nicht die Schuldigen allein büßen; in herzverzehrender Bangigkeit sehen drum unsere Brüder in der Hauptstadt der nächsten Zukunft entgegen; denn schon ist ihnen die schrecklichste der Strafen angedroht, Ausweisung und Vertreibung vom heimatlichen Boden."

In düsteres Nachsinnen versank der Jüngling nach diesen Worten: „Also nirgends Ruhe für uns — für das bedrängte Volk Gottes. Ich hatte es schon bereut, nach diesen Ereignissen in Strakonitz, bitter bereut, Eurer allzu großen Besorgniß nachgegeben und Prag verlassen zu haben, und wollte schon mit dem Vorschlage auftreten, daß wir Alle wieder dahin zurückkehren in die unvergeßliche Heimat; doch da kommt Ihr mit dieser Nachricht, die alle meine Pläne wieder vereitelt, meine hoffnungsvollen Träume einer bessern Zukunft."

„Ja, Viele sind unsere Widersacher," sprach der Alte, das thränende Auge gegen den heiter gestirnten Himmel erhebend, „Viele, die aufstehen gegen uns. — Kaum dürfte der göttliche Sänger mehr Ursache gehabt haben, in diesen Jammerruf auszubrechen, als wir. — Laß uns mit männlicher Fassung uns rüsten, mein Sohn; denn mir ahnet nichts Gutes. — Der Ewige weiß, wie lange noch dieser unser stille Zufluchtsort unentdeckt bleibt, ob nicht die nächsten Tage uns wieder alle alten Leiden und Qualen erneuern!"

Der Jüngling trat bei diesen Worten einige Schritte erschreckt zurück. — Dann rief er mit aller Leidenschaftlichkeit der Jugend: „Wie, sollten etwa unserer Hannah, meiner theuern Braut, neue Gefahren hier drohen? — sollte auch sie hier nicht sicher und geborgen sein?"

„Wer unter Feinden lebt," erwiderte der Alte, einigermaßen unangenehm berührt von der Heftigkeit seines Pflegesohnes, „darf sich nie von den Gefühlen allzu großer Sicherheit in Sorglosigkeit wiegen lassen. — Wir müssen allerdings auf unserer Hut sein, mein lieber Sohn. — Ich bin nicht ohne Verdacht seit einigen Tagen; innere Ahnung bestärkt mich darin. — Unser stiller Wohnsitz scheint mir seit Kurzem der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit von Seiten eines zerlumpten Burschen, den ich mehrmals hier herumschleichen gesehen. — Möge uns der Gott unserer Väter

beschützen und uns behüten vor plötzlichem Verderben, daß nicht von Neuem Unheil über unsere Häupter hereinbreche!"

„Großer Gott!" rief Nephtali, zitternd vor Aufregung, mit bebender Stimme, „sollte jener adelige Bösewicht uns aufgespürt und bisher uns gefolgt sein? — Sollten wir vergebens Heimat, Freunde und Verwandte verlassen haben, um seinen Nachstellungen, den Flammen seiner wollüstigen Glut zu entgehen? — Und Eure Hannah, meine theure Braut, auch hier sollten wir ihretwegen nicht sorglos athmen können?"

„Beruhige Dich, mein Sohn, noch sind es bloße Vermuthungen, die ich hege. — Dem aufgeregten Gemüthe wird der unschuldigste Gegenstand Ursache der Besorgniß und des Schreckens. — Wenn das Herz von düstern Ahnungen erfüllt ist, so zittern wir vor dem Rauschen eines Blättchens und das Auge kann nicht unbefangen die Dinge betrachten — die ganze Welt sieht es in einen Trauerflor gehüllt — was klar und unverdächtig wie der lichte Tag, erscheint ihm ein dunkles, schauervolles Geheimniß. — Also nochmals, sei beruhigt und laß uns friedlich einkehren in dieses Haus des Friedens, daß wir den Theuern drin nicht unnütze Sorge machen. — Du siehst, schon hat die ganze Gemeinde die Schul verlassen und sitzt daheim bei den Lieben. — Möge es dem Sorgenbrecher, der anmuthsvollen Braut Sabbath, gelingen, ihren Kummer zu zerstreuen, ihr Herz zu erleichtern."

Sie traten ein. —

Es war ein überaus freundliches Stübchen, welches die Männer in seinem behaglich durchwärmten Raume empfing. Wie auf Verabredung, hatten sie Beide rasch ihre eben erst von dem Ausdrucke der schwersten Sorge verdüsterte Stirne zu jenem der unbefangensten Heiterkeit geglättet. — Eine achtzackige goldig blinkende Lampe umspann sie mit ihren milden Lichtkreisen; von lauter Gegenständen des Haushaltes fanden sie sich umringt, denen man es deutlich ansah, daß sie erst vor Kurzem frisch aufgeputzt und gereinigt worden. — Blank gescheuert war der Boden, hoch aufgethürmt schwellten sich die Betten unter großgeblumten Ueberzügen auf schneeweißem Grunde, eine spiegelglatte, zirkelrunde Messingscheibe auf der dem Tische zunächst stehenden Wand warf ihnen freundlich, wie zu heiterem Willkomm, ihre gelblichen Reflexe zu — die Tafel mit tadellos weißem Linnen bedeckt, von einfachen aber von Reinlichkeit schimmernden Sesseln umstellt und mit blankem, zinnernem Tischgeräthe bedeckt, schien des einfachen Mahles zu harren.

Oben an der Spitze der Tafel im weichgepolsterten Lehnsessel saß sie, ohne Zweifel die Mutter des Hauses, eine heitere Matrone, in jenem Stadium des weiblichen Greisenalters sich befindend, welches das angenehme genannt werden kann, die goldene reiche Haube über dem noch von der Farbe der Gesundheit gerötheten Antlitze, welches, in einen großen Sidur geneigt, eben der Ausdruck jener herzinnigen Andacht verklärte, deren nur das Gemüth des schwächern Geschlechtes fähig ist. — Ihr zur Seite, die voll gerundeten, schneeweißen Arme, welche keine neidische Hülle bedeckte, auf die Tafel gelehnt, mit jenem lieblichen Ausdrucke sanften Nachsinnens, welches den in Entfaltung begriffenen Jungfrauen so anmuthig steht, saß ein Mädchen, welches wohl an Reiz und Anmuth keiner der gepriesenen Schönheiten der Bibel nachstehen mochte. — Eine üppige Lockenfülle umschäkerte ihr Antlitz, wie die auf dem Wasser von leichten Westen umkoste Lilie schwankte ihr kleines Haupt gedankenvoll hin und wieder; eben weilte das schmachtende blaue Auge auf der Gestalt der hochverehrten Mutter, eben wollte über ihre halbgeöffneten Lippen, die das Roth der Korallen beschämten, eine Frage hineilen, als sich die Thüre öffnete, und jene, die ohne Zweifel eben die Gegenstände ihres träumerischen Sinnens gewesen, mit einem gemüthlichen „Gut Schabbes" eintraten. Freundlich wurde der Gruß erwidert, mit sanftem Lächeln erhob die Matrone ihr Haupt; mit einem wohltönenden Ausrufe der Ueberraschung eilte die holde Jungfrau dem Eintretenden entgegen, ihr liebliches Köpfchen neigend, um den am Sabbath üblichen Segen zu empfangen. Mit leuchtenden Augen sprach der Vater: „Möge der Herr Dich segnen, Dich behüten, möge er Dir sein Antlitz leuchten lassen und Dir gnädig sein und Dir den Frieden geben!" — Dann zog er die Hände ab von dem anmuthsvollen Haupte, und mit der Rechten ihr rundes Kinn erfassend, hob er ihr Antlitz gegen das seinige, welches der innigste Ausdruck der Vaterliebe verklärte, als er einen Kuß auf die glänzende Stirne drückte. — Mit tiefinniger Freude betrachtete der Jüngling diesen Vorgang; der Anblick seines Bräutchens mochte sein Herz schwellen machen in Lust; er konnte endlich dem Drange nicht widerstehen, auch seine Arme um ihren schimmernden Nacken zu schlingen und mit dem feurigen Siegel der Liebe das zarte Roth der Wangen für einen Moment zu verscheuchen.

Und nun erscholl das gemüthreiche Lied an die Engel des

Friedens in einer jener rührend-einfachen Melodien, die so trefflich dem lyrisch-elegischen Geiste jüdischer Festgesänge sich anschließen, wundersam Seele und Herz ergreifend. — Nachdem der Hausvater noch, in einen warmen Schlafrock gehüllt, die sinnigen Sätze des „Esches chaiil mi jimzah“ mit öfterm zärtlichen Hinblick auf sein Weib gesprochen, wusch man die Hände und setzte sich zu Tische. — Andachtsvoll sprach der Vater den Segen über das Brod, welches mit feinem Linnen bedeckt vor ihm auf dem Teller lag. — Dann wurde das einfache Mahl aufgetragen. — Bis an die Decke empor stieg der Dunst der Speisen, aus den einhüllenden Qualmwölklein flimmerten milde wie unschuldige Kinderaugen die einzelnen Flämmchen der Lampe hervor, auf jeden glänzenden Gegenstand, sogar auf die dampfende Suppenfläche ihren glitzernden Schein werfend.

In reizender Geschäftigkeit eilte das Mädchen hin und wieder, hier einen Teller, dort ein Glas darreichend, jeden Wunsch erspähend, ihr mildes Auge weilte überall, in blendenden Bogenwindungen regte sich ihr Arm allerwärts — mit Elfenleichtigkeit schwebte sie dahin, aus der Küche in das Zimmer, aus dem Zimmer in die Küche.

Es war ein herzerquickender Anblick dieses irdische Walten eines Engels an Schönheit und Milde.

Sie hatte auch kaum bemerkt, daß der Vater so eben sein Glas nur halb mit Wasser füllen konnte, weil der Krug schon geleert war, als sie rasch das Gefäß ergriff, und ohne daß jemand ihren Abgang bemerkte, vor die Thüre hüpfte, um an den Fluß zu eilen.

Eine freundliche Nacht lag draußen auf der Gegend. — Es war in der wechselvollen Zeit des Vorfrühlings. — Linde, leise Lüfte wehten über die Fluren hin, die glühende Wange des Mädchens kühlend, welches leicht, wie eine Gazelle, auf dem anmuthigen Pfade hineilte, der sich mitten zwischen Gebüsch und üppiges Gesträuch hinwand. — Bald war der Fluß erreicht. Ruhig murmelten die Wasser über die blinkenden Kiesel und den grauschimmernden Sand hin, im freundlichen Widerschein der Himmelslampe strahlten die kaum erst vom Eise befreiten Wellen. — Mit einer Grazie, die nur der unschuldigen Weiblichkeit eigen ist, hatte das Mädchen ihr leichtes Röckchen in die Höhe geschürzt, um von einem felsigen Vorsprunge aus den Krug hinab in den Fluß zu neigen, als der eilende Trab eines Pferdes, kräftige Hufschläge an ihr erschrecktes Ohr drangen. —

Aengstlich hob sie ihr Haupt in die Höhe, fernhin leuchtete der Alabaster ihres Schwanenhalses; schon war sie im Begriffe zu entfliehen, da ließ sich ein Geknister im Gebüsche vernehmen, feste Männerschritte erschallten, die Weiden wurden rasch und heftig zurückgebogen, und in kriegerischer Kleidung stand ein Mann vor ihr, der sie alsbald mit den Worten begrüßte:

„Guten Abend, mein trautes Schätzchen! So treff' ich Dich einmal wieder? Gesegnet seien diese meine Augen, daß ihnen abermals der Anblick Deiner Holdseligkeit wird. — Und gesegnet seien die sanften Sterne Deines Antlitzes, die mir lieblicher strahlen, weiß Gott, als die Plejaden, Dioskuren, und wie das astronomische Pack da droben sonst noch heißt, die mir jetzt, ich hoff' es, freundlicher zulächeln werden als vormals! — O Du, lieblicher als die Erzmutter Deines Stammes, als sich am Brunnen die lüsternen Blicke des Knechtes Abrahams weideten, ja schöner als Rebekka, reizender als Rahel — sag' wie geht es Dir? — Erinnerst Du Dich noch zuweilen meiner? — was führt Dich hierher? — was thust Du immer, mein Schäfchen? —"

Ein lebhaftes Zittern hatte die Glieder der Jungfrau ergriffen, alle Röthe war von ihren Wangen gewichen, unwillkürlich entrang sich ihr der Schreckensruf: „Jaroslav!"

„Ja, der bin ich, mein trautes Liebchen," lachte der Mann. „Sieh da, ich habe mich nicht getäuscht, Du kennst mich ja noch — noch erinnerst Du Dich meiner! — Ich habe noch mein Plätzchen in Deinem reizenden Kopfe. — Wer hätte das gemeint, wer hätte das gehofft? — Und Du verließest mich doch ohne Abschied, nicht ein sterbendes Wörtchen vernahm ich davon, als Du das schöne Prag verließest — Du sein Schmuck und seine Zierde — das schöne Prag, welches mir todt schien ohne Dich — verließest Prag und verkrochst Dich in diesem garstigen Winkel — eine Perle im Mist."

Mit einer heftigen Bewegung hatte sich mittlerweile das Mädchen erhoben — alle ihre Kraft zusammenraffend, versuchte sie zu entspringen.

„Ah nicht doch," sprach Jaroslav, in welchem die Leser ohne Zweifel schon den Rottenführer aus Strakonitz wieder erkannt haben, indem er sie kräftig erfassend einen glühenden Kuß auf die alabastergleiche Schulter drückte. „Du bist ja scheuer als ein Reh! Soll ich umsonst Dir so lange nachgeforscht, Dich wie ein Blinder sein verlorenes Augenlicht gesucht haben, soll das Sehnen meines

Herzens nicht doch endlich gestillt werden? — Du kommst mir nicht so leichten Kaufes los!"

„Allmächtiger Vater," rief das Mädchen, welches jetzt erst wieder den Gebrauch seiner Stimme erlangte, „ist es noch nicht genug der Verfolgungen? — Um des Himmels Willen laßt mich los! — Meine Eltern daheim vergehen vor Angst und Sorge. — O, ich Unglückselige, was that ich Euch, daß Ihr nicht nachlassen möget mit Nachstellungen. — Was wollt Ihr von mir?"

„Von Dir? — Was ich will? — Welche Frage! — Sie ist so naiv, daß sie nur aus solchem lieben Mündchen kommen konnte. — Mädchen, rasend möchte ich werden vor Liebe zu Dir. — Bist Du doch das holdeste Wesen, das je der Sonnengott mit seiner Fackel beleuchtet. — Was ich von Dir will? — Hm, nichts und Alles — mein Lämmchen! — Gib mir Deine Liebe und Du hast mich zum glücklichsten der Erdensöhne gemacht! — Gönne mir den Genuß Deines holdseligen Leibes und mich soll der Donner erschlagen, wenn ich nicht Adel, Ehre und Gut in die Schanzen schlage und Dich mir zur trauten Gesponsin erkiese."

„Mich, die arme Judenmaid, Ihr, der stolze und reiche Ritter?"

„Hm, Exempla trahunt," lachte der Junker, dem nach der Weise jenes pedantischen Zeitalters eine Masse lateinischer Brocken so mundgerecht waren, daß sie ihm selbst in den Augenblicken der größten Aufregung, am unpassendsten Orte entschlüpften, „es fehlt nicht an Beispielen. Ueppiger und stolzer blühen die Blumen des Orientes — duftender entfalten sich seine Blüthen als im kalten Westen. Was that denn Ahasverus, von dem Dir sicherlich Deine bärtigen Rabbis erzählt haben? — Er hat die wunderliebliche Esther als Gattin heimgeführt und zur Königin seines Harems gemacht. — So nimm ein Exempel an der Esther, wie ich am Ahasver. — Was dem gottlosen Heiden gut war, ist auch dem frommen Christen gerecht!"

„O Jammer," klagte Hannah, „zu welchem Unheil bin ich aufbehalten. O, meine armen Eltern, Du mein theurer Nephtali — seht das Leid, das über mich hereinbricht! — habt Erbarmen, Erbarmen, Herr Ritter!"

„Nimmer," sprach jener mit entsetzlicher Entschlossenheit, „jenem dürren Judenbuben sollte ich Dich gönnen, Dich und Deinen köstlichen Leib, der für Könige und Fürsten geschaffen worden. — Daß ich ein Narr wäre! — Ich halte Dich und keine Macht des Himmels, kein Teufel soll Dich mir entreißen." —

Doch mit der Kraft der Verzweiflung hatte das Mädchen aus seinen Armen sich losgewunden, wild flatterte das gelöste Haar um ihre Schultern; mit Einem Sprunge hatte sie den Fußpfad erreicht.

Doch vergebens! — Mit Einem Satze war der Ritter an ihrer Seite, seine Arme umschlangen ihren schlanken Leib; heftig, mit allem Feuer rohsinnlicher Gier preßte er sie an seine Brust, und indem er, einen Kuß auf die erbleichenden Lippen drückend, sie in das Gebüsch trug, wo mit grinsendem Antlitze sein Helfershelfer, der uns schon bekannte Knecht Hynek seiner harrte, sprach er in sanftesten Tönen:

„Sei keine Thörin, mein trautes Schätzchen. Du wirst doch nicht einen Juden mir vorziehen, dessen Besitz tausend edle und feine Mägdlein Dir neiden werden. — Sieh, ich bin reich, habe Geld und Gut, und alles lege ich Dir zu Füßen. — Sei meine Königin, ziehe als Herrscherin in mein Edelschloß. Du sollst herrliche Tage bei mir haben. — Ich will ja alles thun, was Dir genehm sein wird!"

Ohne Erwiderung blieb diese Rede; denn ohnmächtig lag das Mädchen in seinen Armen. — Schon hatte er die holdselige Gestalt auf das Pferd gehoben, schon wieherte dieses munter unter der leichten Bürde — sein Herr setzte eben den Fuß in den Bügel, als ein lautes und kräftiges „Halt!" in durchdringendem Tone erschallte, und der Mädchenräuber, sich wendend, mit der Schnelle eines angeschossenen Hirsches einen Jüngling auf sich zueilen sah — der kein anderer war als Nephtali.

„Halt!" rief dieser nochmals mit donnernder Stimme, „laß sie los, verfluchter Mädchenräuber — laß ab von Deinem Raub, elender Wicht!"

Mit Hohnlachen erwiderte der Ritter: „Ah, Du bist es, feines Jüngel? — Kommst mir grade recht in den Wurf, Bube. — Auf Dich hab ich schon gewartet, Dich Art und Sitte zu lehren."

Und im Nu flammte sein Schwert aus der Scheide, kampflustig schwang er es um sein Haupt, daß es weithin blitzte durch die helle Nacht. Dann kehrte er es mit geschickter und heftiger Wendung gegen seinen Gegner. Doch dieser, außer sich vor Wuth, und von der Schrecklichkeit des Momentes mit Riesenstärke gewaffnet, hatte alsbald einen der stärksten Aeste von einem der nahen Bäume gebrochen, und ehe es sich der Junker noch im

Geringsten versehen konnte, hatte schon die nervige Rechte Nephtalis zwei so furchtbare Hiebe, den einen auf seinen Arm, den andern gegen sein Haupt geführt, daß das Schwert ihm entsank, und er taumelnd mit blutüberströmtem Antlitz zu Boden sank.

Doch im Augenblicke erhob er sich wieder. Mit racheschnaubendem, Schaum und Blut bedecktem Munde, mit Augen, die wie Blitze flammend in ihren Höhlen rollten, begann er auf den Jüngling loszuhauen. — Doch die Wuth machte ihn blind. — Mit der Gewandtheit eines kunstgeübten Fechters wich Nephtali seinen ersten heftigsten Streichen aus, ließ den Arm des rasenden Gegners in tollen Lufthieben seine Kraft vergeuden, bis er sich die Gelegenheit ersah mit seiner um so gewichtigern je plumpern Waffe einen solchen Schlag mit aller Kraft, welche der höchste Grad zorniger Entrüstung verleihen kann, gegen die Wollust erfüllte Brust seines Feindes zu führen, daß alsbald die klirrenden Degenscherben um die Häupter der Kämpfer schwirrten, und der Ritter einige Schritte bestürzt zurückwankend mit den bespornten Füßen im Weidengestrüppe sich verfing, und nochmals im dröhnenden Falle den Boden bedeckte. —

Diesen günstigen Moment benutzte der eben so kühne als gewandte Nephtali. — Der Ritter, dem keine Zeit zur Besinnung und zu einem neuen Entschlusse gelassen worden, fühlte sich plötzlich wie von eisernen Armen umfangen und zusammen gepreßt, aller Athem war ihm aus der Brust gedrückt, kaum daß er noch mit schwacher Stimme zu rufen vermochte: „Hilfe, Hilfe! Hynek, Du träger Knecht, herbei räudiger Hund!“ indem er wie eine wilde Katze mit sprühendem Munde um sich biß.

Der Gerufene kam nun zwar herbei, doch mit so zögernden und bedächtigen Schritten, daß dem Ritter wenig Hoffnung blieb, durch diese dritte intervenirende Macht dem Kampfe eine andere Wendung zu geben. — Schreckgelähmt waren dem feigen Knechte die Arme niedergesunken beim Anblicke der schmählichen Niederlage seines Herrn, und er brauchte nur auf dem zornentflammten Antlitze Nephtalis die leise Absicht zu erkennen, sich von dem Ritter weg auf ihn selbst zu stürzen, um eben so schnell zu entfliehen, als er langsam gekommen war.

Mittlerweile hatte der seine Geliebte vertheidigende jüdische Löwe seinen Gegner mit der Schnelligkeit des Wirbelwindes mit sich fortgeschleift, hin zu den rauschenden Wellen des Stromes.

„Elender Jude," lispelte der Ritter kaum hörbar, „was hast Du vor mit mir?"

Ein gräßliches Lachen war die Antwort Nephtalis; denn überwältigt von Wuth und Ingrimm hatte diesen jetzt alle kluge Bedächtigkeit verlassen. „Feiger, schmählicher Räuber," rief er mit donnernder Stimme, daß es weit hin tönte durch die stille Nacht, „mit einem Juden glaubtest Du es leicht aufnehmen zu können, Du wähntest uns so schwach und kraftlos, wie unglücklich und bedrückt. — Doch noch lebt in unseren Armen die Stärke, die einst unsere Väter in Kanaan erfüllte und zum Schrecken der Heiden machte. — Ich werde Dich nicht tödten; denn Du bist nicht werth von redlicher Hand zu fallen, aber abkühlen werde ich Deine Liebesgluth, die greuliche Wollust, Deine thierische Gier — abkühlen im Wasser!" —

Unter diesen Worten war Nephtali bei jenem felsigen Vorsprunge angelangt, von welchem aus Hannah vorher den Krug hinabgelassen hatte.

„Da!" rief er zähneknirschend, einen mächtigen Faustschlag in das Gesicht des Ritters führend, daß dieser schier die letzte Besinnung zu verlieren vermeinte, „da, noch eins zum Geleite!" und indem er ihn bei der Brust erfassend leicht wie einen Federball in die Höhe hob und wüthend in der Luft hin und herschüttelte — der Moment schien die Kräfte des Jünglings verzehnfacht zu haben — schleuderte er ihn mit einem zweiten gewaltigen Stoße so heftig hinab in das Wasser — daß dieses rauschend empor fuhr und der schäumende Gischt bis in das eigene Antlitz Nephtalis spritzte. —

Indem nun der tapfere Jüngling auf die noch immer ohnmächtige Hanna zueilend, sie in seine Arme nahm, um rasch mit ihr den Schauplatz des unheilvollen Kampfes zu verlassen, hörte er die ingrimmvollen Worte des Edelherrn aus dem Wasser nachschallen: „Rache, schreckliche, unversöhnliche, blutige Rache Dir und dem ganzen Judengezücht!"

Die Haare sträubten sich dem entsetzten Nephtali zu Berge. — Nichtsdestoweniger umfing er mit liebevoller Sorgfalt die theuere Bürde; einen inbrünstigen Kuß auf die bleichen Wangen hauchend eilte er mit beflügelten Schritten von dannen.

Auf halbem Wege kam ihm schon der alte Pflegevater, Reb Ephraim, entgegen, der die Hände über dem grauen Haupte zusammenschlug beim Anblicke seines Kindes.

„O, meine Ahnung," jammerte er, „vergehe in Pein, mein altes Herz, denn die Tochter ist todt!"

„Beruhigt Euch, theurer Vater," sprach in mildesten Tönen der Jüngling, „unsere Hannah ist nicht todt, ihr süßes Leben ist nicht entflohen. So eben habe ich sie den Krallen des Tigers entrissen."

Und nun erzählte er in kurzen Worten den schrecklichen Vorgang. — Reb Ephraim, anfangs aufjauchzend in Lust über die Rettung seines Kindes, versank jedoch bald in düsteres Nachsinnen, dann fuhr er verzweiflungsvoll mit den Händen in die Haare und rief mit herzerschütternder Klage: „O mein Gott und Gott meiner Väter, was hast Du gethan, mein Kind — wozu ließest Du Dich von Deiner maßlosen Heftigkeit hinreißen! — Nun — nun erst ist unser Unglück entschieden. — Das verzeiht der Bösewicht nie — er wird uns alle verderben!"

„Ich habe gethan, was ich mußte," sprach fest der Jüngling „oder sollte ich Eure Tochter dem Lotterbuben überlassen? — Wer kann sich mäßigen in solchem Momente? — Wahrlich, ich bin noch zu jung, um über dem Juden den Menschen zu vergessen — keine Schmach, keine Unbill zu fühlen. — Erst mit den Jahren kommt die Weisheit," fügte er bitter hinzu, „erst mit der Zeit können die erbarmungslosen Feinde unseres heiligen Glaubens uns zu lammfrommen Hillels [1]) umwandeln, die da jedes Leid, alles Unrecht, allen Schimpf und jede Kränkung ungerochen über ihre Häupter hingehen lassen."

„Und doch durftest Du nie die dem Juden stets nöthige Bedächtigkeit verlieren," erwiderte Reb Ephraim, krampfhaft die Hände vor die Augen drückend, „Du hättest denken sollen, daß wir Fremdlinge, geächtet sind auf diesem Boden, daß wir uns mäßigen müssen, daß rohe Gewaltthat nur unsern Peinigern ziemt, daß der Sclave weise und einsichtsvoll sein muß, soll ihn die Fessel nicht erdrücken."

„O, wie hasse ich diese Weisheit, wie ekelt mir vor dieser Einsicht! — Sind wir wehrlose Schafe von der Natur geschaffen? — hat sie nicht uns auch Kraft in die Muskeln und Mark in

[1]) Der bekannte jüdische Weise, eben so ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit als durch wahrhaft bewundernswerthe stoische Gelassenheit und Ergebung in jedes Schicksal, welcher es wohl verdient hat, sprichwörtlich im Judenthum zu werden: „Hillels Geduld."

die Knochen gegeben? — Bei dem Gott unserer Väter, ich möchte kein Jude sein, so lieb und theuer mir das Gesetz Mosis ist, wenn Feigheit bei ihm zur Tugend würde. — Und meint Ihr, ein glimpflicheres Verfahren hätte was geholfen? — Ich wäre todt — o, warum ist es nicht so, und was läge daran, — aber um die Ehre Eurer Tochter handelte es sich. — Glaubt mir, theurer Vater, der Schwächere ist immer im Unrecht, weh dem Besiegten! Dem Juden wird nie ein billiges Urtheil. — So laßt uns denn das hereinbrechende Unheil mit Geduld und Gottergebung tragen, wenn es nicht zu ändern ist!" [1]) —

Die gepreßte Brust des Alten machte sich durch einen schweren Seufzer Luft. — Sein stumm gegen den Himmel gerichteter Blick war beredter als alle Worte.

Sie traten endlich in ihre Wohnung ein; Nephtali, die ohnmächtige Hanna noch immer in den Armen tragend. Sie fanden die arme alte Frau außer sich vor Kummer und Sorgen.

Jubelnd stürzte sie nun auf die Tochter los; ihres Alters und der schwachen Kräfte vergessend, hob sie mit leichter Mühe ihr Kind auf das Lager. — Ihre Thränen, ihre Küsse und heftigen Liebkosungen riefen das Mädchen bald wieder zum Bewußtsein zurück. — Mit nicht zu schildernder Wonne schlug die holde Jungfrau ihre sanften Augen auf, und erblickte sich — die Seligkeit des Paradieses fühlte ihr Herz in diesem Momente — im Kreise der Ihrigen, umgeben von den sämmtlichen, Thränen der Wehmuth und Freude vergießenden, theuern Anverwandten.

[1]) Der Verfasser kann bei Gelegenheit dieser Aeußerungen Nephtalis die Bemerkung nicht unterdrücken, wie sehr jene Unrecht thun, die speciell dem Juden Feigheit vorwerfen. — Als ob die Geschichte es nicht überall bestätigte, daß mit der äußern Macht und dem politischen Ansehen eines Volkes auch seine sittliche Würde und Kraft zum Sinken gebracht wird. — Der Jude theilt also hierin nur das Lob der meisten besiegten Völker, nicht nur der alten sondern auch der neuen Zeit. (Man denke an Amerika und an die steigende Erschlaffung seiner unreingebornen Völkerschaften.) — Wem fällt es ein bei den jetzigen Griechen und Römern die moralische Größe der alten Bewohner von Hellas und der ewigen Stadt der sieben Hügel zu suchen? —



III.

Die seligen Tage des Frühlings waren wiedergekehrt, und mit ihnen das lieblichste, bedeutungsvollste aller Feste des Judenthums. — Seine milden Schwingen hatte der Pessach über die niedern Hütten des Gottesvolkes ausgebreitet, und Frieden und Wohlbehagen in die stillen Räume gehaucht. — Wie verklärte sich doch sonst das Antlitz jedes Gläubigen beim Einzuge des chodesch ho-owiw, wenn die Natur ihm und seiner Freude an Israels Vergangenheit, der wehmuthsvollen Rückerinnerung an längst geschwundene Größe und Herrlichkeit sich bräutlich zu schmücken schien, und allen Reiz und alle Anmuth der Jugend zu entfalten, befreit von dem harten Drange des Winters, wie einst Israel von dem härtern einer entwürdigenden Sclaverei. — Wie sehr eignet sich doch die Jahreszeit zu dem Feste der Erlösung! —

Doch unermeßliches Leid war diesmal in seinem Gefolge über die Judengemeinden des südlichen Böhmens gekommen.

Es war am Sabbathe, der da genannt wird schabes chol hamoed. — Da bot die kleine Stadt Strakonitz auf ihren wenigen Straßen und Plätzen das Bild des regevollsten Lebens und Treibens dar. — Es war wie an einem Markttage. — Aus der ganzen Umgebung, von nah und fern, war das Volk herbeigeeilt, Neugierde las man auf allen Gesichtern und gespannte Erwartung dessen, was da kommen sollte. — Denn durch einen nicht allzu verschwiegenen Diener des Gerichtes war es bekannt geworden — so wünschenswerth auch die Verheimlichung gewesen wäre — daß heute der Tag sei, an welchem die erste Amtshandlung, das sogenannte Vorverhör der angeklagten drei Juden, stattfinden sollte, bevor sie an das Criminalgericht zu Pilsen zur fernern und eigentlichen Procedur übergeben würden.

Die Außerordentlichkeit des Verbrechens und die ganz besondern örtlichen Umstände, die dabei in Anbetracht kamen, hatten diesmal ein ungewöhnlich langes Verweilen der Gefangenen am Orte des Frevels zur Folge gehabt, wo doch ihr Endschicksal sich nicht entscheiden sollte, und eine bedeutend größere Tragweite, als dies sonst der Fall gewesen wäre, diesem ersten, förmlichen Einvernehmen der Beinzichtigten gegeben. — Bei dieser Menge von Zeugen, bei dieser Masse der am Vorfalle Mitbetheiligten, und bei der so überaus umständlichen Rechtspflege jener Zeiten konnte

es in der That nicht anders geschehen, als daß erst nach Verlauf mehrerer Wochen der Schneckengang der Justiz der Amtsbeflissenen über die „accurateste" Erhebung der species facti, welche aber durch alle dabei beobachtete pedantische Aengstlichkeit doch nur selten an Zuverlässigkeit gewann, einigermaßen zu Athem zu kommen erlaubte.

Welches größere Fest konnte es nun für den Pöbel geben, als jene zu verhöhnen, die schon der Name ihres Volkes dem allgemeinen Spotte Preis gab und nochmals an den Qualen derer sich zu weiden, die bereits einst seine grausame Rachgier empfunden. — Wirklich war auch keiner unter dieser Menge, der die armen Angeklagten nicht für todeswürdig gehalten und sich nicht im voraus über die herbe Strafe gefreut hätte, die über sie würde verhängt werden.

Besonders lebhaft aber ging es vor dem Rathhause her, einem etwas räumlichern, über die andern bedeutend hervorragenden Gebäude, dessen dunkle Mauern, mit den kleinen, fest vergitterten Fenstern schon allein geeignet waren, ein Gefühl der Bangigkeit in dem Herzen des Beschauers zu erregen. — Da herrschte denn ein ohrbetäubendes Gesumme, da wurde erzählt, gestritten, gezankt und hie und da auch — wo die Kraft der Rede etwa nicht ausreichen mochte — durch die Faust derselben Nachdruck gegeben. — Die Neugierigsten — es sind dieses gewöhnlich die Unverschämtesten und Rohesten des Volkes, nicht selten auch seine Wortführer hatten sich bis in die Hausflur gedrängt und Treppen und Geländer besetzt, unverwandten Blickes auf eine eiserne Pforte hinstarrend, vor welcher zwei Stadtwächter, mit Hellebarden bewaffnet, deutlich das Bewußtsein ihrer amtlichen Würde und Wichtigkeit zur Schau trugen.

Da schlug die Amtsstunde. — Der höchste Grad der Unruhe bemeisterte sich des Pöbels, dessen nie zu ermüdende Geduld, besonders wenn es die Befriedigung einer rohen Schaulust gilt, in der That schon bedeutend auf die Probe gestellt worden war.

Die Eisenpforte öffnete sich, und von starken Wachen geleitet, aus einer finstern Kammer heraus schritten drei lebende Bilder des Jammers, in schweren Eisenbanden, deren Last ihnen kaum einen aufrechten Gang gestattete.

Was hatte doch eine kurze Haft für entsetzliche Wirkungen auf die armen Menschen hervorgebracht! Todtfahl waren ihre Wangen, der Glanz ihrer Augen erloschen im Grufthauche des

Kerkers, unscheinbare Lappen umhüllten ihre Glieder, Haar und Bart der Männer triefend von Nässe, starrend von Schimmel und Moder. — Am herzzerreißendsten aber war der Anblick des Weibes. — Vertrocknet schon schien der Quell ihrer Thränen; denn mit einem nicht zu schildernden Ausdrucke des Schmerzes hob sie die von brennend rothen Kreisen umgebenen Augen zum Himmel empor, mit lautlosem Munde — ohne Klage — denn welche wäre stark genug gewesen für ihr Leid? — um Hilfe und Rettung flehend. —

Wen hätte dieser Anblick nicht bis in die innerste Seele erschüttert? — Doch nicht so der erbarmungs- und schonungslose Pöbel. — Hohngelächter, wieherndes Gejohle, unfläthige Ausbrüche eines im Pfuhle des Schmutzes wuchernden Volkswitzes waren der Willkomm der Unglücklichen. Es bedurfte aller Kraft der Wächter, um die rohen Hände der wüthenden Gaffer von ihnen abzuhalten, daß nicht im Hause der Gerechtigkeit ein Frevel an den Gefesselten verübt wurde.

Das Reden konnten sie jedoch nicht verwehren; mit Flüchen, Drohungen und Schimpfnamen der empörendsten Art überhäuft, erreichten die Gemarterten den Eingang eines ziemlich geräumigen Saales, in welchem ihre Ankunft durch eine plötzlich eintretende und eine gute Weile andauernde, lautlose Stille angekündigt wurde. — Dann pflanzte sich ein leises Gezischel von Ohr zu Ohr fort, und alle Bewegungen und Mienen der Anwesenden mochten den Unglücklichen andeuten, wie groß die Aufmerksamkeit sei, deren beklagenswerther Gegenstand sie in diesem Augenblicke waren.

Sie befanden sich im sogenannten Gerichtssaale.

An einem großen Eichentische, mit einem riesigen Tintenfasse, dergleichen Streusandbüchse und halbellenlangen Federn überdeckt, saß im weichen Armsessel Herr Thomas Hrnicek, Stadtrichter von Strakonitz, eine Gestalt, eben so lang, dürr und hager, als ihr Nachbar — wir erkennen den Bürgermeister wieder — feist und klein war. — Beide edle Herren hatten ihre Gesichter in möglichst finstere Falten gelegt, die frisch gepuderte Perücke sollte noch das Gravitätische ihres Aussehens erhöhen, wenn es nicht schon das spanische Rohr that, welches, mit einem massiven Silberknopfe prangend zwischen ihren wohlgefällig gekreuzten Beinen lehnte. — Rechts und links befanden sich zwei Tischchen, an denen in emsiger Geschäftigkeit zwei Schreiber saßen.

Das Zimmer übrigens, noch überdem von einer guten Anzahl Stadtbürger, als Gerichtsbeisitzern erfüllt, bot das möglichst trübseligste und düsterste Aussehen von der Welt.

An den beräucherten Wänden hingen hie und da an Nägeln Hand- und Fußeisen, auch zweischwänzige Peitschen mit bedeutungsvollen rothen Flecken überdeckt, auch eine Bank mit langgliedrigen Ketten war an der Thüre zu sehen. —

Beim Eintritte der Angeklagten lehnte sich Herr Hrnicek bequem in seinen Sessel zurück, und nachdem er alsdann einem Rathsdiener befohlen, ihnen die Fesseln abzunehmen, hustete er einigemal, räusperte sich mit Anstand, nahm eine große Prise aus einer riesigen Tabaksdose — rieb die dürren Hände, warf einen strengen Blick auf die Delinquenten, schnupfte nochmals und nieste drauf und war in Folge dessen genöthigt, einen kleinen Ballen Leinwand zu entfalten und aufzurollen, der sein Sacktuch vorstellte — als der zu wiederholten Malen auf der Straße und unmittelbar vor den Thüren des Saales sich erhebende Tumult ihn so wie die anderen Herren daran mahnte, daß man vorerst jene Stille herzustellen habe, die nach Cicero's Ausdruck „so wunderbar den Geist nährt", bevor man an die Verhandlung gehen könne. — Viele aus dem Pöbel nämlich hatten sich so weit von ihrer ungestümen, frechen Neugier hinreißen lassen, daß sie gradezu verlangten, in den Saal eingelassen zu werden, und im Verweigerungsfalle drohten, sich den Eintritt mit Gewalt zu erzwingen. Es erhob sich demnach der Bürgermeister von seinem curulischen Sessel, schritt mit aller Grandezza eines Dictators über Tod und Leben vor die Thüre, begleitet von den mit derben Stöcken bewaffneten Liktoren, und begann einen salbungsreichen Vortrag an die Menge, worin er durch eine Masse Sentenzen im barbarischesten Küchenlatein darzuthun suchte, „was massen man keineswegs sanctam justitiam in dero Functionen turbulentiren dürfe, daß man jedenfalls persuasionem hegen könne, daß die Frevler poenae meritae nicht entgehen, daß man gewaltig im Irrthum versire, vermeinend, daß hoc loco et tempore die Angelegenheit zur Entscheidung komme, sintemal dies die Sache und Sorge superiorum sei." — Wirklich gelang es ihm — so wenige auch sein Kauderwälsch völlig verstanden hatten, wenigstens die Friedlichern zum Heimgang zu bewegen, die Unruhigsten, die Tumultuanten von Profession, konnten nur durch die Hinweisung auf die kleine Militärmacht, die sich zur Stunde im Orte befand, dazu vermocht werden, die Räume

des Rathhauses zu verlassen. — Weit entfernt jedoch, still nach Hause zu gehen, blieben sie vielmehr in einzelnen Haufen in den Gassen versammelt, bereit, an jedem sich ereignenden Spectakel, den ihr feiner und sicherer Instinct sie heute mit Bestimmtheit vorahnen ließ, sogleich thätig Theil zu nehmen. —

Als der Bürgermeister wieder zurückgekehrt war, und seinen frühern Platz eingenommen hatte, begann der Richter seine Interrogationen mit dem an den ältern Sohn der Witwe Aaron gerichteten zu allen Zeiten unvermeidlichen judiciellen Exordium: „Wie heißt Ihr?" —

„Ich sehe keinen in dieser Versammlung, edler Herr," fuhr der Angeredete fort, nachdem er das Verlangen des Richters erfüllt hatte, mit jenem würdevollen Anstande, den das Bewußtsein der Unschuld gibt, sein bleiches Haupt in die Höhe richtend, „ich sehe keinen in dieser Versammlung, der nicht so gut wie ich Euch meinen Namen nennen konnte, und der dies nicht noch vor kurzem mit dem ehrendsten Beiworte gethan hätte. — Die ganze Stadt kennt uns — und als redliche, friedliche Leute darf ich wohl beifügen. — O, wie schwer liegt die Hand des Herrn auf uns! Arm waren wir von jeher, aber rechtschaffen, und Niemand vermag uns eines Unrechts zu zeihen, obschon wir hier geboren und aufgewachsen sind. — Wir waren immer geehrt und geachtet in diesem Orte — so weit es einer aus unserem unglücklichen Volke sein kann."

„Es ist wahr," gegenredete der Richter, „daß Ihr bis vor wenigen Wochen keine Ursache zur Klage gegeben, man hat nur Gutes von Euch gehört, Euer Wandel schien ein tadelloser! — Aber," fügte er bitter bei, „Ihr wäret nicht die Ersten, die unter heuchlerischer Maske ein schändliches Treiben verbergen, denen die Tugend zum Deckmantel des Frevels dient. Wißt Ihr, welch' grausigen Verbrechens Ihr hier angeklagt steht?"

„Wir könnens nur vermuthen," erwiderte Aaron, „denn wir hoffen noch immer, daß man von einer Anklage zurückkommen werde, für die sich nicht einmal Wahrscheinlichkeitsbeweise werden aufbringen lassen."

„Was ist mit dem Christenknaben geschehen, der vor einigen Wochen am Abend in Eure Stube getreten?" fragte mit strengem Tone der Richter.

„Edler Herr, was soll ich es Euch nochmals sagen, was Ihr so gut wißt als ich, was die ganze Stadt gesehen, daß er jämmerlich

ermordet und zerfleischt in unserem unglückseligen Hause gefunden worden."

„Also gesteht Ihr ein, daß Ihr das Kind zu fluchwürdigem Brauche, zu einem schändlichen Baalsdienste getödtet?"

„Wie können wir etwas eingestehen, edler Herr, was gegen alle Vernunft, alles Recht, gegen alle Religion, absonderlich aber gegen das Gesetz Mosis ist, das wir verehren, und was auch Ihr als göttlich anerkennt."

„Ihr habt Recht an Moses zu erinnern, Ihr böswilligen Ketzer," brauste der Richter auf in erkünsteltem Zorne, „wie schwer habt Ihr's dem guten, lieben Manne nicht gemacht, Euch zu lenken — was hat's ihm nicht gekostet, Eure Hartnäckigkeit zu besiegen. — Doch nicht von Eurem Propheten ist jetzt die Rede, es fragt sich, ob Ihr bekennen möget und bereuen?"

Mit fester und sicherer Stimme erwiderte Aaron: „Unser Bewußtsein ist rein von Schuld — es ist uns unmöglich, etwas zu bekennen, wovon unsere Seele nichts weiß. — So bedarf es auch keiner Reue von unserer Seite! — So wahr möge uns der Gott unserer Väter beistehen, und uns erretten aus der Macht unserer Feinde, als da nicht klebt an unsern Händen das Blut dieses unschuldigen Kindes!" —

„Ihr seid eben so verstockt als böse," erwiderte der Richter auf diese mit der ganzen, überzeugenden Macht der Wahrheit gesprochenen Worte. „Sagt mir, habt Ihr das Kind schon früher gekannt?"

„Das arme, unglückselige Geschöpf," erwiderte der Jude, innigst bewegt, „wir haben es nur zu gut gekannt. Es kam täglich zu uns, und weilte wohl am liebsten in unserem Hause, das schutz- und obdachlose Wesen — weil es sicher war, da der Wuth und den Mißhandlungen seiner entmenschten Mutter zu entgehen. — Sein Anblick war herzbrechend. — Dieser Tiger in der Gestalt von Gottes Ebenbilde, dieses sittenlose Weib ohne Gefühl, welches heute das schändlichste Verbrechen, den Mord des eigenen Kindes durch ein wo möglich noch gräulicheres, dadurch, daß sie eine unschuldige Familie dem Verderben weiht, daß sie die wohlverdiente Strafe auf unsere Häupter wälzt, gut zu machen sucht, diese fluchwürdige, diese verabscheuungswerthe Rabenmutter — wäre es nach ihrer Absicht gegangen, ihr Kind wäre längst eine Beute des Hungers und maßlosen Elends geworden. — Nun haßt sie uns und verfolgt uns, weil wir ihren ruchlosen Plan vereitelt,

weil wir die Frucht ihrer Sünde gegen ihren Wunsch zu erhalten suchten und ihm wenigstens die nothdürftigste Nahrung gereicht haben."

„Ihr habt das Kind genährt, pecoris instar," sprach höhnisch lächelnd der Richter, „um es dann zu schlachten. — Ja, ja die species facti sind klar — das corpus delicti noch vorhanden! — Was wird Euch also das Leugnen helfen? — zu einigen Foltergraden, versteht sich. O, wir haben Mittel," fuhr er, die Hände wohlgefällig reibend, fort, „um verstockte Sünder reden zu machen. Ihr werdet sie kennen lernen. — Man wird Euch das Geständniß auspressen — dafür steh ich — wenn Ihr's nicht gutwillig ablegt. — Man lasse die Mutter des Kindes vortreten," gebot er dem Rathsdiener.

Eine Pause erwartungsvollen Schweigens trat ein, bis sich die Thür abermals öffnete, und in demüthigster Haltung, das Haupt geneigt, die Magd hereinwankte, ein trefflicher Beleg für die Behauptung jenes geistreichen Franzosen, daß eigentlich in jedem Weibe die Natur eine Schauspielerin gebildet habe, mächtig, jeden Affect in ihren fügsamern Gesichtsmuskeln zu reproduciren, in ihrer, der einstigen Verführerin glücklich entlehnten Gewandtheit den weichern Ton in jede Form schmiegend, daß der höchste Edelmuth wie die niedrigste Verworfenheit nur in dem Busen des schwächern Geschlechts Raum finde.

Ihre Brust schien bereits den letzten Athem verhaucht zu haben, ein Thränenstrom ergoß sich über ihr Antlitz hin, auf die Schultern des Rathsdieners gestützt, in den fiebrisch zitternden Händen die abgegriffenen Kugeln eines Rosenkranzes rollend, leise Gebete vor sich hermurmelnd schien sie nur mit Mühe sich noch aufrecht zu halten, und vor den Stuhl des Richters mehr geschleppt zu werden, als sich zu bewegen.

„Armes Weib," sprach der Richter, indem er seinem Gesichte den längst entwöhnten Ausdruck des Beileides anzukünsteln suchte, „beruhigt Euch, und wiederholt hier nochmals öffentlich Eure Aussage, wie Ihr schon einmal vor mir allein gethan."

„Mögen alle Heiligen in meiner Hilfe sein," sprach mit matter Stimme und ganz zerknirscht das Weib, indem sie schwach das Haupt erhob und beim Erblicken der angeklagten drei Juden schaudernd zusammenfuhr. „Ich weiß nicht, was ich sagen soll, was ich soll erzählen. Ja vor Gott und seinem gekreuzigten Sohne klage ich mich hier selbst als die Mörderin meines einzigen, ge-

liebten Kindes an. — Mir kann nie und nimmer Verzeihung werden — zerfleischt wird mein Herz von dem Bewußtsein, daß ich noch mehr Schuld bin als diese Ketzer da an dem Tode des Knaben. Ja, meine Nachsicht, mein frevelhaftes Schweigen, meine Herzensgüte und, o Du mein Heiland, auch die sündige Lust am Gewinn haben dir dein frühes Grab bereitet, du meine Hoffnung, du einziger Trost meines Lebens, Freude und Wonne meiner Tage." —

Das Weib wäre wohl noch lange in diesem Tone fortgefahren, wenn nicht der Richter sie verdrießlich unterbrochen hätte:

„Laßt jetzt die Klagen, armes Weib, geschehen ist geschehen. — Wir alle nehmen Theil an Eurem Schmerz; doch was hilft jetzt weinen? — Euer Jammer wird nicht mehr Euer Kind ins Leben rufen. So erzählet denn mit einfachen Worten den Hergang der Sache.

„Ich bin eine arme und redliche Magd," sprach das Weib nach der gewöhnlichen Art verworfener Menschen, nicht sparsam im unverschämtesten Selbstlobe, „habe von jeher einen frommen, christlichen Wandel geführt, habe mich mit meiner Händearbeit kümmerlich genährt, und es gibt keine fleißigere Kirchengängerin im hiesigen Orte. — Die Leute kennen mich alle und mein sittliches Leben." —

Nicht bloß die ganze übrige Versammlung, selbst der Richter konnte bei diesen Worten eines Lächelns sich nicht erwehren, weßhalb die Magd bissig fortfuhr:

„Und wenn ich auch einmal mein schwaches Stündlein gehabt, wer ist frei davon? — Es lauert der Versucher überall und des Teufels Macht ist groß. — Ja es kehre jeder nur vor seiner Thüre und man ziehe den Balken aus den eigenen Augen. — Hab ich einmal gefehlt, so hab ich's wieder gut gemacht. — Wie hab ich nicht die Frucht eines unbewachten Augenblickes geliebt und wie sorgsam gepflegt, wer kann anders sagen? — Wer kann mich eines andern Vergehens überführen, und wer will sagen, daß ich mein Kind mißhandelt habe? So trete er auf, daß ich ihm mit diesen meinen Händen die Augen auskratze."

„Weib," rief erzürnt der Richter mit donnernder Stimme, „welcher Satanas rast in Euch? — Wollt Ihr Eure böse Zunge in Zaum halten? — Redet kurz — antwortet, was Ihr gefragt seid. — Ich scheer mich den Kuckuck um Euren Lebenswandel."

Die Magd schauderte heftig zusammen. Es mochte ihr wie die Mahnung des jüngsten Gerichtes tönen. — Man weiß, wie

wenig oft nur dazu gehört, um alle Schrecken des bösen Gewissens in einem frevlerischen Busen wach zu rufen. — Es dauerte also eine gute Weile, bevor sie ihre Fassung einigermaßen wieder erringen konnte.

„Edler Herr," sprach sie mit bebendem demüthigsten Tone, „Ihr kennt wohl das Sprichwort: Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. So verzeihet mir denn. — Ich will ohne Umschweife reden."

Nachdem sie frisch Athem geholt, fuhr sie anfangs noch kleinlaut, bald aber, da sie die ungetheilte, steigende Aufmerksamkeit aller Anwesenden wahrnahm, immer kühner und zuversichtlicher fort, das schändlichste, lügenhafteste Gewebe von Trug und Hinterlist zu entrollen.

„Ich will vor Allem sagen, edler Herr, wie ich in die Bekanntschaft dieser gottlosen Ketzer da gekommen. Ihr wißt, daß die Juden an ihrem Sabbathe wie an keinem ihrer Feiertage eine Art von Arbeit verrichten mögen. — Es sind nun mehrere Jahre, daß ich in meiner thörichten Gottlosigkeit mir beikommen ließ — der böse Geist selber hatte hier sicherlich seine Hand im Spiel, der Einfall konnte nur von ihm kommen — an solchen Tagen diesen Juden die nöthigen Dienstleistungen zu machen; es kann ja eine gar so große Sünde nicht sein, dachte ich anfangs, es sind ja Menschen. — Du mein Jesus, wie bin ich heute so hart für diese ruchlosen Gedanken gestraft." —

Nach einem schweren Seufzer fuhr sie fort:

„Nun ja, man hatte mir guten Lohn verheißen, was thut der Mensch nicht um Gewinnes halber, und so ließ ich mich in des Teufels Netz verstricken. — Aber ich soll ihn noch bekommen, diesen Lohn. — Denn in meiner Gutmüthigkeit, in meiner Einfalt wartete ich immer zu und ließ mich von Tag zu Tag vertrösten. Nun mögen es zwölf Wochen her sein. Ich könnt' Euch noch die Stunde sagen, wenn's grade Noth thäte; denn das vergess' ich in Ewigkeit nicht, es war am Sabbath Früh. — Da ging ich zeitlich in das Haus der Juden wie gewöhnlich und heizte den Ofen von außen. — Dann ging ich in die Stube und nahm den Besen und machte mich dran, den Fußboden zu fegen. Es war Niemand da, außer Nochim, der älteste Sohn, der schlimmste aller Ketzer, er büßt nun schon in der Hölle für seine unzähligen Frevelthaten. — Dazumal aber saß er am Tische, dieser war mit einem Leintuch bedeckt, ein großes Buch lag vor ihm und er betete, so däucht

mir. — Als ich den Boden rein gefegt, so ging ich zum Kasten, welcher gegenüber der Thüre stand, um das Geschirr drauf zurecht zu legen, Schalen, Becher, Gläser. — Ich bin von jeher an Ordnung gewöhnt, an Reinlichkeit, so hab' ich's von meiner Mutter, Gott schenk' ihr die Seligkeit. Währenddem hört' ich was zu Boden fallen, es klang wie Silber. Ich bückte mich und suchte nach und fand einen fest zugeschnürten Beutel aus Leder. Ich heb' ihn auf und leg' ihn wieder auf seinen Platz. — Dabei kehre ich zufällig mein Gesicht dem Nochim zu. — Dieser betete nicht mehr, sondern lachte still in sich hinein, dann blickte er von seinem Buche auf und warf einen lauernden Blick auf mich. — Aber was ging mich das an? Ich dachte nichts Arges, ich bin nicht neugierig von Natur, und so fuhr ich in meiner Arbeit fort. — Da sagte der Jude zu mir: „Durel, was habt Ihr dort aufgehoben von der Erde? — Wißt Ihr, daß das Geld ist, Silbergeld?" — „Was sollt' ich nicht!" sagte ich, „ich hab's ja klingen gehört, hab' auch schon 'mal Silber gesehen. — Nun ja, drin mag ein schönes Bischen davon sein — aber es gehört ja nicht mir — was geht's mich also an?" — „Das geht Euch ja an!" sagte der Jude. — Ich machte große Augen, versteht sich, und bekreuzigte mich, und: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern befreie uns von dem Uebel. Amen!" so betete ich. — Nochim hatte sich inzwischen erhoben, er hatte die Hand auf das Buch gelegt, und indem er mich scharf anblickte, sagte er: „Durel, Geld ist eine schöne Sache, Ihr glaubt mir's ungeschworen. Geld regiert die Welt, heißt's und so ist's auch. — He, wenn Ihr alles dieses Silber hättet? — Und Ihr könnt's haben!" — Dabei schritt er zum Kasten hin und öffnete den Beutel aus Leder und zählte fünfzig blanke Thaler vor mir hin, daß 's mir vor den Augen flimmerte. „Durel, all' das Silber könntet Ihr haben!" widerholte er nochmals. Mir wurde, ich weiß nicht wie zu Muthe. „Herr Jesus," rief ich, „das ist ja viel — zu viel!" und der Versucher kam über meine unschuldige Seele in dem Augenblicke. „Wie könnt' ich dieses Geld haben?" fragte ich, „das ist ja zwanzigmal mehr, als ich je bei Euch verdient!" — „Sprecht nicht von der lumpigen Bagatelle," sagte er, „das ist wirklich nicht der Rede werth. — Was Ihr bei uns als Lohn stehen habt, das kriegt Ihr auch, bis auf Heller und Pfennig, ich steh' Euch dafür. — Aber die fünfzig Thaler da sind auch Euer. Ihr braucht nur zu wollen." — Als ich vor Erstaunen ganz sprachlos da stand, mein Gehirn wirbelte mir im

Kopfe herum, da fuhr er fort: „Durel, es sind schlechte Zeiten jetzt, wahrlich, man hat nie das Geld auf den Gassen gefunden und jetzt zum wenigsten. — Was muß man sich nicht placken um den lieben Groschen und muß man sich schinden um den bittern Kreuzer, Ihr wißt's am besten, Durel, Ihr seid arm und Eure Hände sind Euer einzig Vermögen. — Seht, was ist das nun nicht für ein seltsamer Fall, wenn man einem 'mal Geld umsonst anbietet, und viel Geld dazu, fünfzig Thaler gar . . . blank fünfzig Thälerchen! — Durel," sagte er weiter, „Euch will das Glück hold, Ihr seid in dem Fall! — Und was mehr ist, Ihr habt nichts dafür zu thun, und statt Euch eine Last aufzulegen, will man Euch eine abnehmen für das Geld. — Ja, ja, glotzt mich nur an, so viel Ihr mögt, was ich sage, sag' ich. Für diese Thaler will man Euch noch eine Bürde abnehmen, eine schwere Bürde." — Und jetzt rückte er deutlicher mit der Sprache heraus. „Durel, Ihr habt ein Kind — was soll's Euch? — Es wird Euch sauer genug, Euch selbst zu ernähren in dieser bittern Zeit. — Also nehmt dies Geld und gebt uns das Kind. Da habt Ihr dann doppelten Gewinn." — — Wie niedergedrückt von der Wucht der Erinnerung, ließ das Weib hier sein Haupt niedersinken. — Als sie sah, wie sehr die Erwartung der Hörer gespannt war, fuhr sie nach einer Weile fort, indem gleißnerische Zähren über ihre Wangen reichlich hinflossen:

„Edler Herr, was soll ich Euch nun noch ein Langes und Breites erzählen. Ihr errathet das Weitere. — So lange ein Athem in meiner Brust noch ist, will ich's nicht vergessen. — Mein Leben lang wird es mein mütterliches Herz bluten machen, daß ich damals so nachsichtig gewesen. — O mein Gott und Heiland! Es handelte sich um nichts Geringeres, als daß ich dem Juden für sein Geld mein Kind hingab. — Die Thaler hatte die Judengemeinde des Ortes zusammengeschossen, wie er mir später sagte. — Und ihn hatte man beauftragt, weil er am besten mit mir bekannt war, mir den Antrag zu machen. — Stellt Euch meinen Schrecken für, edler Herr. — Ich war erstarrt vor Entsetzen, meine Zunge war gelähmt. — Aber als ich wieder meiner Sinne mächtig wurde, da raste ich wie ein Tiger. — Ich warf mich auf Nochim und hätte ihn erwürgen mögen in meiner Wuth. — Aber was konnte ich schwaches Weib gegen den Bösewicht ausrichten? — Er schleuderte mich an die Wand. — Wie war mir? — Ich wollte das ganze Haus umstürzen. — Mir mit dieser Sache zu

kommen, einer so zärtlichen Mutter. — Zur Thüre hinaus wollte ich und die ganze Stadt in Aufruhr bringen. — Aber ich fand sie fest zu, man hatte sie gewiß von außen verriegelt. — Also mußte ich meinen Zorn in dem Zimmer vertoben. — Nochim war todtenbleich, er stürzte mir zu Füßen, flehte mich um des Himmels Willen an, zu schweigen und ihn nicht in's Unglück zu bringen und die ganze Judengemeinde. — Ja, er drohte mich zu erschlagen, wenn ich nicht verspreche, kein Wort von dem Vorfalle zu äußern, er wolle schon nicht mehr mein Kind, ich sollte nur ruhig sein. Und dabei drückte er mir einen Thaler in die Hand und versprach noch mehr zu geben. — Was sollte ich thun? — Ja, so thöricht und verblendet war ich, ich glaubte selbst einem Ketzer Wort halten zu müssen. — Als ich endlich meine Galle ausgegossen, ging ich den Vorschlag ein, er drängte mich so viel und ich bin so weichherzig von Natur. — Ich nahm den Thaler und ging. — Den Thaler hab' ich noch, er liegt daheim wohl verwahrt. Aber ich will ihn einem frommen Werke widmen, es ist ja ein Blutgeld. — Was weiter geschehen ist, das erlaßt Ihr mir zu erzählen, ich könnte ja nicht vor Weinen. — Wie doch zuletzt mein Kind für mein gottloses Schweigen hat büßen müssen — o die arme unschuldige Seele — das habt Ihr erlebt und gesehen und die ganze Stadt mit Euch." —

Hier endete die ruchlose Magd ganz erschöpft. — Wiederum trat eine Pause peinvollen Schweigens ein. — Der kleine Raum bot in diesem Augenblicke einen Anblick dar, der kaum beschrieben werden kann. Welche reiche Ausbeute physiognomischer Studien hätten nicht die Gesichter der Anwesenden einem Lavater gewährt!

Beinahe ohne Zeichen von Leben und Bewegung hatte sich die arme Witwe, Fradl war ihr Name, in einen Winkel des Gemaches hineingelehnt. Ihre Augen waren geschlossen, das bleiche Haupt war kraftlos auf die welke Brust hinabgesunken. — Die ganze in sich selbst zusammengebrochene Gestalt mit den bläulichen, regungslosen Lippen, den eingefallenen, blutlosen Wangen und den schlaff an den Seiten herabhängenden Händen, die kaum mehr eine Spur von Muskeln zeigten, war ein tief ergreifendes Bild der Resignation. —

Auf dieser Stirne, scheinbar ohne Ausdruck, war es dennoch deutlich zu lesen, daß in dem von ihr umschlossenen Raume kein Gedanke der Hoffnung mehr sich regte. — Das Herz des Weibes hatte ausgerungen, ihm war mit dem letzten Streiche, der auf

das Haupt des unglücklichen Sohnes gefallen, auch der Todesstoß gegeben, ihre Seele hatte sich bereits abgewendet von irdischen Wünschen, in seligern Gefilden bei den Manen eines theuern Hingeschiedenen weilend. —

O, es gibt Lagen im menschlichen Dasein, wo es nur noch zwei rettende Häfen auf der wogenden See der Leiden gäbe — Tod oder Wahnsinn. — Aber da zum wenigsten will es dem sturmgejagten Lebensschifflein gelingen, sie zu erreichen. — Da gleicht das Herz einer quellenlosen Wüste, in der trostlosen Oede des Gemüthes will kein Hoffnungsblümlein mehr keimen. — Aber die sonst doch so gebrechliche irdische Constitution erweist sich grade in solchem Momente von einer Zähigkeit, von einer Unverwüstlichkeit, die endlich das denkmüde Haupt der gräßlichsten Verzweiflung preis gibt. — Während jedoch die ganze Haltung und Miene ihres jüngsten Sohnes Pinchas, welcher sein von leiblichem und körperlichem Weh verstörtes Antlitz in die Höhe gerichtet und die zitternden Hände betend gefaltet hatte, als eine lebendige Illustration zu den erschütternden Worten des Psalmisten: Adonai ma rabu zoroi rabim komim olai erschien, war Aaron, wie wir bereits gesehen haben, ein Mann von gereifter Einsicht und Erfahrung, weit davon entfernt, irgend ein ängstliches Gefühl oder eine schwächliche Aufregung zu verrathen. Mit kühn emporgerichtetem Haupte stand er da, in edelster Haltung, sein frommes Herz wurde geschwellt von dem erhebenden Bewußtsein der Unschuld und ein bedeutungsvolles Lächeln umspielte seinen Mund. Tief hatte er die dichtbuschigen Brauen über das Auge niedergezogen, aus welchen nur zuweilen ein Blick der erdrückendsten Verachtung auf eine Versammlung niederblitzte, die solcher elenden, erbärmlichen Verleumdung aller Wahrheit und bessern Ueberzeugung zum Trotz ein aufmerksames Ohr leihen konnte.

Aufgefordert, endlich zu sprechen, trat er nur langsam und zögernd vor, die Hände über der Brust gefaltet, und seine Stimme zeigte nicht den geringsten Anflug von Bitterkeit, als er mit tief aus der Brust geschöpften Tönen also zu sprechen begann:

„Edler Herr, dieses Weib da nennt sich eine Christin — eine gläubige Tochter jener Religion, die, wie Ihr, so schön durch Worte, aber nicht durch Thaten beweiset, ihren Verehrern nur Liebe und Milde gebietet, und ich — ich bin nur ein Jude — jenem gebeugten Stamme entsprossen, welchem Ihr es einräumet, die Quelle alles Heils gewesen zu sein, das Ihr aber dennoch

nimmer enden möget mit unauslöschlichem Grolle zu verfolgen und am Feuer eines nie erkühlenden Grimmes zu versengen. — Wahrlich, ein sehr großes Vergehen ist es, das ich in Euren Augen zu sühnen habe, nämlich jenes, ein Stammesbruder Eures Heilands zu sein — es ist mein nie zu tilgender Frevel, daß ich nicht willkürlich einst über meine Geburt zu verfügen vermochte. — Wie kann es mir demnach einfallen, mein gutes Recht gegenüber einer Person behaupten zu wollen, die, wie offenkundig auch ihre böse Lebensart ist, doch innerhalb des Bollwerks eines herrschenden Glaubens sich birgt, und wie tief gesunken sie auch in der menschlichen Gesellschaft sei, wie verworfen durch Wandel und Sitte, doch noch einige Stufen höher steht als wir — die Fußschemel des Pöbels. Nicht in Eurem Kopfe, deß bin ich zur Ehre menschlicher Einsicht sicher, aber in Eurem Herzen bin ich längst verurtheilt. — Nun wohlan, so möget Ihr den Todesstoß führen gegen jene Brust, deren Athem zu hemmen Ihr beschlossen, möget Ihr immerhin zerschmettern unsere müden Häupter, welche in den Staub zu beugen Euch so gefällt! — Warum werde ich aber dennoch reden? — Nicht um Euch zu überzeugen; denn Euer Ohr ist mit Felsen verschlossen meinen Worten, Ihr wollt nicht überzeugt sein — auch nicht, um von mir und diesen lebenden Jammerbildern da das Verderben abzuwenden — denn um was handelt es sich? — Etwa um das Leben von Menschen? — Nein, nur um das Leben von Juden! Warum werde ich also dennoch reden? Ich werde reden, damit ich in den untersten Inhalt Eures Lebenskelches die verzehrenden Tropfen der bittersten, vergeblichen Reue träufle, damit in den Nächten Eures spätesten Alters die Traumbilder unschuldig Gemordeter den Schlaf von Euren Augen scheuchen, damit in jenen letzten Augenblicken Eures irdischen Daseins, dann wenn der Sturm böser Leidenschaften in jedem Herzen sich legt, wenn die Brust gereinigt von allen niedrigen Gefühlen und jedem gemeinen Hasse dem Gedanken der Ewigkeit sich erschließt, wenn jeder thörichte Wahn der hehren Wahrheit weicht, damit dann die Rachegeister eines bösen Bewußtseins sich Eurer bemächtigen, daß Euer ganzes hinfälliges Sein erbebe in dem schrecklichen Gedanken, mit Gewalt der bessern Ueberzeugung einst Euer Herz verschlossen zu haben. Ja, darum werde ich reden, damit in den Stunden der Heimsuchung, wo die Allbarmherzigkeit Eures himmlischen Vaters allein Euch tröstend zur Seite stehen und Euer Gemüth aufrichten würde, damit Ihr dann verzweifeln

müßt an seiner Gnade, weil Ihr selbst nie Erbarmen und Mitleid geübt habet. — Ja, damit Eure Seele (seine Stimme erhob sich zu dem höchsten Grad leidenschaftlicher Erregtheit bei diesen Worten), damit Eure Seele mit Grauen und Furcht hinüberziehe vor den Stuhl jenes ewigen und höchsten Richters, der nicht Haß und nicht Liebe kennt im Augenblicke des Gerichtes. —

Doch ich will zurückdrängen in den schmerzbewegten Busen die gerechten Gefühle der Entrüstung, ich will vergessen, daß Ihr schon maßloses Unrecht, daß Ihr schon so großes Leid auf unsere Häupter gehäuft — kein Vorwurf soll mehr über meine Lippen gehen; denn welche Sprache vermag der Dolmetsch meiner welterschütternden Empfindungen zu sein — und der Geist meines gemordeten Bruders mahnt mich zur bedächtigen Sühne seines blutigen Schattens. — Also will ich in kalter Rede, wie das herzbohrende Eisen so kalt, in ruhigen Worten mit Euch rechten.

Es hat dieses Weib so eben die überflüssige Mühe sich genommen, nochmals das unsinnigste, das ungereimteste aller Märchen Euch vorzutragen. — Sie konnte wahrlich die Mühe sparen. — Jedes alte Weib im hiesigen Orte wird Euch von ähnlichen Vorfällen berichten — die sie gehört hat von Leuten, die's wieder gehört haben. — Daß sie so was mit eigenen Augen gesehen, daß sie sich von der Wahrheit solcher erbärmlichen Anklagen, wie sie gegen uns geschleudert werden, selbst überzeugt, wird gewiß Niemand behaupten, dem noch ein schwacher Funke von Gottesfurcht innewohnt, dem nicht schon der letzte Rest von Gewissen im Schlamm der Sünde versunken. — Doch was läßt man sich nicht bereitwillig finden von jenen zu glauben, die man haßt — man sieht ihre offenbare Unschuld — und ist herzlich froh, endlich einen Grund der Verdächtigung zu finden — man fühlt, daß es frevlerisch ist, sie umsonst zu verfolgen, und weiß es Jedem Dank, der diesen Frevel zu vermindern sucht, dadurch, daß er das allzu willige Herz leicht von der Schuld derer überzeugt, die man so gern schuldig wähnte. — Wir hätten also ihr Kind gemordet, ist die freche Behauptung des Weibes. — Zu welchem Zwecke? frage ich. — Ihr antwortet: Nach den Geboten einer höllenwürdigen Frömmigkeit, um unserem Gotte Dankesopfer zu weihen! — Ist dieses etwa, sagt, derselbe Gott, dessen Gebote wir in dem heiligsten aller Bücher, in der Bibel, die auch Euch heilig ist, — niedergelegt finden? — Nun dieses zugestanden, wenn Ihr einräumet, daß wir heute noch denselben Gott verehren, der sich einst unserem

Propheten Moses auf Sinai geoffenbaret, so müßt Ihr uns entweder für sinnverrückt oder aber für schuldlos an diesem gräßlichen Frevel erklären; denn wie wär' es möglich, daß wir mit unverwirrter Einsicht, mit gesunder Vernunft der Gottheit grade durch das Gegentheil dessen, was sie uns gebietet, uns gefällig erweisen wollten. Schlaget nach in dem heiligen Buche, auf den ersten Blättern desselben findet Ihr folgende Erzählung: Noah verläßt die Arche und bringt dem Ewigen Dankopfer dar, daß er endlich der Erde wieder gnädig sein Antlitz zugewendet. — Da wird ihm von Jehovah aufgetragen:[1]) „Alles was sich reget, was da lebt, euer sei es zum Essen, wie das grüne Kraut gebe ich euch alles. Doch Fleisch mit seinem Leben, seinem Blute sollt ihr nicht essen."

„Jedoch das Blut eures Lebens werde ich fordern, von der Hand eines jeglichen Thieres werde ich es fordern und von der Hand des Menschen, von der Hand des einen werde ich fordern das Leben des Bruders."

„Wer Blut eines Menschen vergießt, durch Menschen soll sein Blut vergossen werden; denn im Bilde Gottes hat er den Menschen gemacht." —

Ein krampfhaftes Schluchzen des alten Weibes unterbrach hier den Redner. Er wandte seinen verdüsterten Blick der Mutter zu. Eine stumme, wie abwehrende Bewegung seiner Hände deuteten seine tiefe Erregung und den heißen Wunsch an, neuen Muth und aufrichtenden Trost in das gebrochene Herz der Erzeugerin zu hauchen. — Aaron hatte bisher, sein Antlitz mit dem Kleide bedeckend, nur durch das Heben und Senken seines Busens seine Theilnahme an den Vorgängen um ihn her kund gegeben. — Jetzt kehrte er seinem Bruder das in Thränen schwimmende Auge mit einem Ausdrucke des Jammers zu, daß dieser sich ermannend im Bewußtsein seiner hohen Obliegenheit, wie neu gekräftigt fortfuhr:

„O du heiliges, nie zu entweihendes Wort unseres Gottes, einzige Quelle unseres Lebens und Glaubens, wer kann dich mißdeuten? — Klar wie die Leuchte des Ewigen ist sein Geheiß, wir wandeln in seiner Helle. — Ist dieses Verbrechen des Mordes wirklich in der heiligen Schrift verzeichnet — so könnte es immerhin Bösewichter unter uns geben, die es übertreten, die ihre Hand beflecken mit dem Blute des Nächsten, aber nicht zur Ehre und Verherrlichung, sondern zur Schmach und Schande des Judenthums.

[1]) Genesis 9, 3. rc.

— Nur der Wahnsinn kann sich überreden, daß wir Frömmigkeit und gottgefällig nennen, was so ausdrücklich als todeswürdiges Verbrechen bezeichnet ist. — Sind denn unsere Sinne verwirrt — hat nicht in unsern Häuptern der Herr die Leuchte der Vernunft angezündet, vermögen wir nicht zu unterscheiden zwischen gut und böse? — Sind wir gleich geachtet in Euren Augen jenen Heiden, von welchen unser heiliges Gesetz uns nichts Entsetzlicheres zu erzählen weiß, als daß sie auch ihre Söhne und Töchter opfern im Feuer ihren Götzen.

Ihr, meine Richter, laßt, wenn ihr Barmherzigkeit zu finden hofft, in den Prüfungen des Lebens, laßt doch einmal den dicken Schleier des Vorurtheils, um der Gnade des himmlischen Vaters willen, laßt ihn für einen Augenblick nur sinken — prüfet, Ihr werdet erkennen den grundmilden Geist unserer Gebote. Wer hat je mehr gefrevelt an unserem Volke als der Egyptier — gegen wen mochte sich der Haß des bedrängten Hauses Jakobs gerechter kehren, als gegen die Stieranbeter am Nil? — Und doch — wird uns rächende Widervergeltung der Unbillen geboten? — Nein, nur an die Gastfreundschaft jenes Volkes gegen die Väter denkt unsere heilige Lehre, und kein Grund zu Beleidigungen sollte das einstige Sclavenverhältniß uns sein, sondern ein Grund mehr zu erhöhter Milde und Schonung. — Wer, der ein Herz hat, wird ohne Bewegung die liebeathmenden Worte der Schrift lesen: „Du sollst nicht schelten einen Egyptier, denn du warst ein Fremdling einst in seinem Lande.“ Und als der Würger der Völker, Nebukadnezar, unsere Brüder als Sclaven vom heimatlichen Heerde weggetrieben, ruft den armen Söhnen Jakobs, die da mit blutgeritzten Füßen und sackumgürtetem Leibe in Elend und Verbannung hinaus wandern, der Prophet in göttlicher Begeisterung die Worte nach: „Und sie sollen beten für den Frieden der Stadt, dahin ich sie verbannt habe; denn in ihrem Frieden wird auch sein euer Friede!“

Lange wäre vielleicht noch der Jude fortgefahren, auf diese Weise sein überströmendes Gefühl in ergreifenden Worten über die Versammlung zu ergießen, wenn nicht die Scene plötzlich eine andere furchtbare Wendung genommen hätte.

Der Eindruck der Rede war jedenfalls ein außerordentlicher, erschütternder. — Auf den Gesichtern der Richter hatte die Röthe des Purpurs mit leichenhafter Blässe gewechselt; in allen Mienen und Bewegungen derselben gab sich ein innerer Seelenkampf kund.

— Keiner der Anwesenden, wie grimmig er sich auch früher geberdet, konnte seine Theilnahme für die Unglücklichen nunmehr verbergen. —

Da dringt plötzlich, wie das Geräusch eines nahenden Gewitters, der Lärm eines auf der Gasse sich erhebenden Tumults in den Saal. — Alles eilte in größter Bestürzung an's Fenster. — Aus einer etwas entlegenen Gasse, die von der Wottawa aus in den Hauptplatz einmündet, war eine Pöbelrotte unter furchtbarem Geschrei im Anstürmen gegen das Rathhaus begriffen. — Verworren kreuzten sich die Töne. — Deutlich war nur der hundertfach wiederholte Ruf zu unterscheiden:

„Tod den jüdischen Menschenfressern und Allen, die's mit ihnen halten!" An der Spitze raste eine zerlumpte Gestalt, mit allen Zeichen der Gemeinheit in Haltung und Antlitz, in welcher wir, trotz der augenblicklichen, gewaltsamen Verzerrung aller Mienen und Geberden dennoch den Knecht Jaroslav's, Hynek, wiedererkennen.

Man kann sich die Ueberraschung des Senats bei diesem unerwarteten Zwischenfall denken. — Mit sorgenvoller Amtsmiene wandte sich der Bürgermeister um Rath an seine Collegen, aber aus jedem Gesichte konnte er die verlegene Frage herauslesen, die er, der auch lateinisch zu denken sich zu allen Zeiten redlich bemüht, gewiß mit den altclassischen „quidnam facerent de rebus suis" sich übersetzte. — Endlich trat Herr Thomas Hrnicek vor und sprach: „Hochweises Concilium! uns bleibt mit nichten Zeit zu langer Deliberation. Celeri opus est auxilio. — So geht nun mein maßgeblicher Rath dahin: Pro primo: Man verrammle das Thor unserer Curia. Ist dieses citissime geschehen, so schicke man einen nuntium ad centurionem an den hoch- und edelgeborenen Herrn Jaroslav mit dienstfreundlicher und treu gehorsamster invitatione, von rückwärts aus mit seiner Mannschaft curiam zu besetzen."

Dieser Rath fand allgemeine Beistimmung. Mit einer Eilfertigkeit, die den jahrealten Actenstaub seines Amtshabitus in dichten Wolken emporwirbeln ließ, legte der mercurius magistratus seinen kurzen Weg zurück. — Er fand aber den Ritter in einer seltsamen Aufregung, in einer, absonderlich für seinen Auftrag, höchst ungünstigen Stimmung.

Derselbe empfing den Boten mit einem derben, noch aus den guten Zeiten Wallensteins ererbten Fluche, voll schaudererregender Kernhaftigkeit. „Was das pedantische, schreibselige Pack einem alles

für Verlegenheit bereiten kann! — Das ist eine curiose Affaire in die man mich verwickeln möchte. — Ich soll für Juden in die Schranke treten? — Das hieße gegen sein eigenes Blut — ja das hieße contra se ipsum salvire!"

Während er nun, die Augen grimmig rollend, und den langen Schnauzbart zwischen den Fingern drehend, wie toll im Zimmer auf und nieder rannte, daß von den Streichen seiner Sporen sich die Späne der Fußdielen emporhoben, führte ihm die rege Phantasie alle Bilder der jüngsten Vergangenheit von neuem vor die Seele. — Er sah sich nach jener schmählichen Niederlage, da er trotz Fluchen und Toben, trotz Degen und Speer durch die überlegene Körperkraft Nephtalis gezwungen worden, ein zu der Jahreszeit wenig angemessenes Bad zu nehmen, endlich mit Hilfe Hyneks, durchnäßt bis auf die Haut und das Antlitz blutüberströmt, wieder aus dem Wasser erheben. — Sein erstes Geschäft war damals gewesen, den säumigen Knecht auf eine Weise durchzubläuen, daß seine und jenes leibliche Empfindungen so ziemlich harmonirten. — Dann war in seiner ruchlosen Seele der Gedanke aufgetaucht, sich gradezu auf die Judengasse loszustürzen und mit Feuer und Schwert alles zu verheeren. — Doch die bessere Ueberlegung kam hinterher. — Mit List wollte er von nun an zu Werke gehen, und tiefeingehende Rachepläne hatten sich in seinem Gehirn gekreuzt, da er endlich in langsamem Trabe sein Pferd gegen Strakonitz gehen ließ. — Dieser Ort schien ihm in jenem Augenblicke der geeignetste zur Vollführung seines Vorhabens. — Er hatte also zuvörderst den Magistrat zu veranlassen gewußt, daß dieser an seinen dazumal in Pisek lagernden Feldobristen das Gesuch richtete, dem Ritter die Weisung zu ertheilen, während des Verlaufes des Judenprocesses mit seinem kleinen Kriegertrupp in Strakonitz zu verbleiben.

Fast scheint es überflüssig, nun noch als Ergänzung des Erinnerungsganges des Ritters beizufügen, was der Scharfsinn des Lesers ohnedies schon selbst gefunden, daß unter den Aufwieglern und Aufhetzern gegen die Juden, deren es leider zu keiner Zeit gefehlt, besonders nicht zu jener, von der jetzt die Rede, Jaroslav den ersten Platz einnahm, nicht zwar in eigener Person (dagegen sträubten sich seine Ahnen und sein militärischer Rang), sondern in der, wie wir gesehen haben, höchst respectablen Persönlichkeit seines Knechtes Hynek. — Dieses eben so feige, als feile Werkzeug hatte mit Freuden den Auftrag übernommen, durch

Ueberredung, im äußersten Falle auch durch Geld am Gerichtstage, wo denn doch eine entfernte Möglichkeit eines den Juden günstigen Urtheils sich darbot, einen Aufruhr anzuzetteln. — Wir haben bereits gesehen, daß diese Mühe nicht umsonst gewesen, und werden uns nun nicht mehr über den schlechten Empfang des Magistratsboten verwundern; denn obwohl dem Herrn von Duba schon die einfachsten Regeln der Klugheit gebieten mußten, sich bei der Begebenheit möglichst in Schatten zu stellen, so hatte doch in diesem Augenblicke das Gefühl verzehrender Rache in so hohem Grade das Uebergewicht über seine vernünftige Einsicht erlangt, daß er, unbekümmert um die Anwesenheit des Boten, an das Fenster sprang, und mit schmunzelnder, grimmer Freude das unten sich entwickelnde Schauspiel betrachtete.

Dann schritt er mit wuthblitzenden Augen und sprühendem Munde so heftig auf den armen Abgesandten los, daß diesem die Knie vor Angst bebten, und indem er ihm einen kräftigen Stoß in das zitternde Kinn versetzte, daß plötzlich das Antlitz des armen Gerichtsdieners in schiefer Richtung gegen die Zimmerdecke gekehrt wurde, sprach er zähneknirschend: „Hier, mein lieber, mein wackerer Junge den Botenlohn vor Allem, und sag Du magistratus, daß ich mich an seine Launen nicht kehren kann; nicht wußte, nicht ahnte, daß heute dies jurisdictionis sei, daß ich meine Burschen gestern in den Böhmerwald zur Fahndung auf baierisches Raubgesindel ausgeschickt, daß also selbigem magistratus zu warten beliebe bis übermorgen, wo sie heimkehren! — Somit Gott befohlen, mein Bursche!"

Dieser machte vor Schrecken soldatenmäßig „Kehrt" und erhielt noch als Scheidemünze einen so derben Ruck, daß er mehr fliegend als gehend die Thür erreichte.

Der Pöbel hatte sich mittlerweile vollends vor dem Rathhause zusammen gerottet. — Die schreckliche Aufregung war bald der ganzen Stadt mitgetheilt. — Ueberall sah man Thüren und Thore weit sich öffnen, und leichtes Volk jeder Art und Gattung dem Marktplatze zuströmen. — Der behagliche Philister, der zu stolz war, und es gegen alle bürgerliche Decenz gehalten hätte, sich mit dem gemeinen Haufen zu vermengen, lehnte sich schmunzelnd in sein Fenster, sich eine Augenweide zu gönnen. Mit lautem Gejohle stürzte die Straßenjugend aus allen Winkeln hervor, mit allen Kräften bemüht, auch ihre übermüthigen Töne in das allge-

meine Geheul des Tumults einmünden zu lassen. — Bald war die Menge, theils aus bloß neugierigen Zuschauern, zumeist aber aus bereitwilligen Mithelfern am entsetzlichen Frevel zu einem solchen unentwirrbaren Knäuel angewachsen, daß der Platz, von der Höhe besehen, wohl füglich einem wogenden Meere von Köpfen verglichen werden konnte. —

Dem Tumulte von außen entsprach bald eine greuliche Verwirrung im Innern des Rathhauses. — Hier war kaum der ablehnende Bescheid des Ritters bekannt geworden, als sich bei den Rathsherren — die höchste Rathlosigkeit kund that. Im ersten Gefühle des Schreckens und der Ueberraschung war der lange Tisch umgestürzt worden, polternd folgten die Sessel seinem Beispiel. — Die Actenstöße lagen umhergestreut, schwimmend in einem kleinen Strom von Tinte. — Voller Verzweiflung rannten die Gerichtsbeisitzer auf und nieder; denn — zu ihrer Ehre sei's gesagt — sie laborirten noch unter dem Eindrucke der erschütternden Worte des Juden — und sahen nun deutlich kaum abzuwehrendes Unheil über die armen Angeklagten hereinbrechen. —

Die Verwirrung erreichte ihren Gipfelpunkt, als der unten von seinen Wortführern zu immer größerer Kühnheit aufgereizte Pöbel sich endlich alles Ernstes anschickte, das Thor des Rathsgebäudes zu erbrechen. — Da hatte es vollends sein Abkommen von aller Disciplin, da trat ein Zustand förmlicher Auflösung aller ordnungsmäßigen Sitte ein. — In dem unglückseligen Bestreben, es allen Andern an amtlichem Eifer zuvorzuthun, mochte Jeder nur schreien und Keiner hören, Alles befehlen und Keiner gehorchen. Bei dieser Lage der Sachen erging es natürlich Niemanden schlimmer als den wackern Gerichtsdienern. — Sie wurden wie ein Federball von Hand zu Hand geschleudert, oder richtiger gezerrt, und in dem ohrzerreißenden Kreuzfeuer von Befehl und Gegenbefehl, von Geheiß und Gegengeheiß war ihnen bald das schwache Haupt derart warm gemacht, daß sie nur taumelnd, ein willenloses Perpendikel, hin und her zu schwanken vermochten, und wenn doch einer von ihnen in maschinenmäßiger Servilität zu einem festen Schritte sich aufraffte, um einer endlich begriffenen Ordre mit gekrümmten Buckel sich zu fügen, so war er sicher, im nächsten Augenblicke von zehn Armen erfaßt, von zwanzig Kehlen angeschrien zu werden, so daß es kein Wunder war, wenn bald das letzte Fünkchen von Pflichtbewußtsein in der betäubten Dienerseele erlosch, und das gedankenarme Gehirn, ohnedies der stärksten

keines, von einem Orkane verworrener Töne durchrauscht, seiner Functionen bankerott sich erklärte. —

Der Bürgermeister stand noch immer händeringend am Fenster. „Ist das je erlebt?" rief er aus gramerfülltem Herzen, „o die böse Rotte Korah. — Das wird ein scandalum werden, daß sich die Kindeskinder noch davon erzählen! O ich alter Thor," fuhr er fort, mit der Faust auf die Brust schlagend, „und mir geschieht recht! — Noch ein Verweis a superioribus obendrein! — denn ich habe allerdings contra ordinem gehandelt. — Hätte dem von Duba nach Gebühr und Schicklichkeit die Anzeige erstatten sollen, so wäre eine vis militaris hier — und alles konnte secundam formam vor sich gehen." —

Endlich ermannte er sich zu dem Entschlusse, mit dem drängenden Volke drunten in Unterhandlung zu treten. Er öffnete bedächtig das Fenster. „Plebs coeca et stolida," rief er hinunter, „hat euch Belial mit seiner Legion gefallener Geister nicht lieber in den Schoß seiner Frau Großmutter führen können, als hieher, wo Ihr den besten Gang hochweiser Deliberationen stört? — Sticht Euch das Futter? oder rappelts in Euren capitibus? oder habt Ihr gesoffen, böse, aufrührerische Rotte? — Quid? Non habetis verecundiam legis? wißt Ihr nicht, was Ihr einer Obrigkeit schuldig seid, und mir dem Haupte Eurer Communität? — Ich frage Euch: quid vultis? zu deutsch, was mögt Ihr von uns?"

Ein Hagel von Steinen war die Antwort; rasch mußte der wackere Bürgermeister den Kopf zurückziehen, um welchen hundert Glasscherben klirrend fuhren. —

Sein amtlicher Eifer wurde jedoch durch diese unliebsame Ovation keineswegs abgekühlt. Mit Heftigkeit lehnte er sich nochmals zur Fensterbrüstung hinaus. „Volk von Sodom und Gomorah," kreischte er aus heiserer Kehle, „meine Geduld übersteigt noch Euren Frevel! Nochmals öffnet sich mein Mund — nochmals ergeht die Frage an Euch: „Ihr Frevler, was ist Euer Begehr? — Hans Tollwurm regt sich heute in Euren Schädeln — quid possum — was kann ich thun, um ihn zu bannen? — Sprecht — nun habt Ihr meine permissionem dazu!"

Ein zerlumpter Bursche, ein ehemaliger Studiosus, dessen hochrothe Nase davon Zeugniß gab, daß er im Schoße der alma mater mehr dem Gambrin und Bachus als den Musen gehuldigt, wollte sich zum Wortführer aufwerfen.

„Servus domine praeses!“ rief er hinauf. Der Angeredete ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, sondern unterbrach ihn gleich mit der ärgerlichen Bemerkung: „servus nullum caput habet,“ sagt das jus romanum. „Mit Euch, liederlicher Galgenstrick, cui lumen ademptum est, mag ich nun gar nichts zu thun haben.“

Während der Student, wüthend über die erfahrene Beleidigung, mit geballten Fäusten hinauf drohte, ertönte von allen Seiten der wilde Ruf: „Heraus mit den Juden! Ihr seid bestochen von ihnen! Wir hängen Euch allesammt! Heraus mit den Menschenfressern!“

„Gebt die Juden heraus — ihr Schmerbäuche!“ widerholten die Frechsten. —

Mit dem ganzen Nachdruck seiner Amtswürde fuhr der Bürgermeister fort: „Ihr Proceß wird eben abgehandelt. — Sub judice lis est. — Und macht Euch keine Sorge fürder um die Juden! — Was empört ihr Euch gegen altherkömmliche Ordnung? — Quo, quo sceleste ruites? Den römischen Schulzen heulte die plebs einst an um panem et circenses — und Ihr kreischt nach Juden? — So wollt Ihr gottlose Neuerungen, und werdet sicher ein fetter Fraß des Beelzebub. — Und gesetzt, man gibt Euch die Juden heraus, was habt Ihr vor mit ihnen?“

Diese Frage kam recht unerwartet. — Der gedankenlose Pöbel war bisher dem blinden Drange seiner Leidenschaft gefolgt; es war ihm zuvörderst bloß um Lärm und jenen Kitzel zu thun gewesen, welchen die Aufregung eines Tumults rohen Seelen zu gewähren pflegt, und kaum Einer in der Menge, die Anstifter des Aufruhrs ausgenommen, mochte sich bisher über den eigentlichen Zweck seines Tobens Rechenschaft gegeben haben.

Es trat also eine längere Pause ein, ein Gemurmel durchlief den Haufen. — Man schien zu berathschlagen. — Aber der Entschluß der Führer stand längst fest. Es sollte was Ungeheures, gewaltig Aufsehen Erregendes eintreten; man wollte „ein exemplum statuiren,“ nach dem Ausdrucke des Studiosus, der sich jetzt wieder vordrängte, und mit frechem Hohne dem Stadtvorstand zurief: „Ihr seid mehr neugierig als billig, domine praeses! — So vernehmt denn das populiscit. — Auge für Auge! Die Juden sollen nicht ungeschmort auf die Tafel Beelzebubs kommen. — Sie werden nach allen Regeln artis culinariae verbrannt und gebraten!“

Mit nicht endendem Jubel wurden diese Worte aufgenommen. Hiemit war die gräßliche Losung gegeben; jetzt erst war dem rebellischen Haufen Ziel und Zweck seines Tobens klar geworden.

„Verbrennen, verbrennen!" tönte es aus allen Kehlen nach.

Eine furchtbare Bewegung ging jetzt durch die Menge. — Wie auf empfangene Ordre lösten sich einzelne Schwärme los, um mit aufrührerischem Geschrei die Gassen zu durcheilen, aus allen Häusern Holz und Brennmaterial zu dem löblichen Werke herbeizuschaffen, wohl auch um gelegentlich einen Unfug auf eigene Faust zu verüben, der bei der großen Unordnung nicht in Anschlag kommen konnte. Ein Theil drang in die Kirchen und alsbald verkündeten die ehernen Zungen der Glocken den fernsten Umwohnern den städtischen Tumult. Die Zurückgebliebenen setzten inzwischen mit verdoppeltem Eifer ihr Einbrechungswerk am Rathhausthore fort; Aexte, Brecheisen, Spalten und Schaufeln wurden bereitwillig dargeboten und genommen; das Geräusch dieser Werkzeuge jedoch wurde bei weitem von dem Geschrei übertönt, welches die entlegener Stehenden zur Aufmunterung ihrer Frevelsgenossen unausgesetzt erhoben.

Nun mußte der wackere Bürgermeister wohl die Vergeblichkeit seiner redlichen Bemühungen einsehen. — Mit verdüstertem Antlitze wandte er sich in den Saal zurück. — Der frühern Bewegung war eine lautlose Stille gefolgt; nur das lebendige Mienenspiel der Gerichtsbeisitzer gab ihre innere Aufregung kund. Um so deutlicher war der Lärm von der Straße herauf zu vernehmen. — Ein prasselndes Geräusch ließ sich jetzt hören, das Thor widerstand nicht mehr dem heftigen Andrange, das Holz begann auseinander zu gehen. — Lauter Jubel erscholl durch die Menge bei dieser Wahrnehmung. In immer kürzern Pausen wiederholte sich das verhängnißvolle Krachen. — Da galt es den Herren im Rathssaale auf die eigene Rettung bedacht zu sein. — Die Meisten der Verzagten sahen sich bereits nach einem Zufluchtsorte um. — Aber die Haltung des Bürgermeisters zeigte einen imponirenden Ernst, mit der Größe der Gefahr war auch die Thatkraft der kleinen Seele gewachsen: „Si fractus illabitur mundus, impavidum ferient ruinae," sprach er in begeisterter Opferbereitwilligkeit vortretend, „vergebens wirst du einem wüthenden Stier Vernunft vorpredigen. — Wohlan denn, Ihr Herren, laßt uns alle in redlicher Berufserfüllung fallen!" Doch diese römische Seelengröße theilte sich den Uebrigen nicht mit. — Vielmehr sah

man Manchen schon nach den riesigen Actenstößen hinschielen, hinter welchen allerdings genügender Schutz und Schirm gesucht werden konnte. Ein bitteres Lächeln streifte über das Antlitz des Vorstandes hin bei dieser Wahrnehmung. — „O Roma, wo ist dein Senat?" sprach er schmerzlich bewegt, und befahl den Gerichtsdienern, die Juden in ihre Gefängnisse zurückzuführen und dieselben fest zu verschließen.

Doch leider schon war es zu spät für diese Maßregel. Wie geduldige Opferlämmer hatten sich die Juden über die Thürschwelle leiten lassen; ein leises Vibriren ihrer Lippen deutete an, daß so eben ihr Herz in stillem Gebete zum Gott ihrer Väter sich ergoß. — Da wurde ein alles übertönender donnernder Fall vernommen, alle Thüren im Hause erbebten, begleitet von dem klirrenden Geräusche der noch ganz gebliebenen Fenster, ein zweites rollendes Getöse folgte, und „das Thor ist erbrochen", schallte es im Jubel herauf, und tönte es in bangen Rufen im Saale nach. Im nächsten Augenblicke war der Hof, die Treppe, das Vorhaus, der Saal, kurz jeder Raum des Rathhauses von den Wüthenden erfüllt. —

Das war nicht nur für die feigen Diener, sondern auch für die meisten der Gerichtsherren die Losung zur schleunigen Flucht. Viele derselben suchten sich still in der Menge zu verlieren, andere, in ihrer Schlechtigkeit, hielten es für gerathener, mit den Wölfen zu heulen, und waren die ersten, die dem mordlustigen Pöbel seine Schlachtopfer mit den Worten andeuteten: „Nehmt sie und kühlt Euern Grimm! Es lag nicht an uns, ihr Guten, daß Ihr erst im Schweiße Eures Antlitzes Euch die Köpfe dieser Blutsauger holen mußtet."

Die also preisgegebenen Unglücklichen waren schnell von fünfzig Händen ergriffen, zu Boden geworfen, mit Füßen getreten und auf jede erdenkliche Weise mißhandelt. Nachdem Jeglicher sein erstes Müthchen an ihnen gekühlt, wurden sie mit weithin schallendem „Halloh" an den Füßen hinab auf die Gasse geschleift.

Welches menschenfreundliche Auge hätte den Anblick ertragen, der sich hier darbot. Die Humanität verhüllt ihr trauerndes Antlitz, der Geist schaudert zurück vor diesen Greueln eines sinnverwirrten Fanatismus, und es sträubt sich die Feder an die Ausmalung der Scenen zu gehen, die den Menschen in seiner thierischen Nacktheit zeigen, und ein tief beschämendes Gefühl in dem Herzen jedes Edlen erregen müssen, daß er solche Verworfen-

heit, solche entsetzliche moralische Verwilderung bei Wesen wahrnehmen muß, die ihrer äußern Gestalt nach als seines Gleichen zu betrachten sich berechtigt glauben. — Wie viel geben solche Auftritte, die leider nicht selten sind in der Geschichte der Menschheit, dem Philosophen zu denken! — Kann, darf so Entsetzliches im Namen der Religion, des allerheiligsten und beseligendsten Begriffes geübt werden? —

Ein riesiger Scheiterhaufen war von allzu bereitwilligen, verruchten Händen grade den Fenstern des Rathhauses gegenüber errichtet worden, und noch immer wuchs er an durch massenhaft zuströmende Beisteuer.

Ein andächtiger Kreis hatte sich um den Scheiterhaufen herumgebildet. — In dessen Mitte wurden die Juden geschleift. — Das alte Weib wimmerte; im Begriffe zusammenzubrechen, wurde sie von ihrem Sohne Awruhm aufrecht erhalten, der mit bleichem, ernstem Antlitze sie fest anblickend ihr neuen Muth in die zerrüttete Seele hauchte. „Gott meiner Väter steh mir bei in diesem Augenblicke," betete sie leise vor sich hin.

Die Schau- und Mordlust des Pöbels hatte den höchsten Grad erreicht. — Doch noch drohte derselben eine Täuschung. Sei es auf höhern Antrieb oder von eigener menschenfreundlicher Regung bewogen, trat ein wackerer Bürger, von noch zwei andern begleitet, mit einem Crucifix in der Hand an die Juden heran. Noch einen Versuch wollte er machen, den menschenähnlichen Hyänen ihren Raub zu entreißen. — Mit innig bewegter Stimme begann er zu sprechen; sein Auge umflorte sich, da er dem Pöbel zu Liebe, sich zu rauhern Worten, als sie ihm aus der erschütterten Seele quollen, zwang:

„Unglückliche, das Ende Eures sündenbelasteten Daseins ist gekommen! — Seht, welch gräßlicher Tod Eurer harrt ihr Armen! — Doch beuget euren Starrsinn, ich flehe euch an darum! Laßt nicht diesen Ort zu einer fluchwürdigen Stätte des Mordes werden. Es ist noch Zeit, das Verderben von euren Häuptern abzuwenden. — Bekehret Euch, schwört ab die Irrthümer Eures Lebens! Bekennet mit uns, Unglückliche, daß der gekreuzigte Heiland der Erlöser der Menschheit ist. — Nehmt dieses Zeichen des Friedens und der Versöhnung aus meinen Händen, und Ihr werdet unsere geliebten Brüder sein. — Möge das Wasser der Taufe Euch rein waschen von Eurer Schuld. — Werdet Christen, das ist die würdigste Sühne; lebt dann unter uns als reuige Söhne

Christi und unsere Freunde. — Tauschet das Verderben gegen zeitliche und ewige Glückseligkeit. — Zögert nicht." — Schluchzen unterbrach hier seine Rede, schwere Thränentropfen flossen über sein Antlitz herab — „schwanket nicht in der Wahl zwischen Leben und Heil, und Tod und ewigem Verderben."

Diese Rede wurde von einem Theil des Volkes mit beifälligem Zuruf aufgenommen; ein anderer konnte sein Mißfallen darüber nicht bergen, daß ihm doch endlich der lang ersehnte Genuß eines auto-da-fé entgehen sollte. Während allenthalben Stimmen laut wurden wie: „Taufet Euch, Juden!" — „Tauft sie mit Gewalt!" — „Und verbrennt sie dann!" standen die drei Unglücklichen mit auf der Brust gesenkten Häuptern ernst da. — Zuweilen hatte Awruhm sein trockenes Auge gegen den Himmel erhoben, seine zitternden Hände falteten sich bald, und sanken bald wieder erschlafft an den Lenden herab. — Als der wackere Bürger seine Anrede geendet, nahte sich ihm Awruhm und sprach in würdevollster Haltung: „Heil sei mit Dir, edler Mann. Dich hat das Geschick erkoren, uns die glückseligste Stunde unseres Daseins zu verkünden. Wahrlich, nicht für ewig zürnt der Herr, er läßt Strahlen himmlischer Freude in die Nacht unseres Elends fallen; denn groß ist sein Erbarmen. — O mein Freund, was gibt es für höhern Gewinn, als für den Glauben der Väter den letzten Athem hinzugeben. — Wir sterben unschuldig, aber welch ein geringer Preis ist unser elend belastetes Dasein gegen ein solches Gut! — O, daß wir zehn Leben hätten, sie für die Heiligkeit und Einigkeit des Namens unseres Gottes hinzugeben. — Ihm sei Lob und Dank in den Höhen, er hat unser Los unter den Lieblichen fallen lassen, ich preise ihn aus der Tiefe meiner erhobenen Seele, die sich schon für den Flug zu seinem Throne beschwingt." Und indem er sich an Mutter und Bruder wandte, fuhr er fort: „betet mit mir, o meine Theuern, laßt uns mit Lobgesängen diesen Wohnsitz des Jammers verlassen."

Und alle Drei stimmten im Verein die ergreifenden Worte des 27. Psalms an.

„Ein Psalm Davids."

„Der Herr ist mein Licht und meine Rettung, wen soll ich fürchten? Der Herr ist die Kraft meines Lebens; vor wen soll ich erschrecken?"

„Wenn die Frevler, meine Widersacher und Feinde sich gegen mich erheben, zu verzehren mein Fleisch, so sinken sie und fallen. —

„Denn in der Zeit der Betrübniß birgt er mich in seinem Wohnsitze, im Innern seines Heiligthumes verwahrt er mich, er setzt mich auf einen Felsen." — —

„Höre mich o Herr, wenn ich rufe mit meiner Stimme, hab Erbarmen über mich und antworte mir!"

„Wenn Du sagst: Suchet mein Antlitz, so sagt mein Herz zu Dir: Dein Antlitz, Herr, will ich suchen."

„Verbirg nicht Dein Antlitz fern von mir, verwirf Deinen Knecht nicht im Zorn, Du warst meine Hilfe, verlasse mich nicht, o Gott meines Heils."

„Wenn Vater und Mutter mich verlassen, so wird Gott mich schirmen."

„Lehre mich Deine Wege, o Herr, führe mich den graden Weg, um meiner Feinde willen."

„Ueberliefere mich nicht der Willkür meiner Widersacher; denn falsches Zeugniß ist gegen mich erhoben worden, und von solchen, die Grausamkeit athmen!"

Und als sie zu dem Schlußverse gekommen waren:

„Vertraue dem Herrn und hege guten Muth. Er wird stärken Dein Herz. Vertraue, sage ich, dem Herrn!"

Da hatte die Ungeduld des Pöbels den höchsten Grad erreicht. Ein tobendes Geheul ließ sich vernehmen.

„Sie wollen sich nicht taufen lassen?" tönte es von allen Seiten wieder. „Was, wir bieten ihnen Heil für Verderben und sie verschmähen es?"

Und mit den Ausbrüchen einer wahrhaft thierischen Wuth drängte die Menge die drei Schlachtopfer zum Scheiterhaufen hin. —

Aber durch den furchtbaren Tumult erschallte der weithin dringende Ruf der Unglücklichen:

„Höre, Israel, der Ewige unser Gott ist ein einiger, einziger Gott!"

Der Holzhaufen war in kurzer Zeit entflammt. — Jetzt plötzlich von einem Schauer ergriffen, wich das Volk unwillkürlich zurück. — Die Flammen stiegen, wie Vergeltung flehend, empor gegen den umwölkten Himmel. — Dichter Rauch zog sich über den Platz hin, die Vollführer des Frevels in Dunkel und Nacht

hüllend. — Schweigen des Todes herrschte jetzt rings umher. — Um so deutlicher ließ sich das Prasseln der Flammen vernehmen; in manchem, noch nicht ganz verhärteten Busen mochte es wie die Mahnung des jüngsten Gerichtes tönen. — Noch einmal tauchte das Antlitz Awruhms aus den Flammen empor, bis sie sein Auge umzingelten und er erstickt zusammenbrach. —

Das ist die Geschichte der drei Märtyrer zu Strakonitz. — Jahre und wieder Jahre sind seitdem verflossen — die Zeit hat gewechselt, ein milderer Geist der Duldung ist in die Herzen der Menschen eingezogen; man hat das Wort der Bibel seitdem besser zu deuten und zu verstehen gelernt, „Religion und Glaube" sind die Losung des Friedens und der Versöhnung geworden, es kam das Jahrhundert Joseph des Zweiten, des Menschenfreundes, der die traurigste Epoche des Judenthumes zum Abschluß brachte, und auch für die gequälten Söhne Abrahams die Sonne bürgerlicher Berechtigung und Freiheit aufgehen hieß; aber in dem Andenken der Juden zu Strakonitz leben die heiligen Märtyrer fort, und mit Wehmuth werden ihre Namen zuerst genannt an jedem Festtage, wenn man die Seligen erwähnt, die da hinüber geschieden zum Vater in ein besseres Dasein! —

IV.

Hinter jenem Theile des Städchens Wollin, der die Judengasse heißt, zieht sich ein breiter Wiesengrund hin. Auf fetten, triftenreichen Auen wird hier mit inniger Befriedigung ein noch für einfache Naturschönheit empfängliches Auge weilen, besonders „wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai", wenn der wonnige Frühling die ganze Fülle seines Blüthensegens auf die sanfte Ebene ergossen. — Von der Wollinka, dem krystallklaren Bächlein, wird sie durchrauscht, deren beiderseitige Ufer üppiges Weidengebüsche krönt. — Von einer milden Anhöhe herab, über welche jetzt die immer höher aufsteigende Straße nach Baiern hinaus sich hin-

zieht, blicken die letzten Häuser — sit venia verbo — des Ortes auf die grasreiche Flur nieder.

In der Zeit, in der unsere Erzählung spielt, wurde dieser Wiesengrund durch eine ziemlich hohe Mauer — ihre letzten Reste sind noch zu sehen — von der Judengasse abgesperrt. — Ein Thor reichte eben hin, einem mittelmäßigen Fuhrwerke den Eingang zu gestatten. — Nicht weit von demselben lehnte sich an jene Mauer ein hüttenähnliches, in sehr verwahrlostem Zustande befindliches Gebäude mit Oeffnungen, mehr Löcher als Fenster zu nennen, und einer überaus schmalen Thür. — Ueber die Bestimmung dieses Häuschens wird uns noch Gelegenheit werden zu sprechen. —

Eben hatte sich die Wiese wieder in den duftenden Schmuck des jungen Jahres gekleidet — die belebenden Hauche der wiedererwachten Natur zogen als linde Weste über sie hin — es war zu Ende des Ostermondes, wenige Tage nach den im vorigen Abschnitte geschilderten Ereignissen, als bei einbrechender Nacht — nur schwach von den Strahlen des ersten Mondesviertels erhellt — sich hier ein beunruhigendes Schauspiel entwickelte. — Von der nahen Anhöhe zogen einzelne Pöbelhaufen unter drohendem Geschrei herab, mit allerlei Werkzeugen der Zerstörung bewaffnet, von wort- und phrasenreichen Aufwieglern angeführt und mit Vorstellungen des Mordes und der Verwüstung unterhalten. — Niemand wohl konnte über die Absichten dieses Auswurfes der Menschheit zweifelhaft sein — die guten, spectakellustigen Leutchen sehnten sich eben auch nach einer kleinen St. Bartholomä, sie waren neidisch über den frisch erworbenen Ruhm der Strakonitzer, sie mißgönnten ihnen das genossene blutige Schauspiel und wollten ihnen eben zeigen, was auch sie vermochten! „Hier soll's noch lustiger, noch bunter hergehen als in Strakonitz — die Leute dort sind Narren und Stümper — sie verstehen sich schlecht auf das, was sich gehört, sie sind mit der Thür ins Haus gefallen, haben's zu kurz, zu rasch, haben zu wenig Umstände gemacht. — Himmel, wie anders hätten wir noch mit den Juden hier umspringen mögen."

Solche und ähnliche Reden wurden viel und häufig gewechselt, während man sich mit wachsendem Ungestüm der morschen Mauer näherte. — Seit mehreren Tagen her war das Thor nicht mehr geöffnet worden, und seit ebensolange hatte Alt und Jung in der Judenstadt sich keinen Schlummer gegönnt. Die rüstigen

Leute in derselben waren beständig auf den Füßen, um von keinem Ereignisse überrascht zu werden, bei dem Thore war der Sammelplatz der kühnsten und entschlossensten unter denselben, bereit, den letzten Lebenshauch für die Rettung der theuern Angehörigen hinzugeben. — Man kann sich den Schrecken und das Entsetzen der armen Juden denken bei den ersten Anzeichen des Tumults. — Verzweiflungsvolle Jammerrufe entrangen sich jeder Brust, alles machte sich zum Tode bereit. — Nur einer war da, der den Muth nicht völlig sinken ließ, und dessen todesverachtende Entschlossenheit sich bald der ganzen rüstigen Jugend des Ghetto mittheilte. — Es war Nephtali, der Bräutigam der schönen Hannah. — Durch kräftige, unermüdlich gepflogene Rede wußte er seine Glaubens- und Altersgenossen zur Thatkraft aufzustacheln, so daß diese sich sämmtlich bereit finden ließen, die der Waffen ungewohnten Hände mit Aexten, Schaufeln, kurz, mit allem, was nur zur Gegenwehr tauglich schien, auszurüsten. —

Der Moment und die Verzweiflung schaffen bekanntlich selbst die Schwächsten und Hilflosesten zu Helden um. — Dies war hier der Fall. — Ein Häuflein von nicht mehr als zehn Jünglingen hatte sich vor den morschen Thorflügeln hingepflanzt, eine Entschlossenheit in den abgehärmten, blassen Gesichtern, in den düster blickenden Augen zeigend, welche deutlich beurkundete, daß nur über ihre Leichen der Pöbel in die Judenstadt dringen konnte. — Nephtali vor allen bewies die lebhafteste Thätigkeit und Energie — er begnügte sich nicht, auf einem Posten zu bleiben, sondern eilte überall umher, theils zu trösten, zu beruhigen und aufzumuntern, theils auch, weil er die nur zu gerechte Besorgniß hegte, der Pöbel könnte auf einer andern Seite eindringen. —

Trotz dieses kühnen Muthes der Israeliten ist es jedoch kaum zu bezweifeln, daß hier die Scenen von Strakonitz eine noch greulichere Wiederholung erlebt hätten, wenn nicht des Himmels Barmherzigkeit sich das sonderbarste und unerwartetste Werkzeug zu ihrer Rettung auserkoren hätte. — Schon war das Volk in voller — es ist überflüssig beizufügen — lärmender Thätigkeit, sein leichtes Geschoß spielte unermüdlich, ein Hagel gewichtiger Steine folgte nämlich dem andern, Viele versuchten es, die Mauer zu durchbrechen — Andere hatten sogar schon die Höhe derselben erklettert und wurden nur noch durch die entschlossene Haltung der jüdischen Vertheidiger abgehalten — da

ließ sich plötzlich von der Wollinka her rasches Pferdegetrapp vernehmen, und bald tauchten in dem Zwielicht die Gestalten von vier bis fünf Reitern auf. — Einer derselben — in besonders glänzender kriegerischer Rüstung — that schon dadurch, daß er den andern um etwa zehn Schritte voraus ritt, deutlich kund, daß er der Anführer sei. — Der Pöbel hielt ein Weilchen bestürzt inne, doch er hatte kaum den vordersten Reiter erkannt, als er jubelnd sein löbliches Werk fortzusetzen sich anschickte. Denn es war kein Anderer als der Ritter von Duba, der in schnellem Trabe dem Haufen sich näherte. — Eine Salve von Beifallsrufen begrüßte ihn, die er mit vornehmen Kopfnicken beantwortete. — Das Volk freute sich, durch die Gegenwart eines Officiers seinem Vornehmen eine Art Legalität verliehen zu sehen, und schickte sich in tollem Wonnerausche zu einer von jenen hündisch demüthigen Ovationen für den Ritter an, wie sie den gemeinen Volksclassen gegenüber den Mächtigen zu allen Zeiten geläufig gewesen, als zu seiner nicht geringen Ueberraschung Jaroslav sich folgendermaßen vernehmen ließ:

„Ihr guten Leutchen, was müht ihr Euch ab und Niemandem zu Dank? Ich rathe Euch heut', das Werk sein zu lassen. — Nach Hause — nach Hause und legt Euch auf's Ohr — auf's linke oder rechte — mir gleich — nur macht keine weitern Umstände uud laßt Satan sich selbst zurecht finden mit diesen Juden. — Es ist jetzt das erste Mondviertel und solche Zeit ist nicht hold diesen Unternehmungen. — Glaubt mir's — und trollt Euch. — Ich laß Euren sämmtlichen Hausstand — den alten und jungen — grüßen. — Es ist angenehmer, in den Armen einer Frau Liebsten warm zu ruhen, als in einer windigen Nacht sich den Schnupfen holen und alles, was bös ist. Das hab' ich in einer uralten Historia gelesen, und sag' es Euch nur, damit Ihr's wißt und nicht umsonst zu Schaden kommt!" —

Diese launige Anrede verfehlte jedoch ihre Wirkung, weil sie dem Pöbel gar zu unerwartet kam. — Ein Gemurmel der Unzufriedenheit lief vielmehr durch die Menge, und einer der Keckſten aus derselben wagte es sogar, mit Vorstellungen an den Ritter hervorzutreten. „Sind wir weniger als die Strakonitzer, daß ihr uns den Spaß verderben mögt? — Gönnt Ihr uns nicht das bischen Seligkeit, welches man durch Vernichtung dieser gottverhaßten Brut sich verdienen kann."

„Gut gesprochen, Mathes!" riefen mehrere Stimmen. —

„Auch wir wollen den Jux mitmachen — wir sind eben so gute Christen — wir haben kein schlechteres Recht. — Es ist gar nicht schön von dem Ritter, so parteiisch zu sein — und hier zu verderben, was er anderswo gut gemacht. — Auch wir wollen uns den Himmel billig verdienen — können's nicht durch Almosen thun, sind halt arme Leute. — Die Sach' ist eben im rechten Gange, die Gelegenheit kommt nicht sobald wieder — wir brauchen keine Rathschläge — wissen selber, was zu thun ist — wissen selber, was Rechtens ist — hat's uns Niemand erst zu lehren."

Eine dunkle Wetterwolke des Zornes lagerte sich auf die Stirne des Ritters. Mit dumpfer Stimme wiederholte er seine Ermahnung.

Doch vergebens. — Der Pöbel schien entschlossen, nicht so leichten Kaufes von seinem frevlerischen Vorhaben abzulassen, das böse Gelüste nach Unfug hat schon zu sehr sein Herz beschlichen, die Hoffnung, bei der Verwirrung zu gewinnen, wie man sagt, im Trüben zu fischen, war zu verlockend, überdem konnte oder mochte sich Keiner überzeugen, daß es dem von Duba Ernst mit seiner Ermahnung wäre; denn nur zu bekannt war die ganz verschiedene Art seines Benehmens in Strakonitz, und eher hätte man ihm zugemuthet — wie notorisch auch seine gemeinsinnliche, wüste Lebensweise war — ein ascetischer Heiliger zu sein, als ein Protector des Judenthums.

Sie sollten bald eines Andern belehrt werden. — Der Ritter winkte seine Begleiter, die sich bisher in respectvoller Entfernung gehalten, zu sich heran. Auf einen zweiten bedeutungsvollen Wink sah man rasch jeden von ihnen eine blanke Pistole aus der Halfter ziehen, auch die Hand Jaroslav's hatte sich im Nu mit einer gleichen Schußwaffe bewehrt. —

„Zurück, Gesindel!" rief er jetzt mit donnernder Stimme. „Ich werd' Euch ein Tränklein reichen, daß ihr länger schlafet als Ihr begehrt."

Der Drohung folgte die Ausführung auf dem Fuße. Einige wohl absichtlich tief gezielte Schüsse fielen und heulend sah man fünf bis sechs aus dem Pöbel mit blutenden Beinen davon hinken. —

Da der Ritter und seine Mannschaft sich augenblicklich zur Wiederholung des Manövers anschickten, so schien es den Tumultuanten denn doch nicht räthlich, dieses abzuwarten. — Unter Flüchen und Schimpfen verlief sich das Volk. — In wenigen Augenblicken war der Platz gereinigt. —

„Man komme solchem Pack ja nicht mit Vernunft und mit billigen Vorstellungen," sprach der Ritter, sich lachend an seine Begleiter wendend; „sie sind nicht Milde gewohnt; nur mit ernster Strenge wird was bei ihnen ausgerichtet. — Die's getroffen, haben einen Denkzettel auf ihren Füßen, der sie Zeit ihres Lebens Gehorsam und Unterwürfigkeit lehren wird." —

Vielleicht aber möchte auch so mancher unserer freundlichen Leser an uns die Frage richten: „Wie kommt dieser Wüstling dazu, jetzt plötzlich ein Beschützer der Juden zu sein?"

Geduld! — Auch wir verweisen auf den Verlauf der Begebenheiten!

Einige kräftige Schläge fielen auf das morsche Thor des Ghetto. Eine zitternde Stimme fragte von innen nach dem Begehr.

„Aufgemacht, im Namen des Kaisers!" rief Jaroslav. —

Gegenüber diesen Worten konnte natürlich kein Zögern statt haben. —

Die Thorflügel gingen langsam auseinander. — Mit Ungestüm sprengte Jaroslav auf feurig sich bäumendem Rosse vor, gefolgt von seinen Begleitern. Als er die bleichen Gesichter der jüdischen Wächter, die in demüthigster Haltung vor ihm standen, erblickte, konnte er eines höhnischen Lächelns, in welches alles Gift seiner gemeinen Seele sich ergoß, sich nicht erwehren. — „Ihr habt Pulver gerochen, Juden!" rief er mit einschneidendem Spotte, mit rohem Uebermuthe die Reitgerte schwingend, „und das ist euern Mägen übel bekommen. — Ich weiß nicht, welcher Dämon mich verführt hat, Euch zu Liebe mir so viel Mühe zu geben! — Doch wer von Euch, Moses oder Jeikew oder Ezechiel, wird mir den Weg in die Wohnung des Ephraim Hirsch weisen? Ihr kennt ihn doch. — Er ist vor einigen Monden erst aus Prag hiehergekommen, hat ein feines Töchterlein et cetera, et cetera!"—

Während sogleich einer von den jungen Leuten sich bereit zeigte, dem Wunsche des Wüstlings zu willfahren, sah man einen andern unter ihnen mit hastigen Schritten sich entfernen, den Ausdruck gesteigerter Angst und Unruhe in dem edel gebildeten Antlitze. — Es war Nephtali. —

Trotz der späten Abendstunde hatte in dem Hause Ephraims noch Niemand an Schlaf und Ruhe gedacht. — Ein kleines Oellämpchen verbreitete seinen Schein in dem Zimmer, in welchem an dem gewichtigen Tische der ehrwürdige Hausvater in gebeugter Haltung über einem Folianten saß. — Sein von drängenden

Sorgen und bitterem Kummer verdüstertes Antlitz stützte sich auf die linke Hand, während die rechte nicht selten eine verstohlen hervorquellende Thräne trocknete. — In der dunkelsten Ecke des Zimmers saßen die Gestalten zweier Frauen. — Es war die rührendste Gruppe, die man sich denken kann. — Das Mädchen hatte sein lockiges Haupt in den Schooß der Mutter gesenkt, die milden Augen waren träumerisch geschlossen und die alabasterweißen Hände über der Brust gefaltet. — Die Mutter hatte wieder ihren Sidur vor sich aufgeschlagen, aber sie betete nicht, ihr glanzloses Auge starrte wie gedankenlos vor sich hin, und über das faltenreiche Antlitz strömten unaufhaltsam die Thränen herab und bedeckten die halberloschene Schrift ihres Betbuches. — O, die armen Unglückseligen, mußten sie wohl ahnen, welches gräßliche Leid ihnen die nächste Zeit bringen sollte!

Da öffnet sich rasch und leise die Thüre. — Nephtali trat ein. — Ephraim eilte ihm entgegen mit stumm fragendem Blicke. „Die Brüder sind gerettet — Dank sei es dem Hort Israels!" — sprach Nephtali.

„Gelobt sei sein Name in Ewigkeit," fügte Ephraim freudig bewegt hinzu. —

„Aber um so größer ist das Unheil, das uns selbst, unsre ganze Familie bedroht!" fuhr der Jüngling mit gedämpfter Stimme fort.

„Auf ihn setze ich mein Vertrauen," sprach der Vater mit demüthig geneigtem Haupte. „Der Ewige ist mit mir und ich fürchte Nichts." —

Nephtali hatte kaum Zeit gehabt, in kurzen Sätzen seinem Pflegevater das Vorgefallene mitzutheilen, als schon draußen das Wiehern der Rosse die Ankunft der Reiter verkündete. —

Im nächsten Augenblicke vernahm man das Geklirr der Sporen auf der Hausflur. — Die Thüre flog weit auf, und Jaroslav trat barsch ohne Gruß ein, mit raschem Blick die Anwesenden musternd. — Sein grinsendes Lächeln streifte über die anmuthsvolle Gestalt der Jungfrau hin, welche mit einem lauten Aufschrei der Angst sich aus ihrer liegenden Stellung erhoben hatte, Hohn und teuflische Schadenfreude blitzten auf seinem Antlitz, da er des vor Aufregung bebenden Nephtali ansichtig wurde. Ephraim trat ihm demuthsvoll mit rasch entblößtem Haupte entgegen, in kaum hörbarem Tone nach seinem Begehr fragend.

„Ihr heißt Ephraim Hirsch?" fragte der Edelmann.

„Euer Gnaden zu dienen!" erwiderte der Jude.

„Ihr seid aus Prag gebürtig, habt immer daselbst gewohnt, von Kindheit auf allerhand geschachert, allerhand Geschäfte getrieben in Prag!"

„Es ist wie Eure Gnaden sagen!"

„Nun, und warum habt Ihr denn die Hauptstadt verlassen, Euren frühern Aufenthalt?"

Ephraim konnte sich bei dieser Frage einer Bewegung der Ueberraschung nicht erwehren. — Aus diesem Munde hätte er am wenigsten diese Frage erwartet. — Die gleichgiltig freche Miene des Ritters, welcher sein Blick in diesem Momente begegnete, raubte ihm vollends alle Fassung. Im dunklen Hintergrunde seiner Seele stiegen noch unklare schreckensvolle Gedanken auf, er fühlte, daß unermeßliches Leid über sein Haupt hereinbreche. Da er also mit der Antwort zögerte, trat Nephtali, der seine Entrüstung nicht länger bemeistern konnte, mit zornentflammten Blicken vor. —

„Wir haben Prag verlassen," sprach er in festem entschlossenem Tone, „weil wir eine Unschuld vor einem frechen Räuber zu schützen, weil wir eine scheue Taube vor den Nachstellungen eines mordlustigen Geiers zu bergen hatten."

Das Gesicht des Ritters verzerrte sich zu dem Ausdrucke einer höllischen Wuth bei diesen Worten. „Nicht Dir galt die Frage, Bube!" rief er, indem er mit der eisernen Scheide seines Degens einen so heftigen Hieb gegen die Stirne Nephtalis führte, daß dieser ohnmächtig auf den Boden hintaumelte.

Unbekümmert um das Jammergeschrei der Frauen, die sogleich hilfeleistend über den Jüngling herfielen, fuhr Jaroslav gegen Ephraim gewendet fort:

„Wo war Eure Klugheit, Jude? — Glaubtet Ihr, uns so schlecht bedient, glaubtet Ihr, man werde nicht erfahren, weshalb Ihr eigentlich Prag verlassen, man werde alle Nachsuchungen einstellen, sobald Ihr den Behörden nicht mehr unmittelbar vor den Augen seid. — O, Ihr waret auf den Kopf gefallen! — Wähntet Ihr der gerechten Vergeltung in den Staaten unseres allergnädigsten Kaisers zu entgehen?"

„Gott meiner Väter!" rief Ephraim, wie vernichtet auf den Sessel zurücksinkend, „was bedeutet diese Einleitung?" —

„Sie bedeutet," fuhr der Ritter mit einschneidendem Hohne fort, „sie bedeutet, Jude, daß man Euer Spiel endlich durchblickt hat, daß nichts so fein gesponnen, was nicht kömmt an's Licht der Sonnen, daß Euer böses Thun und Treiben enthüllt ist, daß

die langsame Strafe den eilenden Frevler doch endlich erreicht! — O, Ihr Bösewicht — Ihr seid ertappt! — Ihr habt nicht redlich gehandelt, Ihr habt, statt bei Eurem Schacher zu bleiben, allerhand Wohldienerei in Prag getrieben, dem Erzfeind des Christenthums gegen Euern Kaiser und Herrn verbrecherische Dienste geleistet, habt spionirt, gekundschaftet, Reisen durch Ungarn und Oesterreich gemacht und dem Türken die Stärke unserer Heere und Festungen verrathen, mit Offizieren und Soldaten in schlimmster Absicht Umgang gepflogen — Ihr habt —"

Der Ritter wäre noch länger fortgefahren, sein höllisches Gewebe in einer Fluth eben so roher als frech lügnerischer Anschuldigungen zu enthüllen, wenn er nicht jetzt erst bemerkt hätte, daß seit einer guten Weile schon Niemand als die nach und nach eingetretenen Begleiter seinen Worten mehr horchten. — Ephraim saß wie versteinert da, keine Miene gab ein Zeichen des Lebens; — die Augen nur hingen starr an dem Munde Jaroslavs, aus dessen Gesicht eine Freude und Genugthuung strahlte, wie sie wohl Satan empfunden haben würde, wenn ihm wirklich den gottvollen Hiob in seinen Netzen zu verstricken gelungen wäre. —

Eine gute Weile hatte sich der Ritter an dem Anblicke der Qual seines Opfers geweidet, wie in Erwartung einer Lebensäußerung desselben. — Da diese jedoch nicht erfolgte, winkte er seinen Begleitern. Diese entfernten sich sogleich. — Mit bedeutender Anstrengung aller Gesichtsmuskeln suchte er seinem Antlitze den Ausdruck des Beileids anzuheucheln. — Dann sprach er in süßlichen Tönen: „Erholet Euch, Mann, kommt zurück von Eurem Schrecken! — Es ist noch nicht alle Hoffnung für Euch verloren! — Glaubet, noch nie wurde es mir so schwer, eine Berufspflicht zu erfüllen! — Seht hier den Befehl zu Eurer Verhaftung (er zog dabei ein Blatt aus der Tasche), Euer Schicksal liegt in meiner Hand. — Ich kann Euch verderben, aber auch retten! — Ich habe Euch nicht getroffen — Ihr hattet bereits eine Kunde von dem Euch erwartenden Schicksale — seid geflüchtet mit Hilfe eines alten Geleitscheines — seid schon jenseits der österreichischen Grenzen — bevor die Justizschnecke sich zu Eurer Verfolgung aufrafft — Ihr versteht mich, Mann! — Also wählet. — Noch kann ich Euch die Wahl frei stellen. — Ihr habt ein einfaches Mittel in Händen — kurz; — denn die Zeit drängt — stellt Eure Tochter da zwischen Euch und Eurem Verhängnisse — sie sei der Preis Eurer Freiheit — nur mit ihr könnt Ihr Euch

loskaufen! — Uebergebt mir das Mädchen — ihr geschieht kein Leid — und Euer Schicksal soll sich noch günstiger gestalten, wie wenn nie von Eurem Verbrechen die Rede gewesen wäre."

Diese Rede hatte dem alten Manne sein volles Bewußtsein und die Sprache wiedergegeben. Auch Nephtali hatte sich in etwas erholt, seine Anstrengungen, sich zu erheben, blieben aber vergeblich.

„Also darauf ging es hinaus!" rief Ephraim mit ergreifender Wehmuth. — „Mensch, Du vergissest, es gibt noch einen Gott, dessen Gericht ewig ist! — Das schändliche Gewebe von Trug und Verleumdung liegt klar am Tage! — Bösewicht, gedenke der Stunde, wo die Wucht Deines Frevels Dich erdrücken wird! — Doch was heische ich Erbarmen von Dir? — Dein Herz schwimmt aufgelöst im Sumpfe der Wollust — die schändliche Gier trieb Dich an zu diesem teuflischen Complotte; Du allein bist mein Ankläger, Du allein willst mein Verderben — und wehe, Du allein vermagst auch mich zu verderben — in dieser Zeit der Rechtlosigkeit gleicht ja das arme Volk Israels einer Heerde ohne Hirten, dem Schafe gleich zur Schlachtbank geführt! — Nun, die Rathschlüsse meines himmlischen Vaters mögen an mir in Erfüllung gehen — aber mein Leib allein sei der Preis — meine Seele soll keinen Schaden nehmen durch den irdischen Jammer, der mich erdrückt. — Jene Unschuld fängst Du nicht! — Schändlicher, umsonst war Dein Mühen — das Ziel Deines ruchlosen Strebens erreichst Du dennoch nicht! — umsonst hast Du mit allem Aufwande einer höllischen Kunst den Frieden einer Familie für immer gestört — ach, meine Glückseligkeit zertrümmert; umsonst wird die Ahnung eines schauervollen Gerichtes einst Dein ruchloses Gemüth durchbeben — kein Preis wird Deinem Frevel — jenes Haupt, welches Du schon so lange als mordlustiger Geier umkreist, wird nimmer und nie doch Deine Beute — vergehe in ohnmächtiger Wuth; denn Deiner Beharrlichkeit wird kein Lohn; denn es gibt noch eine Tugend — und einen Vater im Himmel, an dessen Gnade Du mich nicht verzweifeln machen sollst! — O meine theuern — meine unendlich geliebten Kinder," — fuhr er, seine tiefe Bewegung mit männlicher Kraft niederkämpfend, fort, indem er sich erhob und die Hände dem mit durchdringendem Jammerruf auf ihn losstürzenden Weibe und Kinde entgegenbreitete, „mein Verhängniß erfüllt sich! — Wehe dieser Zeit und diesem Geschlechte! — Mein Weg senkt sich dem Grabe zu. Ertraget gefaßt Euer Schicksal — als Juden mußtet

Ihr darauf vorbereitet sein! — Seht mich wie einen Sterbenden an; denn in der That — jede Hoffnung ist uns geschwunden — dieses sind die letzten Augenblicke unseres Zusammenseins — auf dieser Erde, sag' ich; denn daß wir uns auf andern Gefilden wiedersehen, dafür bürgt uns eben dieses unser bitteres Leid. — So hört noch meine letzten Wünsche und Befehle, Nephtali!" — Der Jüngling zuckte bei diesem Rufe zusammen, machte abermals den Versuch, aufzustehen, sank aber wieder zurück, und konnte nur krampfhaft die Hände in ohnmächtigem Jammer zusammenpressen, und seine Blicke starr auf die Gestalt des theuern Pflegevaters richten. „Nephtali!" sprach Ephraim mit feierlichem Tone, „meine Hannah ist Deine Verlobte, laß einen Sabbath noch verstreichen — dann am Mittwoche werde Du nach den Gesetzen Moses und Israels ihr Mann und Gatte. — Vielleicht, daß sie als rechtmäßiges Weib mehr Anspruch auf den Beistand der Gesetze erlangt denn als Jungfrau; wo nicht, so schütze Du sie — und setze Dein Leben für sie ein — wenn es Noth thäte!" —

Die Rührung übermannte den alten Mann; er schwieg, mit beiden Händen das Antlitz bedeckend. — Nicht ohne Zeichen tiefer Erschütterung hatte anfangs Jaroslav da gestanden. — Bald jedoch raffte er sich wieder zu allem Muthe des Frevels zusammen; — abermals verzerrte sich sein Antlitz zu einem Ausdrucke des Hohnes; — und mit steifem und ceremoniösem Anstande näherte er sich der Thüre, öffnete dieselbe geräuschvoll und gab seinen Schergen ein bedeutungsvolles Zeichen, worauf diese mit klirrenden Eisenbändern wieder das Zimmer betraten. —

Die Mitternacht war längst vorüber, — aber dessen ungeachtet war der Platz vor der Wohnung R. Ephraims weithin von Menschen erfüllt — es war fast die gesammte Judengemeinde die hier in entsetzlicher Spannung der endlichen Lösung des verhängnißvollen Begebnisses harrte. — R. Ephraim war, wie wir bereits gesagt, seit seiner Anwesenheit das geehrteste und geachtetste Mitglied der Gemeinde gewesen. —

Endlich ging die Hausthüre auf — und in würdiger Haltung, die Arme gefesselt, aber den Blick zum Himmel erhoben, trat Ephraim in der Mitte der Soldaten heraus, die alle Mühe hatten, die beiden nachstürzenden Weiber in die Hausflur zurückzudrängen. — Noch einmal wandte er sich segnend zurück — ein lautes vielfach im Chore sich wiederholendes, von einem tiefen Schluchzen, welches wie geheimnißvolles Windesrauschen durch die öde Gasse

hinschlich, begleitetes „Schma Jisroel“ schallte ihm entgegen — schallte ihm auf seinem schweren Lebensgange nach! —

Das erste Krähen des Hahnes verkündete den Anbruch des Morgens. — Dichte Finsterniß lag auf der Gegend. — Kein Stern strahlte am Firmament. — Der Himmel hatte seinen Trauerflor umgehängt.

V.

So war denn ein schrecklicher Riß im Hause R. Ephraims geschehen. Acht Tage waren seit jener Scene verflossen. — Welche jammervolle Zeit für die unglückliche Familie! — Und doch sollte dieses eine Hochzeitswoche sein, — eine Zeit des höchsten Jubels, der höchsten Freude! — Man weiß, welche besondere Wichtigkeit der Jude dem Trauungsacte beilegt, er, der zu den ersten Geboten seiner Religion die Verpflichtung zählt, in jenen Stand zu treten, der den Bestand, die Fortdauer und die ganze wahre Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft bedingt. —

Der scheidende Vater hatte einmal befohlen, daß in dieser Woche die Vermählung stattfinden sollte; seinen Worten mußte unbedingter Gehorsam geleistet werden, wie sehr auch die äußeren und inneren Verhältnisse der Familie, absonderlich ihr peinvoller Gemüthszustand sich dagegen sträuben mochten. Es war am Tage vor der Trauung. — Bei herannahendem Abend sah man einen Zug jüdischer Frauen sich gegen das Ende der Judengasse hinbewegen, zu jener Mauer, die, wie wir bereits früher gesagt, ehemals die Wohnsitze der Juden zu Wollin von jenen der Christen schied, und heute nur noch durch einzelne Steinhaufen ihr einstiges Bestehen dem jetzigen Geschlechte, welchem freundlichere Zeiten beschieden sind, andeutet. —

An diese Mauer lehnte sich dazumal ein kleines unscheinbares Häuschen mit morschen Wänden und Thüren und winzigen Fensteröffnungen, eben genügend, um den nothdürftigsten Bedarf an Licht und Luft eintreten zu lassen. — Es war dieses das Badehaus der Gemeinde; denn „Baden“ gehörte zu allen Zeiten zu den religiösen Acten des Judenthumes, zu den am eifrigsten gepflegten Reminiscenzen aus dem Oriente, seiner ehemaligen, nie völlig der Erinnerung entschwundenen sonnigen Heimat. — Nach alther-

kömmlicher, durch Gewohnheit wie durch ausdrückliches Schriftgebot geheiligter Sitte wurde und wird noch zum Theile jetzt jeder wichtige Lebensact, auch der letzte stille Gang zur ewigen Ruhestätte hin, durch ein Reinigungsbad eingeleitet, ja selbst die bedeutendern jährlich wiederkehrenden Feste erhalten ihre erste Weihe durch dasselbe. — Es ist begreiflich, daß diese Ceremonie am wenigsten vor einer Trauung unterlassen werden durfte, vorzüglich aber gehört es noch jetzt zu den unerläßlichsten Verpflichtungen der Jungfrau, ein „Bad vor der Hochzeit" zu nehmen. —

Der Leser darf jedoch auf dieses Badehaus bei Leibe nicht die Begriffe übertragen, die ihm etwa eine moderne mit allem Comfort ausgerüstete ähnliche Anstalt gegeben. — In unserem Häuschen würde man vergebens irgend welche Toilettengegenstände gesucht haben; kein schwellendes Sopha lud zu behaglicher Ruhe ein, kein schimmernder Spiegel bot die Möglichkeit des Begaffens eigener Anmuth und Schönheit — sehr ungleich wiederum dem Oriente, wenn man an die Schilderungen aus Tausend und eine Nacht denkt, die keinem Luxusgegenstande mehr Aufmerksamkeit zu widmen pflegen, als eben jenen mit Gold, Marmor und Elfenbein auf die verschwenderischeste Weise ausgestatteten Reinigungs- und Erfrischungshallen.

Die dunklen zerklüfteten Wände des Innern hätte man unbedingt nackt nennen müssen, wenn nicht Unkraut jeder Art und Gattung, aus den Rissen üppig emporwuchernd, eine melancholische Hülle gebildet hätte. — Kaum die nothdürftigste Einrichtung war übrigens vorhanden. — Den halben Raum nahm die Oeffnung eines Brunnens ein, dessen sehr bedeutender Umfang von mehr als vier Klaftern, dessen noch bedeutendere Tiefe in keinem Verhältnisse zu dem einfachen Bedürfnisse stand, das hier befriedigt werden sollte. — Eine zerfallene Treppe führte zu dem finstern Schlunde hinab, noch etwa in Manneshöhe sich unter den Spiegel erstreckend, so daß der Badende auch im Wasser, auf Stufen stehend oder sitzend, eben nicht mit sonderlicher Bequemlichkeit die gewünschten Waschungen vornehmen konnte. Hierher bewegte sich nun der Zug der Frauen. — In ihrer Mitte schwankte eine blasse leidende Gestalt einher, — es war Hannah — gestützt auf die Arme ihrer Mutter. — Wer dürfte es wohl unternehmen, die widerstreitenden Gefühle zu schildern, die bei diesem Gange das Herz der Frauen bewegten. — Trauriger war wohl noch nie eine solche Feier begangen worden. — Thränen glänzten in den Augen

der Begleiterinen, die, als man endlich den Eingang des Badehauses erreicht, sich segnend mit inbrünstigen Gebeten entfernten. Die Thüre wurde von innen geöffnet; eine ehrwürdige Matrone lud mit frommem Gruße Mutter und Tochter zum Eintritte ein. —

Unter verschiedenen Vorrichtungen zu dem religiösen Acte mochte eine halbe Stunde verflossen sein. — Endlich hatte Hannah zitternd ihr Oberkleid abgelegt. — Da warf sie sich nochmals mit überströmendem Gefühle unter lautem Weinen ihrer Mutter an den Hals. —

Diese war, bewältigt von dem Sturm der Gedanken und Gefühle, in halber Ohnmacht auf eine Art Bank niedergesunken. — Jetzt neigte sie sich an die bleiche Wange ihres Kindes, und indem sie den letzten Rest ihrer physischen und moralischen Kraft zusammenraffte, versuchte sie einige Worte der Ermuthigung und des Trostes emporzuhauchen; ihre Anstrengung blieb jedoch vergebens, sie vermochte eben auch nichts mehr, als mit heißen Thränen das Antlitz des Mädchens zu überströmen, und mit herzbrechendem Schluchzen in die Klagetöne der jammervollen Braut einzustimmen. — Die alte Wärterin, die einzige Zeugin dieser erschütternden Scene, hielt ein Gebetbuch in der Hand, und die leisen, convulsivischen Bewegungen ihrer Lippen deuteten eben sowohl ihre innere Erregung als das Bestreben an, die herkömmlichen Gebetsformeln zu verrichten. — Während dieses im Innern des Badehauses vorging, entwickelte sich draußen in dessen nächster Umgebung ein Schauspiel ganz anderer Art. Hier geschahen Bewegungen, welche den Frauen unmöglich hätten entgehen können, wenn nicht eben ihr völlig nach Innen und auf den bewältigenden Andrang ihres unermeßlichen Leides gerichteter Sinn ihnen jede Aufmerksamkeit nach anderer Seite hin verwehrt hätte. — Die Abenddämmerung war jetzt völlig hereingebrochen, im falben Zwielichte des untergetauchten Tagesgestirnes lagen die stillen Zufluchtsstätten der Wolliner Juden. — Dies war für den im Dunkel schleichenden Frevel eben der günstigste Moment. Jaroslav hatte nicht umsonst der erschütternden Abschiedsscene im Hause R. Ephraims beigewohnt. — Er hatte alles wohl beachtet und während der ungeheure Jammer der Familie in erschütternden Weherufen sich ergoß, war in seiner wollüstigen Seele die frohe Hoffnung aufgetaucht, daß diese Woche, eben die Hochzeitswoche, ihm wahrscheinlich die beste und sicherste Gelegenheit zur Ausführung seines ruchlosen Vorhabens, welches er mit zu großer

Beharrlichkeit bisher verfolgt hatte, um nicht das Aeußerste zu dessen endlicher Vollbringung zu wagen, darbieten dürfte. — Wohl kannte er den frommen Gebrauch des „Bades vor der Hochzeit", und es konnte ihm gar nicht schwer fallen, über Zeit und Ort der Ceremonie sich Auskunft zu verschaffen. Seine Maßregeln waren bald genommen. Einige Nächte nacheinander war sein treuer Cumpan — sein geistiger Standesgenosse — bemüht gewesen, in der der Wiese zugekehrten Wand des Badehäuschens eine für den Durchgang eines Mannes hinreichende Oeffnung zu bewirken. — Dies konnte ihm bei dem geschilderten Zustande dieser Localität nicht besonders schwer fallen. — Etwas größere Mühsal mochte es aber allerdings verursachen, diese Oeffnung auch wieder geschickt zu verdecken. Doch welche Mittel weiß nicht gierige List, und ein Frevel, dessen elastische Spannkraft noch durch die Springfedern der Hoffnung gehoben werden, in Bewegung zu setzen. — Genug, alles war den Beiden nach Wunsch von Statten gegangen. —

Noch lag das Mädchen in den Armen seiner Mutter, noch suchte sein schmerzbewegter Busen Erleichterung in bitteren Zähren — da kamen die Schläge, die schon ein Weilchen angedauert — immer näher — die Aufmerksamkeit der Frauen wurde endlich rege, und Hannah sprang empor. — Eben war sie im Begriff, rasch ihr Oberkleid wieder anzulegen, doch in diesem Augenblicke begann auch ein Theil der Wand zu wanken — die Glieder der Jungfrau erstarrten im Schrecken — Schutt und Gerölle wälzten sich in das kleine Gemach — mit lautem Geräusch stürzte bald das Mauerwerk zusammen. — „Gott Abrahams!" rief die unglückselige Braut in verzweiflungsvollen Tönen. — Vor ihr stand ihr böser Geist, ihr unermüdlicher Verfolger, der Zertrümmerer ihres Familienglückes, die einzige Ursache all ihres Jammers und Leides — der Ritter von Duba — Jaroslav.

Mit durchdringendem Schreckensrufe stürzte das Mädchen zurück. — Jaroslav ergriff sie bei der Hand. „Ruhig, mein Schäfchen," sprach er in einschmeichelnden Tönen, „still, mein Herzchen; denk an Deinen Vater, dessen Schicksal in meine Hand gegeben ist, dessen Los Du allein umgestalten kannst. — Und was hilft Dir nun auch alles Widerstreben? Du bist nunmehr in meiner Macht! — jetzt entgeht die süße Beute mir nicht! — Endlich, endlich bin ich am Ziel meines Strebens — ich steh vor den Pforten des Paradieses — Du vermagst nicht, mich wieder in die

Hölle zurückzustoßen; denn eine Hölle und noch schlimmer däucht mir das Dasein ohne Dich!"

Und er umschlang sie mit beiden Armen und schleifte die heftig Widerstrebende mit sich fort zur Oeffnung. —

Schon stand er innerhalb derselben. — Aber da stieß er plötzlich auf ein unvermuthetes Hinderniß. — Bei seinem raschen und heftigen Eindringen hatte sich vollends alles obere Mauerwerk losgelöst und den Ausgang fast zur Hälfte verschüttet. — Er war also genöthigt, die rechte Hand von seiner Beute abzuziehen. — Diesen Moment benutzte die unglückliche Jungfrau mit beinahe überirdischer Stärke. Während der Ritter unter lautem Fluchen und Toben seinen draußen harrenden Knecht zum Beistande aufrief — rang sie sich los, und stürzte zurück in die Kammer. — Einen Moment stand sie noch da, im weißen Gewande, mit dem todtenbleichen Antlitze und den wild um den feinen Nacken flatternden Haaren — eine überirdische Erscheinung. — Dann warf sie sich, die zarten Hände über dem Haupte krampfhaft zusammenringend, mit dem lauten Rufe: „Lebt wohl — lebt wohl, ihr Theuern auf immer — mir bleibt keine Wahl!" — — — hinab in den Brunnen. — — —

Wie leise mahnende Geisterlaute drang das Geplätscher der Wellen von unten herauf — an das Ohr der jetzt im Uebermaße des Entsetzens in Ohnmacht zusammenbrechenden Frauen. — Noch ein Ruf, der wie „Nephtali" klang und ein Seufzer, in welchem die göttliche Seele sich von der lieblichen Hülle trennte — und stille wurde es in dem kleinen Raume. — — — — — — — —

Wie lange diese Stille andauerte, läßt sich nicht bestimmen. Die Wärterin war es zuerst, die wieder zu sich kam und die Besinnung erlangte. — Doch ihre alten Glieder waren von dem Schrecken gelähmt, sie vermochte mit aller Anstrengung nicht sich zu erheben. Aber ihr leises Wimmern und Klagen drang bald in die stille Nacht hinaus. — In kurzer Zeit war Alt und Jung aus der Judengasse herbeigeströmt. — Mit haarsträubendem Entsetzen wurde man endlich durch die abgebrochenen Worte des Weibes über das Vorgefallene klar. — Man zog die Jungfrau aus dem Brunnen. Ach, keine Hoffnung auf Wiederbelebung bot sich mehr! — So lag sie da, die zarte Hülle des edelsten Geistes, den Frieden des Todes — das unverfälschte Siegel einer himmelentsproßten Tugend in dem erblaßten Antlitz, auf welches die

Zähren aller Anwesenden mit nicht enden wollender Klage niederflossen. — Da scholl ein herzzerreißendes „Ach und Weh" durch die ganze Gasse hin — da neigten Greise ihr altes Haupt hinab in den Staub — da zerrissen Männer in grimmem Schmerze ihr Kleid — da wimmerten Jüngling wie Jungfrau der gemordeten Unschuld nach — da gab es kein noch so verhärtetes Gemüth, welches nicht die bittere Wollust der Thränen zum erstenmal kostete. —

Und als man die Mutter zu schrecklichem Bewußtsein wieder zurückgebracht — als auch Nephtali herbeigeeilt war — doch lieber, freundlicher Leser — dieser Auftritt läßt sich denken, doch nicht beschreiben. — —

Aber nicht auf die Judengasse blieb die Kunde des schrecklichen Vorfalles beschränkt. Sie durchdrang auch in kurzer Zeit alle Räume der Christenstadt. — Da umbrausten wiederum die Wogen des Volksstromes die Wohnsitze der Juden. — Aber kein gemeines Gefühl regte sich in den Herzen der Anwesenden. — Es war ein heiliger Moment, als die allgemeine Entrüstung sich in Flüchen und Verwünschungen des Mörders Luft machte. — Die Schauer des Todes — des Versöhners — hatten alle Gemüther durchzittert — vergessen war die Feindschaft — und Ein Schmerz, Eine Klage vereinte sie alle. — Man drängte sich zu der schönen Leiche hin. Ihr ergreifender Anblick entflammte viele thatkräftige Herzen zur Rache. Allgemein wurde bald der Wunsch, den Wüstling zu verfolgen, und schreckliche Wiedervergeltung an ihm zu üben. —

Doch dieser war, wie von Furien gejagt, längst auf schnellen Rossen mit seinem Helfer entflohen — er wurde nicht mehr in der Gegend gesehen, sein Name blieb der Schrecken und Fluch der folgenden Geschlechter.

Es war im Jahre 1704. An einem trüben Septembermorgen erregte ein kleines, dennoch seltenes Ereigniß nicht wenig die Neugier der ehrsamen Bürger der k. Kreisstadt Piesek, und bot für einige Zeit den wackern Gevattern und Muhmen den willkommenen Anlaß zu allerhand ingenieusen Vermuthungen. — Es mochte die neunte Vormittagsstunde sein, als man ein sonderbares Paar sich über den Ring hinbewegen sah. — Es war ein ehrwürdiger Pater Capuziner in braunem Talare, ein schwarzes Sammetkäppchen auf dem schon ergrauten Haupte, einen Stock in der kräftigen Rechten schwingend, und mit der Linken zu wieder-

holtenmalen durch den schneeweißen Bart fahrend, der ihm bis auf die Brust niederwallte. — Sein Nachbar trug auch einen Bart, aber es verhielt sich der Gesichtsschmuck des einen zu dem des andern, wie die Ausnahme zur Regel. — Denn wenn nicht schon der echt orientalische Gesichtstypus es verrathen hätte, so that doch der in drei scharfe Spitzen auslaufende Hut, zumeist aber ein bedeutungsvoller gelber Fleck auf dem Gewande es zweifellos kund, daß der Begleiter des Mönches — ein Jude war. — Wer um diese Zeit sich auf der Gasse befand, blieb sicherlich verdutzt stehen; denn im eifrigen, wie es schien, sehr freundschaftlichen Gespräche begriffen schritten die beiden Männer auf ein hohes, düsteres Gebäude los — Allen wohlbekannt als der schreckenvolle Ort des Gerichtes — das Criminal. Auf wiederholtes Pochen des Mönches öffnete sich das schwarze Thor, ein mürrisches Haupt kam zum Vorschein, welches sich bald als einem kleinen und buckligen Thorwächter angehörig erwies. Der Pater richtete leise eine Frage an diesen, worauf er bejahend nickte, und nicht ohne scheelen Seitenblick auf den Juden ins Innere passiren ließ. —

Nachdem sie nun einen weiten Hof, in welchem das Schweigen des Todes herrschte, durchschritten, gelangten sie an eine Treppe, und betraten endlich, immer der Führung des Wächters folgend, einen geräumigen, düstern Vorsaal des oberen Stockwerkes, wo ein Gerichtsdiener auf die Frage des Capuziners: „Sind seine Gnaden, der Herr Criminalrath zu sprechen?“ mit einem demüthigen „Ja“ antwortete, worauf sie, der Mönch voran und ihm folgend der Jude, in ein hohes Gemach von sehr bedeutender Ausdehnung eingelassen wurden.

Eine halbe Stunde mochte die Unterredung gedauert haben, als sich die Thüre des Saales wieder öffnete. — Der Mönch trat heraus; ihm zur Seite ein stattlicher Mann in wohlgeputztem kurzen, mit Goldknöpfen besetzten Rocke, dessen würdevolles, in ernste Falten gelegtes Antlitz in ihm deutlich den Präses des Criminalgerichtes erkennen ließ. — Den Beiden folgte der Jude in demüthigster Haltung.

Unterwegs wandte sich der Richter an seine geistliche Begleitung: „Reverendissime, Ihr kommt also aus Baiern, von der Donau her? — Dort ist jetzt die Kriegsfurie los, es soll hitzig hergehen in Schwaben; aber man vernimmt hier so wenig von den Zeitläuften, selten verirrt sich eine Nachricht bis zu uns — wir leben da wie in einem andern saeculo, wahrlich. — Das

letzte, das wir gehört, war die unerfreuliche Neuigkeit von dem Falle Passaus. — Dem Verräther am Reich, dem Baier, soll es in die Hand gerathen sein, als er unsern General — wie hieß er doch? — Styrum — bei dem ewig unglückseligen Ort Hochstädt geschlagen!“

Bei diesen Worten kehrte sich der Mönch mit einiger Heftigkeit gegen den Sprecher: „Was sagen da Euer Gnaden, welches Wort ist dero Lippen entfahren? — Ewig unglückseliger Ort Hochstädt?! — O glorreichstes Monument des österreichischen Kriegsruhmes, das ist wahrlich nicht der Titul, der dir ziemt. — Von Hochstädt, Euer Gnaden, werden mit freudigem Herzpochen noch unsere Kindskinder reden, wenn sie sich erzählen, wie Gott den Stolz gedemüthigt und das übermüthige Unrecht in den Staub geworfen. — Von Hochstädt kam ich eben her!“

„Wie,“ rief freudig bewegt der Rath, „so wär' es nicht wahr, was vor nahe einem Jahre uns die Fama verkündigt? Aber man hat ja von keiner Seite einen Zweifel dagegen erhoben, und bestimmt wurde uns versichert, daß der Baier obgesiegt und es schlimm steht um die Sache des Kaisers. — Und dennoch nicht wahr?“

„Allerdings wahr!“ erwiderte der Capuziner. „Allerdings hat am 20. September verflossenen Jahres bei Hochstädt der Himmel die Waffen Austrias nicht begünstigt, wir wurden geschlagen — aber tausendfach gut gemacht ist jenes Unglück worden auf derselben Wahlstadt, Gott wollte nicht, daß Hochstädt eine Schmach des deutschen Namens bleibe. — Ihr wißt wohl, daß nun die beiden trefflichen Generale gemeinsam agiren.“

„Mir ganz wohl bekannt,“ sagte der Criminalrath, „o es war eine glückselige Stunde, in der sie sich vereinigt, der englische duc de Marlborough und unser großer Kriegsfürst Eugenius, mit welchem Glück und Segen sei.“

„Amen!“ sprach andächtig der Capuziner. „Also am 13. August wars — ein Tag für alle Zeiten denkwürdig und glorreich. — Unsere Armee zählte nicht mehr als 52.000 Mann, uns gegenüber zog sich eine lang gestreckte Linie von 56.000 Franzmännern und Baiern hin. Diese Windbeutel hielten es gar nicht für möglich, angegriffen zu werden, wiewohl ihre Position die miserabelste war, die man sich denken kann. — Sollten bald eines andern belehrt werden. — Um 2 Uhr nach Mitternacht ertönte das Commando zum Aufbruche, auch mich riß es fort; denn die Be-

geisterung war groß im Lager. — Aber der Feind, wie mit Blindheit geschlagen, hielt unsere Bewegung für nichts anderes, als ein Reißaus. — Ja selbst um 7 Uhr des Morgens, als schon die Spitzen der 8 Colonnen, mit welchen unser Eugenius und Marlborough vordrangen, ihnen fast unter der Nase standen, hielt der pfiffige Marschall Talardus das Ganze für eine List, unsern Abzug zu verdecken. — Hatte nicht viel mit dem Abzug! Zu spät erkannten sie ihren Irrthum — Was halfs nun, sich in größter Eile in Schlachtordnung stellen? — Wir waren ihnen am Leibe. — Zwar focht der Feind mit größter Bravour; man muß es den fränkischen Teufeln und Länderplünderern nachsagen, sie haben Courage im Leibe. — Aber wie ein böses Wetter schlugen die Unserigen drein. — Also am Nachmittag um 5 Uhr war die ganze Schlachtlinie, die sich über eine Meile weit hinstreckte, von Marlborough durchbrochen. — Heisa, war das ein Jubel und Victoria. — Die Verfolgung wurde uns erspart; denn als dem Feinde der Rückzug abgeschnitten worden, so sah er sich genöthigt, hübsch fein die Waffen zu strecken. — 11.000 Todte bedeckten das Schlachtfeld. Marschall Talardus selbst fiel in unsere Hände. — Baiern ist in unserer Gewalt. — Eine derbe Züchtigung für den Völkerpeiniger Ludovikus, der lange von diesem Schlage sich zu erholen haben wird."

Während dieser Erzählung, die der Criminalrath abwechselnd mit Geberden des Erstaunens und der Freude begleitet hatte, waren sie an einen überaus schmalen Corridor gelangt, der sich schräg in die Tiefe zu senken schien, so viel man nämlich bei der darin herrschenden Dunkelheit wahrnehmen konnte. Auf einen Ruf des Richters nahte sich eine stämmige Gestalt, in der Rechten einen Bund gewichtiger Schlüssel, in der Linken eine Fackel tragend, bei deren Schein man es wohl wagen durfte, durch den Gang bedächtig hinzuschreiten. Zu beiden Seiten desselben bemerkte man kleine, wohlverschlossene Eingänge, aus denen zuweilen der schauerliche Klang von Ketten ertönte. — Als sie vor einer besonders markirten Thüre vorüber schritten, konnte sich der Mönch eines Schauders nicht erwehren; denn man vernahm ein unterdrücktes Aechzen und Wimmern, und es bedurfte nicht erst des bedeutungsvollen Winkes des Criminalrathes, um den ehrwürdigen Pater über die Bestimmung dieses Gemaches aufzuklären — es war die Folterkammer.

Endlich war man am Ziele. — Die Schlüssel rasselten, eine

schwere Eisenstange sank, und eine gewichtige eichene Pforte drehte sich in den rostigen Angeln, und gestattete den Einblick in einen schreckensvollen Raum. — Es war ein niedriges Kämmerlein mit schwarzen Wänden, auf welche durch eine kleine, wohlvergitterte Oeffnung kaum einige Strahlen des Tageslichtes fielen. — So viel nun das Dunkel zu unterscheiden gestattete, befand sich in dem düstern Raume eine hölzerne Vorrichtung, eine schiefe Ebene bildend, auf welcher, das todtenfahle Haupt auf ein Strohkissen stützend, die in zerrissene Lappen gehüllte Gestalt eines Mannes lag, mit weißen Haaren und ehrwürdigen, tief eingefallenen Zügen, die in ihm eben so wohl einen Greis als einen Kranken erkennen ließen. Mit sprechender Geberde wandte sich der Criminalrath an seine beiden Begleiter. — Der Mönch trat hastig vor und blieb dann wie festgebannt ein Weilchen mit verschränkten Armen stehen. Endlich trat er näher, nachdem er noch früher dem Juden, der sogleich beim Eintreten auf den Greis losstürzen wollte, durch ein Zeichen geboten, seine zitternde Ungeduld zu beherrschen.

„Armer, alter Mann," sprach er in tiefer Bewegung, „wie viele Jahre sind es wohl schon her, daß Ihr an diesem Orte ein elendes Dasein fristet?"

Der Greis vermochte nicht sogleich zu antworten; diese theilnehmenden Worte hatten offenbar einen zu heftigen Eindruck auf ihn gemacht. Er versuchte vergebens das Haupt zu erheben; endlich sprach er mit matter Stimme: „O mein hochwürdiger Herr — ich habe schon das Zählen verlernt; denn der Tage meines Jammers waren zuviel — seit lange schon vergaß ich der irdischen Zeit im Hinblicke auf die Ewigkeit."

„Der Mensch soll nie die Hoffnung verlieren," sprach der Capuziner, „so lange ihm ein Athem in der Brust lebt. — „Seht, mein Freund, auch für Euch ist die Stunde des Heils wieder angebrochen — das Licht des Daseins geht Euch wieder auf. — Ephraim Hirsch, ich komme, Euch Eure Freiheit zu verkünden."

Ein mildes Lächeln verklärte die Züge des Greises: „Sie ist mir längst verkündet von demjenigen, der mir das Dasein gegeben, um mich mit schwerem Drangsal heimzusuchen und mein Herz zu prüfen. — Wohl fühle ich es an dem ermattenden Schlage dieses Herzens, daß meine Stunden gezählt sind."

Bei diesen Worten konnte der Jude nicht länger mehr seine Bewegung bemeistern, er stürzte mit lautem Weinen und dem

erschütternden Rufe: „Mein Vater, ach, mein theuerer Vater!“ auf den Greis los und benetzte seine Hände mit Thränen.

Der Kranke erhob mit aller Anstrengung sein Haupt, sein Blick weilte eine kleine Zeit prüfend auf dem Antlitz des Knienden und ein seliges Lächeln verklärte seine milden Züge. „Gelobt sei Gott in den Höhen!“ sprach er mit tief bewegter Stimme, „mein letzter Wunsch ist mir gewährt; ich sehe Dich noch einmal, o mein Sohn Nephtali, bevor ich auf immer scheide!“

„Ihr werdet nicht scheiden, theuerer Vater,“ rief Nephtali schluchzend, „noch viele Tage der Freude sind Euch bei mir und im Schoße meiner Familie beschieden.“ —

„Täusche Dich nicht, mein bestes Kind. Deine Wünsche sind vergebens; meine Lebenskraft ist aufgezehrt. — Ich ziehe ein in den Ort des Friedens. Ein prophetisches Gesicht hat mir es verkündet. — Heute Nacht, als endlich nach langer Ruhe- und Schlaflosigkeit ein sanfter Schlummer meine Sinne umfing — da nahte sich mir eine Gestalt. All' mein Blut erstarrte in mir; denn es war die Gestalt unseres Feindes. — Schon wollte ich die zitternde Rechte abwehrend ausstrecken, die Angst schnürte mir die Brust zusammen, da lächelte sie so milde und freundlich und ihre bleichen Züge schienen zu flehen: „Verzeihe, ach verzeihe mir, ich habe an dir grausam gefrevelt!“ — Wie unwillkürlich neigte sich mein Haupt vergebend. — Alsbald verschwand die Erscheinung, indem sie mir bedeutungsvoll winkte, als wollte sie sagen: „Hast du vergessen und vergeben, so folge mir in das Reich des Friedens und der Versöhnung!“

„O ahnungsvolles Vorzeichen,“ rief der Mönch überrascht von diesen Worten. „Ja er hat meine Ankunft nicht abgewartet, der ruhelose Schatten, er selbst hat Euch um Erbarmen angefleht und Ihr habt ihm gewährt den Frieden. So wird mein Bemühen nicht vergebens sein! — So wisset denn, im Auftrage Eures Widersachers, Jaroslav von Duba, bin ich da; sein drängendes Bitten trieb mich an zu dieser weiten und beschwerlichen Wanderung.“

Der Greis zeigte keine Ueberraschung bei diesen Worten: „Ich wußte, daß Jemand kommen würde; das Unrecht war zu groß und zum Himmel schreiend, und keinen schmachbeladenen Namen sollte Ephraim zurücklassen, der immer die Wege des Rechts gewandelt.“

Der Mönch fuhr fort: „Es war am Tage nach der Schlacht

bei Hochstädt. — Ich lag im Dorfe Blenheim.[1]) — Mitten aus dem Jubel des Sieges riß mich der Ruf, an das Sterbelager eines österreichischen Officiers zu eilen, der dringend nach geistlichem Beistand begehrte. Ich traf ihn in einer armseligen Hütte mit dem Tode ringend. — Ich that an ihm nach den Pflichten meines heiligen Amtes — aber der Trost meiner Worte berührte nicht sein krankes Herz; der Genuß des göttlichen Mahles schien ihn nicht zu stärken. — Vergebens suchte ich den Balsam der Religion in sein zerrüttetes Gemüth zu träufeln, bis endlich sein Schmerz sich in einem Strom von Thränen löste, und er mir in der Beichte ein volles Geständniß seiner Schuld ablegte. „Viel, ach viel," rief er endlich laut, daß es auch draußen vor der Hütte gehört werden konnte, „habe ich in meinem Leben gefrevelt, welches nun zu Ende geht, aber an Niemanden mehr als an der Familie dieses redlichen Mannes Ephraim. — Ob er mir je verzeihen könnte? Ach meine Sünde ist zu groß zu ertragen." — Ich mußte ihm das heilige Versprechen geben, alles Mögliche aufzubieten, um ihm Eure Verzeihung zu erwirken. — Drauf übergab er mir eine Schrift. Sie enthielt zuvörderst die feierliche Erklärung Eurer Unschuld, und daß er nur aus Rache Euch verleumdet, wie daß Ihr dem Türken Spionirdienste geleistet, in der Hoffnung, auf diese Weise Eure Tochter um den Preis Eurer Freiheit zu zwingen, sich seinem Willen zu fügen. — Dann enthielt sie auch seine letztwillige Verfügung. — Da er ohne Nachkommen stirbt, so theilt er sein sämmtliches Vermögen in drei Theile. — Der eine soll Euch gehören, der zweite den christlichen Armen und der dritte der armen Judenschaft seiner Besitzungen."

„Fügt den ersten Theil zu den beiden andern," sprach sanft bewegt der Greis. „So wie ich Verzeihung hoffe von meinem himmlischen Vater, so habe ich auch ihm verziehen. — Er hat mir weniger Böses zugefügt als sich selbst. In diesem Augenblicke, wo die Dunstnebel des irdischen Daseins schwinden, erkenne ich es, wie etwas Nichtiges es sowohl um die Freuden als Leiden des Lebens sei. — Meine Augen sehen nun klar, daß der Ausgang jegliches Werk krönt. — Ich scheide in Frieden und in heiterem, schuldlosen Bewußtsein hinüber, das konnte er nicht, der Unglück-

[1]) Nach diesem Orte Blenheim oder Blindheim ist es, daß die Engländer die Schlacht bei Hochstädt benennen. Die zum Andenken dieses Sieges in der Ortskirche aufgehängten Fahnen wurden 1805 wieder nach Paris gebracht.

selige. Und was hat ihm sein rastloses Jagen nach Lust und irdischem Vergnügen gefrommt? — Sein Dasein war ruhelos, der Teufel der Sinnengier hat sein Herz zerwühlt — und ruhelos ist er hinüber geschieden. — Er ruhe sanft, mein Fluch soll ihn im Grabe nicht drücken!"

Tief bewegt von diesen Worten, konnte der Mönch erst nach einer Weile fortfahren: „Jaroslav hatte mich auch unterrichtet, daß Euer Pflegesohn Nephtali in Prag verheiratet sei und in Wohlstand lebe. — Zu ihm eilte ich sogleich, nachdem der Ritter in meinen Armen seinen Geist ausgehaucht. — Mit welcher Freude er meine Mittheilungen vernahm, könnt ihr Euch leicht denken. — Unter bitteren Thränen erzählte er mir, wie viel vergebliche Versuche er schon zu Eurer Befreiung gemacht, und jubelnd vernahm er meine Einladung, mir hieher zu folgen. — Hier angekommen, begaben wir uns sogleich zu seiner Gnaden, dem Herrn Criminalrath, der nach empfangener Aufklärung sich gern bereit zeigte, der Ungeduld Eures Pflegesohnes nachzugeben, und mit Ausschluß jeder weitern Förmlichkeit mich des Glückes und der Freude theilhaftig werden zu lassen, einem Unschuldigen das Ende seiner Leiden anzukündigen."

Der Criminalrath, der bisher ein stiller, aber nicht theilnahmloser Zeuge dieser rührenden und erschütternden Scene gewesen, trat jetzt vor. Mit dem Ausdrucke eines innigen Beileides sprach er die Worte: „Ja, wackerer und biederer Mann, Ihr seid frei!" und ergriff die Hand des Greises. — Doch — schaudernd fuhr er sogleich zurück. Tiefe Bestürzung deuteten seine ganze Haltung und sein Gesichtsausdruck an. „In diesem Fleisch ist kein Leben mehr!" rief er endlich. — Jetzt erst nahm man wahr, daß die Augen Ephraims gebrochen waren. — Noch schwebte wie das Siegel der Beseligung ein sanftes Lächeln auf der ehrwürdigen Stirne — aber kein Athem regte sich mehr in der alten Brust. —

Der redliche Ephraim Hirsch war heimgegangen zu den Vätern. —

Der Capuziner faltete betend die Hände: „Das ist der Tod des Gerechten. Ja nun ist er frei aus den Fesseln dieses Kerkers und seines ganzen jammervollen Daseins!" sprach er unter dem lauten Weinen und Klagen des tief in der Seele erschütterten Nephtali. — — —

Rabbi Chaim.

Eine Sage aus dem Taborer Kreise Böhmens.

Mitgetheilt von M. Teller.

Gewohnt die Sage nur in der grauen Vorzeit zu suchen, ist es für manchen beinahe befremdend, wenn man Sagen und Märchen, noch mit einer weit jüngern Zeitgeschichte verflochten, findet. Die letzten sagenhaften Mittheilungen der Israeliten datiren sich aus dem siebzehnten Jahrhunderte, aus jener Zeit, in welcher noch die Kabbala eine große Rolle spielte, in welcher man jeden Schriftgelehrten, der die Nacht eifrigen Studien im Worte Gottes widmete, für einen Kabbalisten hielt, unter denen, der größte in Böhmen seiner Zeit, der hohe Rabbi Löw gewesen sein soll. So wie man sich heute noch viele wunderliche Märchen von diesem Manne erzählt, der eben so groß als Gottesgelehrter wie als Naturforscher gewesen, so erzählt man sich ähnliches auch auf dem Lande von einzelnen Rabbinen, welche sich durch ihren frommen Lebenswandel, durch ihre nächtlichen Forschungen im Gesetze, vielleicht auch durch Prophetien, welche der Zufall zur günstigen Wahrheit werden ließ, den Namen eines Heiligen erwarben. Von einem solchen heiligen Manne, der zu Bechin im Taborer Kreise gelebt, kamen uns Mittheilungen zu, die wir im nachfolgenden Bilde zusammen zu fassen suchten.

I.

In einer der weiten Hallen des Schlosses zu Bechin, das vom Berge stolz hinab schaut, und gleichsam das unter ihm liegende Thal mit seiner Stadt, seinen Dörfern, seinen Hügeln, seinem Flusse und seinen Bächen zu beherrschen scheint, stand Herr Johann Jakob Edler von Kostheim an einem geöffneten Fenster, und blickte sinnend durch dasselbe hinab auf die unter dem Schlosse fließende Lužnic. Wer dabei seine Gesichtszüge genauer durchforschen konnte, hätte sich gar bald überzeugt, daß sein längeres Sinnen ihn zu keinem befriedigenden Resultate

geführt. Mißmuthig schlug er nach einer Weile das Fenster zu und mit einer solchen Hast, daß die kleinen sechseckigen Scheibchen in ihrer bleiernen Fassung sich zu bewegen schienen, und warf sich in einen Lehnstuhl, der neben dem Fenster nahe an einem Tische stand, auf dem größere und kleinere Bücher und Schriften in großer Unordnung lagen. Gleichsam um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, öffnete er einen der auf dem Tische liegenden Folianten und versuchte es in demselben zu lesen; doch als er bemerkte, daß das Buch, welches er aufgeschlagen, eine Bibel, und als die ersten Zeilen, welche sein stieres Auge betrachtete, der 17. Vers im 20. Capitel des zweiten Buches Mosis gewesen, schlug er wuthentbrannt das Buch der Bücher mit einer solchen Heftigkeit zu, daß eine Staubwolke sich aus demselben sowie vom ganzen Tische erhob. Seine hohe Gestalt schien sich dabei noch um eine Kopflänge zu vergrößern, das stiere Auge sank in seine von dichten Augenbraunen umgebenen Höhlen zurück, seine Wangen umfloß eine düstere Röthe, seine Lippen zitterten und an einzelnen Theilen seines Körpers bemerkte man leichte krampfhafte Zuckungen, wie sie das Bild eines von lüsterner Begierde erregten Menschen darbietet, der vergebens nach Befriedigung schmachtet. Nach und nach verlor sich diese Erregung, und er gerieth wieder in sein früheres Nachsinnen, welches er damit unterbrach, daß er heftig vom Lehnstuhle aufsprang, mit dem rechten Fuße auf den gebohlten Dielen stampfte und dann ausrief: „Nicht sie allein soll es büßen, alle sollen es büßen!“

Kostheim, welcher diese Worte mit einer seinen festen Entschluß bezeichnenden Handbewegung begleitete, war der Sohn eines minder begüterten Edelmannes, und wurde, wie dies bei minder begüterten Edelleuten katholischen Glaubens zu allen Zeiten vorkam und noch heut zu Tage sehr oft vorkömmt, zum Geistlichen bestimmt, da er auf diese Weise, nicht nur seine gänzliche Versorgung, sondern auch eine glänzende Stellung zu erwarten hatte. Frühzeitig seiner Mutter beraubt, die in Kindesnöthen gestorben als er eben durch sie eine Schwester erhalten sollte, die aber bald ihrer Mutter ins Grab folgte, wurde seine Erziehung von dem bis zum Tode Witwer gebliebenen Vater fremden Händen vertraut; diese führten ihn aber nicht immer auf jene Bahnen, welche ein junger Mann zu wandeln hat, der sich den Stand des Priesters zu seinem Berufe gewählt und diesem Berufe in treuer Demuth und in Ergebung nachkommen will. Anfangs

suchte man die verschiedenen Ausschreitungen, welche sich Kostheim zu Schulden kommen ließ, zu verheimlichen, als aber das Maß derselben übervoll war, und er sich dafür ausgesprochen, daß er nun und nimmer dem geistlichen Stande angehören wolle, selbst jeder liebevollen Ueberredung so wie jedem Zwange Trotz bot, ließ man ihn die Kutte ablegen, die er bereits getragen; doch weil er so weit vorgeschritten war, daß er schon die niedern Weihen empfangen sollte, bestrebte sich Kostheims Umgebung ihm wenigstens eine solche Stellung zu verschaffen, welche ihn so viel es möglich war den weltlichen Genüssen entziehen und in einen steten Wechselverkehr mit Geistlichen bringen sollte. Man hatte dabei auch den Nebengedanken, daß ihn vielleicht dadurch die Verhältnisse mit der Zeit veranlassen würden, zu beenden, was er gegen den Willen seines Vaters und der übrigen Verwandten eigenwillig unterbrochen hatte.

Zu damaliger Zeit war es Sitte, daß die hohen geistlichen Würdenträger sich gleich regierenden Fürsten mit Hofcavalieren umgaben, denen sie bei Verwaltung verschiedener Aemter unterschiedliche Titel beilegten, ähnlich jenen, welche Männer inne hatten, die durch Rang und Stellung dem Throne mehr oder weniger nahe standen. Das Streben der nächsten Verwandten Kostheims ging dahin, ihm eine Aufnahme in den Reihen der den Fürsterzbischof in Prag, Grafen Harrach, umgebenden Hofcavaliere zu verschaffen. Dies wurde durch Connexionen und Protectionen um so eher erreicht, als der Erzbischof selbst der Ansicht war, es könnte leicht dahin gewirkt werden, Kostheim zur Kirche zurück zu führen, und aus dem verirrten Schäflein einen treuen Hirten zu bilden. Um dieses Ziel um so sicherer zu erreichen, entschloß sich der Prager Erzbischof Johann von Kostheim in seiner nächsten Umgebung zu beschäftigen, allein zubald überzeugte er sich, daß seine Bemühungen fruchtlos bleiben werden, daß Johann von Kostheim lieber auf sybaritischen als ascetischen Gefilden wandle, und dies ungescheut verübe, wenn auch der ganze Hofstaat des Erzbischofs, ja dieser selbst daran Aergerniß nahm.

Unter solchen Verhältnissen blieb nichts übrig, als Kostheim zuerst aus der Nähe des Erzbischofs zu entfernen, doch als er dann seine lockere Lebensweise in eine offenbar unanständige verwandelte, wurde er aus der Reihe der erzbischöflichen Hofcavaliere ganz ausgeschieden. Die Verwandten Kostheims glaubten, daß das Leben in der Hauptstadt ihm zu viele Gelegenheiten zu Aus-

schreitungen biete und bemühten sich nun, ihm auf dem Lande fern von Prag, eine seinem Stande und seinen Umständen entsprechende Beschäftigung zu verschaffen. Ihr Streben ging vorzüglich dahin, ihn auf eine der Herrschaften des damaligen Oberstburggrafen Adam Grafen von Sternberg zu unterbringen, der, wenn auch nur ein ferner Verwandter, ihrem Ansinnen und Andringen um so weniger entgegen war, als er selbst bestrebt gewesen, diesen unliebsamen Verwandten aus der Hauptstadt so fern als möglich zu haben, und da die Herrschaften Budin und Libochowitz, deren Besitzer Graf Adam Sternberg damals gewesen, viel zu nahe an Prag waren, versetzte er ihn nach dem fernen Bechin, wo er die Stelle eines Schloßverwalters einnahm.

In diesem, nahe an den Grenzmarken gelegenen Schlosse hoffte man, daß Kostheim wenig oder gar keine Gelegenheit finden würde, um seiner frühern gewohnten Lebensweise fröhnen zu können, und damit man von jedem seiner Schritte nicht nur Aufschluß erhalte, sondern damit er selbst einen treuen Wächter um sich habe, der ihm nöthigenfalls auch hie und da wohlgemeinte Rathschläge könnte zukommen lassen, stellte man ihm einen bewährten Mann zur Seite, welcher früher in kaiserlichen Diensten gestanden und Anton Lebeda hieß. Dieser Mann war eben so redlich als erfahren, und seine Opferwilligkeit für alles, was den Namen Kostheim führte, war in mannigfacher Weise bereits erprobt geworden. Außerdem erhielt der als ein vorzüglicher Geistlicher bekannte Guardian des Franziskanerklosters zu Bechin, Pater Remigius, die Weisung, sich so viel als ihm möglich, in Kostheims Nähe aufzuhalten, um durch Belehrung und Ermahnung dahin zu wirken, daß Kostheim stets nur den Weg der Tugend wandle. Allein die Verbannung, in der sich Kostheim gewissermaßen in Bechin befand, vermochte ihn weder zu demüthigen noch zu bessern; vergebens bemühte sich der treue Lebeda ihm die Gefahren vorzustellen, in welche er durch sein herrschsüchtiges Gebahren gerathen könnte, denn er verfuhr mit den Unterthanen als ob er selbst der Besitzer von Bechin wäre; vergebens waren die Belehrungen und Ermahnungen des Pater Remigius; vergebens citirte dieser, den man den bibelfesten nannte, in gewohnter Predigerweise Verse des alten und neuen Testamentes; Johann von Kostheim blieb nach wie vor ein Sclave seiner Leidenschaften. Als ein solcher hatte er bereits den Frieden in mancher Familie Bechins zerstört, und hatte zuletzt seinen Blick auf die Tochter

eines Israeliten in Bechin geworfen, die eben so schön als tugendhaft war. Als er die Ueberzeugung erlangte, daß alle listigen Versuche, dieses Mädchen in seine Netze zu verstricken, umsonst waren, faßte der Lüsterne den ihn anfangs selbst erschreckenden Gedanken durch Gewalt zu erreichen, was seiner schmeichelhaften Ueberredungskunst, was seiner List nicht gelingen wollte.

Der Moment, wo er diesen Gedanken gefaßt, war es auch, wo der Leser zuerst dem Herrn von Kostheim begegnete, es ist dies jener Moment, in welchem er die Worte aussprach: „Nicht sie allein soll es büßen, alle sollen es büßen. Die Heftigkeit, mit der er bei diesen Worten vom Lehnstuhle aufsprang, erschreckte den im Vorzimmer weilenden Lebeda, er trat in das Gemach seines Herrn und fragte in besorgter Weise ob sich der gnädige Herr etwa unwohl befinde, er wolle dann den Arzt kommen lassen.

„O nicht doch!" erwiderte Kostheim, der sich bereits etwas gefaßt hatte, und sogleich den Gedanken ergriff, den neu ausgeheckten Plan vor Lebeda in tiefes Geheimniß zu hüllen, damit ihm dieser denselben — wie er es nur zu oft gethan — nicht vereiteln könne. „Nicht doch, ich war ein wenig eingeschlafen und hatte einen ängstlichen Traum, der mich aufgeschreckt."

„Was träumtet Ihr, wenn ich Euch fragen darf, mein gnädiger Herr!" sagte Lebeda, „ich kenne hier einen Juden, der von der ganzen Bevölkerung, von Christ und Jud, für heilig gehalten wird, und welcher die Kunst versteht, Träume zu deuten und sie, wenn sie Gefahr drohend sind, auch abzuwenden. Gnädiger Herr, laßt Euch doch bedeuten und erzählt mir diesen Traum."

Um seinen geheim gefaßten Plan zur Verfolgung des Judenmädchens vor Lebeda in keiner Weise zu verrathen, und um seine von Lebeda noch beobachtete Heftigkeit demselben erklärlich zu machen, erzählte ihm Kostheim von einer Wasserfahrt, die er im Traume auf der Lužnic gemacht, begleitet von einem jungen Mädchen, das schönste Wetter habe die Fahrt begünstigt und das Schifflein sei ruhig auf dem Flusse dahin gezogen, aber plötzlich habe ihn eine innere Angst, ein Schwindel ergriffen und vom Rande des Kahnes sei er in die Lužnic gestürzt und in derselben untergesunken.

„Gott bewahre vor solchem Unglück!" rief Lebeda, welcher theilnehmend zugehört. „Ihr solltet Euch den Traum von jenem Juden auslegen lassen. Ihr schüttelt den Kopf, mein gnädiger Herr! so laßt doch wenigstens den ehrwürdigen Pater Remigius kommen und fragt ihn, was jener Traum zu bedeuten habe."

„Laß mich mit diesem Prediger ungeschoren," sagte unwillig Kostheim. „Immer Moral und immer Moral, und nichts als Moral, Schilderungen eines idealen Lebens der Zukunft und kein wirkliches Leben in der Gegenwart, das mit Anmuth und Reiz gewürzt wäre. Laß mich!"

Als sich Lebeda bei diesen Worten entfernen wollte und die Thüre der Halle geöffnet, stand Pater Remigius in derselben, eine hohe ehrwürdige Gestalt, die von seinen edlen Gesichtszügen und seinem feurigen Auge gehoben wurde. Seine Begrüßung wurde von Lebeda in tiefster Ehrfurcht, von Kostheim im trockenen Tone mit halbverständlichen Worten beantwortet.

Als Pater Remigius durch die Thüre in die Halle vor Kostheim trat und ihm die Hand reichte, welche dieser in eben nicht sehr freundlicher Weise in die seine aufnahm, entfernte sich Lebeda und der Geistliche sagte zu Kostheim: „Was ist Euch begegnet, daß ihr so mißmuthig seid, sagt mir es frei und unumwunden und ich will Euch helfen."

„Ihr mir helfen!" erwiderte Kostheim, „Ihr, der Ihr stets allen meinen Unternehmungen entgegen seid. Laßt mich meiner Wege gehen, kümmert Euch nicht um mich, sondern um Euch und Euere Ordensbrüder."

„Wie gern würde ich Euch Euere Wege gehen lassen, wenn diese Wege solche wären, die Euch nicht zum Straucheln, wohl aber in das Reich Gottes führen; aber das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, wie es in der Epistel St. Pauli's an die Römer im 17. Verse des 14. Capitels heißt, Ihr aber kennt kein anderes Reich Gottes als jenes, in welchem weder von Gerechtigkeit, noch von Friede, noch von der Freude im Geiste der Religion, sondern von Schlemmerei, von Buhlern und Liebschaften die Rede ist, die aber solches thun, werden das Reich Gottes nicht erwerben, heißt es ferner in der Epistel St. Pauli's an die Galater."

„Verschont mich mit Euerer Epistel," sagte darauf Kostheim, „ich habe auch diese Epistel gelesen und weiß, daß es in derselben heißt, das Fleisch gelüstet wider den Geist. Gebt Befriedigung meinen Wünschen, Gewährung meinem Verlangen und ich werde Euer Mann sein, mit leeren Sentenzen werden meine Neigungen nicht gestillt. Schafft mir jenes Judenmädchen, dessen Bildniß ich im Herzen trage, beredet es, daß es die Einweihung in unseren Glauben, die Taufe empfange, ich will dieses Mädchen

dann zu meiner Gattin erkiesen und Ruhe und Friede wird in mir einkehren, früher nicht."

„Früher nicht?" fragte Pater Remigius und fuhr dann mit gehobener Stimme fort: „Spricht so ein Christ, dessen Thun und Lassen Ergebung in den Herrn sein soll. — Früher nicht? Seid Ihr denn ein Jüngling, der nicht die Ueberlegung hat, zu unterscheiden von dem was ihm frommt oder nicht, habet Ihr denn vergessen, daß es Gott dem Menschen frei gestellt hat, das Gute oder das Böse zu wählen, indem er sagte, ich gebe euch den Weg zum Leben und den Weg zum Tode, und Ihr wollt ihn wandeln diesen Weg zum Verderben, der zum geistigen und zum leiblichen Tode führt, und Ihr wollt der Worte vergessen, welche lauten: Wer sein Leben lieb hat, der wird es verlieren, und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben. Ein Leben wie Ihr es führet, solltet Ihr hassen, oder glaubt Ihr damit Gott zu versöhnen, wenn die Jüdin, welche Ihr zu erreichen trachtet, dem Christenthume zugeführt wird. Wer mir dienen will, der folge mir nach, sagt der Evangelist, der folge mir von selbst nach, füge ich hinzu, durch Euer Beispiel wird die Jüdin nicht bekehrt, thut Buße und übt gute Werke, und wenn die Jüdin diese von Euch sieht, so wird sie von selbst bekehrt werden, so ihr Herz nicht verstockt ist. Euch aber, der Ihr nur nach sinnlichen Genüssen strebet und sie mit Pharisäermiene beschönigen wollt, wird dieser Wandel nicht zum Heile gereichen. Wälzet Euch im Pfuhl der Sünde in diesem Leben, am Tage des Gerichtes wird Euch darnach vergolten werden, dort, wo die ewige Gerechtigkeit die Thaten und die Gedanken abwägt."

Nach diesen Worten wendete sich der Pater zum Weggehen, Kostheim faßte aber seine Hand mit Heftigkeit und sagte mit von Zorn und Leidenschaft gepreßter Stimme: „Hochwürdiger Herr! Ich fürchte, es wird bald eine Zeit kommen, wo Ihr bereuen werdet, heute so zu mir gesprochen zu haben."

Pater Remigius entfernte sich nach diesen Worten, indem er Kostheim noch einen halb mitleidigen, halb verächtlichen Blick zuwarf, dieser aber wiederholte die Worte, mit denen er sein früheres Nachsinnen unterbrochen: „Nicht sie allein soll es büßen, alle sollen es büßen!"

II.

Zur selben Zeit, in welcher Johann von Kostheim von Pater Remigius ermahnt wurde, die Wege der Tugend zu wandeln, kam zu dem Rabbiner in Bechin ein armer Jude, um sein mit doppelter Sorge beladenes Herz vor ihm auszuschütten und sich in seinen Nöthen Rath zu erholen, damit er weder gegen die Pflichten des Vaters, noch gegen die Pflichten der Nächstenliebe, noch gegen die Pflichten gegen Gott verstoße!

Rabbi Chaim, so hieß der Bechiner Rabbiner, war ein Mann, der um seines großen talmudischen Wissens weit über die Grenzen des Reiches hinaus bekannt war, seine eifrigen Studien in den kabbalistischen Büchern, bei denen man ihn oft lange nach Mitternacht beim Schein einer düstern Lampe erblickte, sein inniges Verhältniß mit dem zu Prag lebenden hohen Rabbi, seine Anspruchlosigkeit, seine große Bescheidenheit, sein eifriges Streben, Jedem zu helfen, Jedem zu dienen, der nur in irgend einer Weise seinen Beistand in Anspruch nahm — sei es um gegen das kalte Fieber einen mit Pentagrammen bezeichneten, und hebräischen Worten beschriebenen, und mit eisernen Nägeln bis zum Rostigwerden besteckt gewesenen Apfel zu erhalten, sei es um durch sein Gebet zu Gott einem Weibe in Kindesnöthen den raschern Verlauf des Geburtsactes zu ermöglichen, — sei es um einen Streit zu schlichten, der bald zwischen einzelnen Personen, bald zwischen ganzen Gemeinden ausgebrochen, und bei dem die hartnäckigen Gegner nur durch sein überzeugendes und belehrendes Wort sich die Hand zur Versöhnung geboten — das alles zusammen verschaffte ihm bei seiner bekannt gewesenen ascetischen Lebensweise beim Volke den Namen eines heiligen Mannes und da er in der Ausübung seiner Menschenpflichten eben wie ein Mensch keinen Unterschied der Confession kannte und jedem half, der sich ihm näherte und seinen immer mit dem besten Erfolge gekrönten Rath in Anspruch nahm, so kamen auch eben so häufig Christen wie Juden in seine Wohnung, um durch seine Hilfe Linderung für ihre Schmerzen, durch sein Wort Trost für ihren Kummer, durch sein Gebet Hilfe für ihre Leiden zu erhalten, und von den erstern wurde er, da in Bechin durchschnittlich nur böhmisch gesprochen wird, „Svate Joachim" (Heiliger Joachim) genannt.

Seine schon erwähnten vorzüglichen talmudischen Kenntnisse versammelten stets eine große Schaar von Jüngern des Talmuds

um ihn, und die Jeschiwa[1]) zu Bechin war zur Zeit des Rabbi Chaim eine der berühmtesten in der Provinz. Als nun eines Vormittages der Vortrag beendet war, und ein noch „im Jahre“ sich befindender verwaister Schüler die letzten Worte des Rabbonim-Kadisch[2]) gesprochen, worauf die Jüngerschaar die Lehrstube rascher geleert als sie dieselbe gefüllt und Rabbi Chaim sich von der Anstrengung des Vortrags den Schweiß von der Stirne gewischt und zu seiner Erholung einige Schritte durch die Stube gemacht, öffnete sich die kaum geschlossene Thüre derselben und unter Vorantritt des „Schnellgabe“, so benannte man denjenigen Schüler, welchen eine Vorträge haltender Rabbiner ausersehen, die Dienste eines Kammerdieners bei ihm zu vertreten, eine Gunst, um welche man stets beneidet wurde — kam auch ein in Bechin als arm aber redlich bekannter Jude in die Lernstube, und blieb an der Thüre stehen, während er gebührender Maßen dem Rabbi angemeldet wurde.

Rabbi Chaim hatte bei seinen, dem Leser schon bekannten geistigen Vorzügen auch körperliche. Seine erhabene Gestalt, die edlen Züge seines Antlitzes, dessen Wangen noch mit einem zarten Roth angehaucht waren, seine scheinbar von einem jugendlichen Feuer durchglühten Augen würden niemals verrathen haben, daß Rabbi Chaim sich in einem Alter befand, bei dem man für sein Leben schon zu zittern anfing; wenn nicht durch die eisgrauen Locken, die zu beiden Seiten seiner hohen Stirne herabhingen, wenn nicht durch den eisgrauen langen, vom Kinn herabwallenden Bart das „Sigillum des Greises“ jedermann erkannt hätte, daß Rabbi Chaim sich bereits eines sehr hohen Alters erfreuen müsse.

Vor dem ehrfurchtsgebietenden Rabbi Chaim stand nun der Bechiner Jude, Jokel Tabor genannt, weil sein Vater einst in Tabor das Licht der Welt erblickt, Rabbi Chaim trat ihm freundlich entgegen, rief ihm eben so freundlich ein „Boruch habo“[3]) zu, und hieß ihn näher kommen, indem er sich auf einen sogenannten Großvaterstuhl niederließ, dessen gepolsterte, mit Leder überzogenen Rücken- und Seitenlehnen so hoch waren, daß sie den Oberkörper des Rabbi weit überragten. „Was bringt Ihr Gutes, Reb Jokel?“ so lautete die Frage, welche der Rabbi an ihn nunmehr richtete.

---

[1]) Talmudschule. [2]) Gebet nach einem talmudischen Vortrage. [3]) Die erste Hälfte des Spruches: Gebenedeiet sei, der da kommt im Namen des Herrn.

„Was kann unser Eins Gutes bringen, Rebbe leben!“ erwiderte darauf der Gefragte. „Man muß Haschem Boruch hu [1]) für Alles danken, was er uns zugeschickt: aber wenn zu den gewöhnlichen Zores [2]) noch außergewöhnliche kommen, wo steckt dann das Gute.“

„Alles kommt min Haschomaim,“ [3]) sagte der greise Rabbi, „laßt hören, was ist Euch denn geschehen?“

„Geschehen ist noch nichts, aber es kann eppes geschehen,“ erwiderte Jokel darauf, „und da drinnen liegt die Gesere. [4]) Zwei Kinder hinterließ mir meine Gütel, oleho hascholum, [5]) Kinder, mit denen sich die ganze Welt meßameach ist, [6]) e Jüngel und e Madel. Das Jüngel ist zu Gutem bis Hundert Jahr neunzehn alt und geht mestahs gesagt [7]) in Dorf und helft mich ernähren, und das Madl, mein Tochter Röſele ist, der Rebbe leben wahß doch, siebenzehn Jahr alt und ist e Peßel Pohnim, [8]) Gott soll ihr ihren Chehn [9]) und ihre Jophjoh [10]) lassen bis hundert Jahr, der Rebbe leben wird sie doch kennen, im ganzen Mokum kennt sie jedes Kind für e gewaltige Schönheit.“

Rabbi Chaim lächelte, höchst wahrscheinlich über Jokels Zumuthung, daß er dessen Tochter kennen müsse. Jokel ließ sich durch dieses Lächeln nicht, so was man sagt aus seinem Concepte bringen, sondern fuhr in seiner breiten Redeweise fort: „Durch ihre gewaltige S c h ö n h e i t ist sie bis in Schloß bekannt geworden.

Des Sſoren [11]) sein Meschores [12]) Lebeda kummt fleißig zu mir, un der hot alleweil eppes zu handle, und weil er fleißig ist zu mir gekommen, hat er mein Röſele leben dreimahl aber viermohl gesehen und hat alleweil ihr große Schönheit nit ausloben können. Jetzt aber kommt Lebeda und sogt der Sſor will kahfen eppes Spitzen, und kahner darf sie zu ihm auf das Schloß bringen wie mein Tochter Röſele. Der Sſor kenn uns Jehudim [13]) nit leiden, aber Röſele darf zu ihm vorkommen. So Chochem [14]) wie Lebeda ist, bin ich Tehilu lou ewade, [15]) und sagte, mei Tochter versteht nit zu handeln, sie kann die Erd reiben und die Wäsch flicken, aber von Handeln versteht sie nix. Und weil ich Röſele leben nit auf das Schloß schicken will, kommt heut Lebeda wieder

---

[1]) Dem Herrn gelobt sei er. [2]) Leiden. [3]) Vom Himmel. [4]) Das Geschick. [5]) Friede sei mit ihr. [6]) Erfreut. [7]) Bezeichnung für leider Gottes. [8]) Bezeichnung für schönes Gesicht. [9]) Ausdruck für Grazien nach Gunst. [10]) Schönheit. [11]) Fürsten, Grundherrn. [12]) Diener. [13]) Juden. [14]) Klug. [15]) Gottlob auch.

zu mir und sagte mir so viel von den Ssoren, und von hundert Geseres, die er nit über mir und meine Kinder, die er über die ganze Kehille [1]) bringen wird, wenn ich mei Tochter Röſele leben nit zu ihm hinauf auf das Schloß schicke. Hinter ihr gegangen ist er schon vielmal in der Gaß, und hin und wieder viele hundert Schritt, und alleweil' wenn er hat mit ihr reden wollen, wor sie in e Haus hineingegangen. Die ehßer Makes [2]) möcht' ich lieber ertrogen" — da sich Rabbi Chaim bei diesen Worten eines Lächelns nicht enthalten konnte, so fuhr Jokel fort: „Der Rebbe leben lacht weil ich kein Bchor [3]) hob, weil mir zur Buße gesagt das älteste Kind, wie es noch in der Wieg' war, gestorben, doch möcht ich lieber alle übrigen neun Makes ertragen, als daß mein theuern Kind eppes im Schloß geschehen sollt. Der Ssor ist gor e gewaltiger Mensch, und Lebeda, trotzdem er ein Christ ist e Ohew Jisroel, [4]) hot mir alles gesogt, wos ihm der Ssor befohlen, hot mich ober gewarnt Röſele leben nit auf das Schloß zu schicken, weil — weil — der Rebbe leben kann sich denken, daß e schön Madl im Schloß bei unsern Ssorn eppes mehr noch als gern gesehen wird. Nun Morenu werabenu [5]) leben komm ich und frog was ich soll anfangen. Die Geseres, die der Ssor über uns bringen will, sind groß, das Korban, [6]) das ich in der Khille bringen soll, ist auch groß, und es ist nit emol e Korban wegen kidusch Haschem, [7]) was soll ich nun armer sündiger Mensch beginnen?"

„Seid ruhig, Jokel!" sagte der Rabbi mit seiner sanften, ehrfurchtsgebietenden Stimme. „Wie die Kinder Jisroels vor dem Jam [8]) gestanden, sagte Mosche Rabbenu, olow hascholom [9]) zu ihnen: Al tirou, hißjazu uruh es jeschuas Adeschem. [10]) Seid nur ruhig, seid ganz ruhig, Euerm Kind wird kein Haar gekrümmt werden. Aufs Schloß dürft ihr Euere Tochter nicht schicken, sondern fort aus Bechin, und das muß morgen bei Nacht geschehen. Ihr schickt sie mit einem ehrlichen Bal hagolo [11]) nach Tabor, sagt aber überall, sie ist nach Kaladey gegangen, in Tabor bleibt sie dann bis der Ssor an ihr vergessen hat."

Selbstverständlich galt der Ausspruch des Rabbi wie ein Befehl und Jokel traf, als er sich von Rabbi Chaim mit dem

---

[1]) Judengemeinde. [2]) Zehn egyptischen Plagen. [3]) Erstgebornen. [4]) Freund der Juden. [5]) Ehrwürdiger Lehrer. [6]) Opfer. [7]) Verherrlichung Gottes. [8]) Meere. [9]) Moses unser Lehrer, Friede sei mit ihm. [10]) Fürchtet euch nicht, steht und seht die Hilfe des Herrn. [11]) Fuhrmann.

Zeichen der höchsten Ehrfurchtsbezeugung entfernt, alle Vorkehrungen, um seine Tochter am nächsten Abende die Reise nach Tabor antreten zu lassen. Bis zur Stunde der Abreise in dunkler Nacht blieb Röfele, Jokels Tochter, vor jedermann im Hause verborgen und als man nach ihr fragte, sagte Jokel, wie es Rabbi Chaim befohlen hatte, Röfele sei nach Kaladey gegangen.

Die Kunde von dem Gange der schönen Hausirerstochter nach Kaladey gelangte auch bis ins Schloß, in welchem Herr von Kostheim vergebens ihrer entgegen harrte. Mit einer gewissen Bangigkeit trat Lebeda in das Gemach seines Gebieters, um ihm die Mittheilung zu bringen, daß die Hausirerstochter nicht auf das Schloß kommen könne, weil sie wegen eines unaufschiebbaren Besuchs, den sie einer kranken Freundin in Kaladey machen müsse, dahin gegangen.

„Fluch über die Judenrotte!" rief Kostheim, als ihm Lebeda diese Nachricht brachte. „Dieses sonst geschmeidige und willfährige Volk, das allen Befehlen der Obrigkeit immer mit Gehorsam und Unterwerfung nachkam, fängt an rebellisch zu werden, ich werde es nicht unterlassen, darüber Relation zu erstatten. Dir aber, Lebeda, gebe ich den schärfsten Auftrag, zwei Leute nach Kaladey zu schicken, die sich nicht nur in dem Orte sondern auch unter den dortigen Juden gut auskennen. Sage ihnen, daß ich ihren Weg und ihre Mühe sehr gut belohnen werde, sie sollen sich bemühen auszuforschen, bei wem sich die Hausirerstochter befindet. In vier Stunden erwarte ich sicher die genaueste Antwort."

Der Ton, in welchem Kostheim diese Worte sprach, war ein so entschiedener, daß sich Lebeda nicht unterstand, irgend welche Vorstellungen zu machen, geschweige denn zu widersprechen. Er sandte zwei der gewandtesten Boten nach Kaladey, und noch nicht waren die bestimmten vier Stunden verronnen, so kamen sie, natürlich mit der Anzeige zurück, daß sich die Hausirerstochter in Kaladey nicht nur nicht befinde, sondern daß sie schon seit mehreren Wochen nicht dort gewesen, und daß überhaupt kein Judenmädchen daselbst krank sei, welches von ihr hätte besucht werden sollen.

„Also gefoppt, hintergangen, gefoppt von einem Juden!" rief Kostheim, als ihm diese Nachricht hinterbracht wurde, „dafür soll das ganze Bechiner Judenvolk schwerer bestraft werden, als ich irgend jemals gedacht. Ich werde mich zu rächen wissen, und sie — erlangen muß ich sie bei alledem doch!"

III.

Unter den Kirchen Bechins war die Maria-Himmelfahrtskirche zur Zeit, in welcher sich unsere Begebenheit zugetragen, die besuchteste von allen. Habent sua fata ecclesiae. Sie war zumeist von den Wechselfällen des Schicksals heimgesucht, 1281 erbaut und mit einem Minoritenkloster versehen, wurde sie bedeutend ins Mitleid gezogen als die Husiten das Kloster zerstört. 1490 wurde das Kloster von Ladislav von Sternberg wieder hergestellt, der Kirche ihr alter Glanz zurückgegeben und 1492 von Johann Bischof von Wardein consecrirt. Franziskanermönche zogen dann in das Kloster und lebten friedlich eine lange Reihe von Jahren in demselben, doch wurden sie 1619 genöthigt, das Kloster zu verlassen. Bei ihrem Auszuge aus dem Kloster wurde die Kirche abermals in etwas hergenommen. Den Bestrebungen der ausgewanderten Franziskaner, welche sich nach ihren reichlichen Einkünften im Bechiner Kloster zurücksehnten, gelang es, unterstützt durch die Fürsprache des Prager Erzbischofs, im Jahre 1623 durch den schon einmal genannten Grafen Adam von Sternberg in ihr altes Kloster wieder eingeführt zu werden. Durch dessen besondere Munifizenz wurde das Kloster mit der dazu gehörenden Maria-Himmelfahrtskirche prachtvoll restaurirt und lange Zeit wurde durch diese Restauration die Himmelfahrtskirche vor der Decanalkirche zu St. Mathias und vor der Vorstadtkirche zu St. Michael, eben so vor den beiden Schloßkirchen von den Bewohnern Bechins und dessen Umgebung bevorzugt.

Viele, viele Jahre wurde es von den Franziskanern geheim gehalten, daß sich unter dem Hochaltare ihrer Kirche außer der unterirdischen Kapelle auch ein unterirdischer Gang befunden, durch welchen man, wenn man aus der Kirche hinab in die Kapelle ging, bis weit hinaus vor die Stadt gelangen konnte. Von diesem Gange, von dem heutigen Tage nur mit Mühe noch einige Spuren aufzufinden sind, und von dem es unbekannt geblieben, zu welchem eigentlichen Zwecke er ursprünglich errichtet wurde, — wenn man von den theils auf Wahrheit, theils auf Phantasiegebilde beruhenden Mysterien der vielen bestandenen und bestehenden Klostergängen absehen will, — von diesem Gange hatte Johann von Kostheim genaue Kenntniß und nahe am Ausgange desselben, welcher durch einen Austritt der Lužnic verschwemmt und verschüttet worden sein soll, erwartete er in den Frühstunden des Tages,

welcher unmittelbar dem folgte, der ihm die Kunde brachte, daß Jokels Tochter nach Kaladey gegangen sei, jene zwei Männer, welche ihm nun die Nachricht brachten, daß sie schon seit längerer Zeit nicht in diesem Orte gewesen. –

Die Dunkelheit des Ortes, die Kühle, welche in demselben herrschte, und die Gedanken, welche in Kostheim sich durchkreuzten, wirkten so niederschlagend auf sein Gemüth, daß ihn mehr als einmal ein Schauer ergriff, bei dem er unwillkührlich ausrief, „ist das Grabesschauer?“ und er griff sogleich an das Ausgangspförtchen, um sich zu überzeugen, daß der Schlüssel stecke, der ihm den Weg ins Freie öffnet, und daß er nicht fürchten müsse, sich lebend in einem Grabe zu befinden.

Nicht lange war er hinter diesem Pförtchen gestanden, als ein Schlag an demselben ertönte. Rasch öffnete Kostheim das Pförtchen und eben so rasch verschloß er es hinter den eingetretenen, erwarteten Männern.

„Habt Ihr Kunde von ihrem Aufenthalte?“ war Kostheims erste Frage.

„Wenn auch nicht von ihrem jetzigen so doch von ihrem künftigen Aufenthalte, zu dem sie heute Abend die Reise antreten wird,“ sagte einer der beiden eingetretenen Männer. „Es wird unser Bestreben sein, diese Reise zu verhindern und die schöne Judenmagd in Eure Hände zu liefern. Verlaßt Euch, edler Herr! auf uns und erwartet uns in den Abendstunden in dem Walde bei Sudoměřic, wo Ihr alles sehen und erfahren werdet.“

„Aber wie?“ fragte Kostheim.

„Das Wie soll unser Geheimniß bleiben,“ sagte der frühere Redner, „aber so viel sagen wir Euch davon, daß uns der Jokel selbst die nöthigen Geräthschaften zur Verhinderung der Reise seiner Tochter hergeben soll.“

Kostheim schien durch diese Antwort vollkommen befriedigt zu sein, er öffnete das Pförtchen und schob die beiden Männer durch dasselbe, um es rasch und unbemerkt wieder schließen zu können. Als sie ins Freie kamen, wurden sie durch die Helle des Tages, noch mehr aber durch die überhellen Sonnenstrahlen fast geblendet, und einer der beiden Männer sagte: „Die Sonne ist heute zu zeitlich aus ihrem Futteral herausgekrochen, und scheint sie früh so heiß und hell, so darf man so sicher auf ein Gewitter oder starken Regenguß noch an diesem Tage rechnen, so sicher

wie auf den Tag die Nacht folgt. Der Himmel wird demnach unserer Arbeit nicht günstig sein.“

Diese Worte waren lange noch nicht ausgesprochen als Kostheim sich am Ufer der Lužnic ergehend von den Männern entfernt hatte, diese aber schlugen ihren Weg in der Richtung gegen die Stadt ein.

Eine drückende Schwüle lag den ganzen Tag über den großen weiten Umkreis Bechins ausgebreitet und die Sonnenstrahlen, die schon in den Vormittagsstunden eine afrikanische Gluth verbreiteten, wurden in den Nachmittagsstunden von einem immer dichter werdenden Wolkenschleier verhüllt, bis endlich die matte Scheibe nicht mehr sichtbar war; in den Abendstunden wurde es endlich so dunkel am Firmamente, daß man die Nacht schon hereingebrochen wähnte, wo die letzten Sonnenstrahlen den Himmel noch vergolden sollten. In dieser Dunkelheit erhob sich plötzlich ein furchtbarer Wind, Staubwolken wurden von ihm emporgewirbelt, welche die ganze Natur mit einem grauen Tuche bedeckten. Je mehr diese in die Höhe gepeitschten Staubwolken an Dichtigkeit und Undurchdringlichkeit zunahmen, desto heftiger war der ihnen unmittelbar vorhergehende furchtbare Wind und er erreichte endlich eine solche Macht, daß sich die stärksten Bäume vor ihm beugten, wenn sie nicht wie dünnes Rohr von ihm geknickt oder gar entwurzelt streckenweise weggeschleudert wurden. Die unheimliche Finsterniß wurde endlich von einem Blitzstrahl erhellt, der gleich einer glühenden Schlange durch das schwarze Gewölke zuckte, diesem Blitze folgte ein lang nachhallender Donnerschlag, nach wenigen Secunden kamen dann immer neue Blitzstrahlen, die sich immer heftiger kreuzten und von immer rascher und rascher aufeinanderfolgenden Donnerschlägen begleitet waren. Das Rauschen der vom etwas schwächer gewordenen Winde heftig bewegten Blätter aller Bäume des Waldes bei Suboměric, über welchen sich das Gewitter mit seiner größten Wuth entladen, bildete einen düsteren Begleiter zu dem furchtbaren Schauspiele der Natur. Währenddem Blitz auf Blitz und Donner auf Donner sich folgten, fielen Schlossen herab, welche mitunter eine enorme Größe hatten und die flachen mit Moos bewachsenen Stellen im Walde in kleine Eisinseln verwandelten. Nach dem Falle der Schlossen verloren die Blitzstrahlen und Donnerschläge nach und nach von ihrer Heftigkeit, sie wurden endlich seltener, kürzer und schwächer, doch ehe es dazu kam, schienen sich die Schleußen des Himmels geöffnet

zu haben und laut prasselnd fiel ein Regen herab, der nicht nach Tropfen sondern nach Strömen beurtheilt werden mußte.

In diesem Unwetter fuhr ein Wägelchen durch den Sudoměřicer Wald, gezogen von einem Gaule, dem man die Augen mit einem Tuche verbinden mußte, weil er von dem hellen Strahle der Blitze geblendet nicht weiter vorwärts ziehen wollte, und entweder stehen blieb oder so unruhig wurde, daß dadurch das Wägelchen mit jenen Personen, welche in demselben saßen, eben so gefährdet erschien, als wenn man mitten im Gewitter unter Bäumen stehen geblieben wäre.

Während des heftigen Regengusses gelangte das Gefährte im Walde zu einer Stelle, bei welcher das Pferd nicht weiter vorwärts wollte, sondern immer so oft es angetrieben, einen Schritt machen wollte, den Wagen immer nach rückwärts schob. Der Fuhrmann stieg nun ab, um sich von der Ursache zu überzeugen, welche sein Pferd veranlaßt, den Wagen zurückzustoßen und nach seitwärts einzulenken. In der Dunkelheit konnte er freilich kein Hinderniß erblicken, selbst wenn solches unter andern Verhältnissen sichtbar gewesen wäre, er versuchte es nun dadurch aufzufinden, daß er die Fahrstraße der Breite nach beging. Der vom Regen erweichte Boden wich unter der Last seines Trittes, und bei manchem Schritte kam er so tief, daß ihm die Stelle bodenlos schien, und er nur mit Mühe auf seiner starken Peitsche gestützt sich erhalten konnte; doch da er sonst kein anderes Hinderniß vorgefunden, und das Sträuben seines Pferdes sich als eine Scheu vor dem mühsamen Steigen in grundlosem Kothe erklärte, versuchte er es, durch neue Peitschenhiebe zum Vorwärtsschreiten zu bringen. Das Ziehen am Stricke, welcher die Stelle eines Leitseils vertrat und die Hiebe der Peitsche vermochten das Pferd nicht zum Vorwärtsgehen zu bringen, sondern es bog gegen den Willen des Wagenlenkers mit einer heftigen Wendung nach rechts in den Wald ein, und ging dann ruhigen Schrittes den Waldweg weiter, unbekümmert darum, daß es hier noch tiefer im Kothe stampfen mußte.

Leicht möglich, daß die Leser schon errathen haben, wer auf dem Wägelchen gesessen, es waren dies Jokel mit seiner Tochter und der Wagenlenker, zugleich Besitzer des Gefährtes.

„Was doch das Pferd davon haben mag," sagte dieser, „daß es nicht den gewöhnlichen Weg gehen wollte, doch das thut nichts, wir werden halt um eine halbe Stunde oder bei dem

schlechten Wege um eine Stunde später nach Tabor kommen. Glaubt mir, Jokel! wärt Ihr nicht gar so brav und würde mich Euer Kind nicht erbarmen, ich wäre nicht mit Euch gefahren. Daß doch die Juden immer nur bei Nacht fahren wollen," brummte er dann vor sich in den Bart, „bei Tag schachern sie und bei Nacht reisen sie und bringen uns um den Schlaf."

Jokel that als hörte er die Worte nicht, welche der Fuhrmann gesprochen, er drückte sich näher an die Seite seiner Tochter, gleichsam um sich zu gewissern, daß sie ihm nicht verführt werde, was bei einem Gange in das Schloß zu Herrn von Kostheim zu befürchten war, und bat dann den lieben Gott, daß er ihn in Ruhe und Sicherheit mit seinem geliebten Röschele bald nach Tabor kommen lasse.

Nach und nach hatte der Regen, der in Strömen herabgoß, sich in einen sogenannten Landregen verwandelt, der nicht mehr mit solcher Heftigkeit fiel, dafür aber auf ein längeres Anhalten schließen ließ. Eine gute Stunde mochte während der Zeit, wo das Gewitter in seiner Heftigkeit tobte bis zu seiner Umstaltung in einen fruchtbaren Regenfall verflossen sein, die Ruhe der Nacht lag ausgebreitet über den Wald bei Sudoměřic, als man plötzlich das Stampfen eines Pferdes hörte. Trotz der Unmöglichkeit in dem weichen lehmigen Boden mit der gewünschten Raschheit fortzukommen, trieb der Reiter das Pferd zum anhaltenden Galopp, bald durch Hiebe mit der Reitgerte, bald durch Zerren mit der Tremse, bald durch Ansetzen der Sporn und das edle im Schweiß gebadete Thier, dem der weiße Schaum vor dem Maule und den Nüstern lag, parirte dem Reiter und machte solche Sätze, daß es bei jedem Heben der Füße große Klumpen weicher Erde, die sich an dieselben anklebten, weit hinter sich in die Lüfte schleuderte. So ging es durch die ganze Strecke im Walde, als aber der eilende Reiter, welcher Herr von Kostheim war, zu jener Stelle kam, bei welcher der Jokel und seine Tochter ziehende Gaul rechtsum machte, da stutzte auch der ihn tragende Rappe und wollte nicht weiter. Die Hast, mit welcher Herr von Kostheim den Ritt unternahm, den Zweck, welchen er durch denselben erreichen wollte, ließen ihn an alles vergessen, was er zur Erreichung dieses Zweckes unternommen und besprochen, denn nichts berückt so rasch die Sinne als wollüstige Begier, und als er nach einigen leichten Versuchen sah, daß das Pferd ihn nicht weiter tragen wolle, wendete er alle seine Reitkunst und seine

Kraft an, um es zur Fortsetzung des Rittes anzutreiben. Das Pferd bäumte sich bei jedem Hiebe, den es mit der Gerte erhielt und als dabei der weiche Boden seinen Hinterfüßen immer weniger Halt gewährte, machte es einen Satz mit solcher Heftigkeit, daß der Reiter weit rücklings aus dem Sattel flog, das Thier selbst stürzte aber, indem man dabei ein lautes Geprassel hörte, in eine Grube, aus der es sich trotz der heftigsten Anstrengung nicht heraus zu arbeiten vermochte.

Mühsam erhob sich Herr von Kostheim von seinem unfreiwillig gewählten weichen Kothlager, in welchem er einen Profilabdruck seiner Körperlänge zurückließ, zog sodann ein Pfeifchen aus seiner Tasche und indem er es an dem Mund setzte, wurde ein schriller, die Ohren zerschneidender Ton laut, der aus weiter Ferne von einem gleichen Blasinstrumente eine Rückantwort erhielt.

Eine geraume Zeit verging, ehe die Männer erschienen, welche der Ton von Kostheims Pfeifchen herbeigerufen. Bei ihrem Erscheinen entquoll seinem Munde ein Strom von Flüchen, die Männer drückten aber ihr Staunen und ihre Theilnahme aus, als sie Herrn von Kostheim allein antrafen und seines armen Thieres vergebliche Anstrengungen sahen, das durch Kostheims Eigensinn in die einem andern Pferde bereitete Grube gefahren.

„Das vertrakte Judenvolk ist also nicht gekommen," sagte nach dem ersten kurz geschilderten Redewechsel einer der beiden Männer — es waren dieselben, welche Tags vorher in Kaladey als Kundschafter gewesen und dann das Versprechen gaben, Jokels Reise zu verhindern und seine Tochter in die Arme Kostheims zu überliefern „da muß doch der Teufel dabei im Spiele gewesen sein!"

Kostheim achtete nicht auf diese Worte, sondern sagte unter einem zweiten Strome von Flüchen: „Gauner seid Ihr, Ihr habt mich an den Juden verrathen, und habt nicht nur durch Euere Spitzbüberei meine Pläne vereitelt und die Kirche um eine fromme Tochter betrogen, Ihr habt mich auch um mein bestes Pferd gebracht. Welcher Teufel hieß Euch auch die Grube so tief machen, daß der Rappe nicht mehr heraus kann."

„Gestrenger Herr!" sagte der zweite der Männer. „Wir haben die Grube nicht tief sondern nur breit gemacht, damit allenfalls auch ein Wagen in derselben Platz haben und doch keinem Menschen etwas geschehen kann, allein das furchtbare Gewitter und der Regenguß sind Schuld, daß das gute Thier bis an den Flanken im Lehme steckt und nicht heraus kann."

Vergebens waren die Anstrengungen Aller um den Rappen aus der Tiefe herauf zu bringen, je mehr das Roß die Beine hob, desto tiefer kamen sie in die mit Regenwasser gefüllte Grube. Eine Stunde durfte bei diesen Anstrengungen verronnen sein, als sie aber fruchtlos blieben, überließ Kostheim sein liebstes Thier, das man trotz der Dunkelheit der Nacht in der schwarzen Grube als einen noch schwärzern Gegenstand hervorragen sah, seinem traurigen Schicksale und wendete sich gegen die Stadt, den beiden Männern zum dritten Male Flüche zuschickend.

„Höre," sagte darauf der eine dieser Männer zu dem andern, „auf diese Art können wir auf keinen Lohn für unsere harte Arbeit rechnen; aber zum Andenken an dieselbe soll uns die Haue, die Schaufel und das Grabscheid bleiben. Die soll der Jokel nicht zurück bekommen.

IV.

Monate waren seit jenem Abende verstrichen. Lange erzählte man sich in Bechin und dessen weitester Umgebung von nichts anderem, als von der glücklichen Errettung der schönen Hausirerstochter und von Kostheim, dessen Leibrappe in schmählicher Art in jener Grube verendet, welche nur ein Hinderniß zur Weiterfahrt für Jokel und seine Tochter abgeben sollte. Wie sich leicht denken läßt, lag es durchaus in Kostheims Plan, ein Unglück für die Fahrenden herbeizuführen; daß aber alles so gekommen, daß an jenem Abende ein Gewitter hereingebrochen, dessen Heftigkeit seit Jahren und Jahren nicht beobachtet wurde, daß jenes Pferd, welches Jokel und seine Tochter nach Tabor geführt, trotz allem Antreiben an jener verhängnißvollen Stelle im Walde bei Sudoměřic nicht weiter vorwärts schreiten wollte, und trotz dem schlechten Wege eine so glückliche Schwenkung gegen den Willen des Wagenlenkers gemacht und einen Seitenweg eingeschlagen, auf dem die Fahrenden glücklich nach Tabor kamen, daß Kostheims Rappe in der Grube verendet, um dem Besitzer zu zeigen, welches Unheil er über drei Menschen hätte herbeiführen können — das alles wurde vom Volke bis in die kleinsten Einzelheiten wohl erwogen, dem Rabbi zugeschrieben, von dem man annahm, daß er Wunder wirken und Geister beschwören könne, und von dem man auch sagte, wen er in sein Gebet einschließe,

dem verleihe Gott einen besondern Schutzengel. Das Volk ging in seinen Deutungen über jenen Abend so weit, daß man es laut aussprach, es hätte auch Kostheim sein frevelndes Verlangen mit dem Leben büßen müssen, wenn Rabbi Joachim nicht eben so menschlich als heilig und gerecht wäre, der niemals verlangen könne, daß der Tod eine Strafe in einem Falle sei, für den nicht Gott die Todesstrafe ausgesprochen hat.

Daß dergleichen Reflexionen auch bis zu den Ohren Kostheims gelangten, ist um so eher leicht zu errathen, als der geschwätzige Lebeda es nicht unterließ, dieselben bei mancher Gelegenheit in seine Mittheilungen einzuflechten und Pater Remigius ihn in seinen Vorstellungen auch auf die Stimme des Volkes aufmerksam machte, für das er nun als ein böses Beispiel dastehe, auf den man wie auf einen Lasterhaften mit Fingern zeigen müsse. Wirklich traute sich Kostheim nicht in den ersten Tagen nach jener Begebenheit unter das Volk zu treten, doch als er später sich in der Stadt sehen ließ, blickte man ihm nach, deutete nach ihm, und Mancher, dem es nicht darum zu thun war, Kostheims Gunst zu erlangen oder der sich darin gefiel auf Kosten eines andern ungebührliche Witze zu reißen, ließ, wenn er erschien, Worte fallen, die unwillkührlich in sein Ohr dringen mußten.

Dies, so wie das Bewußtsein seine Wünsche unerfüllt, sich in seinen Hoffnungen getäuscht zu sehen, der Mangel an Achtung, der sich jetzt bei seinem Erscheinen breit machte und den die früher vor ihm gehegte Furcht nicht mehr verscheuchen konnte — dies alles verleidete ihm den Aufenthalt in Bechin und er verließ eines Tages das Schloß, ohne Lebeda mitzunehmen oder von dem Zwecke seiner Entfernung bekannt zu machen. Nur so viel läßt sich von seiner Abreise erzählen, daß, als er in den Wagen stieg und sich in seinen Reisemantel einhüllte, er abermals die Worte vor sich hinmurmelte: „Nicht sie allein soll es büßen, alle sollen es büßen!“

Ueber diese für das große Weltgetriebe kleinen, für einen kleinen Kreis aber großen Ereignisse war die Zeit mit ihrem ewig gleichem Schritte weggezogen, der Boden, welchen die Himmelsfluthen im Walde bei Sudoměřic so erweicht, daß Kostheims Rappe dadurch im Schlamme versunken war, erstarrt vom eisigen Winterfroste und Schnee bedeckte die ganze Gegend mit seinem blendenden Leichentuche, Jokels Tochter war lange schon aus Tabor zurückgekehrt und niemand außer ihr und ihrem Vater dachte in Bechin

mehr daran, daß ihr einst Herr von Kostheim nachgestellt, niemand dachte vielleicht mehr an ihn selbst, es wäre denn, daß man sich mit Freuden daran erinnerte, daß er nicht mehr in Bechin hause, daß er nicht mehr diese Gegend beherrsche. Eines Nachmittags ereignete es sich jedoch, daß sein Name wieder in das Gedächtniß der Bewohner Bechin's, in jenes der Bewohner der Bechiner Judengasse, in einer nur Kostheim eigenthümlichen Weise zurück gerufen wurde.

Es war an einem Fasttage, am zehnten Tage des Monats Tebeth, jenem traurigen Erinnerungstage an die Belagerung Jerusalems. Eine ungewöhnliche aber an Fasttagen zumeist Nachmittags vorkommende Ruhe herrschte in der Bechiner Judengasse, als es mit einem Male in derselben lebendig wurde. Neugierde trieb die Leute zu den Fenstern, die sie gewiß geöffnet hätten, wenn es der strenge Winter nicht verboten, viele der Männer „in der Gasse" gingen vor die Hausthüren, um ehrfurchtsvoll den Mann zu begrüßen, dessen Erscheinen in der Judengasse als ein seltenes, großes Ereigniß betrachtet wurde. Gravitätisch schritt derselbe, es war der Amtmann, einher, er nickte jedem, dem er besonders gewogen war, ein freundliches Lächeln zu, zwei der Bechiner Familienväter, die Honoratioren der Gemeinde, bildeten — wenn auch unaufgefordert, seine Begleiter, sie brannten vor Neugierde zu wissen, was den gestrengen Herrn Amtmann in die Judengasse geführt, endlich erfuhren sie, daß der Herr Amtmann zum Rebbe gehe, dem er etwas zu sagen habe. Sie begleiteten ihn bis zur Thüre des Gemeindehauses, in welchem Rabbi Chaim wohnte, dort blieben sie in Ehrfurcht stehen, bis der Amtmann in das Haus eingetreten war.

Mittlerweile wurde der Rabbi von diesem hohen Besuche in Kenntniß gesetzt, er ging dem Amtmanne bis ins Vorhaus entgegen, begrüßte ihn auf die ehrerbietigste Weise und geleitete ihn in seine Stube, wo er ihn ersuchte auf seinem Stuhle Platz zu nehmen. Der Amtmann, welchem das mächtige Wissen Rabbi Chaims so wie der Ruf seiner Heiligkeit von vielen Seiten seit lange bekannt geworden, und auf den die hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt nicht ohne Einfluß blieb, dankte dem Rabbiner für dieses Anerbieten, forderte ihn auf in gewohnter Weise auf dem Lehnstuhle seinen Platz einzunehmen und zog sich selbst bei allem Sträuben des Rabbi einen schweren Sessel herbei, um an Rabbi Chaims linker Seite Platz zu nehmen.

Nach den gewöhnlichen gegenseitigen Begrüßungen nahm der Amtmann das Wort: „Herr Rabbiner! Heute führt mich ein sehr unangenehmes Geschäft zu Ihnen. Ich habe mich eines Auftrages zu entledigen, ich hätte freilich können den Vorsteher aufs Schloß rufen lassen und ihm diese wichtige Nachricht mittheilen, allein ich wäre oben nicht allein mit ihm gewesen, und ich wünschte nicht aus Achtung für Sie, daß diese Nachricht jetzt schon in der Stadt bekannt werde. Für das Volk kommt eine solche Nachricht, wenn noch so spät, immer noch zu früh."

„Der gestrenge Herr Amtmann erschrecken mich," sagte Rabbi Chaim.

„Auch ich bin erschrocken," sagte der Amtmann, „als mir diese Nachricht von meinem hohen gnädigen Grundherrn Excellenz zugekommen," bei diesen Worten zog er eine Schrift aus seiner Brusttasche, welche das gräflich Sternberg'sche Siegel auf ihrem Umschlage hatte. „Schon vor einiger Zeit," fuhr der Amtmann fort, „schrieb Excellenz der Herr Graf selbst, daß er gesonnen sei, den auf seinem Territorium weilenden Juden den ihnen bis jetzt verliehenen Schutz zu kündigen. Ohne von dem Inhalte dieser Zuschrift selbst gegen meine mir zunächst Stehenden etwas laut werden zu lassen, weil ich weiß, daß die Juden überall Feinde haben, und daß man es nicht unterlassen hätte, meinen Bestrebungen entgegen zu arbeiten, machte ich nun Excellenz dem Herrn Grafen Vorstellungen über die Unzweckmäßigkeit dieses Vorhabens, schilderte ihm die Nachtheile, welche durch die Entfernung der Juden aus Bechin der gräflichen Rentencasse erwachsen würden, erklärte ihm in den submissesten Ausdrücken, daß ein solches Vorhaben sich mit der allbekannten Sternberg'schen Gnade nicht vereinen ließe, wies ihm sogar aus der Geschichte nach, wie die Sternberge schon in den ältesten Zeiten Retter der bedrängten Unschuld gewesen, und ging sogar in meiner Relation so weit, selbst auf die Gefahr hin, daß ich vielleicht mehr als einen Verweis erhalten werde, dem Herrn Grafen Excellenz das Aufsehen zu schildern, wenn es publik würde, daß ein Sternberg ein Dränger der Unschuldigen geworden. Nun, wie hier zu lesen ist," dabei hob der Amtmann die erwähnte Schrift empor, „blieb der Verweis nicht aus, und mit ihm kam der Befehl, mich stets nur an die Aufträge des Herrn Grafen zu halten, ohne die Ursachen erforschen zu wollen, welche zu diesen Aufträgen führen. In dieser Zuschrift wurde mir aber auch alles klar. Ich weiß nun wodurch und

durch wen mein gnädiger Herr zu einem solchen Schritte verleitet wurde, und frage nun: Herr Rabbiner, was soll jetzt geschehen?"

„Gestrenger Herr Amtmann!" erwiderte Rabbi Chaim mit einem ruhigen und freundlichen Lächeln, das den Amtmann nicht wenig erstaunen machte, „ich weiß ja noch nicht wie, was und wann etwas geschehen soll."

„Herr Rabbiner!" sagte der Amtmann und öffnete dabei die zusammengelegte gräfliche Zuschrift, „gestatten Sie, daß ich Ihnen vorlese, in dieser Schrift heißt es wörtlich: Nach reiflicher Ueberlegung habe ich mich entschlossen, allen auf meiner Herrschaft Bechin wohnenden Juden den ihnen bis jetzt gewährten Schutz zu kündigen, es wurden Klagen gegen sie geführt, welche mir die Ueberzeugung brachten, daß ihre Anwesenheit auf der Herrschaft Bechin nur der Gesammtbevölkerung zum Nachtheil gereicht, und zum Nutzen und Frommen für diese, will ich gern meinen geringen Vortheil opfern. Ich versehe mich dessen, daß der Herr Amtmann" (das Wörtchen „Herr" setzte der Vorleser zu, ohne daß es in der gräflichen Zuschrift zu finden war) „mit aller Strenge, Gewissenhaftigkeit und Umsicht meinen Befehlen ohne Widerrede und ohne den geringsten Versuch zu irgend einem höhern Orts vorzunehmenden Gegenschritt nachkommen wird, auch versehe ich mich dessen, daß er sich hüten wird, den Juden in irgend einer Art zu Gegenschritten zu rathen oder behilflich zu sein, was sie auch umsonst unternehmen würden, da niemand mich zwingen kann, sie auf meinem grundeigenthümlichen Boden zu dulden. Es haben demnach sämmtliche auf meiner Herrschaft Bechin domicilirenden Juden am 31. März anni currentis meine Herrschaft ohne Widerruf und Widerrede zu verlassen, und wird an diesem Tage Herr Johann Jakob Edler von Kostheim wieder in Bechin erscheinen, um mit aller Strenge dafür zu sorgen, daß mit diesem Tage kein Jude mehr auf meinem Territorium zu sehen und zu finden sei."

Während, vorzüglich aber nach dem beendigten Vorlesen des gräflichen Rescripts heftete der Amtmann seinen Blick auf das Antlitz des Rabbi, aber er fand auf demselben weder die Züge des Schreckens noch jene der Furcht, nur sein feuriges Auge schien etwas glänzender zu werden. Er erhob sich von seinem Stuhle und sagte zum Amtmanne, indem er seinen Oberkörper vor ihm in eine halbgeneigte Stellung brachte: „Ich danke Ihnen, gestrenger Herr Amtmann! in meinem Namen und im Namen

meiner gesammten Gemeinde für die gütige Fürsorge und für die edle Theilnahme, die Sie uns geschenkt, so wie für die Schritte, die Sie für uns bei Excellenz unserm Herrn Grafen gemacht. Ich danke Ihnen und wünsche Ihnen dafür, daß Ihnen der liebe Gott, gelobt sei er bis in Ewigkeit! all das Gute, was Sie uns gethan, was Sie uns in dieser traurigen Angelegenheit haben thun wollen, und was Sie uns noch ferner thun werden, in Freuden an Ihren Kindern und Kindeskindern vergelten wird."

Der Amtmann, welcher, wie der letzte seiner ihm unterstehenden Bauern an die Heiligkeit des Rabbi Chaim glaubte, und in der Ueberzeugung lebte, daß ein Wunsch, welcher diesen Lippen entströmt, nicht unerfüllt bleiben kann, wollte dem Rabbi seinen Dank aussprechen, dieser ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, sondern sprach, indem er seinen Körper aus der geneigten Stellung empor richtete: „Also Herr von Kostheim hat den Auftrag dafür zu sorgen, daß wir Juden bis zum 31. März Bechin verlassen müssen. Ich hoffe zu Gott dem Allmächtigen, ohne dessen Willen keinem Menschen ein Haar gekrümmt werden kann" — bei diesen Worten richtete er sein feueriges Auge nach oben, und sein Antlitz schien dabei wie verklärt zu sein, — „daß Herr von Kostheim am 31. März keinen Juden in Bechin sehen wird."

„Wie soll ich das verstehen, Herr Rabbiner!" sagte darauf der Amtmann, „ich soll also wirklich die Juden aus Bechin wegziehen sehen. Wir sollen Sie entbehren müssen. Wenn auch der strenge Herr Graf Excellenz mir verboten Schritte zu unternehmen, so glaube ich doch, daß eine Vorstellung in Wien nicht ohne Erfolg bleiben kann. Ich habe wohl manches schon um der Juden willen hören und dulden müssen, allein Unzufriedene gibt es zu allen Zeiten und überall, und wenn die Habsucht nicht wäre, so würde es gewiß keinen Judenhaß geben. Ich dachte, daß Sie, Herr Rabbiner! in Ihrer bekannten Weisheit mir die Mittel und Wege an die Hand geben werden, welche einzuschlagen sind, um dieses schwere Ungemach von Ihren Brüdern abzuwenden."

Mit derselben Ruhe wie früher sagte Rabbi Chaim: „Ich danke Ihnen nochmals, gestrenger Herr Amtmann! für Ihre edlen Gesinnungen. Der Gott, der unsere Vor-Voreltern aus Mizraim geführt und unsere Nation bis auf den heutigen Tag erhalten hat, wird uns auch ferner nicht verlassen. Ich hoffe zu Gott, dem allmächtigen Schöpfer der Welt, daß Herr von Kostheim am 31. März keinen Juden in Bechin sehen und finden wird."

So viel Vertrauen der Amtmann auch in die Worte des Rabbiners setzte, so ließ ihn doch das Räthselhafte derselben unbefriedigt, und indem er zweifelnd den Kopf schüttelte, machte er dem Rabbiner die verschiedensten Vorstellungen von der Zukunft, schilderte ihm das Traurige einer Auswanderung, die Wirkung, welche das Bekanntwerden des gräflichen Entschlusses auf das Volk hervorbringen wird, dessen rohe Massen bei solchen Verordnungen sich manchen Schritt zur ungesetzlichen Willkühr erlauben, und dies nicht nur bei, sondern oft auch vor dessen Ausführung, und als Amtmann, der das Gesetz zu handhaben hat, fuhr er dann fort: „frage ich Sie noch einmal, was soll ich veranlassen, um die Strenge des Grafen von Ihnen und allen Juden Bechins abzuwehren, ich will es thun, und selbst wenn ich meine Stellung dabei opfern müßte."

Noch einmal richtete Rabbi Chaim Worte des Dankes für die gezeigte Theilnahme an den Amtmann, und mit einer Zuversicht, die nur in jenem inne wohnt, der in der Hingebung zu Gott keine Furcht und keine Gefahr kennt, und ohne irgend ein Mittel zur Abwehr dieses grausamen Befehles bekannt zu geben, sagte er in einem Tone, wie ihn gewiß nur die Propheten bei ihren Weissagungen gebraucht, zum dritten Male zum Amtmann: „Ich hoffe zu Gott dem Allbarmherzigen, der uns in seiner Gnade noch nie verlassen und in Ewigkeit niemals verlassen wird, daß Herr von Kostheim, unser Verfolger, am 31. März keinen Juden in Bechin sehen und finden wird."

V.

Wenn auch der Amtmann so lange es ihm möglich war, den Befehl zur Ausweisung der Juden aus Bechin geheim zu halten gesucht, so mußte es doch endlich bekannt werden, daß nach dem 31. März kein Jude sich in Bechin mehr aufhalten dürfe.

Die Wirkung, welche die Kunde dieses Befehles auf die Gemüther hervorgebracht hatte, war eine verschiedenartige sowohl unter den jüdischen als christlichen Bewohnern Bechins. Bei den Letzteren war sie eine dreifache. Einen Theil der christlichen Bewohnern erfaßte sie mit Wehmuth, es war dies der allerkleinste Theil derselben, man konnte diejenigen vielleicht an den Fingern

zählen, welche das Unmenschliche dieses Befehles begriffen, welche gleichsam mitfühlten, was es heißt die Scholle zu verlassen, auf der unsere Väter gelebt, in der ihre irdischen Ueberreste begraben liegen. Ein anderer Theil betrachtete den Befehl mit einer herzlosen Gleichgiltigkeit, dieser sah die Juden in Bechin für ein Uebel an, an das man sich gewöhnt, das aber durch die Gewohnheit aufgehört hat ein Uebel zu sein, an dessen Abwesenheit man sich ebenfalls wieder gewöhnen wird. Ein dritter Theil der Bechiner Christen nahm den Vertreibungsbefehl der Juden mit Enthusiasmus auf.

Die Empfindungen, welche sich in diesem Theile der christlichen Bewohner Bechins geregt, vermehrten sich, als ein zweiter Brief an den Amtmann gelangte. Dieser war nicht mehr vom Grafen Sternberg, sondern von seinem Generalbevollmächtigten, dem Herrn von Kostheim, denn als solcher werde derselbe, nach monatelanger Entfernung, Bechin wieder betreten. In diesem Briefe zeigte der Generalbevollmächtigte dem Amtmann an, daß er jeden Juden, den er am Tage seiner Ankunft in Bechin treffen würde, in ein Faß einschlagen und in die Lužnic werfen lassen werde, und da er die Halsstarrigkeit der Juden kenne, so möge der Amtmann auf seinen Befehl eine Anzahl Fässer für diesen Tag in Bereitschaft halten.

Es läßt sich leicht denken, daß die Juden den Ausweisungsbefehl überhaupt, noch weniger aber den zweiten Befehl zu ihrer Vernichtung mit Gleichgiltigkeit hinnahmen. Rabbi Chaim, den sie wie ein Idol verehrten, hatte ihnen freilich gesagt, nicht zu zweifeln an Gottes Barmherzigkeit und darum auch nicht zu verzweifeln, sondern in Geduld und Ruhe den Tag zu erwarten und nur auf Gott zu vertrauen, so wie Daniel in der Löwengrube, wie Jona im Walfische, wie Chananja, Mischoel und Asarjo im Feuerofen kein Haar gekrümmt wurde, so werde auch ihnen kein Haar gekrümmt werden; allein das zagende Herz zitterte doch, zitterte um so mehr, als der wilde Pöbel in Voraussicht des Schicksals, das die Juden betreffen wird, und auf das er sich wie die fanatischen Spanier auf ein Auto da fé freuete, bereits kleine Neckereien erlaubte, die nach und nach in ihrer Unliebsamkeit Dimensionen annahmen, welche selbst den besser denkenden Christen unangenehm berührten, und welche der Amtmann mit all seiner Autorität hintan zu halten nicht im Stande war.

Unter solchen Verhältnissen rückte der 31. März immer

näher und näher heran! Täglich erschienen die vornehmern Juden Bechins im Hause Rabbi Chaims, theils um ihm über das Vorgekommene Bericht zu erstatten, theils gewärtig aus seinem Munde irgend welche Verhaltungsregeln zu hören. Die Berichte wurden von ihm, der mit Gottvertrauender Zuversicht erfüllt war, mit besonderer Seelenruhe entgegen genommen, dann und wann pflegte, beim Hören derselben, ein Lächeln auf seinem milden Antlitze sichtbar zu werden, das er mit dem bekannten Bibelspruche begleitete: „Wen Gott liebt, den züchtigt er." Vergebens aber erwarteten die Juden irgend einen Verhaltungsbefehl, er tröstete sie mit Geduld und forderte sie auf, nur Gott zu vertrauen, und setzte höchstens, wenn manchmal einer oder der andere seinen zweifelnden bangen Gefühlen Worte zu verleihen suchte, diesen Worten eine bis an Kälte streifende Gleichgiltigkeit entgegen, welche dann um so schmerzlicher gefühlt wurde.

Die meiste Nahrung für ihre Zweifel fanden die Juden bei dem nunmehr täglich erscheinenden Amtmann, der es versuchte, gegen den Willen des Rabbi, die Juden zu einer Entfernung von Bechin zu bereden, er versprach ihnen dahin zu wirken, daß ihre Entfernung eine zeitweilige, kurze sein werde, er sprach die Hoffnung aus, daß Herr von Kostheim, wenn er sich von dem Gehorsam der Juden überzeugt, milder gegen sie gestimmt sein werde, dann werde er im Vereine mit der jungen Gräfin Sternberg, welche ebenfalls am 31. März mit Herrn von Kostheim ankömmt, denselben bitten, die Juden zurück zu rufen und den Bitten der Gräfin werde Herr von Kostheim nicht widerstehen.

Es dürfte wohl manchen unter den Bechiner Juden gegeben haben, den die Worte des Amtmanns zu einer Abreise beredet hätten, wenn er nicht den Rabbi gefürchtet hätte, und daß in dem Ungehorsam gegen den Ausspruch dieses Gottesmannes er sich leicht versündigen könnte.

Da nun der Amtmann bei den Juden in Bechin kein williges Ohr gefunden, der an Grausamkeit grenzende Starrsinn Kostheims ihm bekannt war, und er bei aller Hochachtung, die er vor Rabbi Chaim hatte, dennoch nicht genug gläubigen Sinn besaß, um dessen Aussprüche unbedingt zu vertrauen, indessen aber die Ausschreitungen des Pöbels gegen die Juden mitunter maßlos wurden, und er — zur Ehre muß es ihm nachgesagt werden — ein Mensch in des Wortes schönster und edelster Bedeutung war, um nicht auch die Juden zu lieben, — da er nun nicht

im Stande war, die Juden zu einer Entfernung aus Bechin vor dem 31. März zu bewegen, und dieser Tag, so was man sagt, schon vor der Thüre stand, die bestellten Fässer nach und nach im Schlosse bereits anlangten, ohne daß deren Anblick die Juden zaghafter machte, so dachte er bei Rabbi Chaim noch einen letzten Versuch nicht selbst zu machen, sondern machen zu lassen. Er fühlte es, daß er zu wenig Kraft der Worte und Macht des Geistes besaß, um diesen als heilig ausgerufenen Mann zu bereden, doch gab es nach Rabbi Chaim noch einen zweiten Mann in Bechin, der wegen seiner Geistesstärke beim Volke in hohem Ansehen stand, den unserm Leser schon bekannten Pater Remigius. Diesen wollte er angehen, daß er den Rabbi berede, mit seiner Gemeinde vor dem 31. März Bechin zu verlassen. Bei der Stellung, welche Pater Remigius einnahm, hoffte der Amtmann um so eher seinen Zweck zu erreichen, denn einem katholischen Priester, so dachte er dabei, wird doch ein Rabbiner nicht widersprechen, und am wenigsten einem solchen wie es der Guardian des Franziskanerklosters gewesen. Der Amtmann wendete nun alle Kraft seiner Beredsamkeit an, um Pater Remigius zu einer Zusammenkunft mit Rabbi Chaim zu bewegen, ob ihm dies leicht gelungen, und durch welche Mittel ihm dies gelungen, wollen wir hier nicht untersuchen, genug Pater Remigius versprach dem Amtmann, den Rabbiner zu sich ins Kloster rufen zu lassen, nachdem ihm früher der Amtmann versprochen, daß der Rabbiner der Einladung folgen werde.

Man denke sich in die damalige Zeit zurück und stelle sich dabei die damaligen Verhältnisse der Juden in Bechin vor, und man wird leicht errathen, welches Aufsehen es in Bechin erregte, als man erfahren hatte, daß der Guardian des Franziskanerklosters den Rabbiner — wenn er auch als der „svatý Joachim" beim Volke bekannt war — einladen ließ, ihn in seinem Kloster zu besuchen.

Massenhaft versammelten sich am 27. März die Menschen auf dem Wege, der von der Judengasse Bechins bis zum Franziskanerkloster führt, jeder wollte den bis dahin unbekannten Anblick genießen, den Rabbiner in das Kloster eintreten zu sehen, und als dieser sein Wohnhaus verließ und in Begleitung des Gemeindevorstehers und seines Stellvertreters durch die Straßen gegen das Kloster zog, da wich die Menge, trotz der bereits weit um sich gegriffenen Aufregung, ehrfurchtsvoll vor ihm zurück, viele be-

grüßten ihn in der achtungsvollsten Weise, und einige gab es sogar, die ehrfurchtsvoll die Kopfbedeckung abnahmen, und sich verneigten, als sie der majestätischen Gestalt des Rabbiners ansichtig wurden. Langsamen Schrittes durchzog er die Reihen, nach allen Seiten durch Kopfnicken für die ihm allenthalben dargebrachte Begrüßung dankend, und als er an der Pforte des Klosters mit seinen Begleitern ankam, harrte an derselben bereits ein Ordensbruder, welcher die Angekommenen ungesäumt in die Zelle seines Guardians geleitete.

Pater Remigius erhob sich von einem Betschemel; auf dem er gekniet und gebetet haben mußte, als der Ordensbruder die Thüre seiner geräumigen Zelle öffnete. Freundlich ging er den eintretenden Juden entgegen, und indem er sein schwarzes Hauskäppchen ein wenig lüftete, sagte er, der gewohnt war Männer, welche das Wort Gottes führen, mit dem lateinischen Spruche: Benedictus qui venit in nomine Domini zu begrüßen, diesmal in deutscher Sprache: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen Gottes."

„Amen!" erwiderte darauf Rabbi Chaim in feierlichem Tone, und ein leises „Amen" sprachen auch seine Begleiter.

Auf einen Wink des Guardians entfernte sich der Ordensbruder, während Pater Remigius dem Rabbi Chaim einen bereits vorbereiteten Sitz anbot, welchen auch dieser nach einer Verbeugung einnahm. Seine beiden Begleiter blieben in mäßiger Entfernung stehen, und nachdem der Pater der Bitte des Rabbiners, auch seinerseits das schwarze Käppchen auf dem Kopfe behalten zu dürfen, freundlichst gewährte, sprach er folgende Worte: „Herr Rabbiner wissen wohl, warum ich Sie habe ersuchen lassen zu mir zu kommen. Ich finde es unbegreiflich, wie Sie, als der Hirte Ihrer Heerde, es zulassen können, daß sie dem Eigensinne geopfert werde, und ich kann es für nichts anderes als für Eigensinn halten, der sich ein blutiges Blatt in der Geschichte Bechins erringen will. Sie wünschen ein Märtyrium, um sich einen Namen in der Nachwelt zu sichern, die Nachwelt wird aber wie ich dieses Märtyrium auffassen, und wird Sie verdammen für das, was Sie vielleicht Hingebung in den Willen Gottes nennen. Ich begreife auch nicht, wie Sie, der Sie mir als Mann des tiefen Wissens und als ein Mann der Gerechtigkeit bezeichnet wurden, es vor Gott verantworten wollen, daß Sie, ich will nicht sagen sich, daß Sie Ihre Gemeindemitglieder hinopfern, daß Sie so vieler Menschen

Leben auf Ihr Gewissen laden wollen. Ich weiß es wohl, daß Sie in dem Wahne leben, daß keinem Ihrer Glaubensgenossen an dem uns nahe bevorstehenden Tage ein Haar gekrümmt werden wird, aber Ihr Wahn ist ein Truggebild der Phantasie, das schon Tausende zu Grunde gerichtet hat. Ich weiß, daß es schwer ist, den Menschen von seinem Wahne zu befreien, und weil ich dies weiß, habe ich mir die Aufgabe gestellt, den Schleier zu zerreißen, der Sie, Herr Rabbiner, in dieser Täuschung hüllt. Es dürfte vielleicht manchen geben, der eben auch von Dünkel befangen meinen heutigen Schritt anders beurtheilen wird, denn ich; ich aber sage" — hier zeigte sich Pater Remigius in seiner gewohnten Weise als Mann der biblischen Citate — „ich aber sage mit dem Propheten Malachi: „Haben wir nicht alle einen Vater," und darum fordere ich Sie auf im Namen dieses Vaters, von Ihrem Eigensinne abzustehen, veranlassen Sie die Glieder Ihrer Gemeinde aus Bechin wegzuziehen, auf daß Sie nicht Ihrem Eigensinne geopfert werden, und wollen Sie ein Märtyrer werden, gut so bleiben Sie allein zurück, stellen Sie sich dann vor Herrn von Kostheim, vielleicht gelingt es Ihnen ihn zu bereden, daß er die Juden wieder zurück ruft. Ich bezweifle dies zwar, wie ich Herrn von Kostheim kenne, und weil ich dies bezweifle, fordere ich Sie nochmals auf, von Ihrem Eigensinne abzulassen, Ihre Gedanken als Trugbilder einer aufgeregten Phantasie zu betrachten. Glauben Sie mir, die Zeit der Wunder ist vorüber, es geschehen keine Wunder mehr. Unterlassen Sie es, an Ihren Glauben an Wunder fest zu halten, Sie laden sonst den Fluch der Mit- und Nachwelt auf sich. Zum dritten Male fordere ich Sie demnach auf, lassen Sie Ihre Glaubensbrüder aus Bechin wegziehen."

Nach diesen Worten hielt der Guardian inne, und Rabbi Chaim bemerkte dadurch, daß es an ihm sei das Wort zu ergreifen; er erhob sich vom Stuhle und sagte in seinem gewinnenden Tone: „Euer Hochwürden! haben als edler Mensch gesprochen und darum ist mein ganzes Sein für Sie dafür mit Dank erfüllt, wenn auch manches harte Wort gefallen, das ich aber mit ruhigem Gemüthe hinnehme. Fern ist es von mir, aus Eitelkeit vielleicht mir ein Martyrium, einen Namen in der Geschichte erringen zu wollen, noch ferner ist es aber von mir, ein Menschenleben auf dem Gewissen haben zu wollen. Als mir die traurige Kunde wurde von dem Befehle, den der gnädige Herr von Kostheim über uns erlassen, betete ich zum Gott meiner Väter um Abwehr dieses

grausamen Befehles in tiefster Stille, und der Gott meiner Väter, der sich in Zeiten der Noth so oft schon verherrlichte, dessen Wunderhand das Meer theilte, befahl mir durch eine innere Stimme ruhig abzuwarten den bestimmten Tag; diese innere Stimme befahl mir weiter, daß der Ewige unser Gott, dessen Name unaussprechlich, es nicht zulassen werde, daß einem meiner Glaubensbrüder für sein Zurückbleiben in Bechin ein Haar gekrümmt wird. Diese innere Stimme ist eine Kundgebung des Herrn, als eine solche betrachte ich sie, und darum muß ich strenge gehorchen ohne zu forschen, ohne zu grübeln, ohne zu überlegen. Ich lebe in der Ueberzeugung, daß uns nichts geschehen wird, mögen noch so viele Fässer auf dem Schlosse angesammelt werden; und weil ich in dieser Ueberzeugung lebe, veranlasse ich nichts zum Abzuge meiner Glaubensbrüder."

„Herr Rabbiner!" sagte hierauf Pater Remigius, „ich bewundere Ihr Vertrauen auf diese Eingebung Gottes, aber ich bezweifle sie, weil Sie mich nicht von derselben überzeugen können. Das Vorgefühl, das manche Menschen von künftigen Ereignissen haben wollen, verweise ich in das Gebiet des Aberglaubens. Wohl weiß ich, daß Gott in manches Thier den Instinct gelegt hat, künftige Verhältnisse voraus zu empfinden, Spinnen und andere Thiere fühlen die Witterungsveränderung voraus, Elstern geben dem Flugloch ihrer Nester eine Richtung, welche den im nächsten Sommer herrschenden Winden entgegengesetzt ist; aber in den Menschen, der das erhabendste der Geschöpfe Gottes, hat das höchste Wesen keinen solchen Instinct gelegt, ich kann es wenigstens nicht glauben, daß Gott in diesem Punkte den Menschen mit den Thieren gleich gestellt habe."

„Euer Hochwürden! haben ganz recht," versetzte darauf Rabbi Chaim, der sich immer vom Stuhle erhob, so oft er das Wort ergriff, „der Mensch steht nicht mit dem Thiere auf einer gleichen Stufe, in dem Menschen wohnt kein Instinct inne. In höherer Weise hat Gott dieses Vermögen in manchen Menschen gelegt, es ist kein Wahngebilde, was dieses Vermögen schafft, denn es treten dabei Ereignisse mit vollkommener Klarheit und Gewißheit vor die innern Sinne, und man ist dann nicht schwankend darüber ob sich das verwirklichen werde, was diese innere Stimme zuflüstert."

„Herr Rabbiner!" sagte der Guardian, „Sie haben Ihre Worte schön gesetzt, um ihre Ansicht zu vertheidigen, aber die Be-

weise fehlen, daß das Wort der inneren Stimme in Erfüllung gehen müsse, und weil diese Beweise fehlen, fürchte ich, daß Sie und Ihre Gemeinde zum Opfer fallen werden."

„Beweise — Beweise — " versetzte darauf Rabbi Chaim, „Beweise! Wer kann beweisen was unerklärlich ist. Hat jemand noch erklärt, warum die Magnetnadel sich immer gegen die Mitternachtsseite wendet. Verlangen Euer Hochwürden einen Beweis dafür, er liegt in dem Zuge der Magnetnadel gegen die Mitternachtsseite; die Beweise liegen in der Erfüllung dessen, was die innere Stimme voraus gesagt, und wenn der Tag kommen wird, an dem ich mit meiner Gemeinde ausgezogen sein soll und mich doch in Bechin mit ihr unversehrt befinden werde, dann werden Euer Hochwürden die Ueberzeugung erlangen, daß meine innere Stimme keine trügerische gewesen ist. Dies im Voraus zu erörtern, bin ich nicht im Stande, weil ich es auch nicht zu erklären vermag."

Längere Zeit währte noch das Gespräch zwischen dem Pater Remigius und Rabbi Chaim, und dessen Begleiter staunten nicht wenig über seine Gelehrsamkeit und über die Weise, wie er mit einem Geistlichen gesprochen, die zu damaliger Zeit am wenigsten bei einem Rabbiner erwartet wurde. Vergebens waren noch die beredten Versuche des Guardians Rabbi Chaim zum Abzuge mit den Seinen zu bewegen, er widerlegte sie alle, und als Pater Remigius das Fruchtlose seiner Bemühungen einsah, erhob er sich von seinem Sitze zum Zeichen, daß das Gespräch sein Ende erreicht. Rabbi Chaim empfahl sich hierauf vom Guardian, der ihn bis zur Thüre seiner Zelle begleitete. Auf dem Rückwege aus dem Kloster fand Rabbi Chaim mit seinen Begleitern abermals Menschenmassen versammelt, welche aus dem Antlitze der Rückkommenden den Erfolg des Gespräches heraus zu lesen versuchten.

VI.

Unter den verschiedensten, zumeist schrecklichen Empfindungen war endlich jener Tag herangebrochen, welcher für die Juden in Bechin der letzte sein sollte, es war ein trüber Morgen. Dichte Wolken, schwarz wie Trauerflor, umhüllten das Firmament, und nur mühsam konnten die ersten Lichtstrahlen des Tages sie durch-

dringen, kaum erhellten sie aber die Gegend, so zogen alle Juden männlichen Geschlechts, Greise, die an der Krücke wankten, so wie Knaben, welche eben anfingen den Namen Gottes in der heiligen Sprache auszusprechen, mit gesenkten Häuptern und ernsten Schritten in die Synagoge, so hatte es Rabbi Chaim angeordnet, dieser stand bereits in derselben, bekleidet mit seinem Sterbekittel und eingehüllt im schneeweißen, wollenen Talith. In diesem Habite hatte er die ganze Nacht wachend und betend in der Synagoge zugebracht. Als die Gemeinde versammelt war, übernahm er das Amt des Vorbeters und recitirte die bereits Tags vorher bekannt gegebenen Gebetstücke mit einer oft von Thränen erstickten Stimme, er schlug dabei Melodien an, die man nur am Versöhnungstage seinen Lippen entströmen hörte, wenn er das Schlußgebet vortrug. Wurde überhaupt jedes Wort bei diesem Morgengebete mit gebrochenen Herzen von allen Anwesenden gesprochen und blieb dabei kein Auge thränenleer, so wurde das zumeist stille Weinen zu einem lauten, alle Worte übertönenden Schluchzen, so oft Rabbi Chaim ein Gebetstück weinend vortrug, vorzüglich war dies der Fall bei den Avinu malkenu [1]) und bei den Schlußworten jenes, den Verhältnissen des Tages entsprechenden Gebetes, das zur Zeit der Kreuzzüge entstanden, wo Judenblut in Strömen geflossen und die Vernichtung der Juden die Devise unduldsamer, christlicher Religionseiferer gewesen, als er nämlich die Worte sprach: „Dein Erbarmen möge sich bald über uns ausbreiten am Tage unserer Noth, und wenn nicht um unsertwillen, so thue es um Deinetwillen und vertilge nicht unsern letzten Ueberrest, und sei dem Volke gnädig, daß an jedem Tage zweimal Deines Namens Einheit mit Liebe bekennt und ausruft: Höre Israel, der Ewige unser Gott ist ein einziger Gott!" —

Die feierliche Stille, welche nach diesen Worten eintrat, und die höchstens nur noch von dem Schluchzen Jokels unterbrochen wurde, der sich als die Ursache all dieses Unglücks ansah, diese feierliche Stille wurde durch das Eindringen Lebeda's in die Synagoge gestört. Athemlos und mit Mienen, welche das vollste Maß des Mitleids ausdrückten, rief er den Betenden entgegen: „Der Wagen des Herrn von Kostheim ist bereits sichtbar, doch sei noch so viel Zeit übrig um sich rasch zu entfernen."

---

[1]) Bußgebete, die vom Neujahr bis zum Versöhnungstage gesprochen werden.

Es läßt sich leicht denken, daß diese Worte unter den Juden in der Synagoge eine kleine Unruhe hervorgebracht, wenn sie auch bis jetzt im vollsten Vertrauen der Gebote und Anordnungen Rabbi Chaims gefolgt, der als ein Mann der Kabbala gewiß von Gott selbst, wie sie sagten, erfahren haben mußte, daß ihnen nichts geschehen werde. Als der vorbetende Rabbiner diese Unruhe bemerkte, schlug er heftig mit der Hand auf das vor ihm liegende Machsor[1]) und mit einer Stimme, welche das Herz des Verstocktesten hätte rühren müssen, rief er dann: „Ewiger! Gott Israels! laß ab von Deinem Zorn und ändere das Böse, das Deinem Volke droht," und anstatt der Gemeinde welche vor Schluchzen des Wortes nicht mächtig werden konnte, rief er weiter: „Schau herab vom Himmel und siehe, wir sind zum Spott und zur Verachtung unter den Völkern geworden, dem Lamme gleich, das man zur Schlachtbank führt, stehen wir da, Qual, Verfolgung, Druck und Schmach Preis gegeben."

Ungestört wurde von da das Morgengebet fortgesetzt und zu Ende geführt. Mit ausgeweinten Augen standen noch alle in ihren Gebetmänteln gehüllt und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Die Zeit war indeß vorgeschritten und es mochte etwa um die zehnte Vormittagsstunde sein, als der Amtmann in die Synagoge stürzte und zu Rabbi Chaim die Worte sprach: „Herr Rabbiner, was soll jetzt geschehen, Herr von Kostheim ist bereits im Schlosse." „Das kann nicht sein!" erwiderte Rabbi Chaim mit Festigkeit.

„Es ist auch nicht", sagte darauf der Amtmann, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er vor Rabbi Chaim auf die Knie gesunken. „Herr Rabbiner!" fuhr er dann fort, „Sie sind ein heiliger Mann, Ihre Zuversicht hat Sie nicht getäuscht, Ihr Gott hat Sie nicht verlassen. Weinet und trauert nicht, meine Leute!" sagte er dann zu den in Spannung seinen Worten horchenden Juden, „gehet ruhig nach Hause und danket Eurem Gotte, der Euch durch die Fürsprache dieses heiligen Mannes gerettet," und indem er bei diesen Worten auf Rabbi Chaim zeigte, wendete er sich zu ihm und sagte: „Herr von Kostheim ist nicht mehr unter den Lebenden, auf der Ueberfahrt über die Lužnic stellte er sich an den Rand des Kahnes, da wurde er von einem Schwindel ergriffen und stürzte in den Fluß, aus dem man ihn als Leiche herausgezogen."

[1]) Gebetbuch für die Festtage der Israeliten.

Rabbi Chaim, welcher diese Worte mit zum Himmel gerichtetem Blicke angehört, sagte nun mit bebender Stimme: „Gelobt sei Gott, unser Herr, der hier gerichtet hat," und einstimmig riefen alle Anwesenden in der Synagoge nach ihm dieselben Worte aus.

Bevor die Kunde von dem plötzlichen Hintritte Kostheims, dessen Leiche aufs Schloß gebracht wurde, in der Synagoge bekannt wurde, war sie schon in der Stadt verbreitet, und das Volk, dieselben Leute, welche in ihrem vom Vorurtheile und vom Hasse berückten Gemüthe einem Schauspiele entgegen harrten, das — wie ein Fanatiker unter ihnen sagte — ad majorem Dei gloriam aufgeführt werden sollte, dieselben Leute stellten sich nun vor der Synagoge auf, um die aus ihr tretenden Juden zu beglückwünschen. Willkommensgrüße und Händedrücke wurden zwischen Juden und Christen gewechselt, als hätte man sich nach langer Entfernung wieder begegnet, doch als Rabbi Chaim, welcher der frohlockenden Menge den Vortritt gelassen, der Letzte aus der Synagoge getreten, und in seinem weißen Sterbekittel und in dem weiten Betmantel gehüllt über die Straße langsamen Schrittes nach Hause ging, da glich er einem Wesen höherer Art, in scheuer Ehrfurcht wich alles zurück und bildete gleichsam ein Spalier. Viele gab es, die vor ihm niederknieten, Andere hoben ihre Kinder in die Höhe und zeigten ihn denselben mit den Worten: „Siehst Du, das ist der Wunderthäter, das ist der heilige Joachim!"

Daß sich dieser Tag der Trauer in einen Tag der Freude verwandelte, läßt sich leicht denken, die Vornehmsten der Stadt beeilten sich, dem Rabbi ihre Hochachtung zu bezeugen, ihre Glückwünsche darzubringen, und auch Pater Remigius fehlte nicht unter ihnen.

Mit Herrn von Kostheim befand sich auch eine Gräfin von Sternberg auf dem Kahne, welche mit ihm von Prag ankam, um in dem Schlosse zu Bechin ihre Residenz aufzuschlagen. Als sie sich vom Schrecken erholt hatte, den auf sie der plötzliche Todesfall Kostheims hervorgebracht, und als man ihr umständlich über alles Vorgefallene so wie über die wunderbare Errettung der Juden Bericht erstattet, ließ sie Rabbi Chaim zu sich aufs Schloß kommen, und nach dem ersten Gespräche, das sie mit ihm geführt, stieg er bei ihr in einer solchen Gunst, daß sich nach und nach ein gewisses freundschaftliches Verhältniß zwischen ihr und dem Rabbiner herausgebildet, er mußte ihr zur Liebe sich für die Gräfin

malen lassen, und noch heute soll das Bild Rabbi Chaims, das in ihrem Zimmer aufgestellt war, in einem elfenbeinernen Rahmen eingefaßt, sich in der Bildergallerie im Schlosse zu Bechin befinden.

Wir unterlassen es das Leichenbegängniß des Herrn von Kostheim zu schildern, an dem sich die ganze Stadt betheiligte, und bemerken davon nur das Einzige, daß bei demselben nicht eine Thräne geflossen. Am Tage nach demselben wurde Rabbi Chaim auf das Schloß gerufen und in Gegenwart der Gräfin stellte der Amtmann die Frage, was mit den vielen vorbereiteten Fässern zu geschehen habe. Die Gräfin überließ die Bestimmung Rabbi Chaim, und dieser erklärte, daß nach seiner Ansicht keines derselben in Gebrauch genommen, sondern daß sie alle weit vor die Stadt geführt und dort verbrannt werden sollen. Die Gräfin bestimmte den nächsten Sonntag zu diesem sonderbaren Auto da fe und damit sich Christen und Juden an diesem Freudenfeste betheiligen sollen, für welches es die Gräfin gehalten wissen wollte, spendete sie auch einige Faß Bier, die dabei unter die Anwesenden unentgeltlich ausgeschänkt wurden.

Mehre Jahre verstrichen nun seit diesem für die Geschichte der Stadt Bechin überhaupt, für die Geschichte der Juden Bechins aber besonders merkwürdigen Ereignisse, in Frieden und Eintracht lebten Juden und Christen unter einander, kein Schmerz und keine Trauer zog unter ihnen ein, man kannte nur eine einzige Furcht, nur eine einzige Bangigkeit, die darin bestand, daß Rabbi Chaim sich unter der Last der Jahre zu bücken anfing, und man endlich doch seinen Tod erwarten mußte.

In seinem prophetischen Geiste sah er seine Sterbestunde voraus und eines Tages ließ er die Männer der Gemeinde zu sich kommen, und auch um den Amtmann schickte er, und als alle um ihn versammelt waren, erhob er sich in seinem Bette, das er seit zwei Jahren nicht mehr verlassen und sagte: „Meine Anwesenden! die Stunde meines Scheidens ist gekommen." Bei diesen Worten erhob sich ein lauter Schmerzensruf, ein lautes Weinen unter allen Anwesenden, er aber sagte: „Weint nicht meine Kinder, ich will nicht, daß Ihr weinen sollt. Bevor ich von Euch gehe, hört ruhig an, was ich Euch noch zu sagen habe. Lebet für ewige Zeiten in Eintracht und Zufriedenheit unter einander, damit der innere Friede bei Euch stets zu finden sei, so wird der liebe Gott, gelobt sei er, Euch niemals Noth und Elend leiden lassen, Euch niemals aber auch mit irdischen Glücksgütern allzusehr über-

häusen, so Ihr wie Euere Nachkommen werden dabei, so lange sie die Wege Gottes wandeln, ein schönes Alter erreichen. Wenn ich hinüber gegangen sein werde und Ihr mich in die Grube senken werdet, bereitet nicht mit Euerer eigenen Haue, mit Euerer eigenen Schaufel diese Grube, vergeßt nicht, daß man mit einer ausgeborgten Schaufel, mit einer ausgeborgten Haue Leute unseres Stammes ins Unglück stürzen wollte, und daß Gottes Allbarmherzigkeit sie von dem Unglück in der Grube gerettet, und damit Ihr dessen niemals vergesset, so entlehnet auch ferner diese Werkzeuge von irgend Einem, so oft ein Todesfall in der Gemeinde vorkommen wird. Die Flamme, welche durch den Brand der Fässer entstanden, die Herr von Kostheim zu unserem Untergange bereiten ließ," sagte er dann zum Amtmann gewendet, „war seit langer Zeit die größte, welche Bechins Bewohner gesehen und ich hoffe zum lieben Gott, daß er auch ferner die ganze Stadt Bechin von einem großen Brand verschonen wird, und wenn eine ruchlose Hand es versuchen wollte, den Feuerbrand über diese Häuser zu verbreiten, so wird Gottes schirmende Hand sich über alle Bewohner Bechins ausstrecken, und niemals sollen mehr als zwei Häuser abbrennen." Nach diesen Worten drückte er dem Amtmann die Hand, dankte ihm für alles Gute, das er ihm und seinen Glaubensbrüdern durch eine lange Reihe von Jahren erwiesen und sprach die Versicherung aus, daß es seinen Nachkommen bis in das späteste Geschlecht wird vergolten werden. Hierauf segnete er die Gemeinde, forderte die Anwesenden auf, die üblichen Sterbegebete mit ihm zu sprechen und als er zu den Worten kam: Höre Israel! der Ewige unser Gott ist ein einziger Gott! verließ die verklärte Seele seine irdische Hülle.

Der Schmerz über sein Hinscheiden war ein allgemeiner, gefühlt von allen Bewohnern Bechins ohne Unterschied der Religion. Die Gräfin ließ durch den Amtmann der Gemeinde ihr Beileid verkünden, kein Auge blieb bei seiner Bestattung thränenleer, auf Meilenweit kamen Leute zu demselben, doch die Ersten, die hinter der Bahre gingen, waren Pater Remigius, der Amtmann und der alte Lebeda, Kostheims gewesener Diener, welcher am Grabe niederkniete, als man die irdischen Reste Rabbi Chaims in dasselbe hinab gelassen.

Zwei Jahrhunderte sind nunmehr seit jenem Ereignisse dahin geschwunden. Vieles ist in Bechin seit damals geschehen, vieles ist seit damals vergessen worden, die Erinnerung an Rabbi Chaim

lebt aber noch immer fort im Andenken der Bewohner Bechins, noch immer bedienen sich die Juden zur Bestattung einer Leiche ausgeborgter Werkzeuge zum graben; noch befindet sich ein Haus in Bechin bekannt als „Lebedas Haus“, welcher bis zu seinem Tode täglich für Kostheims Seele gebetet, weil es ihm sonderbar vorkam, daß auch ein so großer Sünder, wie Kostheim war, seine Todesart vorauswissen könne — wie bekannt, erzählte ihm Kostheim von einem Traume, bei welchem er in den Fluthen sein Grab gefunden; — noch heute weiß man sich nicht zu erinnern, daß in Bechin ein bedeutender Brand vorgekommen wäre, man erzählt sich auch, daß in einer Jomkipurnacht von der Flamme einer umgestürzten Kerze ein einzelner Betsitz in Brand gerathen sei, er erstickte in sich selbst ohne menschlichen Beistand, trotzdem die Synagoge und alle ihre Einrichtungen von Holz waren; noch heute endlich schicken die Bewohner aus Bechin und den umliegenden Ortschaften, wenn in denselben ein Feuer ausbricht, Leute zum Grabe des Rabbi Chaim, um an demselben zu beten und die Betroffenen glauben zu bemerken, daß der Flamme alsobald Einhalt geboten wird. So lebt und wird noch immer fort leben in und um Bechin das Andenken an Rabbi Chaim, vom Volke genannt:

„Svatý Joachim.“

Diese so interessannte Sage veranlaßte uns in Bechin und dem nahen Kaladey über das Leben Rabbi Chaims und die damaligen Verhältnisse nähere Forschungen anzustellen, doch die uns hierüber gewordenen Mittheilungen sind sehr dürftig ausgefallen. Wie wohl man das Grab des Rabbi kennt, da es noch von Betenden beider Confessionen besucht wird, ist es dennoch durch keinen Grabstein gekennzeichnet. Als gewiß wurde angegeben, daß in der Gemäldegallerie des Schlosses das Bild des Rabbi, merkwürdig genug neben dem Portrait des verunglückten Kostheim, hängen soll. Sonderbarer Weise wurde unter letzterem der Spruch „לא נשאר מהם עד אחד“ aufgezeichnet, was wohl eher bei dem Bilde des Rabbi Chaim stattfinden sollte, im ganzen scheint sich die andere Version der Sage zu bestätigen, nach welcher das Schiff, auf dem sich Kostheim befand, bei einer Wasserpartie in Linz mit ihm unterging, und nur jene Gräfin gerettet wurde.

Abbitte nach dem Tode.

Von Marcus Hein.

Der Abendstern funkelte schon längst am Himmel, als zwei Gestalten durch die Häuserreihe des Dorfes schlichen. Es waren Vater und Sohn, beide durch die Last der Bündel gebeugt, mit denen ihr Rücken beladen war und an Aussehen und Sprache leicht als Juden zu erkennen. Sie waren länger aufgehalten worden, als sie gedacht; man hatte sich in dem reichen Bauernhause, wo zur Hochzeit eingekauft wurde, mit ihnen mancherlei Kurzweil erlaubt, die sie dulden mußten, wollten sie anders nicht dem kleinen Gewinne entsagen, welchen das Geschäft bot. Und dies wäre wirklich ein schweres Opfer für sie gewesen; denn ihr Aeußeres zeugte deutlich genug von der Armuth, die auf ihnen lastete. Aber jetzt in diesem Augenblicke würden sie wahrlich gern die paar Gulden hingegeben haben, hätten sie damit ein paar Stunden Tageslicht erkaufen können. Es war in alter vergangener Zeit, wo dieses hier erzählte Ereigniß sich zutrug, und damals war der Judenhaß nicht bloß ein vom Geschäftsneid erzeugtes niedriges Gewürm; es war der Drache des Fanatismus, der vor den Herzen Wache hielt, und unerbittlich jedes Mitleid ausschloß. So war es denn gekommen, daß trotz aller Bitten die beiden Juden keine Unterkunft im ganzen Dorfe finden konnten, und ihr Heimatsort war doch so fern und die Gegend von schlechtem Gezüchte wimmelnd.

„Hirzel, mein Kind!" sprach jetzt der ältere Mann zu dem ihn begleitenden Knaben, „fürchte Dich nicht; wenn auch die Christen unbarmherzig genug uns wie wilde Thiere aus ihren Häusern stoßen, so haben wir doch einen mächtigen Schutz, und dieser ist unser Gott. Wir haben nur noch eine kleine Strecke bis zum wilden Birnbaume am Fußsteige, dort wollen wir uns in's weiche Gras legen und die Nacht zubringen!"

„Aber Vater!" entgegnete Hirzel, „es ist so schauerlich und mir klopft das Herz gewaltig vor lauter Furcht. Ach hätte uns der Bauer nur einen Winkel in seiner Scheuer gegeben, wie dankbar hätte ich ihm dafür sein wollen!"

„Beruhige Dich, Kind!" sagte der Vater wieder, „es ist nun einmal Gottes Wille so. Die Sünden unserer Väter werden an uns gestraft, aber vielleicht wird es bald genug sein und wir erleben noch Meschiach, den Sohn Davids zu sehen, und das Bes Hamikdosch [1]) in Jeruscholajim."

Unter diesem Gespräche waren sie an den Birnbaum gekommen, und lagerten sich unter sein Laubdach. In kurzen kräftigen Gebeten riefen sie den Schutz des Nimmerschlummernden an, daß er die Engel Raphael, Gabriel, Michael und Uriel entsende.

Der erste Schlummer hatte sich bereits auf ihre Lider gesenkt, als das Geräusch naher Schritte sie aufschreckte. Sie krochen noch tiefer in den Schatten, und hielten angstvoll den Athem an sich, um ihre Anwesenheit nicht zu verrathen. Zwei Männer kamen heran, und blieben fast dicht vor ihnen stehen.

„Waclaw!" sprach der Eine mit rauher Stimme, die den ehemaligen Krieger verrieth, „Waclaw! spute Dich, eile hinab in's Dorf, wo in der Schenke unsere Anhänger versammelt sind, sage ihnen, daß Alles bereit wäre, und daß jetzt der Augenblick gekommen, um vollständige Rache an jenem Verräther zu nehmen, der uns im Stiche gelassen, und jetzt in jenem prächtigen Schlosse, das wir von fern herüberschimmern sehen, mit seiner niedrigen Schmeichlerrotte schwelgt. Er möge es erfahren, daß weder Kaiser noch Reich ihn vor unserer Macht schützen könne, vor der früher halb Europa gezittert. Das Losungswort ist: „Huß und der Kelch." Und jetzt fort, spute Dich, an der Wegscheide werde ich Euch erwarten."

Raschen Schrittes, wie sie gekommen, entfernten sich die Männer, nachdem sie die Mäntel noch dichter um sich geschlagen, wobei die armen Geängstigten deutlich das Klirren der gewaltigen Schwerter an den Beinschienen hörten. Zähneklappernd erhoben sie sich vorsichtig, nachdem jedes Geräusch verhallt war.

„Wir müssen eilen," sagte jetzt Chajim Senders (dieses war der Name des Vaters), „wir müssen eilen, daß wir den Srore [2]) noch zur rechten Zeit warnen. Das sind Leute von den wilden Räubern, welche die Christen Taboriten nennen. Sie haben das ganze Land mit Feuer und Schwert verwüstet und jetzt, wo unser

[1]) Tempel. [2]) Herrn.

gnädigster Kaiser Sigismund die Ruhe hergestellt, das alte Gelüste nach Raub und Mord nicht lassen können."

Hirzel folgte seinem Vater schweigend, der geflügelten Schrittes vor ihm hinschritt. Schon waren sie an die breite Einfahrt gelangt, welche zum Schlosse führte, als Chajim laut aufschrie: „Weh geschrien! wir haben unsere Päcke vergessen, wovon sollen wir später leben? und die Sachen gehören nicht einmal uns, der reiche Reb Abraham hat sie uns aus reiner Barmherzigkeit geliehen!"

Guter Rath war jetzt theuer. So gefahrvoll auch ein Zurückkehren sein mußte, so viel stand fest, ihre Päcke, ihre ganze Habe, konnten sie nicht verloren gehen lassen. Aber sie wollten auch die Herrschaft warnen; eine Trennung war also nothwendig, wie schrecklich sie auch in diesem Augenblicke für Vater und Sohn sein mußte.

„Bleib gesund, mein Kind!" sprach endlich nach einer kurzen, wehmüthigen Pause Chajim Senders zu Hirzel, „der Ewige unser Gott sei mit Dir und behüte Dich auf Deinen Wegen. Ich will zu dem Birnbaume zurückkehren und unsere Päcke holen, Du aber geh' zum Srore und sage ihm, was vorgefallen. Wenn er nur ein Stück Herz im Leibe hat, so wird er einige Leute schicken, die mich auf dem Wege beschützen können. Ich vertraue auf Gott und werde im Gehen die „Widu" [1]) sagen. Solltest Du mich aber nicht wiedersehen, so erinnere Dich, daß Dein Vater in der letzten Minute Dich ermahnt hat, fromm gegen Gott und brav gegen die Menschen zu bleiben."

Noch einmal umarmten sie sich laut weinend, dann schieden sie. Bangen Herzens eilte Hirzel auf's Schloß, wo es ihm nur nach vieler Mühe gelang, den Baron in so später Nachtstunde zu sprechen. Kaum hatte dieser aber den furchtsam hergestammelten Bericht vernommen, so rief er: „Bei Gott! das ist niemand Anderer als der verwegene Schurke Zawis Soukup, der vor mehreren Jahren als Rittmeister unter mir im Husitenkriege kämpfte. Er hat die Seele einer Hyäne und lechzt nur nach Mord und Brand. Es mag ihn verdrießen, daß ich bei Zeiten meinen Frieden mit dem Kaiser gemacht, aber er soll nur kommen, er wird nach Würden empfangen werden.

[1]) Ein Bußgebet.

Unverzüglich wurden nun alle Anstalten getroffen, um das Schloß in Vertheidigungszustand zu setzen. Reitende Boten wurden ausgesendet nach Pilsen und in's Dorf, um Hilfe herbei zu holen. So war die Mitternachtsstunde gekommen, als der aufgestellte Lugwart die Ankunft des feindlichen Haufens anzeigte. Aber dieser sah bald, daß seine Absicht vereitelt sei, und zog sich eilends zurück. Es war nämlich nur auf einen Handstreich abgesehen gewesen, aber jetzt, wo Alles im Schlosse wach und zur Vertheidigung bereit war, wo man jeden Augenblick Succurs von Außen erhalten konnte, jetzt war an eine Ueberrumpelung desselben nicht zu denken. Zähneknirschend wich Zawis Soukup — der Baron hatte den Namen seines Feindes richtig errathen — Schritt vor Schritt zurück — das Schloß war gerettet.

Was war aber aus dem armen Chajim Senders geworden? Der Baron hatte, durch die Thränen Hirzel's gerührt und vom Gefühle der Dankbarkeit getrieben, den ausgesandten Boten befohlen, ihn zu beschützen und mit auf das Schloß zu bringen. Aber niemand wollte die mindeste Spur von ihm entdeckt haben. Erst am andern Morgen fand man den Armen enthauptet unter dem Birnbaume, und den Kopf an den Stamm desselben durch die Zunge angenagelt. „Der Lohn des Verrathes," hieß es auf einem Zettel darunter.

Hirzel war untröstlich, wie sehr sich auch seine äußere Lage zu seinen Gunsten verändert hatte. Der Baron hatte nämlich nicht nur ihm eine bedeutende Geldsumme auszahlen lassen, sondern er war noch weiter gegangen. Er hatte die Juden, welche in den einzelnen Weilern zerstreut umher wohnten, und dort den gröbsten Insulten ausgesetzt waren, versammelt und ihnen unter seinem Schutze eine bleibende Wohnstätte im Dorfe angeboten, ihnen auch die Erlaubniß ertheilt, eine Synagoge zu bauen und noch dazu einen seiner Gründe zum „Beß Hakworoß" [1]) angewiesen. Chajim Senders war der erste, welcher dort begraben wurde. Kein Wunder, wenn nach all' diesem Hirzel von seinen Glaubensgenossen als ein Engel des Heils verehrt wurde. Aber es duldete ihn nicht länger mehr in dem Orte, wo sein Vater unter Mörderhänden verblutet, kein Bitten half, er reiste nach einiger Zeit ab, und bald war sein Name in der Gegend verschollen, und wurde nur noch einmal

[1]) Friedhof.

erwähnt, als man eines Tags Zawis Soukup am Birnbaume erhängt fand.

Viele Jahre waren dahin gegangen, als einmal ein berühmter Rabbi aus Polen nach Rzesohlaw (wörtlich: Schneid ab den Kopf; der Sage nach soll der Ort den Namen von dem eben beschriebenen Morde haben) kam. Es war Sabbath vor Slichoth,[1]) wo er in der Synagoge seinen Vortrag hielt, der Alles sowohl durch den Scharfsinn, wie durch den Geist der Frömmigkeit, welche darin herrschten, entzückte. Man drang in den fremden Gelehrten, die heiligen Feiertage inmitten der Gemeinde zuzubringen, und er willigte ein. Am ersten Slichothtage hatte man so eben die außerordentlichen Gebete beendigt, und der Rabbi legte gerade Talith und Thefilin[2]) für das Tagesgebet in der Vorhalle der Synagoge an, als ein fremder Mann zu ihm trat. Kaum hatte dieser ihm ein Paar Worte in's Ohr geflüstert, als er auch eilenden Schrittes mit demselben fort und vor das Städtchen gegen die Richtung des Birnbaumes hinaus ging. Die Verwunderung in der Gemeinde über diesen Vorgang war allgemein, und mehrte sich noch, als man den Rabbi todtenbleich zurückkehren sah. Doch äußerte er sich gegen Niemand darüber, und die Ehrfurcht verhinderte jede Frage.

Jetzt war Jom Kipur[3]) gekommen. Eben hatte der Chasan[4]) „Col Nidra" begonnen, die Feierlichkeit des Tages übte ihre Wirkung; lautes Schluchzen in der Weiberschul, Seufzer und andächtige Gesichter bei den Männern bezeugten dieselbe. Da erschien wieder der fremde Mann an der Schwelle der Synagoge. Kaum hatte ihn der Rabbi bemerkt, so eilte er auf das Almemor,[5]) und forderte mit lauter Stimme zehn beherzte Männer auf, ihm zu folgen. Eine solche Störung des Gebetes an diesem heiligen Tage war noch nicht erhört worden, und wäre die Ehrfurcht vor dem Rabbi minder groß gewesen, der Unwille wäre gewiß laut ausgebrochen. Aber noch einmal erhob dieser seine Stimme, und beschwor seine Zuhörer mit den rührendsten Worten ihm zu folgen. Da ermannten sich endlich zehn der Muthigsten und gingen mit dem Rabbi. Dieser führte sie zum Beß Hakworoß, dort ging er in den entfernten Winkel, wo die „Harugim"[6]) begraben werden, und hielt vor dem Grabe Chajim Senders'.

---

[1]) Bußtage. [2]) Gebetmantel und Gebetriemen. [3]) Versöhnungsfest. [4]) Vorbeter. [5]) Vorleserbühne. [6]) Ermordeten.

„Reb Chajim!" rief er jetzt mit lauter Stimme, die aber durch Schluchzen gebrochen wurde, „Reb Chajim! ich komme euch Mechila beten [1]) für den Husiten Zawis Soukup; er bereut es, Euch gemordet zu haben und hat dafür schrecklich büßen müssen auf dieser und jener Welt, darum bitte ich Euch noch einmal, verzeiht ihm!"

Die Zuhörer hatte gleich Anfangs die Angst gepackt, jetzt hielten sie sich nicht länger mehr; sie stürzten fort, und kamen todtenbleich in die Synagoge. Allgemeines Entsetzen herrschte dort auf ihre Erzählung, und erst nach langer Zeit hatte man sich so weit gefaßt, um die noch immerwährende Abwesenheit des Rabbi zu bemerken. Niemand aber wollte es wagen, jetzt den Todtenacker zu betreten, bis endlich die ganze Gemeinde in corpore dahinzuziehen beschloß. Die geeignetesten Capitel aus Thillim [2]) wurden mit lauter Stimme hergesagt, bis man endlich an das Grab kam, und den Rabbi regungslos auf demselben liegen fand. Mit Mühe wurde er in's Leben zurückgerufen, doch gelangte er nie mehr ganz zum Bewußtsein. In einem halblichten Augenblicke äußerte er, daß er der verschollene Hirzel sei, den Sehnsucht nach der Heimat so weit hergezogen. — Als der Chasan am andern Tage das Nilagebet begann, war der Rabbi eine Leiche.

Ein Poschesch Jisroel.

Eine Erzählung auf Grundlage einer Sage aus dem vorigen Jahrhundert.
Von **B. M. Altar.**

I. Die hohe Schule.

Es war ein herrlicher Abend des jungen Frühlings. Das Himmelsgewölbe prangte in tiefem Blau stolz auf die Goldpracht seines lichtglänzenden Gestirns, welches zum Untergang sich neigend in einem Meer purpurgesäumter silberner Wölklein tief unten im Westen seine blendende Scheibe badete, und mit stiller Majestät den Tribut vielstimmigen Gezwitschers der frohen Vögelschaar entgegennahm, die da in buntem leichtem Gewirre den Luftocean

---

[1]) Abbitte thun. [2]) Psalmen.

geschäftig durchsegelte. Ueber das frische Grün der neubekleideten Trift ist nun ein rosiger Schimmer gehaucht durch den freundlichen Blick vom scheidenden Auge des Tages. — Das neugeborne Hälmchen der Wiese nickte freundlichen Abendgruß dem ziehenden Lichte, angeregt durch den säuselnden Athem des wachgewordenen Abendlüftchens — und neigte sich zu schlafen; da tritt es der Huf des sattgeweideten Rindes in den kalten feuchten Grund. Armes Hälmchen! zage nicht, der lichtwarme Strahl der Morgensonne hebt dich wieder zum Leben. Abendwinde wehen schärfer, und jagen auf der breiten Heerstraße wirbelnden Staub auf. Hier lenkt ein Fuhrmann die mattgetriebenen Rosse seines schweren Achtgespanns in die nahe Stadt, unbekümmert um die hehre Scene rings um ihn, in der ganzen Natur allein ungerührt von ihrer Schönheit, er — der Mensch. Ach! er ist ihr Kind nicht mehr und entfremdet ihrer Sprache; ist ganz in den Dienst der Klugheit getreten, und ward ihr Werkzeug oder Opfer.

Dort unter dem weitschattenden Laubdach eines riesigen Nußbaumes, abseits von der Straße, steht mit verschränkten Armen sinnend ein Wanderer. Auch für ihn verschwendet das Götterschauspiel des sinkenden Tags vergeblich seinen Reiz, auch an ihm geht die Verklärung der Lichtmajestät spurlos vorüber. Den Rücken dem Abendhimmel und der belebten Straße zugekehrt, starrt er unverwandten Blicks nach Osten in die sanftverschwimmenden Tinten der Hügelkette am Saume des Horizonts. Wem späht wohl der Mann? — Harrt er entgegen der finstern Nacht, die aus jenen Bergen kömmt? — Warum eilt er nicht rüstig seines Weges? Die königliche Preßburg ist nicht mehr fern, und gewährt wohl auch ihm ein freundliches Obdach zum Schutze gegen die Unbill der feindlichen Nacht!?! — Nicht in den Bergen sucht er, nicht der Nacht harrt er entgegen; über die Berge hinaus in weite Gegenden schweift sein Geist, fern, fern im Aufgang, dort wo Jeruschalajim liegt, ist seine Seele. — Ein Juda-Sohn ist versunken im heißen Gebet und hörbar schluchzt er zum Gotte seines altergrauen Stammes die Stellen aus den achtzehn Bitten des Abendsegens:

„Laß doch die große Posaune ertönen, zu unserer Freiheit erhebe das Banner, das uns versammeln soll aus allen Gegenden der Erde und wende Deiner Jeruschalajim wieder Deine Milde zu, in ihr zu wohnen, wie vormals, und baue sie wieder auf für David's Thron. David's Stamm aber laß auf's Neue gedeihen,

und hoch erhebe seine Wipfel durch Deine allmächtige Hilfe; denn die erhoffen wir ja jeden Tag."

Noch steht er da in leiserem, aber nicht weniger brünstigem Gebet. Immer tiefer senkt sich die Nacht hernieder, und kühl und still wird's in der dämmernden Landschaft. Nun tritt er aus dem düstern Schatten, die letzten Strahlen rother Glut fallen auf sein Angesicht, wie verklärt erscheint es in diesem Licht; und ein Zug von so rührender Wehmuth, wie um diese thränenfeuchten Augen lag, verdiente diesen letzten Kuß, dieses sänftigende Rosenroth, gesandt vom Himmel. Ist's die Antwort auf sein Gebet?! —

„Abend wird, es wird auch Morgen, hoffe, betrübtes Gemüth! Ich liebe Dich, ich, der Gott der Natur. —"

Ein tiefer gedehnter Seufzer hob seine Brust, ein sanftes Lächeln erglänzte um seine fein geschnittenen Lippen; dann wandte er sich der verlassenen Straße wieder zu, um mit muntern Schritten die Stadt zu erreichen.

Erlaube uns, geneigter Leser! daß wir unsere Aufmerksamkeit nun auf die äußere Erscheinung unseres Wanderers richten, daß wir während der kurzen Muße, die uns seine Eile gewährt, von seiner Gestalt alles dasjenige in genaue Betrachtung ziehen, was durch die gewohnte Herrschaft der Seelenthätigkeit endlich ihr sichtbares Gepräge trägt, und ihr Spiegel wird, daß wir unsere Neugierde über ihn befriedigen, indem wir dann nach unserer Weise daraus Schlüsse ziehen, und wenigstens vermuthend erfahren, weß' Geistes Kind er sei, was sein Kummer, seine Absicht und sein Ziel. — Beim flüchtigsten Blick schon stellt er sich uns als ein Jüngling von 18 bis 20 Jahren dar, von schlankem, doch kräftigem Wuchse, der aber durch eine gezwungene, gedrückte Haltung und eine gewisse Unbeholfenheit in der Bewegung der Extremitäten an seiner Schönheit verliert. Diese wird noch mehr entstellt durch den veralteten Schnitt seiner gar nicht passenden, höchst dürftigen Kleidung. Im Einklange mit dieser ist seine ganze fahrende Habe, ein mit genialer Sorglosigkeit und meisterhafter Ungeschicklichkeit geschnürtes, erschreckend mageres Bündelchen, welches er abwechselnd bald unter dem Arme, bald auch (es war gar zu leicht) in der über den Rücken verschränkten Hand hielt.

Der unangenehme, für ein ästhetisches Auge fast widrige Eindruck seiner Figur wurde aber vollkommen paralysirt durch

den merkwürdigen ausdrucksvollen Blick seines feuerstrahlenden schwarzen Auges und die überraschende Schönheit seiner regelmäßigen, streng ernsten Gesichtszüge. Hatte man einmal in das Gesicht geschaut, so mußte der Blick gebannt auf demselben haften bleiben. Man fühlte sich aufgefordert, das darin gelegene Problem zu studiren, und konnte sich doch von der magischen Anziehungskraft seines Blickes keine Rechenschaft geben. Der schwache Flaum um Kinn und Lippe, die blühende Farbe seiner Wange verkündete gesunde, kernhafte Jugend, und doch schien die düstere Falte im Winkel des obern Augenlides und der melancholische Schatten der etwas herrisch gezogenen dichten Brauen einem spätern Alter anzugehören. Seine glatte, hochgewölbte Stirn verrieth nicht nur geübte Verstandeskräfte, sondern einen hohen Geist. Das ganze Bild umrahmte das üppigste glänzend schwarze Haar; nur Schade, daß es mit allzustrenger Beharrlichkeit im Zustande der Unnatürlichkeit gehalten zu sein schien, nur Schade, daß ein so unerquickliches Kleidungsstück wie dieser Hut von fabelhaftem Alten und gleich räthselhafter Form und Farbe dazu ausersehen war, es vor dem wilden Spiel der Winde zu schützen.

Nach gründlicher Erwägung aller Umstände können wir die Behauptung aufstellen, es sei dieser Jüngling ein Talmudjünger (Bochur) und Preßburg, die hohe Talmudschule, das Mekka aller Talmudbeflissenen, sein Reiseziel.

Es war schon Nacht, da sich unser junger Freund endlich am Ziele seiner Reise, in den Gassen des Preßburger Ghetto, fand. Die Wohlthat der Gasthäuser ist nicht für Arme erfunden, und so fand er sich in der biblisch berühmten Verlegenheit, „daß Niemand kam, der ihn ins Haus nehmen wollte". Zwar begegneten ihm einzelne Männer, Bürger nicht, nur Hausväter im Ghetto, die ihn als fahrenden Scholar, am Staub seiner Füße als Ankömmling erkannten, ihm auch nach altherkömmlichen Brauch die Hand reichten, und diese Geberde mit dem Willkommgruß: Schalom alechem (Friede Euch!) begleiteten. Doch lag fromme Herzlichkeit blos in dem Worte und der Geberde, sie wohnte aber nicht im Herzen dieser rauhen Männer, und so glaubten sie hiemit ihrer Pflicht genügt zu haben, und gingen vorüber. Unser Fremdling aber als Neuling in der Welt, vielleicht auch aus edlem Stolz hatte nicht den Muth, mit seiner Bitte Jemanden

entgegen zu kommen, und hatte schon den Entschluß gefaßt, diese Nacht noch vor der Stadt im Grünen zu verträumen, als er bedachte, daß es doch gerathen sei, jedenfalls sein gutes Glück zu versuchen, indem er vollends die Gasse hinaufschritt. Vor ihm her in kleiner Entfernung ging ein fein und nach den Gesetzen der Mode gekleideter Mann in mittleren Jahren, der ihn aber nicht bemerkte. Schon nährte er neue Hoffnungen, als er um eine Laterne herumgestellt eine gemischte Gruppe gewahrte, die unter angelegentlichem Geplauder mit weiser Miene in die krankhaft schmächtige und bleiche Mondessichel starrte. Doch als er herankam, traf ihn, statt jeder freundlichen Anrede, der gebieterische Zuruf: „He! Bochur! Kiddusch Lewana!“ [1]) Dieser kam vom ältesten Manne aus der Gruppe, und der nachdrückliche Ton offenbarte eine unzweifelhafte Zuversicht, die schleunigste Willfährigkeit zu finden. Doch sei es, daß der Unmuth über fehlgeschlagene Hoffnung ihn zerstreut, oder der barsche Ton ihn störrisch machte, sei es auch, daß irgend ein anderer Beweggrund ihm sein Verfahren vorzeichnete: der Fremdling starrte erst den Alten, dann die ganze Gruppe an — Niemand konnte bemerken, wie ein höhnisches leises Lächeln ihm für einen Augenblick um die Lippen spielte — und ging dann ruhig weiter. Durch diese Ungebührlichkeit eines Bochurs verletzt, murrte der Alte in den Bart: „Poscheh Jisroel!“ — „Ein schöner Bochur das!“ ließ sich ein anderer hören. „Poscheh Jisroel!“ rief ein tapferer Kinderchor ihm nach, der die Gruppe der Männer umgab. Dies traf sein Ohr und — — sein Herz. Er blieb plötzlich stehen und eine Leichenblässe ergoß sich über sein Gesicht. In seiner Seele, was dämmerte da auf? Eine längst vergessene Scene ward ihm in dunkeln schwachen Umrissen heraufbeschworen, doch nur für einen unerfaßbaren Moment. Was war es doch? — — Da war es ihm, als würde er angeredet — Alles war vergessen — er wußte es nicht mehr.

Das Geschrei, besonders aber der Schimpf, den er auf sich bezog (er mochte hiezu seine guten Gründe haben), hatten den fremden „galant“ gekleideten Mann aufmerksam gemacht. Er wandte sich rasch und offenbar unwillig um, da gewahrte er zu seiner Ueberraschung ein anderes und zwar das wirkliche Opfer der Volksjustiz, welches ihm schon darum, daß es jetzt den Blitz-

---

[1]) Rituale Gebetformeln bei Erscheinung des neuen Mondlichtes.

ableiter für die vox populi abgab, und ohne es zu wissen, diese von seinem Haupte entfernte, nicht wenig interessant war, besonders da es in Gestalt eines armen Bochurs sich darstellte. Wodurch könnte ein solcher diesen Namen verdienen? Er ging auf ihn zu — und war durch den merkwürdigen, vielsagenden Ausdruck dieses schönen, noch immer todtbleichen Gesichts, durch die vertiefte nachdenkliche Stellung des gänzlich geistesabwesenden Jünglings äußerst betreten. Auch war er durch einige Secunden, da er vor ihm stand, mit weit geöffneten Augen angestarrt, aber noch nicht gesehen worden. Da er aber diese Aufregung auf Rechnung der erfahrenen Beschimpfung setzte, hielt er es für das beste, ihn aus der peinlichen Spannung und aller Verlegenheit zu reißen, indem er ihm zurief: „Mein junger Freund! ich vermuthe, daß Sie eben erst angekommen und noch keine Bestimmung für Ihre Unterkunft getroffen haben. Es soll mich freuen, wenn Sie mein Anerbieten nicht ausschlagen wollen; für heute jedenfalls kann ich Ihnen ein Zimmer einräumen, an einem Abendmahl soll's auch nicht fehlen. Wollen Sie? Dann fragen Sie nur nach der Wohnung des Herrmann Maienfeld, oder besser ist's, Sie begleiten mich sogleich." Und sie gingen. Der arme Jüngling hatte noch kein Lebenszeichen von sich gegeben. Die unverhofften Begebnisse hatten ihn verwirrt, der liebenswürdige freundliche Mann ihn im Innersten erschüttert. Durch die mechanische Bewegung des Gehens war er nach wenigen Secunden gefaßt, und nachdem er mit Wärme und Innigkeit für so viel Großmuth und Freundlichkeit gedankt hatte, sprach er:

„Sie haben mich, Herr Maienfeld! unter so außergewöhnlichen Umständen gefunden, daß ich besorgen muß, Sie könnten von mir böse Dinge glauben; doch darf ich Ihnen versichern, daß mein ganzes Vergehen darin besteht, daß ich meine Theilnahme an einer Art öffentlichen Gottesdienstes ablehnte, welchem ich von jeher abgeneigt war, da ich, offen gestanden, nicht vermag, rechten gesunden Sinn in der ganzen Formel zu finden, und es mir widerlich ist, irgend Etwas, besonders aber ein Gebet der gewohnten Uebung zu Liebe und nur der Menschen wegen zu verrichten. Ich hoffe, daß ich durch dieses Geständniß nichts von Ihrer Gunst verlieren werde, die Sie auf so groß- und edelmüthige Weise mir geschenkt haben, wie es scheint, einem Ihnen ganz unbekannten Menschen."

„Sie sind mir nicht ganz unbekannt, ich habe Sie ja erst

gesehen, bevor ich zu Ihnen gesprochen. Nun freue ich mich, bestätigt zu finden, was ich in Ihrem Gesichte gelesen. Behalten Sie immer den Muth, die Eingebungen Ihres gesunden Menschenverstandes nicht zu verleugnen, und damit Sie diese richtig zu verstehen und zu würdigen vermöchten, biete ich mich Ihnen hiermit zum Freunde an; ich will Sie leiten und den Gang Ihrer Studien bestimmen, die Sie an der hiesigen Talmudschule durchzumachen genöthigt sein werden; aber auch mit anderweitigen Zweigen der Wissenschaft will ich Sie bekannt machen, und Ihnen bei deren Studium an die Hand gehen, damit Sie die wenigen Jahre Ihres Hierseins zum wahren Nutzen für Ihre ganze Lebensdauer anwenden. Wollen Sie einschlagen?" Und er hielt ihm beide Hände hin. — Mit Thränen in den Augen ergriff der froh bestürzte Jüngling die biedern Hände und sprach: „Meine unbegrenzte Dankbarkeit kann ich für jetzt doch nur dadurch an den Tag legen, daß ich Ihnen ein fügsamer und gelehriger Schüler zu sein verspreche." Und sie gingen schweigend, bis sie zu einem netten Hause gelangten; da traten sie in den beleuchteten Flur, dann eine Treppe hoch, und vor einer Thür blieb Herr Maienfeld stehen: „Ich will Sie nun meiner Frau vorstellen." Und als sich diese Thür öffnete, da war es dem Fremden, als sollte er eingehen in die Wohnung der Glückseligkeit. Mit wahren Wonneschauern trat er über die Schwelle dieses heilig stillen, friedlichen Familienzimmers. An dem gedeckten Tische stand ein herrlicher Knabe von 8 Jahren vor einem großen Bilderbuche. Obenan saß, ebenfalls in einem Buche lesend, die Mutter, eine so edle, würdige, schöne Gestalt, daß der Fremde ganz bestürzt an der Thüre stehen blieb, während Herr Maienfeld zu ihr hintrat: „Meine Liebe! ich bringe Dir in diesem jungen Manne einen Gast (und er winkte ihm freundlich), von dem ich Dir übrigens nicht viel mehr zu sagen weiß, als daß wir Freunde sind. Er sei Dir also warm empfohlen." Frau Maienfeld stand auf, lud ihn mit einer leichten Verbeugung zum Sitzen ein, und mit einem Lächeln, das vermögend gewesen wäre, im Schicksalsfroste untergegangene Gemüther dem Leben wiederzugeben, sagte sie: „Sie sind uns herzlich willkommen;" eilte dann, vermuthlich um in Angelegenheiten der Wirthschaft, die auch auf den neuen Gast Bezug hatten, Anordnungen zu treffen, hinaus, und ließ gleich darauf das Mahl auftragen.

Unserem armen Unbekannten war es wunderbar zu Muthe.

Wenn er auch schon Herzensgüte hatte kennen gelernt, wenn er auch schon Gelegenheit hatte, Beispiele des Edelsinns zu bewundern, so hatte er in der rauhen Welt seines bisherigen Umgangs keine Ahnung davon gehabt, daß es auch eine feine einschmeichelnde Form gebe, worin diese Tugenden sich äußern, und dadurch erst ihren wahren Werth erhalten. Daher ihn Anfangs diese Güte, mehr noch diese Höflichkeit, fast erdrückte, und um ein richtiges Benehmen und den richtigen Ton nicht wenig verlegen machte. Doch wahr ist's: „Sobald Du Dir vertraust, sobald weißt Du zu leben," und einem redlichen, unverdorbenen, unbefangenen Herzen, das nicht nöthig hat, nach gleißender Maske zu haschen, um darunter Verrath und Tücke fremden Augen zu entziehen, einem freien Geiste, der es sich bewußt ist, Wohlwollen gegen Jeden zu empfinden, und der ein Gleiches von Jedem zu erwarten berechtigt ist, weil er einfach, schlicht und recht ist, einem solchen muß es leicht werden, ein solcher braucht seine Sprache blos in den Dienst seines Herzens treten zu lassen, um in der besten Gesellschaft selbst nicht anzustoßen; ein solcher wird im Kreise guter Menschen sich bald bekannt und heimisch fühlen.

Und als die Frau bald wieder hereinkam, trat er festen Schrittes auf sie zu:

„Ich bin ganz beschämt, gnädige Frau! (sein volles Herz dictirte ihm das richtige Modewort, sie war ihm ja gnädig), ich bin ganz beschämt und gerührt von Ihrer Güte, die Sie an mich verschwenden, ich weiß in der That nicht, wodurch ich es verdiene, daß Sie mir so liebreich begegnen. Aber Gott wollte mir in einer trüben Stunde einen Engel senden, und er wählte Sie dazu."

„Ei, sieh da!" ließ sich Herr Maienfeld hören; „junger Mann! haben Sie auch schon schmeicheln gelernt? — Doch ich muß Sie bitten, nicht zu vergessen, daß wir noch nicht einmal Ihren Namen kennen. Wenn Sie nicht allzusehr ermüdet sind, würde ich Sie ersuchen, uns während des Essens Ein und das Andere aus Ihrem Leben zum Besten zu geben. Wollen Sie? Auch wüßte ich nicht, was ein junger Mann, wie Sie, unter einer trüben Stunde verstehen kann. Doch vor Allem langen Sie zu!"

„Mein Leben bietet nichts Merkwürdiges. Die einfache Notiz, daß ich Moscheh Beck heiße und jetzt zum erstenmale meine Vaterstadt Nikolsburg verlassen habe, genügt vollkommen, Ihnen meine ganze Lebensgeschichte darzulegen; denn daß ich bis jetzt zum Talmud angehalten und darauf ausschließlich angewiesen war,

versteht sich wohl von selbst, da sich nicht voraussetzen läßt, daß ich eine andere Erziehung erhielt wie alle etwas fähigere Jünglinge unserer Nation."

„Sie haben hier, vielleicht ohne daß es Ihnen selbst klar ist, eine richtige Bemerkung angedeutet. Bei den jüdischen Jünglingen gleicht sich wirklich die Erziehung, so weit sie von fremdem Willen abhängt, immer und überall. Nicht der Mensch wird erzogen, sondern der Jude, nicht für die Gesellschaft, sondern nur für's Judenthum, nicht die Eltern leiten oder besorgen die Erziehung, sondern durch sie eigentlich die Nation, der Geist des Judenthumes. Leider gleichen wir hierin den Spartanern, bei denen auch aus den Erziehungsanstalten des Staates nicht Menschen hervorgingen, sondern — Spartaner. Nur wird der richtige Unterschied vergessen, daß diese durch ihre Nationaleigenthümlichkeiten eine historische Mission erfüllten, während das jetzige Judenthum keinen andern Zweck vor Augen hat, als sich durch die sonderbarsten Mittel, z. B. die baroken Speisegesetze, in sich abzurunden, und dem Einfluß der Civilisation und Cultur schroffe Ecken entgegenzustellen, ohne hingegen seinerseits dem Ganzen auch nur im mindesten nützlich werden zu können oder zu wollen. Da ich aber diesen Zweck nicht billige, so kann ich auch die Mittel nicht gelten lassen. Sie scheinen über diese Aeußerung als über eine Kühnheit zu erschrecken; der Grund liegt aber nur in Ihnen. Sie haben darüber noch nicht selbst gedacht, und verhalten sich in diesem Punkte zu mir, verzeihen Sie! wie vorhin die andächtige Gesellschaft, die Sie verhöhnte, zu Ihnen."

„Ich will es gestehen, daß ich zu meinem Troste annehme, Ihre Meinung noch nicht ganz, noch nicht recht zu verstehen. So wie ich sie aber jetzt noch auffassen muß, berührt sie mich im Innersten — unbehaglich. In mir lebt das Bewußtsein eines jüdischen Volksthumes, und es macht mich stolz, ihm anzugehören, und es ist mein heißester, mein einziger Wunsch, ihm einst nützlich zu werden. Heute erst, da der lebhafte Verkehr Reisender auf der Heerstraße an mir vorüberkam, wandelte mich verzagte Sorge an. Ich dachte: da der Bauer, der sein Feld besäet, hier der steife Soldat, dort der Bürger in der Kutsche, hier wieder der wandernde Handwerksmann, alle diese sind eingegleisete Männer, Glieder eines Staates und willige Diener des Staates, nützen und genießen, sie erfüllen ruhig ihre Pflicht in vorgezeichneter Bahn. Ich aber, der ausgeschlossene Jude, ich gehe nun auf die

hohe Schule, um da meine Bildung und Befähigung für einen Lebenszweck zu holen — für welchen? — Was soll ich wollen? Was werde ich können? Wie soll ich es anfangen, daß ich auch einem Staate angehöre und meine Kräfte ihm weihe? — Das war eine trübe, eine bittere Stunde, Herr Maienfeld! wie sie auch ein junger Mensch erfahren und empfinden kann. — Der Abend kam, und die Zeit des Minchagebets. Als ich mein Angesicht gegen Osten und meinen Sinn gegen Palästina wandte, das noch stehende Monument unseres im Todesschlafe verwesenden Reichs, da fiel mir's ein: Wohl! du darfst nicht Mitglied und Bürger des Staates sein, in dem du lebst, weil du nicht sein Sohn heiß't; — aber du bist ein Sohn des Volkes, das dich gebar, werde diesem ein wackerer Bürger! Ich betete, und mit welcher Inbrunst sprach ich die Bitten, die auf unseres Volkes Wiedergeburt, auf unseres Reichs erneute Selbständigkeit Bezug haben! Ich war ruhiger dann; die Sonne blickte so wunderbar schön auf mich und auf die müde Erde — ich hatte neuen Muth und schöne Hoffnungen wieder, die nun erfüllt zu werden scheinen, da ich Sie gefunden, edler Mann!"

Herr Maienfeld lächelte, doch nur, wie man lächelt, um nichts sagen zu müssen.

Es entstand eine kleine Pause. Dann erinnerte sich Herr Maienfeld, daß es schon spät sei, besonders für den müden Herrn Beck. Dieser empfahl sich also und ging in das ihm angewiesene Schlafzimmer.

Der Herr Beck war wirklich müde; die ungewohnte anhaltende Fußwanderung hatte bei ihm eine vermehrte Anstrengung nöthig gemacht, um nur während des Tischgespräches munter zu bleiben, dieser Ueberreiz verließ ihn nun doppelt abgespannt und ganz erschöpft. Mit Wollust warf er sich daher in das weiche Flaumbett, und „ihm löseten sich die Glieder". Aber ein wirres Gedankenmeer wogte ihm durch den Kopf, und verscheuchte den Schlaf. „Wer ist doch dieser sonderbare Herr Maienfeld?" und wieder stand die Scene vor ihm, da er ihn auf der Gasse fand, und die Ideenverbindungen brachten wieder sein Gedächtniß und seine Neugierde in Aufruhr, jenes Glied aus der Kette seiner Lebensereignisse, auf welches damals sein inneres Auge für einen Augenblick gelenkt wurde, welches aber durch den Rost der Zeit

zu matt geworden, um klar erkannt zu werden, durch geistiges Reiben und Wetzen wieder blinkend zu machen, daß es wieder schimmere für eine Zeit. Und es gelang ihm, und seine Erinnerung verweilte bei einer Scene aus seiner Kindheit im Vaterhause. Er durchlebte und durchgenoß sie wieder. Wir aber wollen sie unsern gütigen Lesern eben so deutlich und so ausführlich, als es uns möglich ist, vorführen.

Da saß er eines Abends als braunlockiger dreijähriger Junge auf seinem Schemel zu Füßen seiner Großmutter Ella.

Das war aber eine liebe, gute Großmutter, sie brachte ihm die schwierige Wissenschaft des Aleph-Beth bei, und erkaufte seine Aufmerksamkeit durch kleine Leckereien, und, was ihm noch lieber war, durch den Lohn schöner Histörchen.

Da saß er nun wieder eines Abends und hörte mit gespannter Aufmerksamkeit: „wie wir unserer Sünden wegen den Tempel in Jeruschalajim verloren haben, und viele sind todtgeschlagen worden, und haben wir müssen unserer Sünden wegen in fremde Länder in Gefangenschaft gehen."

Da schrie der kleine Moscheh ganz entrüstet auf: „Ja, warum aber ward ihr auch so schlecht!" — Aber die Großmutter verwies ihm seine laute Störung — sah er denn nicht, daß der Vater dort am Tische vertieft vor einem Folianten saß? Der muß Stille haben. Auch ist er heute sehr verstimmt, bekümmert, nun freilich, es ist Fasttag heute, als am Vorabende des lustigen Purim-Festes. Draußen war's kalt und düster, und dicht von Schnee die Luft und dunkel der Himmel von dicken Wolken und der Wind jagte und stöberte die großen fallenden Flocken. Aber in der Stube war's warm und ruhig und angenehm. Da duftete schon das morgende Fest. Muhme Sarah, die immer so hastig ist in Allem, und immer so zornig thut, auch ohne Anlaß, steht mit geschürzten Armen vor dem Brett, wo sie Figuren von süßem Teig und Butterkuchen zum Backen vorbereitet. — Als es spät ward, nahm der Vater die Pergamentrolle zur Hand, aus der er in der Synagoge die Geschichte Esthers zuhören wird, und ging schweigend und ernst. Mittlerweile ward gescheuert und gefegt, die Großmutter unterbrach sich in ihren Erzählungen oft durch ein Commandowort, ein weißes Tuch ward auf den Tisch gelegt und die achtzackige Lampe angezündet, so wie die metallenen Wandblenden zur Feier des Tages. Unter das eine Fenster ward

noch ein besonderes Anrichttischchen hingestellt, um die Festgeschenke in Empfang zu nehmen, die heute und morgen in Menge herbeiströmen sollen; denn es war der Vater Rabbi einer kleinen Synagogengemeinde. — Endlich kam dieser aus der Synagoge zurück; und als das herzliebe Großmütterchen ihn kommen sah, so in sich gekehrt und verstört, mit den sorglichen Furchen der Stirne, wiegte sie schlau lächelnd und bedenklich das Haupt, und da er nun ihr und der Muhme Sarah mit dem stechenden Blick die Megilla las, hörte sie ihm mit halber Zerstreuung zu, war froh, als er geendigt, und ließ ihm schleunig ein kleines Mahl von Milchspeisen vorsetzen. Er aß, jedoch wie ein Mann, der sich einer lästigen Pflicht zu unterziehen genöthigt ist — verdrossen und still, schlich dann hinaus und ließ die Zurückbleibenden in dem frostigen Gefühle, welches das Bewußtsein hervorruft, eine froh erwartete Festfeier getrübt, „verstört" zu sehen. Das kleine Moschehle gaffte betroffen und naiv neugierig, schob daher seinen Schemel wieder zu seiner Vertrauten, der Großmutter, hin, und fragte leise, doch dringlich: „Großmutter! warum ist der Vater so finster heute? sag mir's." Die Großmutter nickte zutraulich, nahm und streichelte seine kleinen Händchen: „Ich will Dir's sagen." Da riß der Vater plötzlich die Thüre auf, „die Lewana" [1]) rief er im Hereinstürzen, nahm Rock und Pelzmütze, und war eben so eilig wieder hinaus. „Nun, gelobt sei Gott!" sagte die Großmutter; „siehst Du, Moscheh, mein Kind! das hat den Vater traurig gemacht, weil er noch nicht hat können Lewana mekadesch [2]) sein."

„Warum hat er noch nicht können?" — „Weil immer noch die Lewana umwölkt war seit 14 Tagen, und man muß sie sehen, wenn man mekadesch ist."

„Warum, Großmutter?"

„Mein liebes Kind! kannst Du den Danksegen jetzt über Kirschen sprechen, oder über andere Früchte, die Du nicht hast? Nicht wahr, Du weißt schon, daß das Entweihung des Gottesnamens heißt. Nun! so darf man auch nicht mekadesch sein, wenn man die Lewana nicht sieht."

„Aber muß man denn im Sommer Kirschen essen, um den Segen darüber sprechen zu können?"

---

[1]) Der Mond. [2]) Siehe Anmerkung Seite 433.

„Was fällt Dir ein, Moscheh! wie kommst Du darauf?"

„Nun, ich meine nur, weil der Vater so unmuthig darüber war, daß er die Lewana nicht hat sehen können; was schadet es denn? es kann ja auch keine Sünde sein! Will der liebe Gott sie nicht zeigen, so braucht man nicht den Segen zu sprechen."

„Du hast recht, mein Kind! aber mit dem mekadisch sein ist das etwas ganz anderes. Ich will Dir nur sagen: die Leute glauben, in dem Monat, wo man hat den Neumond gesehen und mekadesch gewesen, hat der Todesengel keine Macht über einen, wo man es aber nicht hat können, sucht er anzukommen, und man kann gar leicht sterben in dem Monat."

Moscheh horchte hoch auf.

„Heute vor 4 Jahren hat noch gelebt R. Bezalel Dajen, ein gar frommer Mann; der hat große Stücke darauf gehalten und ist einmal eine Stunde weit gegangen, um die Lewana frei von Wolken zu sehen. Wie er aber schon ganz alt war und schwach, hat er nicht mehr können auf die Gasse gebracht werden, und zum ersten Mal in seinem Leben hat er nicht mekadesch gewesen; war aber auch sein letzter Monat. Die Leute sagen, er ist daran gestorben." —

„Aber eine Sünde kann's ja doch nicht sein?"

„Nein! wie kann's auch eine sein? und — Dir darf ich's schon sagen, Du bist ein kluges Kind; ich glaube es auch nicht!"

Moscheh schaute die Großmutter groß an, sprang vom Schemel auf und rief: „Ich glaube es nicht, das mit dem Lewana mekadesch sein."

Die böse Muhme Sarah (sie war bei diesen Worten hereingetreten, und hatte beim geschäftigen Ab- und Zugehen so viele Bruchstücke des Gesprächs gehört, um ihre Bedeutung zu verstehen), die böse Muhme Sarah sagte: „Ella! ich sag' Euch, das Kind wird ein Poscheh Jisroel."

„Gott hüt'!" schrie die Großmutter. „Laß nur gut sein, Sarah! Moschehleben (und sie legte die Hand auf sein Haupt) ist ein gescheidtes Kind, und hat einen guten Kopf. Moscheh wird werden ein Godel bejisroel;[1]) nicht wahr, mein Kind?"

Muhme Sarah nickte giftig: „Der wird noch ein Kofer."[2])

---

[1]) Großer berühmter Mann in Israel. [2]) Abtrünniger.

In dem kleinen Moscheh aber war ein wichtiger Proceß vorgegangen. In seinem jungen Geiste hatte sich ein selbständiger Gedanke, ein ureigenes Urtheil losgerungen. Der Vorgang der Großmutter war ihm nur Beispiel, Ermunterung, und eigene Skeptik hatte die Krise selbstthätig vorbereitet. Und als der Vater hereinkam und sich frohselig darüber ausließ, wie dies Glück, daß ein Windstoß so unerwartet den dichten Wolkenschleier vor der schon vollen Mondesscheibe eben zur rechten Zeit zerrissen, aller Wahrscheinlichkeit nach, dem wohlthätigen Einfluß des angehenden Festes zu danken sei; da fixirte ihn aus dem Auge des vergessenen Knaben ein Blick so überwiegender, gegründeter Einsicht, daß ihn die rigoristischen Erwachsenen gewiß einer unzeitigen Altklugheit zugeschrieben und streng geahndet hätten, wären sie fähig gewesen, den tiefen Sinn dieses Blickes zu verstehen. —

Wir betrachten mit Staunen und Vergnügen die wunderbaren und ewig wechselnden Farbenblumen, die da entstehen und schwinden in der dunkeln Röhre des Kaleidoskops, so wie man sie dreht. Herrlicher Wechsel! ich möchte ihn eine Phantasie des Lichts, einen Traum im Lichte nennen. — Und doch sind es dieselben Formen, dieselben Steinchen, die wir so mannigfaltig geändert immer wieder sehen, ohne daß sie in der That eine Umgestaltung erlitten hätten. Blos ihre Stellung gegen einander, die geringste Verrückung hat mächtigen Einfluß auf sie, und ihre Beziehung zur Reflexion der spiegelnden Glaswände lassen uns ihre Gestalten in ewig anderer Form, niemals in ihrer Wahrheit in's Auge fallen. — So auch stellen sich uns die unendlich vielfältigen und wechselnden Erscheinungen des psychischen Lebens dar. Dieses ist für uns ein unnahbares Geheimniß, das uns oft Ehrfurchtsschauer, oft Entsetzen abjagt, oft hinwieder seliges Ergötzen und Wonne einflößt; und doch hat die ganze Welt dieser Wechsel ihren Grund nur in dem einfachen Wesen, welches dasselbe unveränderte bleibt, auch bei der größten Gehaltsverschiedenheit des Erdenstoffes, dem es eingeprägt ist. Die Wuth des Lasters, die den Mörder zum Morde treibt, stammt zuletzt aus demselben Wesen, welches einen Socrates zum Socrates werden ließ. Aber wie die bunten Farbengestalten des Kaleidoskops, so lassen auch nur Erscheinungen, das heißt sinnfällige Folgen auf das Dasein des einfachen Geistes schließen. Auch können wir nur

in äußerst seltenen Fällen, ja vielleicht nie, selbst nur die Beziehung dieses Geistes zur Außenwelt, zur Gesellschaft und zur Reflexion unseres Verstandes genau ermitteln. Dabei hat oft auf die Aeußerung der Seelenthätigkeiten und auf ihre Modification ein Einfluß statt, der unserer Aufmerksamkeit ganz entgeht, oder den wir im besten Falle für die ganze Tragweite seiner Folgen zu berechnen doch nie im Stande sind!!! —

In Folge dieser Erinnerung hatte sich der wilde Sturm seiner Gedanken gelegt und in sanfte Bilder aufgelöst. Mit wahrer Lust und Befriedigung hielt er das Gemälde jenes idyllischen Schauplatzes in seiner Vorstellung fest, und er glaubte sogar die altbekannten, nun ach! lang entwöhnten Züge seiner Großmutter vor sich zu sehen, und sich selbst auf dem Schemel zu ihren Füßen, und den Vater, und das Zimmer mit dem ehrwürdigen Möbel — alles ganz klar und deutlich; so lebhaft hatte er sich in diese Vergangenheit hineingedacht. — Aber eine allgemeine Erschlaffung fesselte seinen Leib an die Lagerstätte, er war keiner Regung fähig und fühlte sich nicht; nur ein unnennbares Wohlbehagen, eine unbeschreiblich selige Ruhe wie die des Todes berauschte ihn — war das schon Schlaf?

Aber er sah ja so deutlich das Bild seiner guten Großmutter, und den Vater mit seinem würdevollen Ernst vor dem offenen Talmud-Folianten. Er wußte ja klar und deutlich, daß er sich eben mit dem schönen Purim-Geschenk seines lieben Großmütterchens so herzlich vergnüge. — Er hat ihn ja in den Händen, diesen schönen zuckernen Engel mit der Harfe im Arm, mit dem Röckchen von weißem Tragant und den schneeigen Schmetterlingsflügeln — — und die Muhme Sarah kömmt nun herein, und mit zorngeröthetem Gesicht zerbricht sie ihm das schöne Engelchen — weil ein jüdisch Kind kein Bildchen haben dürfe — und zerbrochen liegt es da das schöne Engelchen . . . die böse, böse Muhme! — Sieht er es Alles nicht ganz bestimmt und klar? — oder ist Alles das schon Traum?!

Ein plötzlicher Ruck kömmt nun in seinen Gedankengang und verwischt die Bilder seines innern Auges, und große Bangigkeit ängstigt seine Seele; Ort- und Zeitverhältnisse sind geschwunden und abgestorben seines Leibes Sinn, er fühlt sich nicht und ist nicht der leisesten Regung mächtig — aber ihn quält die peinlichste

Sorge, denn er schwebt im unendlichen Raume, im tiefelosen Nichts, und um ihn öde Leere und in ihm Finsterniß und Qual. Nun sinkt er — unaufhaltsam — sinkt im unendlichen Raume — und unsägliches Grausen lähmt seinen Puls, und versetzt ihm den Athem, und er fühlt sich nicht und ist nicht der leisesten Regung mächtig, und er denkt zu vergehen. — Da gelingt seiner ungeheuern Anstrengung ein krampfhaftes Zucken seines ganzen Körpers, und siehe da! seine Füße gewinnen festen Halt — er steht aufrecht, leise lose niedergesetzt auf einem Grabhügel des verrotteten Friedhofs voriger Jahrhunderte hinter seines Vaters Hause, — dem Tummelplatze seiner Kinderjahre, er selbst wieder das Kind, das kleine Moschehle im leichten Oberhemde — und Friede zieht in seine Brust, und ein buntfärbiger Lichtglanz erquickt seine Augen und zeigt den verödeten hügelreichen Grasplatz in zauberischem Scheine, und eine duftige Kühlung fächelt von diesem Lichte die Angst aus seiner Seele weg — und er blickt auf, die Quelle dieses himmlischen Glanzes zu entdecken, der nicht von der Sonne kömmt. Und er kam nicht von dem blendenden Tagesgestirne, es war das Angesicht seines Engels, der vom hohen Himmelsgewölbe holdselig auf ihn herabblickte, allenthalben den schönsten duftigsten Schimmer versendend.

In entzücktem Selbstvergessen stand das Moschehle da und streckte seine Händchen zu ihm auf — da löste der Engel seine Harfe vom rosenfarbenen Bande und senkte sie an einem Silberfaden herab, bis sie über dem Haupte des Kindes hing; die Harfe aber war groß und mit goldenen Saiten bespannt, und der Faden erklang im süßesten Ton, und von der Harfe drang in sein Ohr Musik der himmlischen Schaaren.

Und da er mit überirdischer Wonne den Harmonien lauschte, fühlte er, daß er wachse und kräftig werde am Körper, und kräftig werde und reif am Geiste, und er war endlich — der er war, ein Jüngling; da lachte Jemand hinter ihm, und es legte sich eine Hand auf seine Schulter, und er erkannte die Stimme des Hrn. Maienfeld, da er zu ihm sprach: „Sie starren ja so in's Leere, lieber Freund! folgen Sie mir hin in den Garten, wir finden köstliche Früchte." — Und vor dem Ton dieser Stimme sprang dröhnend die Silbersaite, und die Harfe zerrann in Luft, und das Engelsangesicht verschwand, und es stand wieder die Sonne am Himmelsgezelte und schickte sengende Glut hernieder, zu reifen die Früchte der Erde. Aber ihr Licht war trüb und

schwül wie gebrochen durch Regennebel, und den Horizont umzogen schwarze Gewitterwolken, und in ihnen grollte es wie Donner, und tönte wie Lachen der Hölle. Herr Maienfeld aber hatte den jungen Moses unter dem Arme ergriffen, und mit sich fortgezogen hin in den schönen Garten, zu brechen die köstlichen Früchte. Dieser folgte ihm willenlos und im Innersten betrübt. Und im Hintergrunde fielen schwere Tropfen, und bald strömte der Regen. Und das Geräusch des fallenden Regens däuchte ihm wie Geschwätz der Leute, und der ferne Donner schreckte ihn wie Lachen der Hölle und es war ihm dumpf und traurig zu Sinne. Und er brach von den Früchten des Gartens — der Regen ergoß sich in Strömen aus den zürnenden Wolken — und er glaubte am Rande des Horizonts eine ungeheure Menschenmenge zu hören, wie sie in verworrenem Gewoge und Gewimmel herandrängte, und immer näher drängte, und unter ihnen Gesumme, Gesang und Geschrei anzuhören wie Streit und Zank, und der ferne Donner klang wie das Lachen der Hölle — aber alle diese Stimmen übertönte eine, die hell kreischend ihm zuschrie: „Poscheh Jisroel! Poscheh Jisroel!"

Da sank er hin unter dem Baume und ihn wollte ein heißer Schmerz verzehren. Und er hörte sie näher kommen die rasende Menschenmenge, auf ihn zu, und immer näher, und toben in wildem Geheul. Aber eine mächtige nahe Stimme erscholl, er wußte nicht, woher sie kam, aber hebräisch waren die Worte, die sie in tiefen gedehnten Tönen über sie rief: „Zum Frühgebet!" und still ward die Menge und es schwieg der Donner und es war ruhig überall und ein dämmerndes Licht blendete seine Augen, er sah die Völker nicht mehr. — Vögel sangen und trillerten in den Lüften, es war ein heiterer fröhlicher Frühlingstag. — Moscheh lag im Bette des Hrn. Maienfeld — und wieder erscholl eine mächtige nahe Stimme, hebräisch waren die Worte, die sie in tiefen gedehnten Tönen rief: „Zum Frühgebet!" —

Der Synagogendiener hatte eben zum Morgengottesdienst gerufen.

II. Das Leben.

An Feiertagsabenden, bevor die Nacht anbricht, und der folgende Festtag oder die Gewerkwoche in der Synagoge feierlich eingeleitet werden soll, beginnt in den Ghetto's größerer Gemeinden ein lebhaftes Treiben. Man erblickt in den verschiedenen Gassen ein buntes Drängen von Promenirenden aller Classen. Greise, Männer und Kinder, Weiber und Mädchen, junge und alte, reich und arm füllen nach und nach den Schauplatz und erwarten da den Anbruch der Nacht.

In Nikolsburg aber geht es an solchen Abenden am lebhaftesten her, denn hier ist es die einzige ausschließlich sogenannte „Gasse", die längste im dortigen Ghetto — in welche von allen Seiten der Menschenstrom sich ergießt.

Heute überdies zeitlicher als sonst; denn man kehrt vom Taschlichwerfen zurück. Es ist der Abend des ersten Neujahrtages (Rosch-Haschono) und nach Mincha hatte jede der vielen großen und kleinen Synagogen die Beter hinaus versandt auf's Feld, zu einem Wasserreservoir, um dabei, in Ermanglung eines Sees oder Teiches, die genannte Ceremonie zu üben. Es werden nämlich heute, als am ersten der zehn Bußetage, zum Symbol Krümchen in's Wasser geworfen: „daß auch so" — sagt hiezu die Formel — „Gott versenken möge in den tiefsten Meeresgrund der Sünden Menge, und alle Vergehungen des Hauses Israel an einen Ort, da sie nicht gedacht werden, auf daß sie nicht geahndet würden, und alles Andenken an sie für immer schwinde u. s. w."

Aber vor der Altschul außer dem Gedränge, doch an der „Gasse", gewahren wir eine Gruppe von vier Männern ruhig stehen und plaudern. Das Getümmel mochte ihnen nicht behagen. Der eine hält einen Bund gewichtiger Schlüssel im Arm — es ist der Schames, er hat so eben die Synagoge erschlossen. Neben ihm steht der Vorbeter (Chasan), ein wichtiges Individuum in der Synagoge; er muß bei der Hand sein, und stellt sich also zeitlich ein. Ferner ist da R. Itzig Dibdin, seines Handwerks — Kinderlehrer in talmudischen Fächern. Endlich ist da ein zerknirschtes, zerknittertes Männlein — ein Hausirer melancholischen Geblüts; er meidet gerne diesen Lärm; Tumult ist ihm ein gar verhaßter Klang; sie toben wie vom bösen Geist getrieben — hingegen liebt er honette Gesellschaft, und zieht es vor, vernünftigem Gespräch zu lauschen. Eben zeigte eine erhöhte Lebhaftigkeit in ihren Ge-

berden, daß das anfänglich unbedeutende Geplauder eine interessante Wendung nahm, als ein fünftes, schon in seinem Aeußern merkwürdiges Individuum zu ihnen stieß.

Man denke sich ein breitschultriges untersetztes Männlein mit auffallend großem Gesichte, in welchem wieder die Augen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen durch ihre matte Wasserfarbe und den blutstreifigen blaßgelben Apfel. Die Wangen sind schlaff und runzelig, doch, eben so wie die große plumpe Nase, von kupferrother Färbung. Es ist dies Rabbi Salman, der sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, die Rolle eines Gottgeweihten, so zu sagen heiligen Mannes durchzuführen. Zu diesem Ende mied er in seiner Kost Alles, was von Lebendem kömmt, und beschränkte sich folglich ausschließlich auf Pflanzenkost. Doch sagten ihm die Leute nach, daß er der Rebe als der edelsten Pflanze entschiedenen Vorzug angedeihen ließ. Er soll viel, sehr viel Wein getrunken haben. Auch sein Erwerbszweig war nicht wie anderer profaner Menschenkinder. Mögen andere im Alltagsleben es sich sauer werden lassen, und den Schweiß des Angesichts zugleich mit dem Brode erarbeiten; es zieht doch immer von der andächtigen und unmittelbaren Correspondenz mit der Geisterwelt ab. Er für sein Theil hatte hingegen zu seinem Lebensunterhalt gewiß ein edles Geschäft sich erlesen: die Lebensrettung. Aber wie er das anfing? Ich will es erzählen. War Jemand aus der jüdischen Gemeinde krank, so ließ er Aerzte Aerzte sein und ging zu R. Salman. Dieser verstand es, durch das kabbalistische Universalmittel: Pidjon Nefesch, wobei er nach gewissen Regeln, die auf Buchstabenzählung des Namens der Patienten Bezug hatten, Metallplättchen auflegte und zählte, und mit Beihilfe untrüglicher Psalmen den bösen Krankheitsgeist zu bannen. Man lache ja nicht! das Mittelchen hat schon Viele am Leben erhalten — alle nämlich, die sich mit dieser Heilungsmethode befaßten!!

Solcher Gestalt und Art war R. Salman, der nun zu der Gruppe stieß.

„Guten Jomtof! [1]) R. Salman,“ rief ihm der Schames entgegen, und die ganze Gesellschaft stimmte ein.

„Nu, was sagt Ihr dazu, der Rosch hakohl [2]) nit zu sehen gewesen beim Taschlich werfen!“

---

[1]) Feiertag. [2]) Gemeinde-Hauptvorsteher.

„Gut Jomtof! Gut Jomtof! He! — müde bin ich, Kinder! der Rosch hakohl? Leider Gotts, die Welt is nit zu verstehn. Kinder, ich sag Euch, Moschiach muß bald kommen; der Talmud sagt: In den Zeiten, wenn Moschiach wird kommen sollen, wird die Chuzpe[1]) groß sein. — Der Rosch hakohl von Nikolsburg geht nit zu Taschlich! Hört sich nit die Welt auf? Ja! Ja! Er hat sich auch betrogen der Zadik,[2]) unser voriger Rosch hakohl — in Gan-Eden[3]) ruht er — daß er den hat eingesetzt."

„Macht keinen Lärm, R. Salman!" nahm nun R. Itzig das Wort, „er lernt doch ganz wohl, hat einen eisernen Kopf, und hat doch Jeschueh[4]) gebracht auf Jisroel, das is ein großer S'chus!"[5])

„Versteht sich! Versteht sich! aber was hat man damit? wie sagt der Posek:[6]) Hilfe und Rettung kann kommen den Jehudim von anderer Seite, d. i. von Gott — gelobt sein Name! — Aber wieder sagt der Posek: Deine Verderber und Deine Zerstörer gehen von Dir aus — un er is machriv[7]) die Welt. Vor zwei Jahren kommt ihm der Einfall, die Kinder sollen erst zu fünfzehn Jahr Gemoro[8]) lernen, weil es in Perek[9]) so steht, sie sollen erst Tnach[10]) gut kennen, und gallchisch[11]) sollen sie auch lernen; un er ruht nit, hat heut erst beim Sefer[12]) 200 Gulden dazu geschnodert;[13]) Jimach Sch'mo![14]) gallchisch sollen die Kinder lernen! Is er nit die Welt machriv? He?"

„Ich seh' nur meine Wunder, was für Masel[15]) der Mensch hat," sagte Henech der Hausirer; „200 fl. geschnodert! Hm! Hm!"

„Seid mir mochel[16]), R. Salman!" sprach der Chasan; „Ihr wißt, ich bin erst 3 Jahre hier; was is das für Jeschueh, die der Rosch hakohl hat gebracht über die Khilla?"

Der Hausirer drängte sich näher. „Ja, R. Salman! ich wollt Euch auch bitten, uns das zu erzählen. Etwas hab ich läuten gehört, weiß aber nicht genau, wie es is über einander gegangen."

„Nu, es is ein Wunder von einer Geschichte, ich will sie Euch erzählen, aber ich muß von vorn anfangen, weil R. Herschel

---

[1]) Vermessenheit. [2]) Frommer Mann. [3]) Paradies. [4]) Rettung, Hilfe. [5]) Verdienst. [6]) Bibelvers. [7]) Zerstört, verdirbt. [8]) Talmud. [9]) Sprüche der Väter. [10]) Die heilige Schrift. [11]) Deutsch. [12]) Beim Vorlesen der Thora. [13]) Als freiwilliges Geschenk angelobt. [14]) Ein jüd. Fluch: sein Name verlösche. [15]) Glück. [16]) Verzeiht mir.

Chasan nech gar wenig von unsern Rosch hakohl weiß, und mich nicht recht verstehen möcht.

Also Kinder, hört's zu.

Laß mich sehn! Vor 13 Jahr — ja! vor 13 Jahr is unser Rosch hakohl (er is ein hiesch Kind) wieder heim kommen von der Jeschiwa.[1]) 12 Jahr war er in der Fremd, hat erst ein Paar Jahr in Preßburg gelernt, nachher weiß Gott, wo er gewesen is. Heim is er kommen, war die Welt auf mit ihm; wohl hat er gelernt, ganz wohl und viel hat er gekannt, und der Raw hat ihn hold gehabt.

R. Anschel Gitels hat geheißen unser voriger Rosch hakohl; der war Oscher Addir[2]) und hat gehabt eine einzige Tochter. Deßmals war er schon alt un hätt' gern sein Tochter Blume gesehen unter die Chuppe[3]) gehn. Also is er gegangen zum Raw un hat ihm gesagt, er soll ihm einen guten Bochur schicken, er will ihm Schabbes Kost geben. Der Raw hats aber verstanden, un wen hat er geschickt? — unsern wohlen Bochur.

Wart! laß mich sehn! ja! deßmals is gewesen das vorletzte Jahr vor der großen Milchome[4]) zwischen der Kaiserin und dem Melech[5]) von — Preußen mein ich. R. Anschel hat geliefert Leder un is immer mehr Oscher geworden, aber von den Schidduch[6]) war noch keine Rede. Natürlich, R. Anschel hat nachgeben seiner Tochter 10.000 fl. und hat erst wollen sehn, ob sein Eidam sie wird können ernähren. Aber gegessen hat der Bochur alle Schabbes bei ihm, un is oft gekommen zu ihm. Nu, R. Anschel is immer mehr Oscher geworden, und, gelobt is Gott! in die Khilla is auch Geld gekommen durch die Milchome, aber große Theurung is geworden, un der Bauer hat Noth gehabt. In Goleß sin wir, un zum Juden hats ausgehen müssen. Die Gojim[7]) haben Kinah[8]) gekriegt un hätten gern geraubt un geplündert. Wie die Noth is gar groß geworden, haben sie gegessen unzeitig Obst un solche Sachen, un viele sin krank geworden un sin gestorben.

Weh geschrieen! Auf einmal is kommen ein Bilbul,[9]) wir Juden haben die Brunnen vergiftet!

Kinder! ich sag Euch, wer das denkt, der denkt etwas, un wenn ich noch hundert Jahr leb, vergess' ich's nicht. Die Dorf-

---

[1]) Talmudschule. [2]) Sehr reich. [3]) Trauhimmel. [4]) Krieg. [5]) König. [6]) Verbindung. [7]) Das Volk. [8]) Neid. [9]) Böswillige falsche Beschuldigung.

geher sin damals heim gekommen mitten in der Woche, blau un grün geschlagen, un alles hat man ihnen weggenommen un froh waren sie noch, daß sie lebendig davon kommen sind. Aber geheißen hat's, als wie morgen kommt das Volk aus den Dörfern in die Khilla le-haschmid velaharog.[1]) — Man is zum Raw gelaufen, er soll helfen, hat er lassen Nachmittag gleich alle Schulen aufmachen, un man is auf der Erde gesessen und hat gebetet un geweint.

Nein! in meinem ganzen Leben vergess' ich das nicht, un wenn ich noch hundert Jahr leb, wie damals zum Rosch hakohl is kommen zu laufen sein Schabbes-Bochur, unser jetziger Rosch hakohl in Schul, wo alles hat geweint un geschrieen. Sein Gesicht war ganz roth vor Zorn und Wuth un mit mächtiger Stimm hat er geschrieen in Schul, daß alles is still geworden: „Schämt Ihr Euch nicht, R. Anschel! Ihr seid Rosch hakohl un sitzt da un weint un laßt die ganze Khilla da sitzen un weinen, was wird Euch das helfen? — Helft lieber! R. Anschel! Ihr seid Rosch hakohl!" Un wie das die Leut haben gehört, sind viele aufgestanden un hingangen zu R. Anschel un haben ihn gebeten: „Um Gotteswillen seht, was zu thun is." Es hat aber ausgesehen wie ein Gespött von den Leuten, denn es is schon bald Abend gewesen un morgen schon hat man erwartet mit Zittern die wilden Rotten. Un der alte Mann is da gesessen in Verzweiflung: „Weh mir!" hat er geschrieen, „daß ich armer Mann soll helfen der ganzen Khilla; wie soll ich helfen, wenn Gott nicht hilft!?" Nun hat der Bochur einen großen Bogen beschrieben Papier herausgezogen — Gott weiß, was darauf geschrieben war — un Tinte un Feder.

„Da unterschreibt das!" hat er zum Rosch hakohl gesagt, „so wird Gott vielleicht helfen" — un R. Anschel hat unterschrieben. „So! un legt das Siegel daran, das Khilla-Siegel" — un er thuts, alles in Schul, er hat gewußt, er darf dem Bochur trauen, un er hat einen geschickten Kopf. — Wie alles fertig war, hat der den Bogen zu sich gesteckt: „So! damit fahr' ich auf der Stelle nach Brünn zum Gouverneur."

Bei meinem Leben! er is nach Brünn gekommen in der Nacht spät un is gleich zum Gouverneur, der hat aber schon lange geschlafen un man hat ihn nicht wollen vorlassen. Hat er den Bogen vorgezeigt, weiß Gott was darauf is gestanden un

---

[1]) Zu tödten und zu morden.

hat gesagt: „Ich muß mit ihm reden in höchst dringenden Sachen.“ Bei meinem Leben! er hat nit geruht, man hat den Saar [1]) aufgeweckt mitten in der Nacht, un er is zu ihm hinein mit dem Bogen Papier un is geblieben bei ihm über eine Stunde.

Den andern Tag um 10 Uhr Früh is Militär kommen angerückt un is gelegt worden in die Judengaß, un nachgefahren is kommen mit dem Militär der Bochur, unser jetziger Rosch hakohl.

Kinder! ich sag Euch, Jomtof war damals in Nikolsburg, un das Militär hat man gehalten wie die eigene Kinder un der Bochur hat groß Kowed gehabt — is ein Wort Lügen dabei, R. Itzig? — Nach zwei Tagen hat man Masel Tow [2]) gemacht; R. Anschel hat dem Bochur gegeben seine Tochter Blume mit 10.000 fl. un hat ihn eingesetzt zum Eidam.“

„Masel hat der Mensch!“ rief Henech der Hausirer — „groß Masel!“

„Drei Jahre darauf is R. Anschel Gitels gestorben un sein Eidam is geworden Rosch hakohl. In Anfang is alles gut gegangen, aber seit vor sechs Jahren sein Weib Blume auch gestorben is, kann man den Menschen nit erkennen. Immer will er neue Sachen in die Khilla bringen; das Glück is, man folgt ihm nit. Aber er hat die wunderbarsten Einfälle, daß man oft nit weiß, was man von ihm denken soll, un ob er recht hat oder nit.“

„Ganz wahr, R. Salman!“ nahm nun R. Itzig das Wort. „Neulich waren wir beim Raw, der Rosch hakohl war auch da; ihr mögt zuhören, R. Salman; hat man erzählt, daß vorzeiten einmal der Fürst in Schloß hat Chesed [3]) gethan den Juden von Nikolsburg und der Raw damals hat ihm den Segen gegeben, sein Haus soll wachsen un groß werden — un seit der Zeit wachst der Felsen, auf dem das Schloß steht, un es wird immer höher un höher. Darauf hat der Raw gesagt, daß es so emes [4]) is. Er denkt noch, wie er als klein Bochurl hier gelernt hat, hat er von der „Gasse“ aus über die Häuser hinweg nur können sehn die untersten Fenster vom Schloß, un wie er is 40 Jahr darauf herein gekommen als Raw, hat er schon können sehen schön tief unter den Fenstern die Weinreben.“

---

[1]) Fürst, Machthaber. [2]) Verlobung gefeiert. [3]) Gnade erzeigt, Milde bewiesen. [4]) Wahr.

„Wunder Gottes!" sagte R. Salman, „gewiß is es emes! wie sagt der Posek: Gott thut den Willen seiner Frommen."

„Ja! das sagt Ihr; was hat aber der Rosch hakohl gesagt? Seid mir mochel,[1]) Rabbi! hat er gesagt, das Schloß is nit gewachsen, ihr seid gewachsen un habt also mehr können sehn über die Häuser hinweg. — Alle haben müssen lachen, aber der Raw ist zornig geworden; meint Ihr, ich werd Euch Lügen sagen! — Nu, R. Salman, was sagt Ihr dazu?"

„Was soll ich sagen?" rief R. Salman in großer Entrüstung; in Perek steht: „un Du sollst wissen, was Du zu antworten hast den Apikorsim." [2])

Die vier Männer sahen einander betroffen an. Dem Schames mochte aber diese Bezeichnung doch gar zu hart scheinen, er legte daher seine Lanze ein: „R. Salman! Ihr seid übertrieben. Unser Rosch hakohl is doch ein feiner Mensch. Erst gestern hab ich einen curiosen Spaß mit ihm gehabt. Wie ich bin gegangen wecken die Leute zu S'chor Beriss, bin ich auch kommen zu klopfen an das Fenster vom Rosch hakohl. Da hab ich mich erinnert, daß ich vor einem Jahr hab viel zu leiden gehabt von der Khilla, weil der Rosch hakohl is sehr spät in Schul kommen. Man hat gesagt, ich muß vergessen haben, ihn aufzuwecken. Wart', hab ich mir gedacht, heut sollt ihr zeitlich kommen, un geh hin mit der Latern an das Fenster un klopf eine Weile. Sehr kalt war schon gestern in der Nacht, aber ich bin gestanden un hab wieder geklopft, bis er sich hat angemeld't. Nach einer Weile klopf ich wieder. Ich hör' schon! ruft er heraus. Ich aber hab hinein geschrieen: Verzeihen Sie mir, ich geh nit weg, bis ich seh Licht machen, un bis Sie herkommen zum Fenster ganz angekleidet zu gehen. Darauf hab ich keine Antwort bekommen un alles is still geblieben un finster. Nach einer Weile klopf ich wieder. Muth hab' ich gehabt, weil es so finster war, un ich ihn nit gesehen hab. Endlich aber is drin Licht geworden un der Rosch hakohl is vor mir gestanden am Fenster. Wie ich ihn ersehen hab angekleidet so wie gewöhnlich, bin ich doch ganz gewaltig erschrocken un hab erst eingesehen, was ich gethan hab. Er aber hat gelacht, daß ihm der Bauch geschüttert hat: Bist jetzt zufrieden, Beerl? hat er gesagt; brav von Dir, daß Du's so gut mit mir meinst, jetzt kannst Du weiter gehen. — Nachmittag hat er mir

---

[1]) Verzeiht. [2]) Hier: Freigeistern.

geschickt zehn Gulden Roschhaschonohgeld. Nu? hätt' das ein anderer gethan?"

„Ja, was wahr is, is wahr," entgegnete R. Salman. „Herz hat er, ein gutes Herz, aber was hat man damit? Ein Jud muß man sein."

„Nu, ein gar guter Jud is er einmal nicht," sagte der Chasan. „Hört nur, was er die Woche gesagt hat. — Bei meinem Nachbar Süßkind wohnt schon lange eine Witwe mit einem Kind, un das Kind is nun schon über einen Monat sehr krank. Auf Schabbes is nun Süßkind aus dem Dorf heim kommen, un hat der Witwe die Wohnung gekündigt. Sie hat geweint, sie kann sich mit dem kranken Kind jetzt nit helfen, er soll sie lassen, bis es wird gesund sein. Er hat aber nicht wollen un so sin sie Sonntag um ein Urtheil zum Rosch hakohl gegangen. Das Weib hat gleich angefangen zu weinen, un hat vorgebracht, wie sie schon drei Jahre bei Süßkind wohnt, un nun ihr Kind krank is, will er sie aus dem Zimmer werfen, un sie kann sich jetzt nit helfen. — Süßkind aber hat gesagt, er kanns nicht zusehen, wie sie wegen dem kranken Kind mechallel Schabbes [1]) is, un wenn sie auch recht dabei hat; aber wenn er auf Schabbes nach Haus kommt, will er auch eine ehrliche Schabbesstube haben. Er plagt sich so die ganze Woche im Dorf un muß leben bei Brod un Wasser in Oesterreich, kann nicht einmal ein Bißl Wein haben, denn Gott soll ihn hüten, daß er Nessach [2]) trinken möchte. — Wie er das hat gesagt, is der Rosch hakohl aufgestanden und seine Augen haben geglänzt und gefunkelt wie feurige Kohlen und die Hand hat er dem Süßkind auf die Schulter gelegt und hat zu ihm gesagt: Süßkind! trinkt ihr ja Nessach, aber — ein Mensch muß man sein! — — — Und dabei ist es geblieben."

„Schmah Jisroel!" schrie R. Salman, „er soll ja Nessach trinken?! Ich sags ja beständig, in dem Menschen steckt keine jüdische Ader."

Es war inzwischen dunkel geworden, und es nahte die Zeit des Nachtgebets. Und in der Gasse entsteht nun Gedränge und

---

[1]) Entweihen. [2]) Den Juden war schon zu den Zeiten der Römer und auch früher schon aller Wein verboten, von dem nur der Verdacht möglich war, daß damit eine Libation vorgenommen worden sei. Die Strengfrommen scheuen daher noch immer Wein zu trinken, sobald sie nicht die Gewißheit haben, daß dieser vom Juden gekeltert wurde.



Tumult und der Ruf: „Guten Jomtow!" ertönt von allen Seiten, einzeln und in Chören, und er wollte nicht enden. Man drückt sich und schiebt sich, um Platz zu schaffen dem Raw, der quer über die „Gasse" herüber kommt, um, als der Frömmste der Frommen, auch der erste in der Synagoge zu sein. Der hat nun auch links und rechts zu danken, und rechts und links zu grüßen, und es wird erst wieder ruhiger in der „Gasse", als er an unserer Gruppe vorüber in die Synagoge ging. Auch von dieser tönt ihm ein lautes einstimmiges „Guten Jomtow" zu.

Das dumpfe Getöse, das Gesumme und Gemurmel, wie es von der bewegten Menge in der „Gasse" zum Vorplatz der Altschul heraufdrang, hatte jedoch nicht lange gedauert, als es nun eine ernstere Unterbrechung erfuhr. Irgend eine Erscheinung, die von oben her heranzog, nämlich von der „Brünner Straße" aus, lähmte alles Leben in der Menge, es ward mit einem Male tiefe Stille, Alles blieb stehen und Aller Köpfe waren nach einem Punkte hin gewandt, und wie von selbst öffnete sich und ohne Rumor eine Gasse in der Menge und herankam in ernster, hoher Würde — der Rosch hakohl. Eine imposante Erscheinung! Der Dreimaster sitzt so herrlich auf der reichen Perücke und diese paßt so vollkommen diesem Gesichte voll Ernst und Feierlichkeit und dieser hohen denkenden Stirn. Diese heiteren Augen geben seinen Zügen einen freien männlichen Ausdruck — er schaut in's Leben mit offenem Visir! — und seine selbstbewußte, vielleicht etwas gebieterische Haltung bekundet geistige Ueberlegenheit. Das ist der Mann, dem sie weichen, die gedrängten Massen, — kein Gruß wird gehört, kein Laut stört die tiefste Stille. Alles schaut auf ihn. Fürchten sie wohl diesen Mann? — oder ist das Ehrfurcht? — ich glaube beides. Er kömmt nun auch auf den Vorplatz der Synagoge. Die fünf Männer waren schon aufmerksam geworden und wichen nun bei seinem Kommen ebenfalls zur Seite. Aber aus R. Salmans Augen blitzte Feuer, denn sein früherer Zorn war durch den Anblick des Gegenstandes seiner Besprechung mit erneuter Heftigkeit rege und durch den instinctartigen Zwang, ihn niederzukämpfen, bis zur Wuth gesteigert worden. Kaum hatte daher der Rosch hakohl die Schwelle überschritten, als er sich Luft machen mußte: „Jimach Sch'mo!" schrie er, „nicht ein Tropfen jüdisch Blut rinnt in seinen Adern, er ist ein Poscheh Jisrael!"

Es war umsonst, daß ihm die andern winkten, wie leicht

konnte ihn der Rosch hakohl nicht hören? — und siehe! zum Entsetzen der ganzen Gesellschaft trat dieser wieder aus der Synagogenthür hervor. Scheu und verwirrt wichen sie vor ihm zurück, auch R. Salman; nur murmelte er dabei in den Bart vor sich hin, was? wußte gewiß er selbst nicht. Der Rosch hakohl aber stand da mit gekreuzten Armen und gesenktem Haupte, und sah die Gruppe lange an, jeden einzeln; und ohne aufzusehen fühlte die Jammergestalt R. Salmans seinen Blick wie Glut auf sich brennen — es war eine peinvolle Pause. — Plötzlich raffte sich der Rosch hakohl auf und stolz und gerade stand er da, und mit einem Tone, in dem eine fürchterliche Entschiedenheit lag, herrschte er dem Schames zu: „Morgen drei Uhr wird Kohl [1]) sitzen." —

Und man strömte in die Synagoge, denn es war Nacht.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am zweiten Tag des Festes Schlag drei Uhr war Kohl versammelt. Niemand wußte zu welchem Zwecke. Es war eine lange stürmische Sitzung. Vermuthungen, Befürchtungen wurden laut; es hieß, die Sitzung solle morgen wiederholt werden; man munkelte Allerlei; am meisten ging das Gerücht herum, der Rosch hakohl wolle sein Amt niederlegen. Andern Tages wurde die Sitzung wiederholt, der Rosch hakohl kam nicht. Man schickte in's Haus, da hieß es: er sei Früh schon nach Wien abgereist.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Tage nachher lief die entsetzliche Nachricht durch die Stadt: Der Rosch hakohl, Moscheh Beck habe sich in Wien — vom Judenthume losgesagt! Wie mag da R. Salman triumphirt haben!

III. Moscheh Beck.

Eine Zeit gab's im Judenthum (sie ist nicht mehr), wo die Gotteslehre mit Eifer und Liebe gepflegt, gelehrt und geübt ward; — sie ist nicht mehr!

---

[1]) Der Gemeinderath.

Von den alten Klageliedern, an denen das jüdische Volk so reich ist, beginnt eines unter bekannten schwermuthvollen Klängen:

Die Gottesstadt, sie ist gefallen,
Der Tempel und die heil'gen Hallen,
Die Stämm' in Feindes Land zerstieben,
Uns ist die Thora einzig nur geblieben.

Und sie galt ihm auch als kostbarer Schatz, den es ja gerettet, bewahrt und mit dem Leben vertheidigt aus aller Bedrängniß so vieler Jahrhunderte, in jeder Lage, gegen jeden Angriff. Sie gab ihm ja Trost und süße Verheißung und geistige Nahrung.

Israels Reich war ein eigenthümlicher Bau. Staatsverfassung und Reichsverwaltung und Reichspflege, und was sonst ein Staatsleben bedingt, waren integrirende Theile der Religion, deren Ausübung zum großen Theil an Palästina's Boden geknüpft.

Israels Reich ist todt — — aber nur der Leib modert, das Land und das politische Sein. Seele ist ihm das Gesetz der Thora, und diese lebt. „Nicht im Himmel ist sie, auch nicht jenseits des Meeres, sondern im Herzen und in dem Munde der versprengten Träger der Nationalität ist sie niedergelegt, als Unterpfand, daß sie dereinst wiederkehre in den Leib — um die Zeit, wenn die Todten auferstehen!" Und darum lebt das geistige Volksthum in der Judenheit noch fort — unzerstörbar.

Eine sinnige Mythe erzählt, daß die Priester, die Träger der Gesetzeslade, auch wieder von dieser getragen wurden über Abgründe hinweg und schäumende Fluthen! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, war eine solche der gänzlichen, blinden Hingebung des Juden an das Wort der Lehre; eine Zeit des äußern Druckes, der namenlosesten Schmach von Außen, die ihn aber eben an seine Vergangenheit und an seine Zukunft wies, daß er sich über die Gegenwart tröste; Erinnerung und Hoffnung sollten ihn die Wirklichkeit vergessen machen. An beiden war er reich, durch beide war er groß, war er stolz auf seine Nationalität; und die Spenderin dieser beiden Schätze, die Thora, liebte er und verehrte er, und dankbar versöhnte er sich mit ihrer Strenge, und in kindlicher Pietät hielt er ihrer wichtigsten die geringste Vorschrift gleich heilig, und ein Verächter einer solchen war ihm schon ein Greuel, ein Sünder an Gottes Wort, ein Verräther an der Gesammtheit des Juden-

thumes, die ja mit der Thora steht und fällt, ein Nicht-Patriot, ein Verbercher an Israel — ein Poscheh Jisroel.

Und Moscheh Beck kehrt seinem Vatervolk den Rücken, geht hin, und bekennt sich zum herrschenden Cultus! Warum?

Niemand wußte es; niemand fragte darnach. Entschuldigen konnte ihn ja doch nichts, gar nichts. R. Moscheh Beck hatte ehemals seiner ungewöhnlichen Kenntnisse, seiner geistigen Ueberlegenheit, seiner Stellung, so wie auch seines Reichthums wegen eine ausgezeichnete Hochachtung genossen. Er hatte für einen wackeren, echten Juden gegolten. Man hatte zwar seine Eigenthümlichkeiten in manchen Glaubens- und Gewohnheitssachen mißfällig bemerkt, aber doch hielt ihn die Menge nur für einen Sonderling. Nur wenige ahnten Vieles, und wollten tiefer gesehen haben. Jetzt sah man ein, auch früher eine viel zu günstige Meinung über ihn gehabt zu haben. Man hatte sich wohl in ihm geirrt. So ist der Mensch und sein Urtheil über den Nächsten stets geneigter zum Verdammen. Ueber ihn ward der Stab gebrochen.

Wenige Jahre gingen vorüber und er war für die jüdische Mitwelt vergessen und verschollen. Uns aber ist es gelungen seine Spur wieder aufzufinden, geleitet durch zwei Ereignisse, die zu Preßburg Aufsehen erregten im Jahre 1790.

Die Preßburger Judengemeinde zählte nämlich auch ein Mitglied, das sich seit je von aller Gemeinschaft mit seinen Brüdern fern gehalten hatte. Es war dies ein reicher Banquier, den man schon gekannt hatte, da er noch im Geschäfte seines mehr geachteten Vaters als Theilnehmer eine untergeordnetere Rolle spielte. Dieser aber war vor vielen Jahren gestorben, und der Sohn hatte ein eigenes Hauswesen begründet nicht im Judenviertel. Von da an kam er auch äußerst selten in die Synagoge, lebte außer dem Gesetze und außer der Gemeinde. Von ihm kränkte dies sehr, denn er war reich; aber man mußte es ihm nachsehen, denn er war sehr reich. Jedoch mit der Zeit gewöhnte man sich daran. Er war wenig gesehen, wenig vermißt, wenig genannt, doch allbekannt unter seinem Vornamen Herr Gustav.

Es war im Sommer 1790 als sich die Neuigkeit verbreitete, Herr Gustav wolle Christ werden. Dergleichen war damals noch nicht so gewöhnlich wie in neuern Zeiten, es war dies damals wirklich noch ein Ereigniß, und gab also Stoff zu vielem Gerede. Doch wurde dies bald aus dem Munde des Volkes verdrängt, noch bevor es erschöpft war durch ein anderes.

Allsabbatlich hielt R. Meir Isserls Vorträge in seiner Wohnung über Talmud und einschlagende Fächer für jene Gemeindeglieder, die in der Woche den Weltgeschäften nachgehen mußten, und nicht Zeit, endlich auch nicht die Fähigkeit behielten, allein zu „lernen". Auch mehrere andere jüdische Gelehrte thaten dies. Da fanden sich denn auch gewöhnlich außer den Zuhörern noch andere Gäste ein, Schnorrer [1]) nämlich, die auf den Hunger der anwesenden Hausväter oder auf ein glückliches Citat speculirten, und auch gewöhnlich ihren Tisch fanden. Es war am traurigsten Sabbat des Jahres, am Sabbat vor der jährlichen Trauerfeier des zerstörten Jerusalems. R. Meir nahm auch hievon Anlaß die Ordnung der Vorträge diesmal zu unterbrechen, um über die Gelegenheit zu sprechen. Er begann also eine Erörterung und Verhandlung über die Frage, ob die Mücke, die im Hirne des Titus doch eigentlich ein Vogel geworden war mit eisernen Klauen und eisernem Schnabel, ob diese Mücke ein Geschöpf der Gegenwart gewesen sei, was nicht anzunehmen ist, da die Schöpfung schon abgeschlossen sei, oder ein reservirtes Geschöpf seit der letzten Stunde der sechs Schöpfungstage, gleich mehreren ähnlichen Dingen, die da aufgezählt werden in den Pirke Abot; wobei man nun staunen und fragen müsse, warum diese Mücke nicht mitgezählt worden sei. Vermuthlich wäre die Abhandlung über diesen interessanten Gegenstand witzig und geistreich geworden. Aber da saß an der Thüre in mehr als bescheidenem Aussehen ein Schnorrer, ein verfallener Greis von vielleicht 60 Jahren, der mit Querfragen und Widerspruch in sehr bitterem gereizten Tone, zur größten Ueberraschung der ganzen Versammlung, dem Rabbi hart zu Leibe ging, und ihn endlich in die grausamste Verlegenheit stürzte, weil er ihm das luftige Gebäude seiner Sophistik schmählich über den Haufen warf. Wie kommt doch so ein Schnorrer dazu? Man war es nicht gewöhnt, unter diesem Gelichter auch Gelehrte zu treffen. Aller Köpfe waren nach ihm gewandt, Aller Augen hafteten auf seiner gedrückten Gestalt, auf seinen blitzenden schwarzen Augen. Nun stand er auf: „Verzeihen Sie mir, Rabbi!" sagte er, „legen Sie es nicht für Vermessenheit aus, daß ich mich unterfange, in Ihrer Gegenwart Etwas zu sprechen, was mir so jetzt auf dem Herzen ist. Bei uns heißt es ja: Eldad und Medad predigen im Lager." Und nun begann er in heißer, begeisterter

[1]) Bettler.

und hinreißender Rede zu sprechen über den tiefen Fall, an dem wir noch kranken schon seit zwei Jahrtausenden, und von der Hoffnung des Moschiach, und beleuchtete auf so glänzende Weise schöne und schwierige Stellen, sprach zum Herzen nicht weniger als zum Verstand, bis er erschöpft wieder zurücksank auf seine Holzbank an der Thüre Es war mittlerweile die Mittagstunde vorübergegangen, man hatte d a r a n, man hatte an Alles vergessen. Still und erschüttert verlor sich nun die Menge, neugierige und ehrfurchtsvolle Blicke auf den fremden „Schnorrer" werfend. Auch dieser wollte sich nun entfernen, still wie er gekommen. Aber da trat R. Meir an ihn heran und bat ihn sehr bescheiden, ob er ihm nicht die Ehre geben wollte, an seinem Tische fürlieb zu nehmen. Der Schnorrer sah ihm ernst und aufmerksam in's Gesicht: „Im Talmud heißt es," sagte er nach einer Pause: „viele wollen und können nicht (freigebige Gastfreundschaft üben), und die da können, wollen nicht; du aber willst und kannst, also werde ich dein Gast sein." Wenn aber R. Meir geglaubt hatte, seine sehr rege Neugierde bei der Gelegenheit befriedigt zu sehen, so hatte er sich geirrt. Ein dumpfes brütendes Schweigen, welches der Gast beobachtete, und zugleich der tiefe Respect, den er gegen sich eingeflößt hatte, ließen es den guten R. Meir nicht wagen, durch Fragen zudringlich zu werden. Doch hoffte er noch auf den Sonntag, wo doch der Gast der Sitte gemäß gehalten ist, eine Dankvisite zu machen. Er kam auch wirklich; aber R. Meir, obgleich er mehr erfuhr, fand sich nichts weniger als befriedigt, im Gegentheil war er nur noch neugieriger geworden.

Nach den ersten gewechselten Worten der Höflichkeit nahm er den Gast in ein besonderes Zimmer. „Damit wir nicht gestört werden," sagte er. „Nehmt mir es nicht übel, Rabbi, wenn ich Euch um Euern Namen frage. Es ist mir, als thäte ich Unrecht, aber ich bitte Euch d'rum." Eine plötzliche Röthe und Blässe fuhr über die eisernen Gesichtszüge des Fremden, endlich zuckten seine Lippen in einem schmerzlichen Lächeln zusammen: „Warum fragst Du mich nach meinem Namen?" antwortete er mit den hebräischen Worten der Bibel. Seine Augen glühten und schweiften irr umher. „Ihr hättet mir das nicht thun sollen," fuhr er fort, „darauf war ich nicht vorbereitet; — ich kann Euch einige Namen nennen, die mir gehören," sagte er gefaßter aber hastig, „doch klingt für Euch keiner gut genug;" und wie im leichten Scherz fuhr er fort: „am besten ist's Ihr nennt mich Schlomo, das paßt

für mich.“ Und mit Kreide zeichnete er auf den Tisch die Worte der Bibel: „„„Ich, Kohelet war König in Jerusalem —““ „auch ist Aschmedai gekommen, und hat mich weggeschleudert. — — — Nun lebt wohl. Wenn ihr mich nicht versteht, ist's besser für uns beide.“ — Und er fuhr wie unsinnig hinaus.

Man kann sich das Erstaunen des guten Rabbi vorstellen über ein so unerwartetes Benehmen bei einer so unschuldigen alltäglichen Frage; und vollends diese Antwort. — Er stand lange da und wußte nicht, was er davon zu denken habe, bis es ihm einfiel: „Also wahnsinnig ist der Mann!“ — Er war nicht neugierig mehr. —

Die ungewöhnliche Erscheinung eines so gelehrten Schnorrers war von der ganzen Gemeinde angestaunt worden, aber eben so schnell hatte sich auch die Sage von seinem Wahnsinn verbreitet, bereichert von mancherlei Zusätzen. Mit vieler Unverschämtheit deutete Groß und Klein unter einem scheuen Mitleid mit Fingern auf ihn, so oft er sich auf der Gasse zeigte. „Seht, dort geht er, der meschugene Schnorrer!“

Eines schönen Morgens trat in das Comptoir des Herrn Gustav ein alter Mann in sehr ärmlichem Anzuge. Einer der Schreiber mochte ihn für einen Bettler halten, und kam seiner Bitte mit einer Gabe zuvor. Der aber schob seine Hand wie verletzt zurück, und bat, man möchte ihm Gelegenheit schaffen, mit dem Chef selbst zu sprechen. Man schlug es ihm anfangs rundweg, nach vielem Dringen von seiner Seite unter Ausflüchten ab. Es war aber der Herr Gustav in einem Nebenzimmer allein. Der Bettler trat nun mit vieler Entschlossenheit vor. „Ich weiche nicht,“ sagte er, „bis ich mit dem Herrn gesprochen habe. Sie können Gewalt anwenden, wenn Sie sich dessen einem alten Manne gegenüber nicht schämen, aber wenn Sie mich nicht anmelden wollen, so geh' ich ungemeldet hinein. Habe ich doch in meinem Leben bei Ministern und öfters schon sogar beim Kaiser — Gott hab ihn selig — Audienz gehabt, und werde auch diesen Kaufmann zu Gesicht bekommen!“

Da war auch ein bejahrter Jude im Bureau, der nahm nun den Schreiber bei Seite. „Melden Sie ihn nur an, der verdient

einige Rücksicht, er ist wahnsinnig, Sie haben es selbst gesehen." Nach wenigen Secunden standen sich Herr Gustav und der meschugene Schnorrer gegenüber.

Sie standen eine geraume Weile stumm und gedankenvoll, der Schnorrer nahm zuerst das Wort: „Mein Herr! wenn Sie mir eine Stunde zu schenken geneigt sind, so erlauben Sie mir, dafür zu sorgen, daß wir nicht gestört werden," und er sperrte die Thüre ab. Herr Gustav ließ ihn gewähren. „Was wünschen Sie eigentlich von mir?" fragte er mit sichtbarer Befangenheit und banger Erwartung.

„Sie kennen mich nicht," antwortete der Fremde mit einem tiefen Ernst, „und müssen erst erfahren, wer ich bin. — Wann haben Sie mich denn schon gesehen? — Zuletzt am 9. Ab beim Grabsteine Ihres verewigten Vaters. Sie standen davor und äußerten eine tiefe Rührung, ich lag auf dem Hügel zur Seite in Gedanken versunken und achtete Ihrer nicht, bis mich das Geflüster der Umstehenden auf Sie aufmerksam machte, die ihr Erstaunen nicht verhehlten, Sie an einem heiligen Orte heilige Gefühle verrathen zu sehen. Ich stand auf, und nun bemerkte die Menge auch mich, und man wies auf mich, auf den meschugenen Schnorrer. Sie schienen damals von meinem Anblick frappirt, doch gingen Sie. Ich aber freute mich."

„Und wann haben Sie mich denn zuerst gesehen?" — Der junge Mann schien nachzusinnen.

„Erinnern Sie sich noch im Hause Ihres Vaters, da Sie noch ein Jüngling waren, erinnern Sie sich da noch Ihrer Begeisterung für die göttliche Poesie eines Jeschajahu? Haben Sie vergessen Ihre fromme Schwärmerei für das Judenthum und Ihren Schwur, den Sie damals thaten, mehr ihm als sich zu leben? Ihr Vater stand gerührt dabei, doch lächelte er ungläubig; Sie verdroß es, daß er lächelte. Haben Sie das schon vergessen, Herr Maienfeld? Können Sie den Mann nicht erkennen, der diese Welt Ihnen erschloß?"

„Um Gotteswillen! R. Moscheh Beck! Sie R. Moscheh Beck!" und er sprang zu ihm hin, drückte ihm warm die Hand, und zog ihn mit kindischer Freude zu einem Sitz hin. Es war die Eisrinde eines starren Egoismus durch die Erinnerung, durch

das Aufleuchten einer gefühlswarmen schönen Vergangenheit in diesem Augenblicke von seinem Herzen geschmolzen.

„Sagen Sie mir, lieber Herr Beck! womit, worin kann ich Ihnen dienen? Es muß Sie etwas Wichtiges zu mir führen; was wollen Sie eigentlich von mir?"

„Was ich will? — Sie dem Judenthume erhalten!"

„Und das wollen Sie? der Sie doch selbst —"

„Hören Sie mich an; ich war darauf vorbereitet, von Ihnen diesen Vorwurf zu hören; denn ein Vorwurf muß es mir sein, aus dem Munde eines jeden, der meine innere Geschichte nicht kennt. Also hören Sie. Ich war durch eigene Anregung schon zu dem festen Entschlusse gekommen, mir im Leben einen großen Wirkungskreis zu verschaffen, vornehmlich zum Besten meiner armen Brüder, der gedrückten Juden. Ich war zu diesem Entschlusse gekommen, noch eh' ich das Leben gekannt. Mit vollem Herzen, aber leerem Geiste kam ich nun in das Haus Ihres Vaters. Er zeigte mir das Leben, einen vollen üppigen Garten, ein Paradies, er zeigte mir aber auch Cherubim, die dem Genießenden mit warnendem Finger Schranken setzen: bis hieher und nicht weiter, mit warnendem Finger und nicht mit flammendem Schwerte, dies sei die Religion überhaupt. Nicht so die Religionen, die drohen schon mit flammendem Schwerte. Die jüdische sei aber durch den Fluch der Weltverhältnisse zur undurchdringlichen Schranke, zur enggezogenen Mauer geworden, die die Freiheit abschneidet, und alle Verbindung mit dem weitern Kreise. Ich war über diese Bemerkung traurig geworden, da zeigte er mir in dem eingehegten Garten einen hohen schönen Baum, der die andern alle weit überragte, und forderte mich auf, ihn zu erklimmen; dies that ich, er half mir dabei. Je höher ich stieg, desto weitere Aussicht gewann ich über die Schranken hinweg, und ergötzte mich an dem erhabenen Anblick, und vergaß darüber, daß ich noch innerhalb der Schranken sei. Ich war getröstet, beruhigt und befriedigt. Es war aber dies der Baum der Erkenntniß. Ihr Vater genoß von seinen verbotenen Früchten! Sie wollen noch weiter gehen. Der Baum hat Ihnen ein Jenseits gezeigt; das Anschauen genügt Ihnen nicht. Sie wollen es genießen, Sie wollen die Schranke überspringen!"

„Aber Sie **haben** es ja gethan!?“

„Hören Sie weiter. Ich sah von dem hohen Baume in den Garten hernieder, und alles erschien mir in neuem Lichte. Ich gewahrte zu den Füßen des Baumes meine Brüder und bemerkte, daß sie elend seien. Der Garten hatte Schönheiten genug für sie, sie kannten sie nicht. Er war Paradies trotz seiner Schranke. Sie bemerkten es nicht. Nur die Schranken sahen sie und fürchteten sie. Mich dauerten meine Brüder und ich dachte: helfen will ich euch, daß ihr auch erkennet die Schönheiten eures Paradieses. Ich will euch führen auf den Baum der Erkenntniß. Und ich verließ meinen herrlichen Aufenthalt und stürzte mich hinab in's Gewühl des Lebens.

Ich habe nun schon zu lange im Bilde gesprochen, doch hoffe ich, daß Sie mich verstehen. Es glückte mir, als Rosch hakohl an der Spitze meiner Gemeinde eine einflußreiche Stellung zu finden. Jahre lang war ich unablässig bemüht, allmälig einem neuen Geiste Bahn zu brechen. Jahre lang sah ich dem Mißlingen meiner Absichten zu. Ich hatte Geduld und Hoffnung. Ich wollte meine Leute erst still daran gewöhnen, und glaubte doch endlich durchdringen zu können. Da gewahrte ich einst, daß ich beim Pöbel, vielleicht meiner ungewohnten Bestrebungen wegen, als Poscheh Jisroel gelte. — Sie kennen die Bedeutung dieser Bezeichnung, und werden begreiflich finden, daß ich mit diesem Augenblick alle Hoffnung aufgeben mußte, auf diesem Wege nützlich werden zu können. Aber ich hatte in mir mein Leben meinem Volke geweiht, und ich mußte ihm es auch zum Opfer bringen. Confessionen waren mir nichts, heilig sind mir nur die Begriffe: **Nation** und **Religion**; und so ließ ich die Ceremonie über mich ergehen, ich ward Christ. Als solcher führte ich einen Namen, dem ich guten Klang und Bedeutung verschaffte. Sie kennen ihn, doch will ich ihn jetzt nicht nennen. Der Kaiser Joseph kam auf den Thron — man wird ihn einst den Großen nennen — und eine Menge weiser Verordnungen strahlten auch über die Finsterniß im Ghetto ihr Licht aus. Das war im Wesentlichsten auch **mein** Werk, das Werk meiner jahrelangen Bemühungen noch vor der Alleinherrschaft des großen Geistes, die Frucht großer Opfer und kluger Beharrlichkeit. Erlassen Sie mir für jetzt die Auseinandersetzung des Nähern, genug, wenn Sie mir glauben, daß ich als Ueberläufer in's feindliche Lager, ohne an diesem Verräther zu

werden, ein eifriger Vertreter des meinigen war, und nur auf diese Art sein konnte. — Ist das auch Ihr Fall?

Der Kaiser Joseph starb in diesem Jahre, eine neue Idee beherrscht das Reich; ich kann nicht nützen mehr, und kehre nun zu meinen Fahnen zurück, unerkannt. — Sie sehen mich. Für mich habe ich keinen Vortheil darin gesucht! Ist das auch Ihr Fall?

Ernstliche Reue hat mich nie gequält, wenn auch öfters Sehnsucht nach der alten Zeit, und Schmerz über manchen Zwang, den ich mir auferlegen mußte. Reue nie; denn ich konnte immer den Schritt ungeschehen machen, nur hielten mich Rücksichten des Zweckes, der mich darauf gebracht. Jetzt habe ich ihn ungeschehen gemacht. Ich brauchte blos mich bürgerlich zu tödten. Ich gehöre Niemanden an, als meiner großen Familie, dem Judenthume, die mich wieder aufnimmt, so lange sie meinen Namen nicht weiß. Freund! Vater! Ist das auch Ihr Fall?

Mein ungewöhnliches Leben hat ungewöhnliche Anstrengungen erfordert, ungewöhnliche Bekümmernisse und Gefühle haben mich gedrückt und überwältigt; ich lebe nicht mehr lange. Ich bin nun sterben gekommen auf heimatlichem Boden. Sie sind ein kräftiger junger Mann, und haben ein langes Leben vor sich; hüten Sie sich vor langer Reue! Sie haben ein ewiges Leben vor sich in Kindern und Kindeskindern; hüten Sie sich vor ewiger Reue, die Sie fühlen werden für Ihr ganzes künftiges Geschlecht!"

Hier stand der Greis auf, und nahm seinen Zuhörer bei der Hand.

„Antworten Sie mir nicht, ich weiß, Sie werden Jude bleiben. Ich gehe von Ihnen, und bin der meschugene Schnorrer wieder. Ich muß mich dieser Maske freuen, die mir das gütige Schicksal umgehängt hat, um unter ihr desto sicherer geborgen zu sein. Sie wissen mein Geheimniß, und ich bitte Sie, mich nicht zu kennen. Leben Sie wohl. Ich nehme Abschied von Ihnen für's Leben."

Herr Gustav Maienfeld saß noch, brütend, erschüttert, wie stumpfsinnig lange da; der Schnorrer war schon längst hinaus.

In Preßburg aber war wieder Stadtgerede im Ghetto. Niemand wußte es zu reimen, niemand konnte klug daraus werden. Der Herr Gustav hatte in einer Synagoge Sitze angekauft und hatte sie auch am Neujahrstage benutzt. Also mußte es wohl leeres Geschwätz sein, daß er sich wollte taufen lassen? wahrscheinlich!

An einem Nachmittage des Spätherbstes im selben Jahre folgte ein starkes Geleite in traurigem Zuge einer Todtenbahre. „Wer kommt das zu Kwure?“ [1]) fragte ein Dorfgeher, der sich dem Zuge anschloß. Der Angesprochene gab ihm die düstere Antwort: „Secher Zaddik liwrocho! [2]) der meschugene Schnorrer.“

---

[1]) Kwure, Begräbniß. [2]) „Das Andenken der Gerechten sei gesegnet!“ eine Formel, die man nur bei ausgezeichneten Personen anwendet.

Inhalts-Verzeichniß.

